Kirchengeschichte für Haus und Schule.

Kirchengeschichte

für

Haus und Schule.

Von

Dr. Albert Wippermann,
Pfarrer zu Mohorn bei Tharandt.

Zugleich Commentar zu des Verfassers
„Grundriß der Kirchengeschichte.“

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Grimma,
Verlag von Gustav Gensel.
1877.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Geschichte der christlichen Kirche ist eine fortlaufende Erfüllung göttlicher Weissagungen. Darin liegt der Weg vorgezeichnet, welchen ihre Darstellung einzuschlagen hat. Von den wechselnden Bildern menschlichen Strebens und Ringens werde der Blick hinaufgelenkt zu Dem, der „zunichte macht der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker“ (Ps. 33, 10). Solche Wahrnehmung erbaut und erhebt das Herz, versöhnt auch mit den unausbleiblichen Kämpfen innerhalb der Christenheit und macht das Urtheil fest und doch mild.

Aber schwer ist es, aus dem reichen Stoff die rechte Auswahl zu treffen. Schwer ist es auch, da die Wahrheit festzustellen, wo die Quellen dieser Wahrheit ungenau oder unverbürgt sind. Indem ich ausschied, was sich als unwahr erwiesen hat, ingleichen was mehr der weltlichen Geschichte als der des Reiches Gottes angehört, versuchte ich jene Schwierigkeiten zu überwinden. Die erstrebte Treue der Schilderung ließ es zweckmäßig erscheinen, geeignete Stellen aus den Werken der Vorzeit aufzunehmen, auf daß darin die vergangenen Zeiten selbst zu dem Leser reden möchten.

Die Anordnung und die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte schließen sich an meinen „Grundriß der Kirchengeschichte“ an, wozu diese Blätter einen Commentar zu bilden bestimmt sind. Damit glaube ich den Anstalten einen Dienst zu erweisen, in welchen jenes Büchlein eingeführt ist.

Grimma, im März 1862.

Dr. **A. Wippermann.**

Vorwort zur zweiten Auflage.

Wenn auch die zweite Auflage des vorliegenden Werkes der ersten an Seitenzahl nachsteht, indem zur Erleichterung der Anschaffung eine Aenderung in der ursprünglichen Ausstattung räthlich schien, so sind doch die-

jenigen Verbesserungen und Zusätze nicht unterlassen worden, die sich als nothwendig ergaben. Die Geschichte der Gegenwart ist indessen mit jener vorsichtigen Zurückhaltung behandelt worden, welche — zumal in erregter Zeit — bei Erwähnung noch nicht abgeschlossener Erscheinungen Pflicht des Darstellers ist.

Je mehr in unseren Tagen die Kirche als eine streitende und zugleich sich bauende dasteht und zu solchem Streit und Ausbau auch die Glieder der Gemeinde aufruft, desto mehr tritt an jeden Gebildeten die Nothwendigkeit heran, mit der Entwicklung des Reiches Gottes sich bekannt zu machen und hierdurch Klarheit und Verständniß zu gewinnen für die tiefgreifenden Fragen, welche augenblicklich auf allen Gebieten des christlichen Lebens die Geister bewegen. Möchten durch Gottes Gnade auch diese Blätter ihr Scherflein dazu beitragen, solche Klarheit und Erkenntniß in heilbringender Weise zu fördern.

Mohorn, im Mai 1868.

Dr. **A. Wippermann**, P.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die bei den zwei ersten Auflagen dieses Buches beobachteten Grundsätze sind auch für die gegenwärtige maßgebend gewesen. Auch die Eintheilung des Stoffes nach Perioden und Abschnitten ist die frühere geblieben, wie dies schon der nothwendige Anschluß an den vom Verfasser herausgegebenen „Grundriß der Kirchengeschichte" erforderte. Wohl aber ist aus der reichen Fülle der gegenwärtigen kirchlichen Bewegungen und Ereignisse Alles ausgewählt und aufgenommen, was dem Zweck des Werkes zu entsprechen schien. Und so mögen diese Blätter mit Gott wiederum ausgehen, neue Freunde gewinnend und der heiligen Sache des Glaubens dienend.

Mohorn, im Juni 1877.

Dr. **Albert Wippermann**, P.

Inhalt.

Einleitung.

§. 1.

Von der Kirche.

Unser Herr Jesus Christus vergalt einst ein eben so tiefes als fröhliches Bekenntniß des glaubensmuthigsten unter seinen Jüngern mit dem Wort: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.) Solche Rede zeigt klar, wie der Herr die Gründung eines geordneten Vereines beabsichtigte. Denn er will nicht, daß die Seinen einsam dahingehen und ein Jeglicher nur auf seinen Weg sehe. Vielmehr sollen sie eine Gemeine bilden, in welcher Einer des Andern Stütze ist. Diese Gemeine nennt er seine Gemeine, weil er sie mit seinem heiligen, theuern Blute erworben hat und gewonnen zu seinem Eigenthume. Zu ihr gehört, wer an den Herrn glaubt. Der Glaube aber erweis't sich darin, daß man dem Gebot des Herrn unterthan ist. Die Gesammtheit nun der dem Herrn im Glauben Dienenden heißt die Kirche. Der Name wird entweder von dem griechischen Kyriakē oder dem altenglischen cyrch abgeleitet, davon das erstere Wort so viel als Haus des Herrn und das andere einen Versammlungsort bedeutet. Und mit einem Gebäude vergleicht auch Christus seine Gemeine, wenn er sagt: Ich will bauen. Weil aber der Christ der Welt und der Sünde abgestorben ist, wird die Kirche im dritten Artikel eine heilige Kirche und eine Gemeine der Heiligen genannt. Auch heißt sie in der christlichen Sprache zuweilen Zion und das rechte Israel, weil alle dem alten Bundesvolk gegebenen Verheißungen auf sie übergegangen sind. „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums.“ (1. Petri 2, 9.) Wenn endlich Christus verheißt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen,“ so ist damit eine Weissagung ausgesprochen, von deren Erfüllung alle Jahrhunderte Zeugniß geben.

Diese Gemeine wird auch das Himmelreich genannt. Der sie baute, kam ja vom Himmel. Vom Himmel aus regiert er sie, seitdem er wieder aufgefahren ist gen Himmel und sich gesetzt hat zur Rechten Gottes. Nach ihm ist der Seinen Blick und Gang gerichtet, also daß sie in der Welt, doch nicht von der Welt sind. So ist ihr Leben auf Erden schon ein Wandel im Himmel. Der Glaube ist es, der das wirket. Der Glaube ist das unsichtbare und doch aller Erdenmacht Trotz bietende Band, das sie an ihren himmlischen König knüpft. Er ist auch das Band, das sie unter einander verbindet und Einheit und Gleichheit hervorruft. Denn von Natur sind sie allzumal Sünder, aber durch den Glauben sind sie gerecht geworden. So sind sie Ein Reich und Volk unter Einem König und Haupt. Dazu reden sie eine andere Sprache, als die Welt redet. Denn der Christ nennt Gottes unverdiente Gnade, was die Welt zufälliges oder selbstgeschaffenes Glück heißt. Er nennt Gottes Züchtigung, was die Welt Unglück heißt. Er redet von Sünde und Buße und Wiedergeburt, was der Weltsprache unbekannte Worte sind. Endlich hat das Himmelreich seine eignen Sitten und Ordnungen und in dem Evangelium sein Reichsgrundgesetz. Und indem kraft solcher Ordnung Boten ausgehen zur Bekehrung der Heiden, indem im Schoße der Christenheit die Kindlein schon durch Taufe und Erziehung dem Heiland zugeführt, die Alten durch die Predigt und das Sacrament des Altars in der Gemeinschaft ihres Erlösers erhalten und alle Lebensverhältnisse durch eine heilige Zucht geweiht und verklärt werden, verwaltet und erfüllt die Kirche ihr großes Amt als Haushalterin über Gottes Geheimnisse und Führerin zur Gottseligkeit. In dieser ihrer Arbeit erfährt sie immerdar das verborgne Wirken des heiligen Geistes, der ihr verheißen und gegeben ist. Was aber also auf Erden in Schwachheit begonnen ist, wird im Himmel sich einst herrlich vollenden, wo die streitende Kirche zur triumphirenden wird.

Auf Erden ist sie die streitende. Sie streitet gegen Alles, was wider Gott ist außer ihr und in ihr. Denn auch ihre Glieder sind sündige Menschen, können irren und haben geirrt. Darum hat ihr der Herr zu allen Zeiten Männer gesendet, die wider den Irrthum stritten und von der Wahrheit zeugten. Nicht immer zwar haben sie den Irrthum überwunden; dann schieden sich von einander, die der Wahrheit und die dem Irrthum anhingen. So spaltete sich die eine christliche Kirche in einzelne Kirchen, die nicht selten einander feindlich gegenüberstanden. Wer über solche Spaltung trauert, tröste sich des Gedankens, daß all' diese Kirchen den Namen des Herrn anrufen und auf das Evangelium sich gründen. Und ob auch das Licht dieses Evangeliums in einzelnen Kirchen noch verhüllt ist durch äußerliche Satzung oder eingerissene Unwissenheit, es ist doch da und mag einst siegend hervorbrechen zu seiner Zeit. Und in allen Kirchen vermag der Geist Gottes Herzen zu erwecken, daß sie auch bei unvollkommener Erkenntniß doch ihre Zuversicht gläubig auf den Herrn setzen. Darum heißt uns der dritte Artikel mitten unter aller Spaltung und Zwietracht der

Christenheit getrost sprechen: „Ich glaube Eine heilige christliche Kirche.“ Mit Recht wird diese Gesammtheit der wahrhaft Gläubigen als ein Gegenstand des Glaubens bezeichnet, da kein äußerlich erkennbares Band sie vereint. Vielmehr bildet sie als die unsichtbare Kirche den verborgenen geistlichen Kern und Halt der sichtbaren Kirche, welche alle Getaufte und damit freilich auch viele abtrünnige und todte Glieder umschließt. — „Wo aber das Evangelium rein gepredigt wird und die Sacramente laut des Evangelii gereicht werden“ (Augsb.-Conf. Art. VII.), da ist die vollkommenste Gestaltung der Kirche. Und in diesem Sinne ist die lutherische Kirche die wahre Kirche.

---

§. 2.

Von der Kirchengeschichte.

Die Vergangenheit ist Lehrerin der Gegenwart. Darum ist es dem Christen gar heilsam, fleißig die Geschichte der Kirche zu betrachten, die Anhang und Fortsetzung ist zur evangelischen Geschichte. Der Glaube wird gewisser, wenn er fort und fort die alten Weissagungen sich erfüllen sieht. Der Muth zur Arbeit für das Reich Gottes wird fröhlicher, wenn uns die vergangenen Siege dieses Reiches über alle Widersacher und Hemmungen entgegentreten. Der Schmerz um kirchliche Nothstände wird milder, wenn wir gewahren, wie hoch über aller Schwachheit und Thorheit der Erde majestätisch die Allmacht und Weisheit Gottes waltet. Das eigne christliche Bewußtsein wird gehoben und gestärkt durch den Gedanken, im Glauben und Wirken verbunden zu sein mit tausend und aber tausend Christen der Vergangenheit und Gegenwart. Darum danken wir billig dem Herrn, daß er kundigen Männern Herz und Hand gegeben hat zur Aufzeichnung seiner großen Thaten.

Die ersten Siege und Leiden der Kirche hat Lucas in seiner Apostelgeschichte einfach und ergreifend geschildert, wie es der heiligen Schriftsteller Weise ist. Nach ihm unternahmen es einzelne Christen, die von ihnen selbst geschauten und durchlebten Schicksale der Gemeinden niederzuschreiben, doch sind von ihren Schriften nur Auszüge und Bruchstücke bis auf unsere Zeit gekommen. Als aber in den Tagen Constantins des Großen das Christenthum zur Herrschaft im Römerreich gelangt war, da fühlte sich der gelehrte Bischof Eusebius von Cäsarea in Kleinasien († 340) getrieben, die Kunde von solch' gewaltigem Umschwung der Verhältnisse auf die Nachwelt fortzupflanzen. Hierzu war er um so mehr befähigt, da er Kaiser Constantins persönlicher Freund und in alle kirchlichen Bewegungen jener Zeit verflochten war. So schrieb er denn zwei Bücher, davon das eine die Geschichte der Kirche bis zum Jahre 324 erzählt, das andere eine Lebensbeschreibung Constantins enthält. Bei letzterem Werke

hat wohl hier und da mehr ein dankbares Herz als ein strenger Wahrheitssinn die Feder geleitet; das erstere aber ist ausgezeichnet durch treue und kunstlose Darstellung, in welche nicht selten auch öffentliche Urkunden und Berichte von Augenzeugen aufgenommen sind. So hat Eusebius die Geschichte der Kirche zuerst in wissenschaftlicher Durchführung dargestellt, daher man ihn wohl den Vater der Kirchengeschichte genannt hat. Sein Beispiel erweckte vielfache Nacheiferung, deren Frucht manche treffliche Schrift war. Bald aber theilte die kirchliche Geschichtschreibung den allgemeinen Verfall der Wissenschaft. Leichtgläubig und von entfernteren Ereignissen wenig unterrichtet, dazu die Thatsachen gar wunderhaft ausschmückend, erzählen die mittelalterlichen Schriftsteller nur allzuoft unrichtig und mährchenhaft. Zuweilen werden sie auch durch falschen Eifer oder durch das Streben nach päpstlicher Gunst zur geflissentlichen Entstellung der Wahrheit verleitet. Da erfolgte die Verjüngung der Kirche durch Luther und verbreitete neues Leben über alle Zweige des christlichen Wissens.

Die evangelische Kirche verwarf die Satzungen des Papstthums und baute sich auf dem alleinigen Grunde des göttlichen Wortes, daher sie sich auch im Einklange mit der alten Christenheit wußte. Da war es nun nothwendig, zu zeigen, wie die römischen Irrthümer nicht aus der Zeit der Apostel stammten, sondern erst später ersonnen und in die Kirche eingedrungen waren. Darum unternahm der gelehrte Theolog Matthias Flacius († 1575) zu Magdeburg die Abfassung eines großen kirchengeschichtlichen Werkes, wobei etliche andere christliche Gelehrte ihn unterstützten. Wie reichhaltig das Werk ist, sieht man aus seinem Titel. Der lautet also: „Kirchenhistoria, darinnen ordentlich und mit höchstem Fleiß beschrieben werden die Geschichten der Kirche Christi, wo sie zu einer jeden Zeit gewesen, wie sie Verfolgung oder Frieden gehabt, was sie für eine Lehre geführet, was für Ketzer dawider getobet, was für Ceremonien darinnen sind gebrauchet worden, wie man ein Regiment darinnen geführet, was für Spaltungen und Concilien sich darin zugetragen, was für treffliche Leute darin gelebt, was für Wunderwerke sich darin begeben, was für Märtyrer gemacht, auch was neben Religion außer der Kirche gewesen, und was für Aenderungen im weltlichen Regiment entstanden, aus den fürnehmsten Geschichtsbüchern, auch der Väter und Anderer Schriften. Durch etliche gottesfürchtige Männer zu Magdeburg." Und da nun das Buch die ersten dreizehnhundert Jahre der Kirche umfaßt und darum auch in dreizehn Centurien oder Jahrhunderte eingetheilt ist, wird es die Magdeburger Centurien genannt. Vollständig erschien es im Jahre 1574.

Die katholische Kirche hätte die Darlegung der Centurien gerne entkräftet und setzte ihr darum eine Gegenschrift entgegen, die im Jahre 1588 erschien unter dem Titel: „Kirchengeschichtliche Jahrbücher." Der Verfasser hieß Cäsar Baronius und erhielt zum Lohne seiner Arbeit den Cardinalshut. Aber wie gelehrt und fein er war, hat er die Centurien doch nicht zu widerlegen vermocht.

Von der Zeit an gab es eine katholische und eine evangelische Kirchengeschichtschreibung. Die erstere blühte vorzüglich in Frankreich, wie denn die katholische Kirche Frankreichs eine freiere Entwickelung der Geister duldete und förderte. Die evangelische Kirche dagegen zählte vornehmlich in Deutschland viel treffliche Gottesgelehrte, welche die Geschichte der Kirche wissenschaftlich erforschten und bald auch in christlich-erbaulicher Weise darstellten, zur Lehre und zum Troste des Christenvolkes über die geistliche Noth der Zeit. In dieser Weise hat der größte unter den Kirchengeschichtschreibern der neueren Zeit, der Professor August Neander († 1850) zu Berlin, gelehrt und geschrieben.

Vorgeschichte.

§. 3.

Die Menschheit vor Christo.

Alle Creatur war sehr gut, da Gott sie geschaffen. Der Mensch aber als Gottes Ebenbild war das erhabenste unter den Geschöpfen der Erde. Seine Herrlichkeit schwand, als der Fluch der Sünde über ihn kam. Die Sünde wuchs und mit ihr der Herzen Finsterniß und Jammer. Doch klingen geheimnißvolle Weissagungen von einem künftigen Erlöser aus der Urzeit herüber zu den späteren Geschlechtern als ein trostreiches Erbe der Väter. Denn Gott will nicht den Tod des Sünders und hat die Sendung seines eingebornen Sohnes beschlossen, auf daß er das Verlorne suche und selig mache.

Nun aber tritt in der Welt des Geistes wie im Reiche der Natur keine Erscheinung unvorbereitet in das Leben. Auch das Kommen des Herrn Jesu Christi bedurfte einer Vorbereitung. Denn das verdüsterte Auge des Menschen mußte erst wieder empfänglich gemacht werden für das Licht des Himmels, ehe es die Klarheit des Gottessohnes zu schauen vermochte. Das Herz mußte erst mit einem sehnenden Verlangen nach einem Heiland erfüllt werden, ehe es den wirklich Erscheinenden gläubig und freudig begrüßen konnte. Wie aber Gott die Menschheit allmählich zur Aufnahme des Heiles vorbereitet und geschickt gemacht hat, das lernen wir aus der gesammten vorchristlichen Geschichte und insonderheit aus den heiligen Schriften alten Testamentes.

Diese göttliche Erziehung des Menschengeschlechtes schlug einen zwiefachen Weg ein. Auf der einen Seite ließ sie alle Heiden ihre eigenen Wege gehen, wie der Vater in jenem Gleichniß den verlornen Sohn. Die Heiden sollten die Lust der Erde genießen und jede menschliche Kraft und Tugend frei entwickeln

und ausbilden. Gerade hierin aber sollten sie die Nichtigkeit alles Irdischen und die eigne geistliche Ohnmacht erkennen und also zum Verlangen nach dem ewigen Heile geführt werden, so daß sie endlich der Träbern dieser Welt müde werden und sich aufmachen und wieder zum Vater gehen möchten. Andererseits aber erzog sich Gott in den Israeliten ein Volk des Glaubens, das die Kenntniß des lebendigen Gottes und die alten Weissagungen auf den kommenden Messias treu zu bewahren und wie ein heller Stern die Nacht der Zeiten zu durchstrahlen bestimmt war, bis daß Der kommen würde, der das Licht der Welt ist.

---

§. 4.

Das Heidenthum.

Nach der Sündfluth war das Hochland Armeniens die Wiege der Menschheit. Die Ströme des Landes waren die natürlichen Wegweiser zu den fruchtbaren Gefilden Mesopotamiens, wo die ersten Städte und Staaten entstanden. Da gedachten die Leute einen Thurm zu bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche. Denn sie sprachen: „Wir werden vielleicht zerstreuet in alle Länder.“ So haben sie nur noch eine dunkle Ahnung von Dem, was Gott ausdrücklich geboten hatte: „Füllet die Erde.“ (1. Mos. 1, 28.) Und selbst dieser Ahnungsstimme wollen sie nicht gehorchen. Diese Gottentfremdung aber ist das wesentliche Merkmal des Heidenthumes, als dessen Anfang man nicht mit Unrecht den Thurmbau zu Babel angesehen hat.

Da greift Gott selbst mit gewaltiger Hand hinein in das thörichte Beginnen der Menschen. Er verwirrt ihre Sprache und zerstreut sie in alle Länder. Das Geschlecht Japhets zieht nach Europa, die Kinder Hams bevölkern Afrika, nur Sems Nachkommen bleiben in der alten Heimath. Unter den letzteren findet sich noch eine Zeitlang hier und da der Glaube an den einigen Gott, wie denn noch in den Tagen Abrahams Melchisedek das Priesteramt „Gottes des Höchsten“ verwaltet. Aber allmählich verlöschen auch die letzten Spuren reinerer Gotteserkenntniß; tiefe Nacht legt sich über die Geister. Und doch ahnte und verlangte der Mensch den Schutz und die Huld eines Wesens, das da höher und mächtiger sei als er selbst. Unbekannt mit dem lebendigen Gott, betete er nun die Creatur an oder schuf sich eine Götterwelt in seiner Einbildung. So gewann das Heidenthum verschiedene Gestaltung je nach eines jeglichen Volkes Weise. Am rohesten war der Götterglaube der Kinder Hams, denen die Gottheit nur eine fernstehende furchtbare Gewalt war. Das Geschlecht Sems dagegen schaute nach dem Himmel als der Wohnung der Gottheit und ehrte die Sterne und hatte viel Traumdeuter und Seher; es glaubte doch an göttliche

Offenbarungen. Die Völker endlich aus Japhets Stamm ersannen sich eine Götterwelt, die der Menschen Lust und Last theilte und in ihrem Leben ein Abbild des menschlichen Lebens war. Aber wie lieblich und sinnvoll auch ihre alten Göttersagen klingen, das tiefe Bedürfniß der Herzen konnten sie nicht stillen. So kam das gebildetste Heidenvolk der Vorzeit zu der Ahnung, es müsse noch einen anderen Gott geben. Darum ward in Athen ein Altar erbaut mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gott." Das aber geschah zu der Zeit, da die Apostel das Evangelium predigten.

Jetzt hatte das Heidenthum den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Die edleren Heiden wurden Christen. Die aber in den Wegen des Irrthums blieben, sanken tiefer als je in Finsterniß und Schatten des Todes. Auf immer ist entschwunden jene geistige Frische, die das Heidenthum der Vorzeit auszeichnet. Die gegenwärtige Heidenwelt baut keine kunstreichen Tempel mehr; stummpfsinnig steht sie vor den riesigen Bauwerken der Väter. Sie hat keine Weisen mehr, die wie einst Confucius und Zoroaster die Erfahrungen des Lebens oder die Ahnungen ihres Herzens in sinnvolle Sprüche kleiden. Sie hat weder Künstler noch Dichter, die Natur oder die Gottheit zu verherrlichen. Alle Poesie scheint ihr genommen. Und was uns noch von der Natürlichkeit und Sitteneinfalt einzelner Heidenvölker — etwa der Indianer Amerikas — in Büchern erzählt wird, ist wohl anmuthig zu lesen, entspricht aber nicht der düsteren Wirklichkeit.

So verschieden ist die Gestaltung des Heidenthums vor und nach Christus.

Der Grundirrthum des Heidenthums ist die Unbekanntschaft mit Gottes Allmacht. Denn es kennt keinen Gott, der durch sein gewaltiges Wort die Welt aus dem Nichts hervorgerufen. Vielmehr lehrt es, das im Anfange ein Chaos oder Urstoff gewesen sei, woraus dann die Götter die gegenwärtige Welt gebildet hätten. Ebenso nennt es zwar die Götter im Allgemeinen heilig, aber in den Göttersagen erscheint jeder einzelne Gott von Sünde befleckt. Dennoch schließt das Heidenthum unverkennbare Ahnungen der Wahrheit in sich, die freilich bei den einzelnen Völkern in verschiedenem Grade entwickelt sind. Hierher gehört zuerst die eigenthümliche Erscheinung, daß unter den oft zahllosen Göttern der Heiden doch immer Einer der Höchste ist. Daran reihet sich die Erinnerung an eine selige Vergangenheit, wie sie uns in der Sage vom goldnen Zeitalter entgegentritt. Die Klage aber um das verlorne Glück begreift die Anerkennung in sich, daß die Menschheit durch die Sünde von Gott getrennt und in das Verderben gestürzt worden sei. Auch findet sich hier und da — vornehmlich bei den nordischen Völkern — die Hoffnung auf eine heilbringende Zukunft und die Vorstellung von einem einstigen Untergange der bestehenden Götterwelt. Alle diese Gedanken der Heiden erweisen sich als die verdunkelte Erinnerung an die göttlichen Offenbarungen der Urzeit und als eine gottgewirkte Hinweisung auf das Heil in Christo.

§. 5.

Israels Bestimmung.

Aus Sems Geschlechte erwählte sich Gott den Abraham, daß sein Haus eine Freistatt sei für den Glauben und er selbst ein Vater von vielen Gläubigen. Denn aus dem Hause Abrahams sollte ein Volk hervorgehen, das den Geist seines Ahnherrn in sich trüge und ein Volk des Glaubens wäre. Darum ward Abraham selbst von Gott mit wunderbarer Weisheit zu einem Manne des Glaubens erzogen. Zuerst muß er ausziehen aus dem Vaterhause und Vaterlande und ein Fremdling werden in fremdem Lande, auf daß er allein zu Gott sich halte und aller Versuchung zum Abfalle entgehe. Sodann enthüllt ihm eine Reihe göttlicher Offenbarungen den Reichthum der göttlichen Allmacht und Barmherzigkeit und führt ihn zu einer unbedingten Hingabe an Gott, die auch in schwerer Prüfung und im langen sehnsuchtsvollen Harren auf die Erfüllung göttlicher Verheißungen sich bewährt.

Denn es werden dem Abraham drei inhaltschwere Verheißungen gegeben. Die erste heißt: „Ich will Dich zum großen Volke machen." (1. Mos. 12, 2.) Die andere zeigt ihm das schöne Land seiner Wohnung als künftige Heimath seiner Enkel in den Worten: „Deinem Samen will ich dies Land geben." (1. Mos. 12, 7.) Darum heißt Palästina das verheißene oder gelobte Land, weil Gott es dem Abraham zum Eigenthum zu geben gelobt hat. Die dritte und höchste Verheißung lautet: „In Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden." (1. Mos. 12, 3.) So deutet sie aus weiter Ferne auf den kommenden Messias hin. Denn unter Abrahams Kindern ist Christus geboren. So lieblich aber auch jene Verheißungen in Abrahams Ohr tönen mochten, so war es doch nicht leicht, ihnen zu glauben. Abraham soll zum großen Volk werden und muß doch als Greis noch viele Jahre auf die Geburt des einzigen Sohnes warten, auf den jene Verheißung überzugehen bestimmt ist. Und wie kann das Land sein Eigenthum werden, das doch von einem großen und mächtigen Volke bewohnt ist? Auch hat er die Erfüllung dieses Wortes nicht mit Augen gesehen. Ebensowenig hat er die Vollendung der dritten Verheißung auf Erden geschaut, obwohl er sie ahnen konnte darin, daß er selbst schon für Viele zum Segen geworden ist. So ist sein Leben wie das Israels überhaupt ein Leben in Hoffnung. Aber der Glaube ist eben eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet. Und Abrahams Hoffnung ist gekrönt worden. Denn obwohl er hinweggenommen worden ist ein Jahrhundert nach jenen Verheißungen, sagt doch der Herr von ihm: „Abraham ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte. Und er sah ihn und freute sich." (Joh. 8, 56.)

Jene Verheißungen aber schließen die ganze Geschichte des Gottesreiches in sich und bezeichnen zugleich die weltgeschichtliche Stellung der Nachkommen Abra-

hams. In ihrer Mitte soll Christus erscheinen. Darum ist ihre Lebensaufgabe die Bewahrung des Glaubens an den lebendigen Gott. Denn wie können sie den Sohn aufnehmen, wenn sie nicht an den Vater glauben? Aus demselben Grunde müssen sie auch zum großen Volke werden. Denn ein einzelnes Haus wäre dem Untergange und dem Abfall ausgesetzt gewesen. Und dem also begnadigten Volke gebührte ein Land, das durch Reichthum und Schönheit der erhabenen Bestimmung seiner Bewohner entsprach und zugleich zur raschen Ausbreitung der einstigen Heilsbotschaft geeignet war. Ein solches Land war aber Palästina. Auf der Gränzscheide Asiens und Afrikas gelegen, an seinen Gränzen von den großen Handelsstraßen der morgenländischen Caravanenzüge berührt, ist es den Völkern beider Erdtheile gleich nahe, und aus den nahen Häfen des Mittelmeeres trägt das Schiff den Wanderer in wenigen Tagen nach den Küsten Europas. Durch Gebirge und Wüsten von den anstoßenden Ländern getrennt, begünstigte Palästina zugleich die befohlene Absperrung Israels gegen die Heidenvölker und gewährte die günstigsten Vertheidigungslinien wider auswärtige Feinde, sobald anders der feste Glaube an Jehova dem Volke sittlichen Halt verlieh und es des göttlichen Beistandes versicherte. Endlich ist Palästina zwar jetzt nach so viel erfahrenen göttlichen Gerichten eine ausgedorrte Wüste und eine Stätte der Trümmer, aber einst zeigte es alle Schönheit und alle Gaben der Natur in reicher Fülle und war ein Land, da Milch und Honig floß.

---

§. 6.

Israels Geschichte.

Palästina war in den Tagen Abrahams bewohnt von den Canaanitern, unter denen die wildeste Zügellosigkeit der Sitten und ein grauenhafter Götzendienst herrschte. Darum hatte Abraham keine nähere Verbindung mit ihnen angeknüpft, ob er schon ein hochgeachteter Mann unter ihnen war. Doch schon sein Enkel Esau gesellt sich zu den Heiden und wird gleich wie sie; auch die Söhne Jakobs thun nach der Heiden Weise. Daraus erhellt, wie ein bleibender Aufenthalt in Palästina für das Haus Abrahams eine fortwährende Versuchung gewesen wäre. Da wird Joseph nach Egypten verkauft. Aber wiewohl seine Brüder es böse zu machen gedachten, gedachte Gott es gut zu machen und das Haus Jakobs der gefährlichen Gemeinschaft mit den Heiden zu entziehen. Denn Joseph ward die Veranlassung, daß seines Vaters ganzes Haus ihm nachfolgte und nach Egyptenland zog. Da sprach Joseph mit kluger Berechnung zu Pharao: „Meine Brüder sind Viehhirten.“ Denn was Viehhirten waren, das war den Egyptern ein Gräuel. So war von vorn herein eine Scheidewand gezogen zwischen Israel und dem Volke Egyptens. Nun verschaffte Joseph seinen Brüdern

Wohnung in dem von den Egyptern nicht benutzten schönen Weideland Gosen, in dessen stiller Abgeschiedenheit Israel zu einem Volke von mehr denn zwei Millionen ward. Aber nicht bleibende Wohnung soll Gosen für das Volk Gottes sein. Damit es nun willig sei zum Auszuge in ein besseres Land, muß ihnen durch Pharaos Gebote das liebgewordene Land zum harten Diensthause werden. Endlich wird es durch Moses als den Knecht Gottes ausgeführt, der verheißenen Heimath entgegen. Dieser Wendepunkt der israelitischen Geschichte ist begleitet von gewaltigen Thaten der göttlichen Allmacht. Dadurch wird zuvörderst den Israeliten die Herrlichkeit Gottes gezeigt, dessen das trotzige und verzagte Volk in der langen Knechtschaft fast vergessen hat. Sodann aber soll durch jene Wunder auch den Heiden kund werden, daß Jehova der Herr ist und Israel sein erwähltes Volk.

Unter solchen Wundern führt Moses die Israeliten zuerst zum Sinai, der für ihn selbst eine Stätte der Erkenntniß gewesen war. Unter den ehrwürdigen Häuptern des wunderbaren Berges gelagert, rings umgeben von der schweigenden Wüste, im täglichen Anschauen der großen Thaten Gottes, empfängt Israel die Weihe zu seiner herrlichen Bestimmung. Aber noch steht es Gottes erziehender Weisheit als unmündiges Kind gegenüber, das vor Allem an die Zucht des Gehorsams gewöhnt werden muß. Darum wird ihm die himmlische Wahrheit mehr im Gewande des Gebotes als der Lehre gegeben. Denn jene kurzen und doch gewaltigen Worte, durch welche das Leben Israels in seinen Beziehungen zu Gott und zu den Brüdern geregelt ward, konnten leicht im Gedächtniß bewahrt und von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzt werden. Daneben wird ein ebenso prachtvoller als tiefernster Gottesdienst angeordnet, der Auge und Herz fesseln und durch seine bedeutungsvollen Bilder und Zeichen dem Volke seinen heiligen Beruf in stets lebendiger Anschauung erhalten soll. Zugleich wird das Staatsleben durch die denkbar vollkommenste Verfassung geordnet. Der König aller Könige ist Israels einziger Herrscher; ausgerüstet mit der Gabe der Weissagung, ist der Hohepriester Gottes sichtbarer Stellvertreter. An des Hohepriesters Stelle tritt in späterer Zeit der König, dem aber Propheten zur Seite stehen, auf daß ihm allezeit der Wille Gottes als des rechten Königs kund werde. Göttliches und menschliches Recht ist Eins; denn das Wort Gottes ist allgemeine Rechtsquelle. Vor diesem Rechte sind alle Bürger des Gottesstaates gleich; es giebt keinen Unterschied der Stände. Selbst der äußere Wohlstand soll ein allgemeiner und gleichmäßiger sein. Israel soll den Acker bauen; der Ackerbau ist der sicherste Quell des Wohlstandes wie der Gesittung und lenkt den Blick zum Himmel, von dem Regen und Sonnenschein kommen muß. So soll nun Palästina unter die einzelnen Stämme und Geschlechter vertheilt werden, jede Familie aber ihren Acker als ein heiliges Erbe ansehen, das überdies selbst im Falle der Veräußerung doch im nächsten Jubeljahr — dem je fünfzigsten Jahre — an das Haus des angestammten Besitzers zurückfällt.

Diese Verfassung ward in der Folge gebrochen; sie war zu göttlich für menschliche Leidenschaft. Ueberhaupt wird ja das Wort Gottes von uns nie ganz gehalten.

Es war dem Moses nicht beschieden, das gelobte Land zu betreten. Ein mit dem inhaltvollen Namen Josua — das ist Erretter — geschmückter Gottesheld vollendet des Moses Werk und führt die Kinder Israel nach Palästina. Die Canaaniter werden vernichtet oder verdrängt; die Hand des Herrn kommt über sie, denn nun „war die Missethat der Amoriter voll." (1. Mos. 13, 16.) Jetzt kommt die sturmvolle Zeit der Richter. Israels Glaube ist noch ein wankender; noch oft thut das Volk Uebles vor dem Herrn. Dann wird es in die Hände seiner Feinde gegeben. Da schreit es zu dem Herrn, und der Herr erweckt einen Richter, der das Joch der Feinde zerbricht. So erfährt Israel bald die strafende Gerechtigkeit und bald die rettende Gnade seines Gottes. Sein Leben ist ein steter Wechsel von Glück und Unglück. Seine Geschichte wiederholt sich an jedem Christenherzen.

In späterer Zeit wird Israel zum Königreich, das sich bald in zwei Staaten spaltet. Die Könige Judas sind Davids Enkel, und ihrer viele wandeln auch in den Wegen ihres Vaters David. Im Reiche Israel herrscht wilde Zerrüttung; seine Könige sind meist wie Jerobeam, der Erste in ihrer Reihe. Dem Volke geht es wohl oder übel, je nachdem es an den Herrn sich hält oder nicht. Denn „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." (Spr. 14, 34.)

Zu der stummen Sprache des Geschickes gesellt sich allmählich als gewaltige Auslegerin die flammende Beredtsamkeit der Propheten. Nicht immer priesterlichen Geschlechtes, stehen sie doch den Priestern zur Seite als die rechten Prediger in Israel. Durch das Getümmel der Welt lassen sie ihre mächtige Stimme erschallen, Gottes unveränderliche Heiligkeit und Gnade bezeugend, zuweilen auch selbst mit kräftiger Hand eingreifend in die Ereignisse der Zeit. Ihre Rede ist zuerst strafend und beugend, dann tröstet sie und richtet wieder auf. Und als unaufhaltsam das Verderben hereinbricht und die Herzen seufzen, da heben die Propheten an zu weissagen und lassen in dämmernder Ferne den Erlöser sehen. Und ihre Weissagungen werden immer gewisser und bestimmter, bis endlich das ganze Leben und Werk Christi darin vorgebildet ist. So erhalten die Propheten auch in Israels finstersten Zeiten ein Häuflein derer, die ihre Kniee nicht beugen vor Baal.

Denn darin eben sündigte Israel, daß es fort und fort von dem lebendigen Gott sich zu den Götzen der Heiden wandte. Veranlassung dazu war meist die ungezügelte Fleischeslust, die bei den heidnischen Opferfesten herrschte und den fleischlichen Sinn freilich mehr ansprach, als der erhabene Ernst des israelitischen Gottesdienstes. Als endlich die Langmuth Gottes erschöpft war, brach die Strafe herein. Zuerst stürzte (722 v. Chr.) das Reich Israel zusammen, wenig

später (588 v. Chr.) das Reich Juda. Aber eben dieser Zusammensturz der bisherigen Unabhängigkeit verwandelte des Volkes kindischen Unbestand in männlichen Ernst. Denn das Leid erzeugte eine unwandelbare Glaubenstreue, daher fortan kein Götzendienst wieder in Israel gefunden ward. Und als auf des Cyrus Geheiß die Juden (536 v. Chr.) in das Land der Väter zurückgekehrt sind, leben sie still nach dem Gesetz Mose, eingedenk der Ursache, warum über die Vorfahren so viel Unheil gekommen. Fremden Königen unterthan, werden sie gerade durch die Fremdherrschaft vor weltlichem Ehrgeize bewahrt. Die nun zum Abschluß gekommenen heiligen Schriften pflanzen von Geschlecht auf Geschlecht die Gebote und Verheißungen Gottes fort. Einzelne fleischlich gesinnte Herzen verlieren sich in falsche Gesetzesgerechtigkeit, indem sie zugleich — wie die Pharisäer — das Gesetz durch ihre eigenen Auslegungen und Aufsätze schärfen und erweitern. Eitle Gemüther nähren die thörichte Hoffnung, es werde das Reich des Messias ein Reich von dieser Welt sein. Die Zweifler lassen sich — wie die Sadducäer — durch das scheinbar vergebliche Warten auf die Verwirklichung der messianischen Weissagungen zum Unglauben gegen das Wort Gottes überhaupt verleiten. Aber der rechte Israelit bewahrt in tiefer Seele die gottgegebenen Verheißungen und harrt in stiller Geduld ihrer endlichen Erfüllung.

---

§. 7.

Die Weltlage zur Zeit Christi.

Alle Zeit vor Christus ist eine Vorbereitung auf Christus. Ihm haben — unwissend zwar — auch die Helden der Heidenwelt gedient. Alexander der Große zog einst aus, die Welt zu erobern. Sein Weltreich zerfiel nach kurzer Frist. Doch indem er ein Sieger ward über viele Völker, bereitete er den einstigen Sieg des Evangeliums über die Welt vor. Denn durch ihn ward über Asien und selbst Afrika die Kenntniß der griechischen Sprache verbreitet, welche die reichste und schönste war unter den Sprachen des Alterthums. Darum eignete sie sich, Kleid und Hülle zu werden für die tiefen Lehren des Christenthums. Dazu waren die Meisterwerke antiker Kunst und Wissenschaft in ihr geschrieben, daher sie nun die allgemeine Quelle und Bedingung aller Bildung war. Ueberall verstanden und gebraucht, umschloß sie wie ein geistiges Band die alte Welt. Auch die Juden verstanden das Griechische, seitdem sie zerstreut waren in alle Lande. Darum wurden denn auch zu Alexandria in Egypten — drei Jahrhunderte vor Christo — die heiligen Schriften des alten Bundes in die griechische Sprache übersetzt. Und weil dies nach alter Ueberlieferung durch siebzig kundige Dolmetscher geschehen ist, so heißt diese Uebersetzung die Septuaginta oder

Uebersetzung der Siebzig. So ward die griechische Sprache zuerst zum Dienste des Reiches Gottes geweiht; auch Heiden konnten nun das göttliche Wort lesen. Und als die Stunde gekommen war, da die Apostel auszogen mit der frohen Botschaft von Christo, da konnten sie in Einer Sprache fast zu allen Völkern reden. Dadurch ward ihr Werk gar sehr erleichtert und gefördert. Denn es wird in unseren Tagen die Arbeit der Missionare gerade dadurch erschwert und aufgehalten, daß sie erst viel Zeit und Mühe auf die Erlernung fremdartiger Sprachen verwenden müssen, ehe sie an ihren eigentlichen Beruf gehen können.

Auf der anderen Seite hatte sich auch die äußere Lage der Welt günstig gestaltet für die Ausbreitung des Evangeliums. Denn das waffenkundige Rom hatte fast alle bekannten und gebildeten Länder des Alterthums zu Einem Reiche vereint, in welchem neben gleichförmigen Gesetzen und Einrichtungen ein lebhafter steter Verkehr und Handel herrschte. So war den Boten des Evangeliums selbst der Weg gebahnt zu den einzelnen Völkern dieses Reiches.

Auch die Geisteswelt war dem kommenden Heile entgegengereift. Denn in den Herzen der Menschen begann sich ein wunderbares Gefühl der Leere und der Sehnsucht zu regen. War doch Alles untergegangen, was bisher der Stolz der Nationen gewesen! Griechenlands heitere Bildung und Roms alte Freiheit war geschwunden; die staunende Welt hatte die Nichtigkeit menschlicher Größe erkannt. Ueppigkeit und Knechtessinn herrschte im Leben; auf den Thronen saß nicht selten die Tyrannei. Weß sollte man sich nun getrösten? Der geträumte Götterhimmel zerfloß vor dem Ernste des Lebens und dem Lichte der Wissenschaft. Denn auch die Weisen waren zu dem Gedanken gekommen, daß das Dasein der Götter zweifelhaft sei. Sich nur vertrauend und fremde Stützen verachtend, meinten sie nur aus eigener Kraft die Tugend üben und jeglichem Schicksal kalten Ernstes trotzen zu müssen. Solche Vorstellung hegte auch wohl Pilatus, als er halb traurig und halb spottend den Herrn fragte: „Was ist Wahrheit?“ Und wie es zu geschehen pflegt, mit dem Unglauben verband sich der Aberglaube. Bei Zauberern suchte man die Hülfe, die man von der Gottheit nicht mehr erwartete. So wandelnd in tiefer Finsterniß, zerfallen mit sich selbst und mit den Göttern, verlangten alle edleren Gemüther nach Licht und Frieden. Und schon war durch die Ausbreitung des israelitischen Volkes auch den Heiden die Erkenntniß des lebendigen Gottes möglich geworden. Von dem großen Haufen zwar ward Israel verachtet, aber die es näher kannten, hielten es hoch in Ehren und schlossen sich ihm wohl gar an. So geben die Juden dem Hauptmann von Capernaum das Zeugniß: „Er hat unser Volk lieb.“ Und von Cornelius wird erzählt, daß er mit seinem ganzen Hause gottselig und gottesfürchtig gewesen. Auch die messianischen Weissagungen werden weithin bekannt und klingen — zuweilen zwar in seltsamer Gestaltung — durch die Schriften der alten Heidenwelt hindurch, in Erwartung großer Ereignisse alle Blicke nach dem Morgenlande lenkend. So begrüßte der römische Dichter Virgilius die durch den Kaiser Augustus

herbeigeführte Wiederkehr des schmerzlich vermißten inneren Friedens mit den zwar oberflächlichen und schmeichlerischen, aber doch die Sehnsucht der Zeit verrathenden Worten:

Wieder von vorne beginnt der Jahrhunderte wichtiger Kreislauf —
Und ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.
Sieh' mit gewölbeter Last das hoch erschauernde Weltall,
Länder rings und die Räume des Meers und die Tiefen des Himmels,
Sieh', wie Alles sich freut des kommenden Wonnejahrhunderts.

In gleicher Weise berichtet der römische Geschichtschreiber Suetonius: „Durch das ganze Morgenland hatte sich die alte und feste Meinung verbreitet, es sei vom Schicksal bestimmt, daß zur damaligen Zeit aus Judäa Leute hervorgehen würden, die sich der Herrschaft der Welt bemächtigen würden."

So war denn Alles zubereitet, als Christus geboren ward.

---

§. 8.

Des Leben des Herrn.

Mit Johannes dem Täufer bricht die Morgenröthe des großen Tages an. Wo der Jordan seine Wellen durch wüste Gefilde rollt, die ein Abbild des natürlichen Menschenherzens sind, dort stand predigend und taufend Johannes und war so recht die Stimme eines Predigers in der Wüste: „Bereitet dem Herrn den Weg und machet richtig seine Steige." (Matth. 3, 3.) Und wie einst Elias vor König und Volk die Sünde strafte und zur Umkehr mahnte, so that auch Johannes, daher es von ihm heißt, daß er vor dem Herrn hergegangen sei in des Elias Geist und Kraft. Ein Bußprediger aber mußte vor dem Herrn hergehen, weil nur ein gebrochenes und geängstigtes Herz geschickt ist zur gläubigen Annahme des Versöhners. Doch des Täufers höchste Aufgabe war, den Herrn selbst zu taufen. Indem er so Christo gegenüberstehen durfte, ward er ausgezeichnet vor allen Propheten. Darum sagt auch der Herr von ihm, daß er mehr sei als ein Prophet, ja daß unter allen von Weibern Geborenen kein Größerer aufgekommen sei als Johannes. Und als der Täufer die Blicke seiner Jünger auf den Herrn hinlenkt in dem Wort: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!" (Joh. 1, 29.) — da stehet er auf dem Höhepunkt seiner Erkenntniß. Doch er selbst wird nicht Christi Jünger und fährt vielmehr fort, selbstständig zu lehren und zu taufen. Als endlich um eines freien Wortes willen ein Kerker ihn aufgenommen hat und des Kerkers Thür sich nimmer öffnen will, da scheint das Licht seines Geistes trübe und seine Seele voll Zweifels geworden zu sein. Denn er läßt den Herrn fragen: „Bist Du Der, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?"

Darum spricht wohl auch der Herr, daß der Kleinste im Himmelreich größer sei als Johannes. So stehet der Täufer noch außerhalb der Gemeinde Christi. Er ist der letzte unter den Propheten des alten Bundes.

Denn nachdem Gott bisher durch die Propheten zu den Menschen geredet, begann er nun zu ihnen zu reden durch den Sohn. In diesem wurden alle Verheißungen Ja und Amen. Auf ihn als den Trost Israels hatten alle heilsbegierigen Seelen aus dem Volke Gottes gewartet; auf seinen Namen hatten auch die Heiden gehofft. Als darum über Bethlehem das alte Prophetenwort sich erfüllte: „Aus Dir soll mir Der kommen, der in Israel Herr sei!" (Micha 5, 1.) — da ward auch das Kommen dieses Herrn gefeiert von Himmel und Erde. Denn vom Himmel kam die Menge der himmlischen Heerschaaren herab, durch die Nacht hin das Lob des Heilandes zu verkündigen. Und wie erst die Hirten und dann Simeon und Hanna das Kindlein umstanden gleichsam als die erste Gemeinde von Gläubigen aus Israel, so bringen die Weisen aus dem Morgenlande als die Erstlinge der Heidenwelt dem neugeborenen König der Juden ihre Huldigung und ihre Gaben dar. Still verfließt die Jugend des Herrn. Wunderbar entwickelt sich in ihm Menschliches und Göttliches; durch das erstere leuchtet das letztere hindurch. So bezeichnet der zwölfjährige Knabe mit hoher Bestimmtheit Gott als seinen Vater, da Maria in ihrem mütterlichen Vorwurf den Joseph seinen Vater nennt. Als aber der Knabe zum Manne geworden ist, kommt er zu Johannes und begehrt die Taufe. Doch in anderem Sinne ist Jesus getauft worden, als das Volk, das zu Johannes sich drängt. Die Taufe ist ein Bild des Todes. Indem der Täufling sich untertauchen läßt unter die Fluth, bekennt er sich in solchem Bilde des Todes schuldig um seiner Sünde willen. Jesus weiß von keiner Sünde; freiwillig will er sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden. So ist seine Taufe die Erklärung, daß er des Vaters Willen zu erfüllen und für die Menschen zu sterben bereit sei. Und weil in seinem Tode sein Erlösungswerk sich vollendet, so ist gerade die Taufe die würdige und vorbedeutungsvolle Weihe zu seinem messianischen Amte.

Nach der Taufe wird Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, wo der Versucher zu ihm tritt. Denn er wird versucht gleich wie wir. Aber er überwindet den Versucher; das Wort Gottes ist seine Waffe. Er kehrt zurück unter die Menschen und beginnt sein Werk.

Im Lande umherziehend, thut er wohl und macht gesund an Leib und Seele. Er selbst wandelt in Knechtsgestalt und hat nicht, wo er sein Haupt hinlege, aber mächtig von Thaten und Worten, stehet er der Natur wie der Menschenwelt als Gebieter gegenüber. Immerdar sanftmüthig und von Herzen demüthig, sucht er nicht die eigene Ehre, weist aber die Zeichen der Liebe auch nicht zurück, die in fröhlichem Glauben ihm dargebracht werden. Ein Reiner unter den Unreinen, rings umgeben von dem Elend der Sünde, geschmäht und verfolgt von der Welt, gehet er mit wehmüthigem Ernste durch das Leben, das für ihn ein beständiges

Leiden ist. Das spricht sich aus in jenem schmerzlich bewegten Wort: „O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein?“ (Matth. 17, 17.) Darum lesen wir auch mehrfach, daß Jesus geweint habe, aber nur einmal heißt es: „Jesus freute sich im Geiste.“ (Luc. 10, 21.)

Gewaltig ist der Eindruck, den der Herr auf die Menschen macht. Sein Gerücht erschallt durch das ganze Land; fort und fort schaaren sich Tausende um ihn als den Propheten, der in die Welt kommen soll. Bald aber weckt sein Wort auch Widerspruch und Erbitterung. So scheiden sich allmählich, die für und die wider ihn sind. Und je mehr der Glaube der Gläubigen erstarkt, desto mehr wächst auch die Feindschaft der Feinde. Dabei ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Frauen sich ohne Ausnahme dem Herrn bewunderungsvoll zuneigen. Ihrer viele pflegen ihn mit zarter Sorgfalt, und nie wird ein Weib genannt, das wider den Herrn gewesen wäre.

Von den Juden sollte der Welt das Heil kommen, zum Volke des Heiles waren sie von Gott selbst erzogen worden. Darum wendet sich der Herr mit seiner Predigt nicht zu den Heiden, was für ihn nur eine Zersplitterung seiner Zeit und Kraft gewesen wäre und der Zukunft vorbehalten bleibt. Vielmehr erklärt er: „Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ (Matth. 15, 24.) Aus diesem gruppirt sich um ihn ein dreifacher Kreis. Den engsten bilden die Zwölf, gewählt nach der Zahl der Stämme Israels. Sie sind beständig um den Herrn, seine Göttlichkeit schauend und tiefere Unterweisung von ihm empfangend. Deshalb legen sie denn auch das große Zeugniß ab: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“ (Joh. 1, 14.) Einen weiteren Kreis bilden die Siebzig, die vor ihrem Meister hergehen durch die Städte und Märkte und die Nähe des Herrn und seines Reiches verkündigen. Den weitesten Kreis bilden die ab- und zuströmenden Schaaren des Volkes. Ihnen predigt der Herr zumeist in der freien Natur, die ihm die lieblichsten Bilder leihen muß zur Darstellung der erhabensten Wahrheiten. Doch wenn er so lehrend dastehet unter den Hörenden, schaut er im Geiste weit hinaus über die Schranken der Gegenwart und redet von zukünftigen Dingen, gleich als säßen auch die Völker kommender Zeiten zu seinen Füßen.

Die Rede Christi ist anders als des Moses Rede. Denn Moses stand einem halsstarrigen Volke gegenüber; Christus aber wendet sich an die heilsbegierigen Herzen. Wo darum Jener sein strenges: „Du sollst“ spricht, da klinget es hier sanfter: „Selig seid ihr, so ihr es thut.“ (Joh. 13, 17.) Dazu ist des Herrn Wort so kurz und einfach und doch von so unnachahmlicher Kraft und Schönheit, daß hinter ihm alle Meisterwerke menschlicher Redekunst weit zurückstehen. Er spricht ein einziges Wort, und der Gegner ist entwaffnet, über eine bekümmerte Seele kommt seliger Friede, ein Jünger ist für immer ge-

wonnen. Schlicht und doch voll Tiefe, kann das Wort des Herrn von dem Kinde verstanden und doch auch von dem Weisesten der Erde nicht ausgedacht werden. Zuweilen zwar klingt es augenblicklich dunkel; dann will es in sinnender Seele bewegt sein bis zur Stunde des Verständnisses. Denn die ganze Fülle seiner Herrlichkeit und Wahrheit wird erst offenbar, wenn es im Leben geübt und erfahren wird, wie denn Jesus selbst sagt: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen." (Joh. 8, 31. 32.) Alle Predigt aber des Herrn erweckt zuerst das Gefühl der Schuld als alleinige Grundlage wahrhaftigen Glaubens. Darum stellt er an die Spitze seiner Lehre das Wort: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." (Marc. 1, 15.) Und die Kranken heilt er oft mit dem Wort: „Deine Sünden sind dir vergeben!" (Matth. 9, 2.) So zeigt er, wie die Sünde die Wurzel alles Leides und demnach Versöhnung mit Gott die Bedingung aller Seligkeit sei.

Auf Golgatha wird endlich diese Versöhnung vollbracht; sterbend neigt der Herr am Kreuze sein Haupt. Menschen spotten des Ueberwundenen, aber trauernd verhüllt sich der Himmel und die Erde erbebt. Und bald verkünden Engelstimmen die Auferstehung des Herrn, wie sie einst seine Geburt verkündigt haben. Denn der Heilige Gottes konnte ja die Verwesung nicht sehen noch in der Hölle gelassen werden. Das hatten die Propheten geweissagt, das hatte er selbst seinen Jüngern zuvor gesagt. Aber der also Verklärte gehört nur noch halb der Erde an und weilt nicht mehr traulich wie sonst bei seinen Jüngern. Nur zuweilen erscheint er, ihnen mit der Gewißheit seiner Auferstehung seine letzten Gebote zu geben. Dem Blick des Volkes entzieht er sich gänzlich. Endlich geht er zum Vater zurück, von dem er gekommen ist. So „hat ihn Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." (Phil. 2, 9.)

Erster Zeitraum.

(33—100.)

§. 9.

Die zwölf Apostel.

Christus der Herr war zum Himmel zurückgekehrt. Den Jüngern aber hatte er Befehl gethan, hinzugehen in alle Welt und alle Völker zu lehren. Doch nicht bestimmt war die Zeit, wann sie Solches ausrichten und das Land ihrer Heimath verlassen sollten. Vielmehr hieß ein zweites Wort ihres Meisters sie zu Jerusalem still des verheißenen Trösters warten. Nun waren sie einmüthig

unter einander unter Gebet und Flehen, noch ganz erfüllt von dem mächtigen Eindruck, den der Herr durch Wort und Werk und Wesen auf sie gemacht. Und bei ihnen waren noch viele Gläubige, die von Christo selbst gelehrt waren, und die heiligen Frauen, deren dienende Liebe den Heiland umgeben hatte in seinem Leben. Darunter war auch Maria, die gebenedeite unter den Weibern und doch unter allen Müttern die schmerzensreichste. Das war nun wohl eine rechte Versammlung von Heiligen und Auserwählten, dergleichen auf der ganzen Erde nicht wieder gefunden worden ist.

Aber in der Schaar der Zwölf fehlte Einer, den der Herr selbst mit tiefem Schmerz ein verlorenes Kind genannt hatte. Es schien billig und durch die Schrift geboten, daß sein Bisthum — so nennt hier die Schrift das anvertraute Amt — einem Andern gegeben werde. Doch nur ein Solcher ward zum Apostelamt fähig geachtet, der die ganze Zeit über von der Taufe Johannis an bis zur Himmelfahrt in treuer Gemeinschaft mit Christo gestanden. Solche Gewissenhaftigkeit der Apostel reize uns, daß wir um so fröhlicher ihrem Zeugniß glauben. Die Wahl selbst ward dem Loos und in diesem dem Herrn anheimgestellt, der allein seine Apostel beruft. Sie fiel auf Matthias, der nun den Zwölfen zugeordnet wurde. (Apostelgesch. 1, 26.)

Nach etlichen Tagen aber ward das Fest der Wochen gefeiert, da man dem Herrn dankte für die erste Ernte und zugleich der Gesetzgebung auf Sinai gedachte. Zu dem Feste waren auch viel fremde Juden nach Jerusalem gekommen. Die redeten ein Jeglicher die Sprache des Landes, in welchem er wohnte. Denn die hebräische Sprache lebte nur noch in den Büchern der Vorzeit. Nun waren auch die Jünger nach ihrer Gewohnheit versammelt, daß sie gemeinsam das Fest begingen. Da geschah, was von Christo und den Propheten zuvor verkündigt worden war. Der heilige Geist ward ausgegossen über die Jünger, die nun erfüllt wurden mit wunderbaren Gaben und Kräften. Und wie auf Sinai das Gesetz unter Donner und Blitz gegeben war, so war auch die Ausgießung des heiligen Geistes von großen Zeichen begleitet. Denn es kam ein gewaltiges Brausen vom Himmel und erfüllte das ganze Haus, und ein Feuerstrom ergoß sich über Alle, die anwesend waren. Die Apostel aber begannen in neuen Zungen dem zuströmenden Volke zu predigen, also daß alle Fremdlinge in ihren heimischen Sprachen die großen Thaten Gottes preisen hörten. Was man aber in der eigenen Sprache hört, geht mehr zu Herzen als das in fremder Zunge Geredete. Und als der erste Sturm der Begeisterung vorüber und Alles ruhiger geworden war, da that Petrus eine klare und kräftige Predigt von Dem, der von den Juden gekreuzigt worden und doch von Gott uns allen zu einem Herrn und Christ gemacht ist. Das Wort ging Vielen durch's Herz, die nun nach dem Wege zum ewigen Leben fragten. Petrus aber fuhr fort, mit vielen Worten zu bezeugen und zu ermahnen. Da ließen sich bei dreitausend Seelen taufen und wurden hinzugethan zur Gemeinde der Gläubigen. (Apostelgesch. 2.)

Hiermit begann eine neue Zeit im Leben der Jünger. Ihre Erziehung war vollendet, der Christus während seines Lebens im Fleisch so viel Fürsorge gewidmet hatte. Bis hierher hatten sie den Herrn als lernende und dienende Jünger umgeben, um durch tägliches Anschauen seiner Herrlichkeit zum Glauben geführt zu werden und tiefere Einsicht in sein Werk und Wesen zu gewinnen. Nun aber waren sie mit heiliger Kraft ausgerüstet, selbstständig aufzutreten und der Welt zu verkünden, was sie gehört und gesehen hatten. Die Jünger waren zu Aposteln geworden.

Aber auch für Alle, die den Herrn lieb hatten, war eine neue Zeit gekommen. Die bisher schüchtern nur im trautesten Kreise der Genossen ihren Glauben ausgesprochen hatten, bekannten ihn nun öffentlich vor aller Welt. Und weil fortan nicht die, die da leiblich von Abraham stammten, sondern nur die an den Herrn glaubten, das wahre Israel bildeten, so schieden alle Gläubigen mit bewußter Absichtlichkeit für immer aus der Gemeinschaft der „unartigen Leute" (Apostelgesch. 2, 40.), die Christum verwarfen. So ward das Christenhäuflein zur selbstständigen Gemeinde.

Diese erste Gemeinde wird geleitet durch die Apostel. Zu ihnen hatte ja der Herr gesagt: „Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." (Joh. 20, 21.) Allmählich thut ihnen der heilige Geist kund, nun sei die Stunde gekommen zur Ausführung des Wortes: „Gehet hin in alle Welt." Denn die Einen werden durch eine innere Stimme hinausgetrieben zur Ausbreitung des Reiches Gottes; die Andern ruft das Bedürfniß auswärtiger Brüder hinweg. Die Predigt aber der Apostel ist nirgends eine bloße Verkündigung von allerlei Weisheitsregeln; vielmehr legen sie überall ein auf eigene Anschauung gegründetes Zeugniß ab von ihres Meisters Person und Werk. Indem sie darlegen, wie er von den Todten erstanden, beweisen sie, daß er Gottes Sohn ist. Es geschehen auch viel Zeichen und Wunder durch der Apostel Hände, wodurch sie sich aller Welt als wahrhaftige Boten Gottes darstellen. Unter einander sind die Apostel verschieden an Neigung und Begabung. Aber es ist der göttlichen Weisheit eigen, einen jeglichen Menschen je nach seiner Eigenthümlichkeit zu ihrem Dienst zu verwenden. So ist der feurige Petrus ein Prediger für Ungläubige, der sanfte, tiefsinnige Johannes ein Hirt über Gläubige geworden. Die Wirksamkeit der Apostel erstreckte sich zumeist über die großen Städte, von wo der ausgestreute Same sich rasch und leicht weiter verbreiten konnte. Nun aber ist es die Weise der heiligen Schrift, nur zu erzählen, was dem Glauben frommt, nicht, was wir allein des Wissens wegen erfahren möchten. Deshalb ist auch unsere Kenntniß von den persönlichen Verhältnissen und Schicksalen der Apostel so gar geringe und beschränkt sich oft nur auf ihre Namen.

Als der Erste im Apostelkreise steht der große Apostelfürst Petrus da, des Jonas Sohn. Der war einst ein ungelehrter Fischer gewesen in Bethsaida, das am Ufer des galiläischen Meeres liegt. Wie nun alles Volk in die Wüste

zog zu Johannes dem Täufer, ging Petrus, der damals noch Simon hieß, auch dahin und ward dort durch seinen Bruder Andreas dem größeren Meister zugeführt. (Joh. 1, 41.) Und dieser, der auch in seiner Erniedrigung aller Herzen Kündiger war, begrüßte den Ankömmling mit dem Petrusnamen, dadurch des Mannes Sinn und Bestimmung anzuzeigen. Denn Petrus bedeutet Fels. Und der also genannt ward, war tiefen Gemüthes und starken Geistes, rasch im Wort und kräftig zur That, ein trefflicher Hort und Pfleger schwächerer Brüder. Als der Herr einmal an seine Jünger die inhaltschwere Frage richtet: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" da ist es Petrus, der alsbald die herrliche Antwort bereit hat: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." (Matth. 16, 15. 16.) Und als ein anderes Mal der Herr unter wehmüthigem Hinblick auf abtrünnige Jünger an die Zwölf sich wendet mit der Frage: „Wollet ihr auch hingehen und mich verlassen?" — da ist es wiederum Petrus, der ohne langes Besinnen entgegnet: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." (Joh. 6, 68.) Was aber an Petrus etwa noch unlauter war, das ward durch seine bitteren Reuethränen in jener furchtbaren Nacht des Verrathes hinweggespült. Darum hatte ihn auch der Herr vor allen Jüngern ausgezeichnet und ihm noch in den letzten Tagen vor der Himmelfahrt den Auftrag gegeben: „Weide meine Lämmer." (Joh. 21, 15.) Und als ein Hirt über die Lämmer des Herrn erscheint Petrus in der ersten Christengemeinde. Auch war ihm in vorzüglichem Grade die Macht verliehen, Wunder zu thun. Denn sein Wort gab Todten das Leben und Lebenden den Tod, wie der Tabea und des Ananias Geschichte beweist.

Von dem Herrn zu einem Menschenfischer berufen, hatte Petrus schon in seiner Pfingstpredigt gezeigt, wie erfolgreich er das Netz evangelischer Predigt auszuwerfen vermochte. Unerschrocken in Gefahr, allezeit Gott mehr gehorchend als den Menschen, froh der um Christi willen erlittenen Schmach, fährt er fort, zu Jerusalem das Wort des Gekreuzigten zu verkündigen. Da aber die Apostel hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen hatte, sandten sie den Petrus sammt Johannes dorthin, über die Getauften zu beten und die Hände auf sie zu legen, auf daß sie den heiligen Geist empfingen. Denn es ist wohl der heilige Geist in einem jeglichen Getauften berufend und erleuchtend und heiligend wirksam, aber den ersten Christen wurden auch noch allerlei außerordentliche Gaben des Geistes verliehen, auf daß die Gemeinde desto mehr zunehme und erstarke. Solches geschah durch der Apostel Gebet und Händeauflegen zu Samaria. (Ap.-G. 8.)

Es war aber ein Mann in derselbigen Stadt mit Namen Simon, der zuvor Zauberei trieb und darum Magus oder Zauberer genannt ward. Der wurde bewegt durch die christliche Predigt und ließ sich taufen. Und als er sah die Zeichen und Thaten der Apostel und die Gaben des heiligen Geistes, verwunderte er sich und bot den Aposteln Geld und sprach: „Gebet mir auch die-

selbige Macht." Aber Petrus strafte ihn darüber so ernstlich, daß Simon sich fürchtete und bat: „Bittet den Herrn für mich!" Aber doch ist Simon kein rechtschaffener Christ geworden und hat vielmehr sein abenteuerliches und gotteslästerliches Leben fortgeführt. Denn er gab sich und ein mit ihm umherziehendes Weib, Helena, für göttliche Wesen aus.

Petrus aber zog durch viele Städte und Flecken und taufte in Cäsarea den heidnischen Hauptmann Cornelius, daher von nun an Juden und Heiden im Reiche Gottes vereint waren. Da begann sich das Wort des Herrn zu erfüllen: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle. Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Heerde und ein Hirte werden." (Joh. 10, 16.)

Darnach ward Petrus von dem Könige Herodes Agrippa I. zu Jerusalem in das Gefängniß gelegt. Allein ein Engel des Herrn führte ihn frei durch alle Thüren und Wachen, und Petrus „ging hinaus und zog an einen anderen Ort." (Ap.-G. 12, 17.) Doch erst in späterer Zeit unternahm er größere Missionsreisen durch die an Palästina angränzenden asiatischen Länder und kam bis Babylon. Aus diesen Gegenden schrieb er seine beiden Briefe. Endlich kommt Petrus nach Rom, wo schon früh eine Gemeinde von Christen war. Nun ist es wohl natürlich, daß Petrus, wo er unter Christen war, für den Höchsten geachtet ward. Darum mag es ja sein, daß Petrus auch über die Christen in Rom eine Zeit lang das Aufseher- oder Bischofsamt geführt hat, wie die Römischen behaupten. Aber daraus folgt freilich noch nicht, daß jeder römische Bischof Christi Statthalter auf Erden ist. In Rom geschah endlich, was der Herr dem Petrus zuvor gesagt hatte in dem Wort: „Wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst." (Joh. 21, 18.) Dadurch deutete ihm der Herr an, „mit welchem Tode er Gott preisen würde." Petrus ward nämlich zu Rom (67) gekreuzigt und zwar laut der Sage mit dem Haupte nach unten.

Dem Petrus zur Seite stand Johannes, der gleiche Heimath mit Jenem hatte und früher dem gleichen Gewerbe oblag. Er war ein Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, die als eine Freundin des Herrn in der Schrift erwähnt wird. Auch Johannes ward des Täufers Jünger und schaute schon am Jordan den Herrn Jesus. Wo nicht Alles trügt, so war er jener Jünger, der mit Andreas Jesu nachfolgte bis zur Herberge. (Joh. 1, 37.) Dann ward er gleichzeitig mit Petrus in den Dienst des Herrn gerufen. Johannes war ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes und vornehmlich mit tiefer und lebhafter Empfindung. Er redete wenig, aber er beobachtete scharf. Wie der Herr nach seiner Auferstehung den fischenden Jüngern am Ufer des galiläischen Meeres erscheint, da erkennt ihn Johannes zuerst. Aber ruhig spricht er nur: „Es ist der Herr," während der rasche Petrus sogleich aus dem Nachen in das Meer

springt und nach dem Ufer schwimmt, wo der Herr steht. (Joh. 21, 7.) Da nun Johannes mehr als irgend ein anderer Apostel das Göttliche in Christo erkannte, ward er von dem Herrn eines vorzüglich traulichen Umganges gewürdigt. Darum lag er auch an der Brust des Herrn und nennt sich selbst den Jünger, den der Herr lieb hatte. Er war sanften Gemüthes, aber leicht loderte sein Zorn auf, wenn er verletzt ward in seines Herzen heiligstem Gefühl. Darum ist wohl auch ihm und seinem Bruder Jakobus von dem Herrn der Name der Donnerskinder gegeben worden. (Marc. 3, 17.) Nach seines Meisters Tod ward er der verlassenen Maria ein liebender Pfleger und dem Petrus ein helfender Freund. Denn Gott pflegt eben darum Männer verschiedenen Geistes einander zuzugesellen, damit Einer den Anderen gleichsam ergänze. So ward in späterer Zeit dem kühnen Luther der sanftere Melanchthon zum Freunde gegeben. Die Kirche bedurfte des Einen wie des Anderen.

Nachdem nun Petrus Jerusalem verlassen, ging auch Johannes hinweg und siedelte nach Ephesus über. Denn unter den Christen dieser großen und reichen Stadt war die Gegenwart eines Apostels noth, vornehmlich seitdem ihr bisheriger Pfleger Paulus in die Gefangenschaft geführt worden war. Doch auch Johannes konnte der Verfolgung nicht entgehen; ein kaiserlicher Befehl verbannte ihn auf das kleine Eiland Patmos im mittelländischen Meere. Dort ward ihm von Gott die Zukunft der Kirche in einer Reihe von Gesichten enthüllt, die er dann aufzeichnete in seiner Offenbarung. Das ist ein wundersames Buch; in gewaltigen Bildern schildert es den endlichen Sieg des Reiches Gottes über das Reich der Finsterniß. Aber alle Weissagung wird erst dann vollkommen verständlich, wenn sie sich erfüllt. Daher sind viele Worte der Offenbarung Johannis uns noch dunkel. Aber ist es eingetroffen, so wird uns Alles im hellen Lichte erscheinen.

Nicht lange dauerte des Johannes Verbannung. Nach Ephesus zurückgekehrt, übernahm er wiederum die Aufsicht und Leitung über die Christengemeinden Kleinasiens. Die mündliche Predigt unterstützte er gleich anderen Jüngern des Herrn durch das schriftliche Wort. Denn er schrieb drei Briefe an die Christen und ein Evangelium. Das ist das letzte unter den Evangelien; daher ergänzt es die früheren durch Mittheilung des dort Verschwiegenen. Gemäß der Eigenthümlichkeit seines Verfassers hebt es nachdrücklicher als die anderen die Gottheit Christi hervor. Darum wird es auch von Luther das „einige zarte rechte Hauptevangelium" genannt.

Johannes überlebte alle anderen Apostel und war somit am Ende des ersten Jahrhunderts der einzige Jünger des Herrn, der noch unter den Lebenden wandelte. Wie lieb er aber dem Herrn gewesen, war Allen bekannt. Daher ward ihm von der ganzen Christenheit seiner Zeit die höchste Liebe und Verehrung gezollt. Und er wiederum beharrte bis an das Ende in jener Liebe, die sein Meister den Jüngern als ein neues Gebot vorgeschrieben hatte. (Joh. 13, 34.)

Noch als hochbetagter Greis ließ er sich, ob ihm schon die Kraft zum Predigen gebrach, doch in die Versammlungen der Gläubigen tragen und ermahnte sie nur immer: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Wie man ihn nun fragte, warum er denn stets dasselbe sage, entgegnete er: „Es ist das Gebot des Herrn und faßt alle Pflicht eines Christen in sich.“ Auch wird uns von ihm eine anmuthige Geschichte erzählt, wie er einmal auf einer Reise einen schönen Jüngling gesehen und liebgewonnen habe. Er übergab ihn einem Bischof zur christlichen Erziehung. Aber der Jüngling gerieth auf die Wege der Sünde und ward endlich das Haupt einer Räuberschaar. Als das Johannes hörte, eilte er in den Wald und wußte das Herz des Tiefgefallenen so zu rühren, daß derselbe als ein Reuiger mit dem Apostel zurückkehrte.

Johannes ist am Ende des ersten Jahrhunderts sanft entschlafen. Noch lange zeigte man sein Grab zu Ephesus.

Die Maler stellen den Johannes als einen schönen Jüngling dar, weil er für den jüngsten unter den Aposteln gehalten wird. Ihm zur Seite malt man gewöhnlich einen Adler, den hohen Flug seines Geistes dadurch anzudeuten.

Des Johannes Bruder war Jakobus der Aeltere und ihm wohl gleich an Geist und Gemüth. Denn er wurde von dem Herrn zugleich mit Johannes zum Jünger berufen und gleichen Vertrauens gewürdigt. Durfte er doch mit Petrus und Johannes auch da um den Herrn sein, wo die anderen Jünger zurückbleiben mußten. Das geschah bei der Verklärung und bei jenem Seelenkampfe Jesu in Gethsemane. Sein Leben ist uns unbekannt, sein Tod war der eines Blutzeugen. Denn als König Herodes (44) durch Verfolgung der Christen die Gunst der Juden gewinnen wollte, trat ein Mann auf und nannte den Jakobus als ein Oberhaupt der neuen Secte. Jakobus aber legte vor dem Könige ein so fröhliches Bekenntniß seines Glaubens ab, daß jener Mensch tief ergriffen ward und laut ausrief, des Jakobus Glaube müsse der rechte sein. Da ward er mit dem Apostel zum Tode geführt. Unterwegs bat er den Jakobus um Vergebung. Dieser aber küßte ihn und sprach: „Friede sei mit dir!“ Nun wurden Beide mit dem Schwerte getödtet.

An die Genannten reihet sich Jakobus der Jüngere, der ein Bruder des Herrn genannt wird. Ist nämlich unsere Vermuthung gegründet, so hatte die Mutter Jesu noch eine Schwester, die auch Maria hieß. Die war des Alphäus Weib und hatte ihm vier Söhne geboren. Die Namen derselben sind Jakobus, Symeon, Joses und Judas. So waren diese Männer Vettern Jesu, aber die hebräische Sprache pflegt so nahe Verwandte auch Brüder zu nennen. Jakobus war ein Mann von hohem sittlichem Ernste und unwandelbarer Treue. Darum hielt er auch als Christ streng an den Satzungen des alten Testamentes, deren Erfüllung ihm von Jugend an heilige Pflicht gewesen war. Seine Tugend, sowie seine leibliche Beziehung zum Herrn waren die Ursache, daß er vorzügliches Ansehen genoß und mit Petrus und Johannes als eine „Säule der Kirche“

bezeichnet wurde. (Gal. 2, 9.) Auch die Juden achteten ihn so, daß sie ihn den Gerechten nannten. Es wird uns von ihm nicht erzählt, daß er eine Missionsreise unternommen habe. Vielmehr blieb er auch dann noch zu Jerusalem, als alle anderen Apostel hinweggegangen waren. Und es war gut, daß in der Muttergemeinde aller Christenheit ein Apostel — und gerade ein Jakobus — zurückblieb. Nun war damals zu Jerusalem der Hohepriester Ananus, ein Mann voll finsteren Christenhasses. Der ließ (63) den Jakobus auf die Zinne des Tempels führen und forderte von ihm, er solle vor dem untenstehenden Volke mit lauter Stimme bezeugen, Jesus sei nicht der Messias. Ananus meinte wohl, weil Jakobus noch immer nach der Juden Weise lebe, werde er leicht zur Verleugnung des Herrn zu bewegen sein. Aber Jakobus rief: „Was fragt ihr mich nach Jesu? Er sitzt im Himmel zur Rechten der Kraft und wird einst kommen in den Wolken des Himmels.“ Da stürzten sie ihn von der Zinne hinab. Der Apostel ward von dem Fall nicht sogleich getödtet, sondern erhob sich wieder und betete mit den Worten seines Meisters: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Das Wort ging einem der Priester durch's Herz, und er rief: „Haltet ein! Höret ihr nicht, wie er noch für uns betet?“ Aber da trat ein Mann aus dem Volke hervor und schlug mit einer schweren Stange den Jakobus auf das Haupt, also daß er starb.

Wir haben von ihm in der heiligen Schrift einen Brief, der mit großem Ernste auf einen in der Liebe thätigen Glauben dringt und so ein schönes Abbild ist von der Sinnesart seines Verfassers.

Die anderen Apostel sind uns nach ihrem Leben und Wirken wenig bekannt. Matthäus, der erst ein Zöllner war und Levi hieß, ist in Palästina und vielleicht auch in Aethiopien wirksam gewesen. Seine evangelische Geschichte ist zunächst für Juden bestimmt, daher sie auch viel Weissagungen aus dem alten Testamente anführt. Die kirchliche Kunst hat unter Uebertragung der prophetischen vier Cherubsgestalten (Ezech. 1, 10.) auf die vier Evangelien dem Werke des Matthäus das Bild eines Menschen zugetheilt, da in ihm vornehmlich das Menschliche in Christo dargestellt wird. Philippus soll in Phrygien das Evangelium gepredigt haben und eines natürlichen Todes gestorben sein, während die übrigen Apostel alle — bis auf Johannes — den Zeugentod erlitten. Judas hat den Arabern das Christenthum verkündigt. Andreas kam auf seinen Missionsreisen bis nach Scythien und wollte dann den römischen Statthalter von Griechenland bekehren. Der aber ließ den Apostel erst geißeln und dann tödten. Bartholomäus ist wahrscheinlich jener Nathanael, der von dem Herrn selbst als ein rechter Israelit ohne Falsch bezeichnet wird. (Joh. 1, 47.) Er ist nach Indien gezogen. Ebendahin kam auch Thomas, nachdem er zuvor in Persien gewesen. Seit alter Zeit giebt es in Indien Christengemeinden, die sich Thomaschristen nennen und ihren Ursprung — obschon mit zweifelhaftem Rechte — von dem Apostel Thomas ableiten. Auch wird die Stadt

Madras von ihnen Bait Tuma — Stadt des Thomas — genannt; denn daselbst soll Thomas lange gelebt haben und endlich von den Braminen getödtet worden sein.

---

§. 10.

Paulus.

Wohl hatte Gott den Aposteln „gezeigt, keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen," aber doch war es „einem jüdischen Manne ein ungewohntes Ding, sich zu thun oder zu kommen zu einem Fremdling." (A.-G. 10, 28.) Darum gedachte Gott zu den Heiden einen solchen Boten zu senden, der vertraut wäre mit der Heiden Weise und Wissenschaft. Dieser Bote war Saulus. Er ist keiner von den Zwölf gewesen, aber doch von dem Herrn zum Apostelamt erzogen und berufen worden.

Saulus war geboren zu Tarsus im Lande Cilicien. Seine Eltern waren Israeliten vom Geschlecht Benjamin, aber sie waren Bürger des römischen Reichs. Da nun zu Tarsus Heiden mit griechischer Sprache und Bildung wohnten, so wuchs Saulus im täglichen Anschauen heidnischen Wesens auf und las die Bücher der alten griechischen Dichter und Weisen. Er selbst sollte ein Rabbi oder Schriftgelehrter werden, wie er denn von Gott mit trefflichen Geistesgaben geschmückt war. Nun war es die Weise der jüdischen Rabbinen, daß sie neben der Schriftkunde auch ein Gewerbe trieben. So ward Saulus ein Teppichmacher. Darnach ging er nach Jerusalem und saß dort zu den Füßen Gamaliels, von dem er mit allem Fleiß im väterlichen Gesetz gelehrt ward. Gamaliel aber war jener Schriftgelehrte, der einst ein milderes Urtheil des hohen Rathes über die Apostel herbeiführte. (A.-G. 5.) Des Lehrers Milde ging auf den Schüler nicht über. Vielmehr war Saulus ein Jüngling von feurigem Geist und kräftigem Willen. Was er sich einmal erwählt, dem hing er mit ganzer Seele an. Darum war er auch ein Pharisäer voll Eifer und wandelte unsträflich im Gesetz. Aber eben jener Eifer machte ihn zu einem Verfolger der Gemeinde Christi. Da erschien ihm (36) vor Damascus der Herr und rief ihm das gewaltige Wort entgegen: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" (A.-G. 9, 4.) Das Wort entschied über Pauli Leben. Denn er sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Damit stellte er sich in den Dienst des Herrn, wider den er bisher gestritten.

Das alles überraschte die Christen, die sich erst vor Saulus fürchteten und nicht glaubten, daß er wirklich ein Gläubiger wäre. Doch er ließ sich taufen und ward immer kräftiger und predigte Christum in den Schulen, daß derselbige Gottes Sohn sei, mußte auch darum viel Verfolgung von den Juden erdulden. Ein angesehener Mann aber unter den Brüdern zu Jerusalem — Barnabas —

führte ihn zu den Aposteln, die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung bezeugend. Von nun an ward er von den Aposteln als ein Jünger geachtet.

Doch auch von Jerusalem mußte er fliehen, den Nachstellungen der Juden zu entgehen. Darum sandten ihn die Brüder nach Tarsus. Dort aber ward er von Barnabas aufgesucht und nach Antiochia in Syrien geführt, wo rasch eine in jeglicher Weise ausgezeichnete Christengemeinde aufblühte. Da sprach der heilige Geist: „Sondert mir aus den Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.“ (A.-G. 13, 2.) Da legten sie die Hände auf sie und ließen sie gehen (45). Die beiden Glaubensboten aber schifften nach Cypern und zogen dann durch Kleinasien und predigten in den Schulen der Juden. Als aber die Juden widersprachen und lästerten, wandten sich die Apostel fortan zu den Heiden, von denen nun Viele das Wort des Herrn priesen und gläubig wurden. Saulus aber — der sich nun in Anschluß an römische Sitte Paulus nannte — kehrte fröhlich nach Antiochia zurück. Hier erhob sich in der Gemeinde ein Streit darüber, ob die Gläubigen aus der Heidenwelt noch die Weise und das Gesetz Mose zu halten hätten. Darum ward Paulus mit Barnabas nach Jerusalem gesendet, wo (50) die Apostel und Aeltesten zusammenkamen, diese Rede zu besehen. (A.-G. 15, 6.) Da ward beschlossen, den Heiden, die sich zu Gott bekehrt, keine Unruhe zu machen und nichts von ihnen zu fordern denn Enthaltung von heidnischem Greuel. Denn man hatte erfahren, daß Gott keinen Unterschied gemacht hatte zwischen Juden und Heiden und auch der Letzteren Herzen gereinigt durch den Glauben.

Darauf zog (51) Paulus zum anderen Male aus und kam durch Syrien und Cilicien und stärkte die Gemeinden, die er zuvor gegründet hatte. Ihn begleitete Silas und dann auch Lucas. Zu Troas erschien dem Paulus ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Macedonien. Der bat ihn, daß er hernieder käme nach Macedonien und ihnen hälfe. Da fuhr Paulus über das Meer und betrat zum ersten Male die Küste Europas. Hier lehrte er in Macedonien und sodann in Athen und Corinth. Von da schiffte er zurück nach Asien. Ueberall hatte der Herr durch Paulus Großes ausgerichtet und Größeres vorbereitet. Auch begann jetzt Paulus an einzelne Gemeinden erbauliche Lehrbriefe zu richten, damit er ihnen auch abwesend ein Prediger und Seelsorger wäre. So schrieb er in dieser Zeit die Briefe an die Thessalonicher.

Doch nicht lange Zeit verzog Paulus in Antiochia und reiste zum dritten Male (54) aus und durchwandelte die früher besuchten Länder. In Ephesus aber blieb er zwei Jahre, also daß Juden und Griechen das Wort des Herrn Jesu hörten und dasselbige Wort wuchs und überhand nahm. Darauf ging Paulus aus und reiste nach Macedonien und Griechenland und dehnte dabei seinen Weg noch weiter aus, als er das vorige Mal gethan. Seine Begleiter aber waren außer Anderen Lucas, Timotheus und Titus. Während dieser Reise entstanden die Briefe an die Galater, Corinther und Römer.

Endlich kehrte (58) der Apostel zurück nach der heiligen Stadt. In seiner Hand ist eine Liebesgabe für die armen Christen Jerusalems, gesammelt von den Brüdern in der Heidenwelt. Wohl wird ihm durch eine Stimme in seinem eigenen Innern wie durch Prophetenwort bezeugt, daß Bande und Trübsal seiner warten, er aber ist auch zu sterben bereit um des Namens willen des Herrn Jesu. (A.=G. 21, 13.) In Jerusalem entsteht unter den Juden ein Aufruhr wider Paulus, welcher Letztere nur durch römische Wachen gerettet und zugleich gefangen wird. Die Juden verklagen ihn hart; der feile römische Statthalter hofft, Paulus werde sich mit Geld lösen. Paulus bezeugt gegen Beide sein unverletztes Gewissen (A.=G. 24, 16.) und beruft sich endlich auf den Kaiser. So wird er nun nach Rom geführt, auf daß der Kaiser Nero über ihn entscheide. In Rom lebt Paulus mehrere Jahre lang in leichter Haft und predigt unverboten von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit. Nach der Ueberlieferung der alten Kirche hat er seine Freiheit wieder erhalten und neue Reisen — insonderheit nach Spanien — unternommen, die er schon früher beschlossen hatte. Endlich ist er in der Verfolgung unter Nero (67) enthauptet worden. In diese letzte Zeit seines Lebens fällt die Abfassung der an Philemon, an die Epheser, Philipper und Colosser gerichteten Schreiben und der Pastoralbriefe.

Der Apostel war getödet, aber seine Aufgabe hatte er herrlich gelöst. Von einem Ende des weiten Römerreiches bis zum anderen standen aufblühende Christengemeinden da, und in ihnen lehrte eine Anzahl von Männern, die zuvor dem Paulus gedient hatten und durch ihn mit heiliger Begeisterung für das heilige Werk erfüllt waren.

Paulus ist auch ein Beispiel, welche Gewalt ein kräftiger Geist über einen gebrechlichen Leib üben könne. Denn er klagt öfters über leibliche Schwachheit, die sich freilich erklärt aus des Apostels vielen Mühen und Leiden. Er ist oft gefangen und in Todesnöthen gewesen, ist drei Mal gestäupet und ein Mal gesteinigt worden, hat auch sonst viel Arbeit gehabt und viel Sorge getragen. (1. Cor. 11.) So nahm er als ein rechter Jünger seines Herrn das Kreuz auf sich und konnte wohl von sich sagen, daß er die Maalzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe trage. (Gal. 6, 17.) Ja, er muß selbst an einem bleibenden schmerzlichen Uebel gelitten haben. Denn er spricht: „Auf daß ich mich der hohen Offenbarungen nicht überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl in's Fleisch, dafür ich drei Mal den Herrn geflehet habe, daß er von mir wiche. Und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." (2. Cor. 12, 7—9.) Und so bezeugt nun auch der kranke und geplagte Paulus gar fröhlich: „Ich vermag Alles durch Den, der mich mächtig macht, Christus!" (Phil. 4, 13.)

§. 11.

Die Apostelgehülfen.

Um die erhabenen Gestalten der Apostel reihet sich eine Anzahl dienender Freunde, deren Namen die Kirche dankbar zu ehren hat.

Johannes mit dem — vielleicht beim Beginn seiner Missionsthätigkeit angenommenen — römischen Zunamen Marcus war aus Jerusalem gebürtig und der Sohn einer Christin Maria, die an Glaubensstärke und Bekenntnißfreudigkeit den anderen Marien der heiligen Geschichte würdig zur Seite steht. Denn gerade während Herodes die Häupter der Christengemeinde mit blutiger Gewalt zu verfolgen begann, öffnete sie furchtlos den Glaubensgenossen ihr Haus als gottesdienstliche Versammlungsstätte. Ihr Sohn Johannes selbst ist vielleicht einer der Siebzig gewesen und ward in der alten Kirche für jenen Jüngling gehalten, der in der Nacht des Verrathes dem Herrn von weitem folgte und nur durch schnelle Flucht unter Zurücklassung seines Gewandes der auch ihm drohenden Gefangenschaft entrann. In späterer Zeit geleitete er den Apostel Paulus auf dessen erster Missionsreise bis Perge und kehrte dann wieder um, vielleicht weil die zum Missionsdienst unentbehrliche Entschiedenheit und Selbstverleugnung ihm damals noch abging. Hierüber entrüstet, schloß ihn der Apostel auch von der Theilnahme an der zweiten Reise aus. Doch zwei im Glauben verbundene Herzen bleiben nicht lange unversöhnt. Als Paulus zum ersten Male in Rom gefangen lag, war Marcus wieder um ihn. Bald darauf finden wir den nun zur männlichen Festigkeit herangereiften Aposteljünger zu Babylon in der Umgebung des Petrus, der ihn liebevoll des Sohnesnamens würdigt. (1. Petr. 5, 13.) Als aber die beiden großen Männer aus dem Leben geschieden waren, die ihm im Leben vorgeleuchtet, duldete, wenn alte Ueberlieferungen nicht trügen, auch Marcus (68) den Märtyrertod zu Alexandria, wo er zuletzt das Evangelium verkündigt hatte. Seine irdische Hülle führten nach Jahrhunderten die Venetianer nach ihrer Inselstadt und erkoren ihn zum Schutzheiligen ihres Freistaates. Doch das schönste Gedächtniß seines Namens hat er sich durch sein Evangelium gestiftet, in welchem er das Leben des Herrn in kurzer und scharfgezeichneter Schilderung darstellt. Die christliche Symbolik hat ihm als Zeichen den Löwen beigegeben.

Enger noch als Marcus schloß sich der antiochenische Grieche Lucas — eigentlich wohl Lucanus — dem Paulus an. Ursprünglich Arzt, hat Lucas als Christ mancher krankenden Seele Heilung gebracht. Ungewiß ist die Nachricht, daß er auch Maler gewesen. Nicht minder ungewiß ist die sonst sinnreiche Vermuthung einiger Alten, Lucas sei einer der beiden Jünger gewesen, die mit dem Auferstandenen nach Emmaus wanderten. Gleich den übrigen heiligen Schriftstellern redet er so wenig von sich selbst, daß er den Anfang seiner Verbindung mit Paulus nur durch die einfachen Worte: „Wir fuhren aus von

Troas" andeutet. (A.=G. 16, 11.) Und doch hängt er von jenem Augenblick an mit so hingebender Treue an seinem erhabenen Freunde, daß ihn keine Gefahr von demselben zu trennen vermag. Wo er nach dem Hingang des Paulus gelebt hat, ist unbekannt. Er soll ein Alter von mehr denn achtzig Jahren erreicht haben. Sein Evangelium wird mit dem Bilde eines Stieres bezeichnet, da es dem Leser sogleich im Eingang den alttestamentlichen Opferdienst vorführt.

Ueberaus gering ist unsere Kenntniß von dem Leben des Silas. Derselbe war ein Lehrer der Christen zu Jerusalem und erfreute sich ohne Zweifel des besonderen Vertrauens der Apostel. Denn er ward von der Apostelversammlung beauftragt, den Beschluß derselben über die Befreiung der Heidenchristen vom jüdischen Gesetz der Gemeinde zu Antiochia zu überbringen und so daselbst den gestörten inneren Frieden wiederherzustellen, wie das oben erzählt worden ist. Nachdem er hierauf den Paulus auf dessen zweiter Missionsreise begleitet, erscheint er unter dem Namen Silvanus als Gehülfe des Petrus. (1. Petr. 5, 12.)

Einen treuen Diener erzog Paulus sich und dem Reiche Gottes in dem aus dem Heidenthum zu Christo bekehrten Titus, dessen er sich als eines „rechtschaffenen Sohnes" (Tit. 1, 4.) freuete. Er übertrug demselben die Leitung der Christengemeinden auf der Insel Creta. Hier soll Titus als neunzigjähriger Greis den Märtyrertod gefunden haben.

Als Paulus zum anderen Male nach Lystra kam, nahm er den jugendlichen Timotheus mit sich und bestimmte ihn zum Dienst am göttlichen Wort. Sohn eines heidnischen Vaters, war Timotheus durch die fromme Sorgfalt seiner Mutter Eunike und seiner Großmutter Lois von Kindheit an im Christenthume unterwiesen worden. Als er unter Handauflegung zum Verkündiger des Evangeliums geweiht ward, verhießen bedeutungsvolle Weissagungen, daß Gott einst Großes ausrichten werde durch diesen Jüngling. (1. Tim. 1, 18.) Timotheus theilte die letzte Gefangenschaft seines Lehrers und verwaltete dann das Bischofsamt zu Ephesus, bis auch ihm der Tod eines Blutzeugen zu Theil ward.

Der gelehrteste Christ jener Zeit war wohl Appollos aus Alexandria, der sich zugleich durch glänzende Beredtsamkeit auszeichnete. Bereits gläubig geworden, doch ohne andere Taufe als die des Johannes, lernte er zu Ephesus ein christliches Ehepaar kennen, Aquila und Priscilla, welches aus seinem ursprünglichen Wohnort Rom hatte flüchten müssen. Diese schlichten Leute wurden nun Lehrer des gelehrten Mannes, indem sie seine vielfach irrigen Vorstellungen von Christo berichtigten und läuterten. Darauf ging er nach Corinth, wo er begoß, was Paulus gepflanzt. (1. Cor. 3, 6.) So gewaltig er auch die Herzen durch seine Rednergabe zu fesseln verstand, so scheint seine Lehre doch nicht ohne bedenkliche Beimischung damaliger Weltweisheit geblieben zu sein. Nicht unwahrscheinlich ist Luthers Vermuthung, daß Apollos Verfasser des Briefes an die Hebräer sei, der sonst von der kirchlichen Ueberlieferung dem Apostel Paulus zugeschrieben wird.

Unter den Aposteljüngern ist endlich noch Judas zu erwähnen, der in seinem kurzen und doch eindringlichen Sendschreiben die Christen seiner Zeit vor den schon damals auftauchenden falschen Lehrern warnt. Er bezeichnet sich als einen Bruder des Apostels Jakobus des Jüngeren und ist somit gleich diesem ein Bruder des Herrn gewesen. Aber sein Leben ist unbekannt.

Nach dem Vorbilde der Apostel erließen auch in späterer Zeit treue Kirchenlehrer offene Briefe an einzelne Christen oder an ganze Gemeinden, um dieselben in der Erkenntniß und im Gehorsam des Glaubens zu festigen. Diese Briefe stehen nun zwar an Tiefe und Reichthum der Gedanken weit unter den apostolischen Schriften und sind ein klares Zeugniß von dem Unterschied, der zwischen Erzeugnissen nur menschlichen Geistes und der von Gott eingegebenen heiligen Schrift bestehet, allein sie waren doch ihren Empfängern überaus werth und wurden selbst in den gottesdienstlichen Versammlungen zur Erbauung der Gemeinden vorgelesen. Die durch solche Schriften berühmt gewordenen und doch außer dem Kreise der neutestamentlichen Verfasser stehenden Aposteljünger werden apostolische Väter genannt. Wie nun aber an jede große Bewegung auf Erden sich allerlei menschliche Sünde und Leidenschaft anzuheften pflegt, so fehlte es auch in den ersten Zeiten des Christenthums nicht an Lügenpropheten, die zu Gunsten ihrer falschen Lehren die Schriften frommer Männer verfälschten und die Machwerke ihres eigenen Wahnes für Schriften hochgeachteter Kirchenlehrer ausgaben. So klagt der Bischof Dionysius von Corinth in einem seiner Schreiben: „Ich habe auf Verlangen der Brüder Briefe geschrieben. Allein diese haben des Teufels Apostel mit Unkraut angefüllt und manche Stellen weggenommen, andere hinzugesetzt. Doch wird das Wehe dafür ihnen nicht ausbleiben.“ Daher ist es denn auch zweifelhaft, ob alle unter dem Namen apostolischer Väter bis auf unsere Tage gekommenen Schriften echt sind.

Der erste unter den apostolischen Vätern ist Barnabas. Derselbe hieß eigentlich Joses und war ein Levit, von der Insel Cypern gebürtig. Sein Beiname Barnabas bedeutet soviel als Sohn des Trostes und ist also ein Zeugniß, wie kräftig er hat zum Herzen sprechen können. Er soll einer der siebzig Jünger unseres Herrn gewesen sein. Unter den Christen zu Jerusalem hatte er ein gutes Gerücht, vornehmlich seitdem er den Kaufpreis eines verkauften Ackers zu der Apostel Füßen gelegt hatte. Wie er darauf den Paulus erst in den Apostelkreis zu Jerusalem eingeführt und alsdann mit sich nach Antiochia genommen hat, ist bereits erzählt worden. Von jetzt an erscheint Barnabas mehr als der dienende Gehülfe seines einstigen Schützlings, der trotz seines wahrscheinlich jüngeren Alters der Begabtere war. Doch halten die Heiden zu Lystra den Barnabas für den höchsten aller Götter, während sie in dem feurigberedten Paulus den Götterboten Mercur zu erkennen glauben. (A.-G. 14, 12.) Hieraus scheint hervorzugehen, daß Barnabas durch imponirende Gestalt und würdevollen Ernst sich auszeichnete. Wir haben unter seinem Namen einen Brief, der das

Verhältniß des Christenthumes zum Judenthume behandelt und einige Aehnlichkeit hat mit dem neutestamentlichen Brief an die Hebräer. Des Barnabas späteres Leben ist unbekannt. Alter Ueberlieferung zufolge ist er der erste Bischof Mailands gewesen.

Ein anderer der apostolischen Väter ist Clemens von Rom. Derselbe wird von Paulus (Phil. 4, 3.) als ein treuer Mitkämpfer erwähnt, dessen Name gleich anderen im Buche des Lebens stehe, und war in späterer Zeit (92—102) Bischof der römischen Gemeinde. Damals empfing er aus Corinth die betrübende Nachricht, daß die dortige Christengemeinde noch immer wie zu des Paulus Zeiten von innerem Streite bewegt und zerrissen sei, und erläßt nun einen Sendbrief an die corinthischen Christen. „Clemens ermahnt die Gemeinde in seinem Schreiben, das er wohl gegen Ende der Neunzigerjahre verfaßt haben muß, zur Einigkeit, zur Demuth, zum Gehorsam, zur Geduld, und hält ihnen das bevorstehende Gericht und die Hoffnung der künftigen Auferstehung vor, von der schon die Natur mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Saat und Ernte, sowie der Vogel Phönix in Arabien ein sprechendes Sinnbild sei. Ebenso benutzt er die sichtbare Schöpfung zu seinem Hauptzwecke, die störrischen Gemüther zur Ruhe zu weisen, indem er in ihr eine Stimme Gottes an den Menschen sieht, die ihn zum Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze auffordert. Bewegt sich doch der Himmel nach diesen ewigen Gesetzen; Tag und Nacht durchwandeln die ihnen angewiesene Bahn, ohne einander zu stören. Sonne und Mond und der Sterne Chor kreisen nach des Schöpfers Geheiß in den ihnen bestimmten Schranken, ohne sie zu überschreiten. Die fruchtbare Erde bringt nach seinem Willen zu ihrer Zeit Nahrung in Fülle hervor für Menschen und Thiere und alle Geschöpfe auf ihr, ohne Weigerung und Zögerung. Die unzugänglichen Tiefen des Abgrundes werden durch dieselben Gesetze gehalten, und des ungeheuren Meeres Schlund wird durch seine Schöpfermacht zusammengedrängt, damit er nicht die ihm gesetzten Riegel sprenge. Denn also spricht der Herr: Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Der den Menschen unüberschreitbare Ocean und die Welten, die darüber hinaus liegen, folgen denselben Anordnungen des Herrn. Frühling, Sommer, Herbst und Winter lösen einander in friedlichem Wechsel ab. Die Winde verrichten ungehindert ihren Dienst an ihrem Orte und zu ihrer Zeit. Die nie versiegenden Quellen, geschaffen zu unserem Genuß und zu unserer Gesundheit, reichen unaufhörlich ihre Brüste dar zur Erhaltung des menschlichen Lebens und in Frieden und Eintracht verkehren die kleinsten Thiere mit einander. Das alles hat der große Schöpfer und Herr aller Dinge geordnet, daß es bestehe in Frieden und Eintracht, zum Besten Aller, besonders aber zu unserem Besten, die wir unsere Zuflucht nehmen zu seiner Barmherzigkeit durch unsern Herrn Jesum Christum, welchem sei Ehre und Lobpreisung von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Hagenbach.

Auch Hermas (Röm. 16, 14.) wird unter die apostolischen Väter gezählt, da von ihm eine unter dem Namen der Hirt bekannte Schrift herrührt. Dieselbe besteht aus drei Abtheilungen. Die erste enthält eine Reihe prophetischer Gesichte, die zweite verschiedene Gebote und Aufträge, die dritte zehn Gleichnisse. In den zwei letzten Abschnitten tritt ein Engel in Gestalt eines Hirten als Lehrer auf, nach welchem die ganze Schrift benannt ist. Das Buch will vornehmlich ein heiliges Leben fördern und ward in jener Zeit vielfach zur Erbauung gebraucht. —

Die apostolischen Väter Ignatius und Polykarpus werden später erwähnt werden, da ihr Leben in die Geschichte des zweiten Jahrhunderts verflochten ist.

---

§. 12.

Der Glaube der Gemeinde.

Durch die Fügung des Herrn waren der Kirche die Apostel so lange erhalten worden, daß dieselbe eine einheitliche und gewisse Kenntniß von dem Heil in Christo erlangen konnte. Und dazu war auch den Aposteln der heilige Geist gegeben, auf daß sie bewahrt blieben vor allem Irrthum. Wiewohl nun jeder Apostel seine eigene Weise hatte, war doch überall ihr Zeugniß dasselbe. Das enthielt zwei Grundlehren. Die eine war, daß Jesus Christus der im Fleisch erschienene Sohn des lebendigen Gottes sei. Die andere, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Solche Lehren aber führten sie vornehmlich in ihren Briefen so tief und zusammenhangsvoll aus, daß darinnen bereits eine christliche Lehrwissenschaft sich zu entwickeln beginnt. So hätte nun wohl die alte Kirche sich einer großen Einmüthigkeit im Glauben freuen mögen.

Aber die Thorheit der Menschen kann es nicht lassen, mit dem Gotteswort ihre eigenen Gedanken zu vermengen. Und diese ihre Gedanken will sie dann Andern als Wahrheit aufdringen, wodurch Streit und Spaltung entsteht. So ist bereits die Gemeinde zu Corinth gar bald nach ihrer Entstehung vierfach gespalten. Denn in Abwesenheit des Paulus hatten sich da Parteien gebildet, die einander heftig bekämpften. „Die bei weitem zahlreichste nannte sich nach Paulus. Diese thaten groß mit ihrer Erkenntniß und angeblich evangelischen Freiheit, verachteten die ängstlichen Judenchristen und ärgerten sie, der apostolischen Vorschrift zuwider, durch den Genuß des Opferfleisches, weil ja ein Götze nichts sei. Eine andere Partei nannte sich nach dem Apollos, stimmte wohl in dem Meisten mit der des Paulus überein, verlangte aber überall Vernunftbeweise und einen rednerisch schönen Vortrag. Eine dritte Partei, der Zahl nach wohl nicht bedeutend, gab sich den Namen nach Kephas oder Petrus, rühmte sich des einzig echten Christenthums, das sie von den Aposteln in Klein-

asien ableitete, verkleinerte den Paulus und wollte das ganze Ritualgesetz von den Christen aus den Heiden beobachtet wissen. Endlich hatte sich noch eine vierte Partei von Solchen gebildet, welche gar keines Apostels Schüler sein wollten, sondern sich nach Christus nannten, aber auch in verkehrtem Geiste. Denn sie stellten sich den Aposteln entgegen, von denen der Herr doch gesagt hat, wer sie höre, der höre ihn." Gerlach. Darum schreibt Paulus an die Corinther: „Lasset nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest an einander in Einem Sinn." (1. Cor. 1, 10.)

Indessen hat der Geist des Herrn Alles zum Heil gewendet. Denn eben durch den Streit ward der Irrthum überwunden und die Wahrheit an das Licht gebracht. Das offenbarte sich gleich in dem ersten Kampfe, den die Kirche in ihrem eigenen Innern zu kämpfen hatte.

Juden und Heiden waren in die Kirche eingetreten. Die ersteren aber waren gewohnt, die Heiden als vom Reiche Gottes ausgeschlossen anzusehen. Und in der That hatte ja die erziehende Weisheit Gottes die Juden erwählt und aus den Heiden ausgesondert, auf das kommende Heil vorzubereiten. Aber diese Aufgabe war gelöst. Das Heil war allen Völkern erschienen in Christo, der darum auch seine Apostel zu allen Völkern gehen hieß. Darein aber konnten sich viele Christen nicht finden, die zuvor Juden gewesen waren und noch immer nach alter Gewohnheit das Gesetz Mose hielten. Sie achteten, die bekehrten Heiden müßten auch das Gesetz halten und also gleichsam Juden werden, um in das Reich Gottes eingehen zu können. Wie darüber zu Antiochia Streit entstand und von den Aposteln geschlichtet ward, ist bereits erzählt. Aber die Sache selbst war doch noch Jahrelang ein Gegenstand inneren Zwiespaltes in der Christenheit. Doch als die Hand des Herrn über Israel kam und Jerusalem sammt dem Tempel in Asche gelegt ward, da erkannte man, wie Israels alte Bedeutung erloschen und das Reich Christi nicht mehr gebunden sei an die Satzungen des Judenthums. Auch trug wohl die sanfte Ermahnung des Johannes viel dazu bei, die Streitenden zu versöhnen. So schwanden allmählich die jüdischen Sitten aus der Kirche, und die Heiden wurden nicht mehr beschwert mit dem Joch des Gesetzes. Etliche unter den Christen aber stimmten dem nicht bei, trennten sich von der Kirche und bildeten eigne kleine Gemeinschaften. Eine derselben war die der Nazaräer, welcher Name sonst allen Christen eigen gewesen war. Die Nazaräer verwarfen Christum nicht, behielten aber die jüdische Weise bei. Dagegen leugneten Andere die Gottheit Christi, wollten sich auch durch selbstgewählte Armuth und Kasteiung die Seligkeit erkaufen und nannten sich deswegen Ebioniten oder Arme.

Auch die weltliche Weisheit jener Zeit zog das Christenthum in den Kreis ihrer Forschung. Aber sie war zu hochmüthig, als daß sie sich hätte in Einfalt unter das Wort Gottes beugen mögen. Denn die Weisen wurden wohl auf das Evangelium aufmerksam und konnten nicht umhin, demselben eine gewisse An-

erkennung zu zollen, allein sie folgten dabei auch wieder ihren eigenen Gedanken und webten nun die Lehren der Offenbarung in ihre selbstgeschaffenen abenteuerlichen Einbildungen hinein, so daß dadurch ihre Lehren eine gar seltsame Gestalt gewannen. So lebte in den Tagen des Johannes ein Mann zu Ephesus, mit Namen Cerinthus. Der lehrte, die Welt sei nicht von dem höchsten Gott geschaffen, sondern von einem Geiste geringerer Art. Jesus sei ein Mensch, aber mit diesem Menschen sei von der Taufe bis zur Kreuzigung ein himmlischer Geist verbunden gewesen. Auch verkündigte er ein mit der Auferstehung der Todten eintretendes tausendjähriges Reich, worin die Gläubigen eitel Lust und Freude genießen würden. Diese wunderliche und widerevangelische Lehre war um so gefährlicher, als sie allerlei christliche Gedanken und Worte beibehielt und damit den Unwissenden leicht zu täuschen vermochte. Darum zürnte auch Johannes sehr wider Cerinthus. Als einmal der Apostel in ein Badehaus kam und darin den Cerinthus gewahrte, trat er rasch zurück und eilte von dannen, indem er seinen Begleitern zurief: „Fliehet, denn es möchte die Stätte einstürzen, wo Cerinthus sich aufhält, der Feind der Wahrheit". Daran erkennen wir den „Donnersohn" wieder.

Für das Evangelium ist es aber immer ein Ruhm, daß selbst die stolzen Weltweisen sich vor ihm nicht verschließen konnten, auch sogar wenn sie nicht sich gläubig ihm unterwarfen.

Noch andere falsche Jünger waren es, wider die Johannes streiten mußte. So die Nikolaiten. Sie lehrten, daß man die sinnlichen Lüste gerade durch ungezügelte Befriedigung ersticken müßte, und wollten nicht erkennen, daß der Mensch dadurch nur immer tiefer in die Knechtschaft der Sünde gerathe. Also nahmen sie ungescheut Theil an den heidnischen Opferfesten, bei denen die zügelloseste Ausschweifung herrschte. Darum verkündet Johannes der Gemeinde Pergamus das Wort Gottes: „Du hast, die an der Lehre der Nikolaiten halten. Das hasse ich." (Off. 2, 15.)

Endlich wurden zu jener Zeit noch Johannisjünger gefunden, die von Johannes dem Täufer gelehrt, aber nicht zu Christo gekommen waren, ob sie wohl von ihrem Meister dazu mochten Anweisung empfangen haben. Vielmehr bildeten sie eine eigene Gemeinschaft, achteten Christum nicht für den Messias und vermengten des Täufers Lehre mit der Weisheit des Morgenlandes. Dem Christenthume stellten die Meisten sich feindlich gegenüber. Einige Reste von ihnen sollen sich in Asien bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

---

§. 13.

Das Leben der Gemeinde.

Ein großer Theil der ersten Christen war dem Volke Israel entstammt und hing darum auch nach seiner Bekehrung mit treuer Innigkeit an der durch

frühe Gewohnheit und tausend heilige Erinnerungen dem Herzen theuer gewordenen väterlichen Sitte, soweit solche dem Evangelium nicht widersprach. Beweis hierfür ist der Apostel Jakobus, der im eigenen Leben streng die jüdischen Satzungen beobachtete, obgleich er dieselben als nicht nothwendig zum Heil bezeichnete. Aber schroff stand das Christenthum dem Heidenthume gegenüber. Die apostolischen Briefe sind voll ernster Ermahnungen, von allem heidnischen Wesen abzulassen. Wer einmal Christ geworden, brach jeden nicht durch höhere Pflichten gebotenen Umgang mit Heiden ab. Denn solcher Umgang ist fortwährende Versuchung zum Abfall von der Wahrheit, wie das unsere Missionare draußen in den Heidenländern täglich erfahren. Auch stritt die Sitte der Heidenwelt nur allzuoft gegen das Gesetz des Herrn. Vorzüglich waren es die heidnischen Schauspiele, die von den Christen gänzlich gemieden wurden. Jene Schauspiele waren ja häufig mit götzendienerischen Gebräuchen verbunden, daher schon aus diesem Grunde ein Christ an ihnen nicht theilnehmen konnte. Ueberdies waren sie nicht selten unsittlich und grausam, was vornehmlich von den blutigen Gladiatorenkämpfen gilt. Doch auch abgesehen hiervon erschien dem tiefen Ernste der ersten Christen schon das Betreten einer Stätte als Sünde, wo man nur weltlicher Lust und Leidenschaft fröhnte. So ward denn zuweilen die erfolgte Bekehrung eines Heiden seinen bisherigen Glaubensgenossen dadurch kund, daß er nicht mehr in das Theater ging.

Indem nun die Christen, voll eines ebenso wohlbegründeten als demuthsvollen Selbstgefühles, ihres Unterschiedes von der übrigen gottentfremdeten Menschheit sich bewußt waren, bezeichneten sie sich selbst im Gegensatz zu der dem Verderben entgegengehenden Welt als die durch Gottes Gnade zum Heil Berufenen und Erwählten. Unter sich selbst nannten sie sich J ü n g e r oder B r ü d e r oder H e i l i g e. Von den stolzen Juden wurden sie nach der stillen, unberühmten Heimath ihres Meisters N a z a r ä e r oder auch G a l i l ä e r geheißen. In gleich verächtlichem Sinne legten ihnen die Heiden zu Antiochia den Namen C h r i s t i a n e r — das ist Anhänger des Lehrers Christus — bei, welcher Name aber zum schönsten Ehrennamen der Gläubigen geworden ist.

Nun lesen wir wohl in den Briefen der Apostel manch strafendes Wort über allerlei Sünde, die unter den Christen noch gefunden ward. Allein das darf uns nicht befremden. Auch die Gläubigen blieben ja sündige Menschen. Und aufgewachsen in einer Zeit, die kaum eine andere Weisheit kannte als das Jagen nach eitler Weltfreude, von Kindheit an gewöhnt an die Zuchtlosigkeit heidnischen Wesens, oft auch tieferer Erkenntniß der Heilswahrheit entbehrend, vergaß Mancher seines hohen Christenberufes und ließ die erste Liebe in seinem Herzen erkalten. Welche Schwachheit aber auch immer den einzelnen Gliedern der Gemeinde anhaften mochte, so erfuhr und bezeugte doch die junge Kirche allezeit und allüberall die alle Lebensverhältnisse heiligende und verklärende Kraft des heiligen Geistes. Vornehmlich war es die Bruderliebe, die in einer von der

Heidenwelt nie geahnten Herrlichkeit die christlichen Familien und Gemeinden schmückte. Und diese Liebe hatte um so öfter Veranlassung, in thätiger Unterstützung der Brüder hervorzutreten, als die ersten Christen großentheils arme und geringe Leute waren. Diese Liebe hob bei dem Christenhäuflein zu Jerusalem allen Unterschied des Eigenthumes also auf, daß man dort alle Dinge gemein hielt und Jedem austheilte nach seiner Nothdurft. Solche Gütergemeinschaft war nicht erzwungen durch rohe Gewalt noch geboten durch ein thörichtes Gesetz. Sie war vielmehr ein Werk freier Liebe und eingegeben durch die demüthige Anerkenntniß, daß aller Besitz nur ein von Gott uns zur treuen Verwaltung anvertrautes Gut ist. Indessen war die Gütergemeinschaft nur in einer kleinen Gemeinde möglich. Sie erlosch, als die Christenzahl wuchs. Die Liebe selbst aber blieb und ward nimmer müde im Wohlthun. Fort und fort theilten die reicheren Brüder den ärmeren von ihrem Ueberfluß mit. Mehr als einmal empfing die Gemeinde zu Jerusalem in Zeiten der Noth Liebesspenden aus weiter Ferne, dargeboten von den Brüdern aus der Heidenwelt.

Auch in den stilleren Räumen des Hauses offenbarte die dem Glauben entstammte Liebe ihre sanfte Gewalt. Das im Heidenthume fast überall und zumeist im Morgenlande zur Sclavin herabgewürdigte Weib ward durch das Christenthum wieder zur liebenden Gehülfin des Mannes erhoben, während allem öffentlichen Hervortreten und unweiblichem Herausgehen aus den von Gott selbst dem Weibe gezogenen Schranken von den Aposteln mit Ernst gewehrt wurde. Wie segensreich aber fromme Frauen durch ihr anspruchloses Walten auch dem Reiche Gottes wurden, indem sie gleich jenen Müttern im Evangelium frühe schon ihre Kindlein dem Herrn zuführten, davon sind die Christinnen Eunike und Lois — des Timotheus mütterliche Pflegerinnen — ein liebliches Beispiel. Weiter verbreitete das Christenthum seine segnende Kraft auch über die Knechte. Bei allen Heidenvölkern der Vorzeit findet sich die Sclaverei. Die ausgezeichnetsten Nationen des Alterthumes vereinten im seltsamsten Widerspruch die feurigste Freiheitsliebe mit der härtesten Behandlung ihrer Leibeigenen. Da ward auch den Knechten das Evangelium von Christo gepredigt. Nun ist es des Evangeliums Weise, die bürgerlichen Einrichtungen der Völker nicht gewaltsam zu lösen. Es will zuerst den inwendigen Menschen erlösen von der Knechtschaft der Sünde und vertraut, daß alsdann auch das äußere Leben sich umgestalten werde. So hat es auch die Fesseln der Sclaven nicht mit einem Male gesprengt. Aber es gab den Knechten die wahre Freiheit der Kinder Gottes, indem es die äußere Knechtschaft als göttliche Fügung geduldig tragen lehrte. War aber in einem Hause Herr und Knecht zu dem Herrn aller Herren bekehrt worden, so mußte ihr gegenseitiges Verhältniß jedwede Härte verlieren und zu einem Bruderbund werden, da der Eine in Liebe gebietet und der Andere in Liebe gehorcht. „Knechte und Herren wurden, wenn sie gläubig geworden, durch dasselbe Band eines für die Ewigkeit bestimmten himmlischen Vereines mit einan-

der verbunden; sie wurden Brüder in Christo, in welchem weder Knecht ist noch Freier, Glieder eines Leibes, getränkt mit Einem Geiste, Erben derselben himmlischen Güter. Knechte wurden oft die Lehrer ihrer Herren im Evangelium, nachdem sie vor denselben das Licht ihres Glaubens in den beschränkenden irdischen Verhältnissen hatten leuchten lassen. Die Herren sahen in den Knechten nicht mehr ihre Knechte, sondern ihre lieben Brüder. Sie beteten und sangen miteinander, konnten nebeneinander sitzen bei den Mahlen der Bruderliebe, miteinander den Leib des Herrn empfangen." Neander.

Die Gemeindeverfassung der apostolischen Kirche war kunstlos, wie es die einfachen Verhältnisse der Gemeinden mit sich brachten. Geschriebene Satzungen gab es nicht. Was sich als nothwendig zum Heile der Kirche erwies, ward von erleuchteten Männern angeordnet, und die Gemeinden waren ihnen unterthan um des Herrn willen. Vor Allen waren die Apostel die natürlichen Ordner der Kirche, wozu sie durch des Herrn Wahl und Auftrag berufen und geweihet waren. Wie demüthig sie daher auch von sich denken mochten, so erschienen sie doch als die Höchstgestellten in der Christenheit. Man begegnete ihnen mit Ehrfurcht und gehorchte ihren Aussprüchen. Wo sie in einer Stadt weilten, waren sie die Ersten in derselben Gemeinde. Und hatte einer von ihnen in einer Stadt oder Gegend das Evangelium gepredigt und Gemeinden gestiftet, da wurde ihm das besondere Aufsichtsrecht über diese seine Schöpfung zugestanden. Die gemeinsamen Angelegenheiten der Gemeinden wurden von erwählten Männern geleitet, welche Aelteste — Presbyter — oder Aufseher — Bischöfe, episcopi — genannt wurden. Ein Rangunterschied zwischen Bischöfen und Aeltesten fand nicht statt. Die vorzüglichste Aufgabe dieser Männer war die Unterweisung der Gemeinden im Christenthum. Denn wenn auch die öffentliche Lehrthätigkeit damals noch nicht streng an ein bestimmtes Amt gebunden war, so war doch die Zahl der lehrfähigen Christen nicht allzu groß und um der öffentlichen Ordnung willen die Uebertragung des Lehrgeschäftes an bestimmte geeignete Personen nothwendig. Vielleicht mögen auch unter mehreren Aeltesten die Einen sich vornehmlich dem Lehr- und die Andern dem Aufsichtsamt gewidmet haben, je nach den persönlichen Gaben und Neigungen der Einzelnen. Die Wahl der Aeltesten erfolgte bald — und wohl meist in neugegründeten Gemeinden — durch die Apostel und ihre Gehülfen, bald durch die Gemeinden selbst und dann nicht ohne einflußreiche Mitwirkung der bereits im Amte stehenden Aeltesten.

Die von der ersten Kirche gegen die Armen und Kranken geübte Liebe führte zur Einsetzung eigener Armenpfleger oder Diaconen. Nach dem Vorbilde der Muttergemeinde zu Jerusalem zählte man ihrer meist sieben in jeder Gemeinde. Und diesen Pflegern traten bald Pflegerinnen — Diaconissen — zur Seite, die sich der weiblichen Kranken anzunehmen hatten. Hiermit war auch den Frauen Gelegenheit gegeben, in ebenso schöner als echt weiblicher Weise

für das Reich Gottes zu wirken und der Gemeinde zu dienen. Neben den Diaconissen scheinen auch andere fromme Frauen — namentlich Wittwen — aus eigenem Antriebe und ohne amtlichen Charakter der geistlichen Führung der Jüngeren ihres Geschlechtes sich unterzogen zu haben. Nicht an eine bestimmte Gemeinde gebunden waren die Evangelisten oder wandernden Prediger, die, von Stadt zu Stadt pilgernd, den Heiden und vielleicht auch zerstreuten Christen das Wort vom Kreuze predigten. Uebrigens standen die einzelnen Gemeinden in einer durch die Gemeinsamkeit des Glaubens hervorgerufenen lebendigen Verbindung unter einander, die durch gegenseitige Sendschreiben erhalten und befördert wurde. Jede Gemeinde aber galt als gleichberechtigt mit den übrigen, wenn auch die zu Jerusalem eines leicht zu erklärenden vorzüglichen Ansehens sich erfreute.

Indem die ersten Christen überhaupt und die Apostel zumeist das Evangelium zu verbreiten bemüht waren, beglaubigten sie durch wunderbare Zeichen und Thaten die Göttlichkeit ihrer Botschaft und Sendung. Unter diesen als unmittelbare Wirkungen des heiligen Geistes bezeichneten apostolischen Gnadengaben sind die Weissagung und das Zungenreden die hervorragendsten. Erstere ist Männern und Frauen eigen. Der bedeutendste unter den Propheten ist Agabus, der ganz nach der Weise der alten Seher seine Vorherverkündigung der dem Paulus drohenden Gefahren mit einem sinnbildlichen Zeichen begleitet. Auch die Reden und Schriften der Apostel tragen nicht selten ein prophetisches Gepräge, und die johanneische Offenbarung ist ja ganz eigentlich ein prophetisches Buch. Dennoch ist die neutestamentliche Prophetie gleichsam nur ein bald erlöschender Widerschein des untergegangenen israelitischen Prophetenthumes. Denn mit der Menschwerdung des Gottessohnes hatte sich der Grundinhalt aller Prophetie erfüllt, daher nun die Hauptaufgabe der letzteren gelöst war. Eine eigenthümliche und dem apostolischen Zeitalter fast ausschließlich eigene Erscheinung ist das Reden „mit neuen Zungen". Bei der Kürze der neutestamentlichen Angaben und dem Mangel eigener Anschauung ist es kaum möglich, sich ein klares Bild von jenem Zungenreden zu entwerfen. Indessen lassen die heiligen Schriften ziemlich deutlich eine zweifache Art des Zungenredens erkennen. Zuweilen bestand nämlich dasselbe in der Gabe, in fremden und auf menschlichem Wege nicht gelernten Sprachen zu reden. Von dieser Art war das Zungenreden der Apostel am ersten christlichen Pfingstfeste. In anderen Fällen war das Zungenreden ein gleichsam in Verzückung geschehendes begeistertes Sprechen von göttlichen Dingen, das aber auch wohl dunkel und unzusammenhängend sein mochte und darum von den Aposteln minder hoch angeschlagen wurde.

Der Gottesdienst der ersten Christen war einfach und schmucklos und doch ein liebliches Zeugniß von der Gemeinschaft, in welcher die Herzen der Gläubigen mit ihrem himmlischen Könige standen. Die junge Gemeinde in Jerusalem drängte es, täglich zusammen zu kommen in den Häusern der Brüder.

Allein sie hielt auch den Sabbath und besuchte den Tempel, wie sie bisher gewohnt gewesen. Bald aber ward der Weg zum Tempel gefährlich, weil jüdischer Haß die Christen verfolgte, und das jüdische Sabbathsgesetz konnte Christen nicht mehr binden. Da kam — zuerst vielleicht in ehemals heidnischen Gemeinden — die Feier des Sonntags auf als des Tages, da Christus von den Todten auferstanden war. Und mit dieser Erinnerung an die Auferstehung verband man zugleich den Gedanken an die einstige Wiederkehr des Herrn. Solche Erinnerung und Hoffnung ließ den Sonntag als einen von den übrigen Tagen ausgezeichneten Tag und zwar als einen Tag heiliger Freude erscheinen. Kirchliche Feste scheinen der apostolischen Zeit noch fremd gewesen zu sein. Dieselbe stand dem Leben des Herrn, an das wir durch unsere Feste gemahnt werden, noch so nahe, daß sie besonderer Gedenktage nicht bedurfte. Wohl aber mögen die aus Israel zu Christo Gekommenen noch die Feste ihres Volkes gefeiert und denselben nur eine christliche Beziehung untergelegt haben.

Der Ort des Gottesdienstes war überall ein dazu geeignetes Christenhaus. Wo aber in einer volkreichen Gemeinde ein einziges Haus nicht ausreichte, scheint die ganze Christenschaar sich in mehrere kleine Kreise getheilt und in verschiedenen Wohnungen sich versammelt zu haben. So grüßt Paulus den Nymphas zu Colossä „und die Gemeine in seinem Hause." (Col. 3, 15.)

Der Gottesdienst selbst war insofern den in den israelitischen Schulen herrschenden Einrichtungen nachgebildet, als er vornehmlich Vorlesung aus der Schrift und erbauliche Ansprache an die Versammlung umfaßte. Das Vorlesen war um so nothwendiger, als damals Handschriften der heiligen Schrift ebenso theuer als selten waren und demnach das göttliche Wort nur in wenigen Familien gelesen werden konnte. Zu den Vorlesungen wurden in den ersten Zeiten alttestamentliche Abschnitte und zwar vorzüglich die nun erfüllten Weissagungen der Propheten gewählt; daneben wurden natürlich auch die Sendschreiben der Apostel den Gemeinden in ihren Versammlungen mitgetheilt. Sobald aber die Evangelien sich verbreiteten, wurden die vorzulesenden Schriftstellen meist aus ihnen gewählt. Auf die Vorlesung folgte die Predigt. Anfänglich nur eine einfache Anwendung des Gelesenen auf die Gemeinde, gestaltete sich dieselbe zuerst unter den feingebildeten Griechen zu einer längeren schmuck- und kunstvolleren Rede. Nach der Predigt ward das — frühzeitig stehend angehörte — Gebet gesprochen, in welchem man ebensowohl der Brüder als der Obrigkeit gedachte. Endlich gaben die Anwesenden sich gegenseitig den „heiligen Kuß." Und wie die Israeliten bei öffentlichen wie bei häuslichen Gottesdiensten heilige Lieder anzustimmen pflegten, wie auch Christus den „Lobgesang gesprochen" hat (Matth. 26, 30.), so ahmten die Christen solche Sitte nach und bedienten sich der Psalmen, bis auch in ihrer eigenen Mitte einzelne dichterische Gemüther ihre Liebe zum Herrn in heiligen Liedern aussprachen. Auf solche Gesänge beziehen sich die öfteren Ermahnungen der Apostel, den Herrn zu loben mit „Psalmen und

geistlichen lieblichen Liedern" (Col. 3, 17.). Ein Beispiel solcher Liederdichtung aus der Apostelzeit hat man wohl nicht mit Unrecht in den durch Sylbenfall und Wortfülle ausgezeichneten Worten des Paulus zu finden geglaubt:

„Gott ist geoffenbaret im Fleisch,
gerechtfertigt im Geist,
erschienen den Engeln,
gepredigt den Heiden,
geglaubt von der Welt,
aufgenommen in die Herrlichkeit." (1. Tim. 3, 16.)

An das Gebet der Versammlung reihte sich das Liebesmahl. Dasselbe war ein einfaches Mahl nach dem Vorbilde des letzten Mahles Christi und seiner Apostel. Es ward in den Abendstunden gehalten und stimmte also auch der Zeit nach mit jenem Abendmahle überein. Indem es Reiche und Arme ohne Unterschied vereinte und die letzteren sogar von den ersteren bei dieser Gelegenheit gespeist wurden, bezeugte das Liebesmahl den unter den Christen herrschenden Geist der Bruderliebe und empfing hiervon seinen Namen. Mit ihm war die — in der Weise der ursprünglichen Einsetzung erfolgende — Feier des heiligen Abendmahls insgemein verbunden.

Die Taufe wurde durch Untertauchen vollzogen. Nur bei alten und kranken Täuflingen wendete man einfache Besprengung mit Wasser an. Der Täufling mußte zuvor den nöthigen Unterricht in der christlichen Heilswahrheit empfangen und seinen Glauben bekannt haben. In diesem Bekenntniß wurde entweder nach dem Wort des Herrn die heilige Dreifaltigkeit, oder auch nur der Name des Herrn Jesu Christi, mit dessen Bekenntniß allerdings auch der Glaube an den Vater und den heiligen Geist ausgesprochen war, von dem Täufling genannt. Die Täuflinge selbst waren bekehrte Juden oder Heiden und also Erwachsene. Gleichwohl ist es nicht unwahrscheinlich, daß schon in der Apostelzeit auch Kinder getauft worden sind. Denn gewiß ist in den noch von der ersten Liebe durchglüheten Christen jener Zeit der Wunsch rege geworden, frühe schon auch die Kindlein in die Gemeinschaft des Herrn aufgenommen zu sehen. Und der Erfüllung dieses Wunsches stand um so weniger ein Hinderniß entgegen, als ja der Herr selbst während seines Erdenlebens gar herzliche Liebe zu den Kindern gehabt hatte und Christenkinder in der That schon durch die christliche Zucht und Lehre, die sie erfahren, Theil haben an Gottes Gnade in Christo. Auch bezeichnen die Apostel ausdrücklich die Kinder als heilig, wenn auch nur Vater oder Mutter im Glauben stehet. (1. Cor. 7, 14.) Endlich sagt die Schrift zuweilen von einem Bekehrten: „Er ließ sich taufen mit seinem ganzen Hause." (A.-G. 16, 33.) Allerdings ist es nun möglich, daß dies Haus nur erwachsene Glieder umfaßt hat. Indessen rechtfertigen doch die erwähnten Umstände die Vermuthung, daß die Kindertaufe in der Apostelzeit nicht unbekannt war. Sichere Angaben aber hierüber sind in den alten Schriften nicht enthalten.

Neben den beiden Sacramenten finden wir in der apostolischen Kirche noch die Amtsweihe der kirchlichen Beamten und das Gebet über die Kranken als heilige Handlungen erwähnt. Jene Weihe bestand in Gebet und Handauflegung der Aeltesten. So wurden auch Paulus und Barnabas zum Missionsamt geweiht. Das Gebet über Kranke ward auf der Letzteren Verlangen von den herbeigerufenen Aeltesten der Gemeinde gesprochen und hatte die leibliche Heilung des Kranken zum vornehmsten Inhalt. Auch ward wohl der Kranke mit Oel gesalbt, was als sichtbares Zeichen der heilbringenden Kraft Gottes oder auch nur als einfaches Heilmittel angesehen ward. Der ganze Gebrauch scheint nicht sehr verbreitet gewesen zu sein und wird nur von Jakobus (5, 14. 15.) erwähnt. Mit Unrecht hat die römische Kirche auf jene Salbung ihre Lehre von der letzten Oelung als einem Sacrament gegründet. Denn die Salbung der Apostelzeit geschieht gerade zur Heilung des Kranken, während das römische Sacrament der letzten Oelung den Sterbenden zu einem seligen Ende bereiten will.

Noch ist ein kurzes Wort zu sagen über die kirchliche Zucht. Herbeigeführt mehr durch den der Gemeinde innewohnenden Ernst als durch äußere Gesetze, ward dieselbe in strenger Weise und doch nicht ohne die Langmuth der Liebe gehandhabt. Gleich im Anfange der apostolischen Zeit hatte der Herr der Kirche an Ananias und Sapphira ein gewaltiges Zeichen gethan und dadurch bezeugt, wie er seine Kirche als eine Gemeinde der Heiligen rein wolle gehalten wissen von öffentlichen Frevlern. So wurden denn auch arge Frevler durch den Bann aus der Gemeinde ausgeschlossen, bis etwa aufrichtige Buße die Wiederaufnahme herbeiführte. Die Ehe ward heilig gehalten und nur in dem von Christo angegebenen Einen Fall getrennt. Ehen mit Nichtchristen wurden mit Recht gemieden. War dagegen von einem jüdischen oder heidnischen Ehepaare der eine Theil zum Christenthume übergetreten, so ward solches bereits vorhandene Ehebündniß nicht getrennt, da der nichtchristliche Gatte als durch den christlichen geheiligt erschien und vielleicht auch für das Christenthum gewonnen werden konnte. In der That ist in unzähligen Fällen namentlich der ungläubige Mann durch des Weibes christliche Frömmigkeit der Kirche zugeführt worden.

Die gesammte kirchliche Sitte der Apostelzeit pflanzt sich in die folgende Periode fort und empfängt dort großentheils noch festere Gestaltung und bestimmte Gleichmäßigkeit.

---

§. 14.

Die Prüfung der Gemeinde.

Das Glaubensleben der Kirche wie des einzelnen Christen bewährt und festigt sich am herrlichsten in der Zeit der Anfechtung. Auch die apostolische

Gemeinde hat durch das Läuterungsfeuer der Trübsal gehen müssen und siegreich die Prüfung bestanden. Der rohen Gewalt ihrer Verfolger hat sie nur stille Geduld und ein freudiges Bekenntniß entgegengesetzt, und auch in der ungerechten Obrigkeit hat sie allezeit die Stellvertreterin Gottes geehrt. Und gerade durch das Blut ihrer Zeugen hat sie gewaltiger als durch Worte die Wahrheit des Evangeliums gepredigt.

Die erste Verfolgung gehet aus von den jüdischen Priestern. Zwar in der ersten Zeit nach des Herrn Tode schwanken sie zwischen Milde und Strenge gegen die Gläubigen. Denn als Israel erst so keck das Gericht Gottes herausgefordert hatte in den Worten: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder," während hernach gewaltige Zeichen beim Tode des Herrn bezeugten, daß dieser wahrlich „Gottes Sohn und ein frommer Mensch" sei, da hatte sich über ganz Jerusalem ein banges Gefühl der Schuld und ein Ahnen des göttlichen Zornes verbreitet. Dazu kam alle Seelen Furcht an, weil viele Wunder und Zeichen durch die Apostel geschahen. Nachdem aber die Ruhe der Sicherheit zurückgekehrt war, verbanden sich Pharisäer und Sadducäer wider die neue Lehre. Denn die Ersteren wollten den angeblichen Abfall vom Gesetz und die Mißachtung ihrer eigenen Satzungen rächen, vor Allem aber ihrer Feindschaft wider Christum Luft machen; die Letzteren, Leugner der Auferstehung, zürnten der Predigt vom Auferstandenen. Da nun Petrus, von Johannes begleitet, an des Tempels Thür einen lahmen Mann gesund gemacht und dem erstaunten Volke in erwecklicher Predigt Christum verkündigt hatte, hieß der hohe Rath die beiden Jünger in den Kerker werfen und anderen Tages vor seine Schranken führen. Aber machtlos gegenüber dem muthigen Bekenntniß der Apostel und der unleugbaren Wahrheit des Wunders, untersagte er nur in drohender Sprache die weitere Predigt von Christo und entließ die Apostel, ohne auf deren ebenso feste als bescheidene Gegenrede zu achten. Die Schaar der Jünger aber flehte im Angesichte der wachsenden Gefahr zu dem Herrn, daß er wolle seinen Knechten mit aller Freudigkeit sein Wort zu reden geben. Das Gebet wird erhört. Von Neuem vor den Rath geführt, erklären die Apostel: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." (Ap.-G. 5, 29.) Darüber will man sie tödten, doch Gamaliel räth davon ab. Wiewohl er nicht glaubt dem Worte von Christo, ist er doch betroffen von dieses Wortes Gewalt und Gottes Fügungen. Die Apostel aber hören nicht auf, alle Tage im Tempel und in den Häusern zu predigen das Evangelium von Jesu Christo.

Darnach kehrte sich der Zorn der Feinde Gottes gegen den Almosenpfleger Stephanus, der voll Glaubens war und große Zeichen that. Und da sie nicht zu widerstehen vermochten der Weisheit und dem Geist, aus welchem er redete, richteten sie etliche falsche Zeugen zu und führten ihn vor den Rath. Stephanus aber begann mit sanftmüthigem Geiste eine Rede, worin er ausführlich und klar zu zeigen gedachte, wie Gott im alten Testamente das Heil vorbe-

reitet habe und das Evangelium nichts Anderes sei denn Erfüllung alter Weissagung. Plötzlich übermannt ihn der Unmuth über die verstockten Herzen, die das herrliche Werk Gottes nicht begreifen. Er unterbricht sich selbst mit dem zürnenden Wort: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geiste; wie eure Väter, also auch ihr!" Da bissen sie die Zähne zusammen wider ihn, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Und nun erhob sich eine große Verfolgung wider die ganze Gemeinde zu Jerusalem. Da zerstreuten sich die Christen in die Länder Judäa und Samaria. Nur die Apostel blieben zu Jerusalem; Gottes Hand schirmte sie. Die aber zerstreut waren, gingen um und predigten das Wort (Ap.-G. 6, 7.). Da ward die Zahl der Gläubigen noch größer. So müssen dem Reiche Gottes selbst die Anschläge seiner Feinde dienen.

Einige Jahre nachher legte Herodes Agrippa I. die Hände an Etliche von der Gemeinde, sie zu tödten, wie davon schon die Rede gewesen ist. Doch that er es nicht aus eigenem Haß gegen Christum, sondern um den Juden einen Gefallen zu erzeigen.

Auch in späterer Zeit bereitete der Haß der Juden einzelnen Christen den Tod. Aber doch war der Zorn des jüdischen Volkes wider die Christen machtlos, da er gehemmt ward durch die römische Herrschaft.

Unter den Heiden galt der Christenglaube lange Zeit als eine im Schooß des Judenthumes entstandene Schwärmerei. Darum ward er verachtet, aber doch geduldet. Nur von dem Kaiser Tiberius, der sonst ein finsterer und argwöhnischer Fürst war, wird uns ein wunderbarer Zug berichtet. Tiberius empfing nämlich von Pilatus einen ausführlichen Bericht über Christi Kreuzigung und Auferstehung und ward davon so ergriffen, daß er — ganz in der Weise eines Heiden — beim Senat zu Rom die Aufnahme Jesu unter die Reichsgötter beantragte. Der Antrag ward vom Senat abgelehnt. Und das war gut. Unser Herr will nicht mit Anderen, sondern allein herrschen.

Der Kaiser Claudius (41—54) fand sich veranlaßt, aus der Stadt Rom alle Juden zu verweisen. Das traf die Christen mit. Denn die Heiden verstanden keinen Unterschied zwischen Juden und Christen zu machen und hatten von den Letzteren die seltsamsten Vorstellungen. So fügt ein römischer Geschichtschreiber der Erzählung von jener Maßregel des Claudius die wunderliche Bemerkung bei, daß unter den Juden durch einen gewissen Chrestus — soll wohl heißen Christus — fortwährende Unruhen erregt worden wären.

Weit bedrängter aber ward die Lage der Christen zu Rom unter Kaiser Nero (54—68). Als nämlich die Stadt durch eine neuntägige furchtbare Feuersbrunst verheert worden war, nannte ein immer lauter werdendes Gerücht den Kaiser selbst als den Brandstifter. Dieser erschrak und lenkte den Verdacht der Menge auf die Christen, von denen man bereits das Schlimmste zu glauben sich bemühete. Nun begann jene blutige Christenverfolgung, davon die alten Bücher

so viel Schreckliches berichten. So war Nero der erste Kaiser, unter dem die Christen geflissentlich von der weltlichen Obrigkeit verfolgt wurden.

Kaiser Domitianus (81—96) zürnte anfänglich den Christen sehr und betrachtete sie mit scheuer Furcht. Denn er hatte von einem Könige aus dem Hause Davids gehört, dem der ganze Erdkreis unterthan sein solle. Da ging es ihm, wie dem Könige Herodes bei der Ankunft der Weisen. Er fürchtete sich und gab Befehl, alle Nachkommen Davids aufzusuchen. Nun lebten damals zwei Enkel jenes Judas, der ein Bruder Christi nach dem Fleisch genannt wurde. Diese wurden angegeben, daß sie aus Davids Geschlecht entsprossen wären. Ein alter Kriegsmann führte sie vor den Kaiser. Er fragte sie zuerst: „Stammt ihr von David ab?" Das bejahten sie. Darauf fragte er nach ihrem Vermögen. Sie entgegneten, daß sie Aecker hätten im Werthe von neuntausend Denaren. (Das sind etwa fünfzehnhundert Thaler.) Davon bezahlten sie ihre Abgaben und lebten selbst von ihrer Hände Arbeit. Zum Beweis zeigten sie ihm ihre harten Hände mit den Schwielen, die von der Arbeit daran waren. Der Kaiser fragte weiter nach dem Reiche Christi, von welcher Art es sei und wann und wo es erscheinen werde. Darauf sagten sie, es sei kein irdisches, sondern ein himmlisches Reich, das erst in der Fülle der Zeiten erscheinen werde, wenn Christus in seiner Herrlichkeit kommen würde zum Gericht über die Lebendigen und die Todten. Auf diese ihre Rede verurtheilte sie Domitianus nicht, sondern ließ sie gehen, indem er sie als ganz geringe Leute verachtete. Zugleich gab er Befehl, alle Verfolgungen gegen die Christen einzustellen. Doch wurden fortan noch Einzelne unter dem Vorwande des Christenthums von dem habsüchtigen Kaiser dem Tode geweiht und ihre Güter eingezogen.

Des Domitianus Nachfolger Nerva (96—98) zeigte sich gleich einzelnen früheren Kaisern milde gegen die Christen. Aber doch blieb die Kirche rechtlos. Sie sollte noch länger geprüft werden.

---

§. 15.

Das Gottesgericht über Israel.

Unterdessen war in Palästina in Erfüllung gegangen, was einst der Herr mit weinenden Augen über Jerusalem ausgesprochen hatte. Nachdem alle rechten Israeliten Christen geworden waren, stieg mit jedem Tage die wahnsinnige Verblendung derer, die das Heil verachtet und den Heiland getödtet hatten. Ihr Sinn stand nach einem irdischen Messias, und es fehlte nicht an Thoren, die sich dem leichtsinnigen Volke als Retter darstellten und Krieg gegen die Römerherrschaft predigten. Wohl gab es auch besonnenere Gemüther, welche von Gewaltthaten abmahnten, aber sie wurden überstimmt und verfolgt. Die Gährung wuchs; einzelne Aufstände von scheinbar geringer Bedeutung verriethen des Volkes

drohende Stimmung. Bewaffnete Banden durchstreiften das Land, Römer und Römerfreunde mordend. Das reizte den Zorn der Römer, die bisher dem jüdischen Volke milde Herren gewesen waren, und Hohn und Härte trat an die Stelle der Milde. Da brach endlich (66) der Aufstand zu Jerusalem aus. An die Spitze der Aufrührer stellte sich der kecke Eleasar, ein Mann aus priesterlichem Geschlechte. Mehrere Waffenplätze der Römer wurden im ersten Anlauf genommen und die Besatzungen niedergehauen. Eine kleine Abtheilung römischer Krieger, die zu Jerusalem stand, ward unter dem Versprechen freien Abzugs aus ihrem verschanzten Lager herausgelockt und dann meuchlings ermordet. Jetzt zog der römische Statthalter Cestius Gallus wider Jerusalem. Aber er scheute den Angriff auf die empörte Stadt, ward von den dadurch muthiger gewordenen Juden geschlagen und starb. Nun verbreitete sich der Aufstand durch ganz Palästina; Verwirrung und Schrecken herrschte allerwärts. Mitten durch den wilden Sturm der Leidenschaften erklangen einzelne Unheil verkündende Ahnungsstimmen. So sah man öfters und vornehmlich an den Festtagen im Tempel zu Jerusalem einen Landmann, Josua geheißen, der mit düsteren Geberden ein lautes Wehe! Wehe! über die Stadt hinrief. Man schmähete, man bedrohte, man peitschte ihn endlich, aber er kam immer wieder und wiederholte seinen erschütternden Weheruf.

Das war die Zeit, davon der Herr sagte: „Alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist." (Matth. 24, 16.) Und die Christen Palästinas flüchteten nach dem Städtchen Pella jenseit des Jordans im Lande der zehn Städte, wo auch einst ihr Herr und Meister gewandelt und gelehrt hatte. Dort hielten sie sich stille, während in ganz Palästina der Lärm des Krieges und der Empörung tobte.

Auf die Nachricht von jenen Vorgängen sandte Kaiser Nero ein Heer von sechzigtausend Kriegern zur Unterdrückung des Aufstandes. An der Spitze dieser Streitmacht stand der versuchte Feldherr Vespasianus; sein Sohn Titus befehligte unter ihm. In Galiläa einrückend, bestürmten die Römer die einzelnen Festen des Landes. Die Juden leisteten überall verzweiflungsvollen Widerstand. Aber ihnen fehlte die innere Einheit, wie ja Zwietracht und Zerrissenheit die natürliche Folge jeglichen Aufruhrs ist. Darum schlossen sie sich nirgends zur planmäßig geordneten Gegenwehr zusammen. Unaufhaltsam drang das kaiserliche Heer vor. Als er sich anschickte, Jerusalem anzugreifen, ward Vespasianus auf den Thron gerufen. Er verließ das Heer, über welches Titus den Oberbefehl übernahm. Derselbe begann nun die Belagerung Jerusalems.

In diese Stadt hatte sich geflüchtet, was dem Schwerte der Römer entronnen war. In ihren Mauern waren mehr als eine Million Menschen zusammengedrängt. Die Einen wollten sich den Römern unterwerfen, die Andern den Kampf um jeden Preis fortsetzen. Der gegenseitige Haß und Argwohn führte zu blutigen Auftritten in der Stadt selbst. So überfielen die wilden

Eiferer in einer finsteren Nacht, da über die Zinnen der Stadt ein Wetter dahinzog und zugleich ihre Grundfesten von einem Erdbeben erschüttert wurden, die Gemäßigten mit solchem Grimm, daß Tage lang die Erschlagenen auf den Straßen umherlagen. Fortan übte die Kriegspartei eine Schreckensherrschaft, der sich Niemand widersetzen durfte.

So stand es in der Stadt, als die Römer vor ihren Thoren erschienen. Titus forderte zur Ergebung auf; die Aufforderung ward abgewiesen. Der letzte Entscheidungskampf begann. Die Juden stritten mit todesmuthiger Tapferkeit. Doch war es nicht die Hoffnung auf Sieg, sondern nur die Wuth der Verzweiflung, die sie beseelte. Die Römer mußten jeden Schritt vorwärts mit schweren Opfern erkaufen; doch gelang es ihnen endlich, die Außenwerke zu erobern. Bald fand Titus einen schrecklichen Bundesgenossen. Das war der Hunger, der in der überfüllten Stadt ärger wüthete, denn die Waffen der Römer. Nun lösten sich die letzten Bande innerer Ordnung. Bewaffnete Schaaren drangen in die Häuser und nahmen mit Gewalt, was sich vorfand. Einst kamen diese Plünderer in ein Haus, in welchem ein Weib ihnen entgegentrat und um ihres Kindleins willen flehentlich bat, ihr nicht das Letzte zu nehmen. Aber sie findet taube Ohren und Herzen. Erfaßt von grauenvollem Wahnsinn, tödtet sie das Kind und bereitet aus seinem Körper eine gräßliche Speise. Die eine Hälfte genießt sie selbst, die andere setzt sie den Plünderern vor, als diese das andere Mal in das Haus brechen. Entsetzt fliehen die Eingedrungenen. Da das dem Titus angesagt ward, gelobte er schauernd: „Die Sonne soll fürder nicht mehr über die Stadt scheinen, da die Mütter sich also nähren!" Jenes Weib hieß Maria. Was für eine andere Maria, als die Marieen des neuen Testaments! Das ist aber alles geschehen, auf daß erfüllet würde das Wort Gottes, geredet durch Moses: „Werdet ihr mir auch dadurch" — nämlich durch viele vorausgehende göttliche Züchtigungen — „nicht gehorchen und mir entgegen wandeln, so will ich euch im Grimm entgegen wandeln und will euch siebenmal mehr strafen um eure Sünde, daß ihr sollt eurer Söhne und Töchter Fleisch fressen." (3. Mos. 26, 27—29.)

Nun glaubte Titus die rechte Zeit zum letzten Sturm gekommen. Am 10. August des Jahres 70 ward Jerusalem von den Römern genommen. Titus hatte Befehl gegeben, den Tempel zu schonen. Ein römischer Soldat achtete dieß nicht und warf einen Feuerbrand in das Gebäude. Bald war der herrliche Tempel ein einziges unermeßliches Feuermeer. Ganz Jerusalem sank in Asche; über seinen Trümmern ward der römische Adler aufgepflanzt. Hunderttausende von Juden wurden niedergehauen oder verbrannten in den Flammen. Was nicht umkam, ward in die Knechtschaft verkauft.

So sank die heilige Stadt!

Aber es ist der Juden Bestimmung, zertreten und doch nicht vernichtet zu werden. Auf Jerusalems Trümmern bauten sich bald neue Ansiedler an. Doch

die Verblendung ihrer Väter theilend, empörten sie sich zu wiederholten Malen. Da ließ Kaiser Hadrian (134) die rebellische Stadt der Erde gleich machen und über die wüste Stätte den Pflug ziehen. Den Juden verbot er bei Todesstrafe, sich der Stadt auch nur zu nähern. Nur einmal im Jahre durften sie gegen Entrichtung einer Abgabe auf Jerusalems Trümmern weinen. „Da sieht man jedes Jahr am Zerstörungstage ein ganzes Volk in Trauer, darunter gramgebeugte Frauen und alterschwache Greise. Aber während ihnen die Thränen über die Wangen rinnen, erscheint der römische Soldat und verlangt Tribut von ihnen, wenn sie noch länger weinen wollen.“ Hieronymus.

So sind nun die Juden seit jener Zeit ein heimathloses Geschlecht, zerstreut in alle Welt und doch nirgends heimisch. Wir aber warten vertrauensvoll der Zeit, von der geschrieben steht: „Da werden sich die Kinder Israel bekehren und den Herrn, ihren Gott, und ihren König David suchen und werden den Herrn und seine Gnade ehren.“ (Hos. 3, 5.)

---

§. 16.

Das Gebiet der Kirche.

Der Tempel zu Jerusalem war zusammengebrochen, aber herrlich bauten sich die Gemeinden des Herrn zu einem himmelanstrebenden lebendigen Tempel. Schon fanden sich in allen Theilen der alten Welt christliche Genossenschaften, zumeist in großen und verkehrsreichen Orten. So ward jede Gemeinde ihrer Umgebung ein Jerusalem, von dem die Predigt des Evangeliums ausging, Licht gebend den finsteren Herzen und Leben weckend in dem, was zuvor todt gewesen. Man hat berechnet, daß am Ende der Apostelzeit an fünfmalhunderttausend Seelen Christum bekannten. So begann das kleine Senfkorn des Reiches Gottes zu dem Baum zu werden, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen sollten.

Unter allen Gemeinden jener Zeit ward die zu Jerusalem am höchsten geachtet, da sie die erste und gleichsam aller anderen Mutter war. Nach des Jakobus Tode stand Symeon, der auch ein Bruder des Herrn war, an ihrer Spitze. Durch Verfolgung und Kriegsstürme mehrfach zersprengt, sammelte sie sich doch immer wieder. Aehnliches duldeten und thaten die Christen des nahen Samaria, wo die Sammlung einer Gemeinde von dem Herrn selbst (Joh. 4.) begonnen und von den Aposteln vollendet war. Zu Damaskus bestand schon in den ersten Jahren nach der Himmelfahrt Christi eine blühende Gemeinde, die von des Saulus Zerstörungsplänen bedroht und dann durch Gottes Fügung seine Bekehrerin ward. Auch zu Antiochia ist sehr früh eine große Gemeinde gewesen, die von den Aposteln mit besonderer Fürsorge angesehen und eine Zeit lang von Barnabas und Paulus gepflegt wurde, bis diese auf Gottes Geheiß

weiter zogen. Die zahlreichen Gemeinden Kleinasiens dankten ihre Gründung zumeist dem Paulus, oder doch dessen Gehülfen, wie die zu Colossä das Evangelium durch den treuen Epaphras empfing, den Paulus seinen lieben Mitdiener nennt. (Col. 1, 7.) Nun bestanden diese Gemeinden vornehmlich aus gewesenen Heiden und schauten, mitten in der Heiden Ländern gelegen, ringsum die Greuel der Heiden, woraus ihnen viel Versuchung erwuchs. Das zeigen die sieben herrlichen Sendschreiben, die wir in der Offenbarung Johannis lesen. (Offenb. 2, 3.) Danach war Laodicea nicht kalt und nicht warm, Sardes war noch todt und hatte nur erst den Schein des Lebens, Pergamus und Thyatira waren säumig in der inneren Zucht; auch Ephesus, wo doch Paulus viel Liebe gegeben und empfangen hatte und Johannes mit großer Liebe weilte und wirkte, glühete doch nicht mehr in der ersten Liebe. Dagegen hatte die kleine Christenschaar zu Philadelphia Christum nimmer verleugnet und wird nun ermahnt zu halten, was sie habe, auf daß ihr Niemand ihre Krone raube. Und der zu Smyrna wird das Zeugniß gegeben, daß sie arm sei vor der Welt, aber reich in Christo.

Auch die Gemeinde zu Philippi in Macedonien war eine Schöpfung des Paulus und hing an diesem Apostel mit großer Innigkeit, wie sie denn seine geistlichen Gaben mit einer Liebesgabe für sein leibliches Bedürfniß vergalt. (Phil. 4, 16.) Zu Thessalonich hatte sich mitten unter den Versuchungen einer großen und reichen Handelsstadt doch auch ein Christenhäuflein zusammengefunden. Gleiches gilt von Corinth, wo nach des Paulus Weggang Apollos wirkte. In Athen ward das Evangelium anfänglich nur für eine anziehende Neuigkeit geachtet, aber doch verlangten Etliche mehr von dem „unbekannten Gott" zu hören und wurden gläubig. (A.-G. 17.) Die stolze Welthauptstadt Rom empfing die erste Kunde von Christo bereits nach dem ersten Pfingsten; denn unter den Hörern der Apostel an jenem Tage waren auch „Ausländer von Rom." Von dem Blute zahlreicher Märtyrer wie von einem heiligen Thau benetzt, unter den Augen der heidnischen Kaiser erwachsen und darum den Stürmen der Verfolgung zuerst vor Allen ausgesetzt, von Aposteln und Aposteljüngern gelehrt und geleitet, erblühte die junge Gemeinde zu Rom bald zu seltener Festigkeit und seltenem Ruhme.

Auch in Afrika zählte man — und zwar vornehmlich zu Alexandria — eine nicht geringe Menge von Jüngern des Herrn.

So hatten die Apostel schon in den ersten Jahrzehnten nach unseres Herrn Himmelfahrt über die Erde eine Kette von Christengemeinden gezogen, die von Europas äußerstem Westen bis tief in das fernste Morgenland reichte. Und doch wissen wir nur wenig Orte und Gemeinden mit Namen zu nennen. Aber es lebt Einer, der sie alle kennt, gleichwie er auch die Sterne des Himmels alle gezählt hat.

Zweiter Zeitraum.

Jahr 100—323.

§. 17.

Die Ausbreitung des Glaubens.

Die Apostel waren entschlafen. Nun hatte die Kirche alle Kraft zusammenzunehmen, um sich innerlich weiter zu bauen und den immer heißer entbrennenden Kampf wider das Heidenthum zu bestehen. Darum tritt die kirchliche Missionsthätigkeit eine Zeit lang zurück. Auch bedurfte es deren jetzt weniger als früher. Konnte doch das römische Heidenthum — und dieses sollte nach Gottes Rath zuerst gebrochen werden — die Christen täglich schauen und die Lehre des Evangeliums vernehmen. Dazu erschütterten noch immer, ob auch seltner denn zuvor, einzelne gottgewirkte Wunder die Herzen der Menschen und predigten, wie Der, den die Christen ihren Gott und Herrn nannten, ein lebendiger Gott sei und nahe allen denen, die ihn mit Ernst anrufen. „In dem Namen Jesu wirken seine wahren Jünger, welche von ihm die Gnade empfangen haben, je nachdem sie von ihm die Gaben erhalten. Einige treiben Teufel aus, Andere heilen Kranke durch Handauflegung, es sind auch Manche von den Todten erweckt worden und noch lange Zeit unter uns geblieben. Es giebt unzählige Gnadenwirkungen, welche die Kirche zum Heil der Heiden vollbringt, ohne Täuschung und ohne Gewinnsucht. Und das thut sie nicht durch Anrufung himmlischer Geister, noch durch Zauberworte oder arge Künste. Ohne Schalkheit und frei öffentlich betet sie zu dem Herrn, der Alles geschaffen." Irenäus. — „Viele haben ihre im Glauben erlangte Wunderkraft dadurch bewährt, daß sie über die Kranken den Namen Jesu anriefen. Dadurch habe auch ich gar Manche von schweren Zufällen, von Wahnsinn und anderen Uebeln befreit gesehen, die zuvor Niemand heilen konnte. — Es muß gesagt werden, daß Viele gleichsam wider ihren Willen Christen geworden sind, indem ein wunderbarer Geist durch wachend oder träumend geschaute Gesichte ihren Sinn plötzlich von ihrem bisherigen Christenhaß zu einem selbst todesmuthigen Eifer für das Evangelium fortriß. Dergleichen könnten wir als Augenzeugen viel berichten, was freilich von den Ungläubigen arg verspottet werden würde, aber Gott ist unser Zeuge, daß wir nicht durch falsche Berichte, sondern durch vielfache unleugbare Thatsachen die göttliche Lehre Jesu empfehlen wollen." Origenes.

So nahm nun das Wort Gottes also überhand, daß immer neue Schaaren in die Gemeinde des Herrn eingingen. Und hatten die Heiden bisher gespottet, daß die neue Lehre nur von den Armen und Geringen verkündigt und angenommen werde, so klagten sie nun, daß auf dem Festland und auf den Inseln,

in Städten und Dörfern Leute aus allen und selbst den höchsten Ständen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, dem Namen Christi sich zuwendeten. Unter den Fürsten der Erde aber war Abgarus von Edessa in Mesopotamien der erste, der (170) das Evangelium annahm. Er untersagte sogleich in seinem Lande die heidnischen Opferdienste und ließ auf seine Münzen das Zeichen des Kreuzes prägen.

In Asien schritt das Christenthum auf den ihm früher geöffneten Bahnen weiter vor und verbreitete sich vornehmlich über Armenien und Persien. In Afrika entstanden christliche Gemeinden unter den Kopten oder Ureinwohnern Oberegyptens; dort wurde auch die heilige Schrift in die Landessprache übersetzt. Auch in Cyrene ward das Evangelium nicht erfolglos gepredigt, und Carthago bildete den Mittelpunkt eines großen Kreises blühender Gemeinden. In Europa war es vornehmlich das Römerreich, dessen einzelnen Landschaften durch den wachsenden Völkerverkehr die Botschaft von Christo gebracht ward. So scheinen Handelsleute aus Kleinasien die ersten Lehrer Galliens und Britanniens gewesen zu sein, auf welchen Ländern bisher der Druiden finstere Herrschaft gelastet hatte. Die Druiden waren ein heidnischer Priesterbund, der um so größere Gewalt über das Volk besaß, als er zugleich das Lehr- und Richteramt mit verwaltete. Unter einander genau gegliedert, wählten sie sich selbst ihr höchstes Oberhaupt. Einmal im Jahre versammelten sie sich an einer Stätte, Recht zu sprechen und gemeinsame Dinge zu berathen. Unter hohen Eichbäumen hielten sie ihre Götzendienste, bei denen auch Menschen geopfert wurden. Ihre Macht dünkte den Römern gefährlich und ward daher mehr und mehr beschränkt. Das aber erleichterte wiederum dem Christenthum seinen Weg zu den Herzen des Volkes. Die Städte Paris, Toulouse, Lyon und Vienne umschlossen frühzeitig in ihren Mauern ein Häuflein von Christen, deren treues Ausharren in schwerer Verfolgung weiter unten erzählt werden wird.

Aber die christliche Predigt drang in dieser Zeit auch zu unserem deutschen Vaterlande vor. Denn das römische Gebiet erstreckte sich bis an den Rhein und die Donau, und an diesen Strömen waren zahlreiche Kriegerschaaren als Hüter der Reichsgrenze aufgestellt. Auch gab es da Städte mit römischen Ansiedlern. Unter diesen begannen sich kleine Christengemeinden zu bilden. Das geschah in den Rheinlanden zu Straßburg und Trier, in den Donauländern zu Augsburg und Lorch. Doch nur die Sage nennt uns die Namen der Männer, die hier Christum verkündigten. Sie erzählt, der von Christo am Thore zu Nain erweckte Jüngling habe Maternus geheißen und sei darauf einer von den siebzig Jüngern des Heilands geworden. Nach der Himmelfahrt Christi habe Petrus den Bischof Eucharius zur Bekehrung der Germanen über die Alpen gesendet und ihm noch zwei andere Priester — Maternus und Valerius — zur Unterstützung mitgegeben. Die drei Männer zogen aus an die Ufer des Rheinstroms und gründeten da viele Gemeinden. Maternus aber überlebte seine beiden Ge-

fährten und stiftete das Bisthum zu Cöln. Wie er nun einmal als hochbetagter Greis in der Kirche predigen wollte und eben das Evangelium von sich selbst — vom Jüngling zu Nain — verlesen hatte, überraschte ihn plötzlich der Tod zum anderen Male. Er starb mitten unter der weinenden Gemeinde.

Einer anderen Sage zufolge kam (174) der Kaiser Marcus Aurelius, der eben wider den deutschen Volksstamm der Markmannen Krieg führte, mit seinem Heere bei glühender Hitze in eine wasserlose Gegend. Mann und Roß wollte verschmachten, der Feind aber stand in drohender Nähe. Nun war eine Legion des Römerheeres ganz aus Christen zusammengesetzt. Die werfen sich auf die Kniee und rufen Gott um Hülfe an. Und siehe, ein Gewitter rückt heran und erquickt die matten Schaaren mit einem kühlenden Regen. Der Feind aber scheut das Wetter und greift nicht an. Da war der Kaiser hocherfreut. Jene Legion hieß fortan die legio fulminatrix oder Blitzlegion.

Was hieran Dichtung, was Wahrheit sei, ist schwer zu sagen. Dagegen sind geschichtlich gesichert die Namen eines Florian, der zu Lorch in Oesterreich, und eines Victorinus, der zu Pettau in Steyermark predigte. Alle solche Predigt aber ward meist nur an die Römer gerichtet, die an jenen Grenzen standen. Denn das deutsche Volk, durch tiefen Haß und steten Krieg von den ländersüchtigen Nachbarn geschieden, wies die dorther kommenden Heilsboten trotzig zurück und ehrte seine Götter in unerschütterter Treue.

---

§. 18.

Der Kampf des Glaubens.

Wo das Evangelium verkündigt wurde, geschah es in der Gewißheit, daß es die Welt zu überwinden und die falschen Götter zu stürzen bestimmt sei. Das ward anfänglich für eitle Thorheit geachtet von denen, die selbst Kinder der Welt waren und den falschen Göttern dienten. Als aber der verachtete Christenglaube immer siegesgewaltiger über die Erde dahinschritt, erschrak das Heidenthum und erhob sich in grimmigem Zorne wider die neue Lehre, die ihm nun als strafwürdiger Frevel erschien. Jeder Stand hatte seinen besonderen Grund, die Christen zu hassen. Der große Haufe achtete sie für Gottesleugner, weil er bei ihnen keine Opfer noch Altäre gewahrte. So maß er ihnen die Schuld bei, sobald eine Landplage über das Reich kam. Die Christen jener Zeit klagen: „Wenn einmal die Tiber austritt oder der Nil nicht austritt, wenn der Himmel nicht regnet und die Erde bebt, wenn Hungersnoth oder Pest hereinbricht, gleich heißt es: Werft die Christen den Löwen vor!“ Und jemehr die neuen Christen sich von der Welt und ihren Lüsten zurückzogen, desto mehr zürnten ihnen die, welche solchen Lüsten fröhnten. „Vor der Welt seid ihr stumm, aber im Verborgenen seid ihr arge Schwätzer!“ warf man ihnen vor. Der

Eigennutz der Priester grollte, weil die Tempel leer wurden und die Opfergaben minder reichlich flossen. Die stolzen Weltweisen haßten das Evangelium, das die Worte eines gekreuzigten Juden weit über ihre bisher hochberühmte Weisheit stellte. Oft würdigten sie es nicht einmal einer näheren Kenntnißnahme und theilten die Vorurtheile des Volkes. Der sonst so ausgezeichnete römische Geschichtsschreiber Tacitus äußerte sich über die Christen also: „Diese Menschen, die wegen ihrer Schändlichkeit überall verhaßt waren, nannte das Volk Christen. Urheber dieses Namens ist Christus, über den unter der Herrschaft des Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus die Todesstrafe verhängt worden ist. Augenblicklich unterdrückt, verbreitete sich dieser verderbliche Aberglaube nicht blos über Judäa, das Heimathland dieses Uebels, sondern selbst über die Stadt Rom, wo alles Abscheuliche und Schändliche sich zusammenfindet und beifällig aufgenommen wird." Vor Allen aber waren es die römischen Kaiser sammt ihren Räthen, die das Christenthum um jeden Preis unterdrücken zu müssen glaubten. Denn die Römer ließen zwar den überwundenen Völkern ihre Religion, aber doch war Gewissensfreiheit ihnen unbekannt und die Einführung neuer Götter und Gottesdienste streng verboten. Nun waren die Christen unter sich durch so herzliche Liebe verbunden, daß sie auf den bloßen Christennamen hin rasch mit einander befreundet wurden, ohne sich je zuvor gekannt zu haben. Das erregte den Argwohn der Kaiser, die in solcher Verbrüderung geheime Anschläge gegen die Krone zu gewahren meinten. Und dieser Argwohn ward dadurch bestärkt, daß die Christen den Göttern wie dem Oberhaupte des Reiches die unter den Heiden gewöhnlichen Ehrenbezeigungen versagten. Wenn an den zu Ehren der Kaiser gefeierten Festen die Heiden das kaiserliche Bild aufstellten und demselben in der sclavisch schmeichelnden Weise der Zeit göttliche Ehre erwiesen, so hielten die Christen sich fern. Ja ihrer Viele mochten nicht einmal ein Amt im Staat und Heer bekleiden, um nicht durch solche Dienstverhältnisse zur Theilnahme an heidnischen Gebräuchen genöthigt zu werden. Und über das alles redeten die Christen so viel von ihrem himmlischen Könige, daß den heidnischen Herrschern bange ward um die eigene Macht.

Volkshaß und Priesterhaß, Wissenschaft und Staatsgewalt — Alles vereinte sich demnach zum Vernichtungskampfe gegen das Werk der himmlischen Gnade.

Auf diesen Kampf hat die alte Kirche ein Wort des Johannes gedeutet, das von einem Thier mit zehn Hörnern redet und dann fortfährt: „Die zehn Hörner, das sind zehn Könige. Diese werden streiten mit dem Lamm, und das Lamm wird sie überwinden, denn es ist ein Herr aller Herren und ein König aller Könige." (Off. 17, 14.) Daher zählte man zehn Verfolgungen, die innerhalb des römischen Reiches über die Christen verhängt worden seien. Aber die Zornesausbrüche des römischen Heidenthums gegen die Bekenner Christi können in der That gar nicht gezählt werden.

Würdig und edel bestand die Christenheit die schwere Gefahr. Nie hat sie gewaltsamen Widerstand geleistet, wo auch ihre Glieder stark und zahlreich genug gewesen wären zu solchem Unterfangen. Demüthig hat sie sich unter die Hand des Herrn gebeugt, dem es gefiel, sie mit Trübsal heimzusuchen. Wohl achtete der Kleinmuth Einzelner das zeitliche Leben höher als das ewige und suchte der Verfolgung zu entrinnen. Sie opferten oder lieferten die heiligen Bücher aus, wie das die Heiden verlangten. Oder sie lösten wohl auch von den feilen Beamten des Kaisers für Geld einen Schein, daß sie geopfert hätten, ohne daß sie es gethan. Die nun also in der Prüfung nicht bestanden, hießen eben darum Gefallene. Die große Mehrzahl aber unter den Gläubigen bekannte fest und fröhlich auch in der höchsten Noth den Namen des Herrn und erduldete die Schmach und Qual des schmerzlichsten Todes mit heiligem Heldenmuthe. Die nun also mit ihrem Blute bezeugten, daß Jesus Christus wahrhaftig ihr Herr sei, wurden Märtyrer — das ist Zeugen — genannt. Die aber Verfolgung litten, ohne darin umzukommen, hießen Confessoren oder Bekenner. Märtyrern und Confessoren ward hohe Ehre gezollt. Nicht selten geschah es auch, daß allzu feurige Gemüther voll kühner Todesverachtung sich zum Tode drängten, um dadurch die Krone des Lebens zu erwerben. Allein dieser vorschnelle Eifer ward von der Kirche mit Ernst getadelt. Eine Gemeinde schrieb darüber: „Wir loben diejenigen nicht, die sich selbst preisgegeben; denn so lehrt das Evangelium nicht."

Kommen wir nun zu einzelnen Zügen aus der Geschichte jener Zeit. Kaiser Trajanus (98—117), ein sonst milder und gerechter Fürst, war der Erste, der in gänzlicher Verkennung des Evangeliums öffentliche Verordnungen wider das Christenthum erließ. Damals gebot über die Landschaft Bithynien in Kleinasien der Statthalter Plinius, des Kaisers vertrauter Freund. Der schrieb an Trajanus folgenden — ganz in Römerweise gehaltenen — Brief:

„Cajus Plinius an Trajanus."

„Es ist mir eine heilige Pflicht, über alles mir Zweifelhafte bei Dir, o Herr, anzufragen. Denn wer kann mich besser zurechtweisen oder unterrichten, wo ich ungewiß bin oder der rechten Kenntniß ermangele? Ich habe niemals den Verhören der Christen beigewohnt und weiß darum nicht, was und wie gestraft und erforscht zu werden pflegt. Auch bin ich nicht wenig in Ungewißheit, ob nicht ein Unterschied gemacht werden soll zwischen den verschiedenen Altersstufen, zwischen Zarteren und Stärkeren, ingleichen auch ob den Reuigen Vergebung zu Theil werden, oder dem, der einmal Christ gewesen, auch der Rücktritt vom Christenthum nichts helfen soll. Endlich, ob schon der Name auch ohne nachgewiesene Vergehungen oder die an den Namen sich knüpfenden Vergehungen zu strafen sind. Inzwischen habe ich hinsichtlich der mir als Christen Bezeichneten folgenden Weg eingeschlagen. Ich fragte sie, ob sie Christen wären. Die das bekannten, fragte ich unter Androhung der Todesstrafe zum anderen und

zum dritten Male. Die auch jetzt noch beharrten, ließ ich zum Tode führen. Denn das war klar, was sie auch immerhin von sich aussagen mochten, ihre Hartnäckigkeit und unbeugsame Widerspenstigkeit mußte gestraft werden. Auch noch Andere hatten sich ähnlichen Unsinns schuldig gemacht. Etliche werde ich nach Rom senden, da sie römische Bürger sind. Wie es nun zu geschehen pflegt, bei der Untersuchung ergab sich bald die Ausdehnung des Vergehens, und es stellten sich mehrere Arten heraus. Mir wurde ein Verzeichniß ohne Unterschrift des Verfassers vorgelegt, das die Namen von Vielen enthielt. Allein sie leugneten, daß sie Christen wären oder gewesen wären. Auch riefen sie die Götter an, wie ich es ihnen vorsagte, opferten Weihrauch und Wein vor Deinem Bilde, das ich zu diesem Endzweck sammt den Bildern der Götter herbeibringen ließ, und lästerten Christum. Das alles kann aber von den wahren Christen nicht erzwungen werden, sagte man mir. Ich glaubte daher Jene entlassen zu müssen. Noch andere in dem Verzeichniß Aufgeführte sagten, daß sie Christen wären, leugneten es aber bald wieder. Sie wären es zwar gewesen, aber sie hätten aufgehört, Christen zu sein, etliche vor drei Jahren, etliche vor noch längerer Zeit, einige schon vor zwanzig Jahren. Alle beteten Dein Bildniß sowie die Bilder der Götter an und fluchten Christo. Sie versicherten aber, ihre ganze Schuld oder Irrung bestehe darin, daß sie an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenkämen und ein Loblied sängen zu Ehren Christi als eines Gottes. Dabei thäten sie ein Gelübde, aber nicht etwas Böses zu unternehmen, sondern im Gegentheil keinen Diebstahl noch Raub noch Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, noch anvertrautes Gut zu verleugnen. Darauf gingen sie auseinander und kämen wieder zusammen, um gemeinsam und in allen Ehren ein Mahl einzunehmen, und selbst dies hätten sie unterlassen seit meinem Gesetz, durch welches ich gemäß Deinem Befehl die geheimen Zusammenkünfte verbot. Um so nothwendiger erschien es mir, aus zwei Mädchen, die sich Diaconissen nannten, durch Anwendung der Folter die Wahrheit herauszubringen. Allein ich entdeckte nichts als einen verkehrten maßlosen Aberglauben. Ich habe daher die weitere Untersuchung aufgehoben und meine Zuflucht dazu genommen, Deinen Rath einzuholen. Denn die Sache schien mir der Berathung werth, vornehmlich wegen der großen Zahl der darin Verwickelten. Denn Viele von jedem Alter, jedem Stand und Geschlecht sind angezeigt und werden noch angezeigt werden. Denn nicht blos über die Städte, sondern auch über das platte Land hat sich jener ansteckende Aberglaube verbreitet. Doch scheint es mir möglich, dem Einhalt zu thun und abzuhelfen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die fast schon verödeten Tempel wieder sich zu füllen anfangen, daß die lang unterbliebenen heiligen Gebräuche wieder aufgenommen, daß die Opferthiere wieder verkauft werden, zu denen sich bisher nur selten ein Käufer fand. Daraus kann man leicht schließen, was für eine Menge Menschen noch gebessert werden kann, wenn der Reue Raum gegeben wird."

Auf diesen Brief antwortete der Kaiser folgendermaßen:

„Trajanus an Plinius."

„Du hast bei den Untersuchungen über die, welche Dir als Christen angezeigt worden sind, ganz den rechten Weg eingeschlagen. Sie sollen nicht aufgesucht werden. Die aber angezeigt und überführt werden, sind zu strafen, so jedoch, daß der, welcher Christ zu sein leugnet und das durch die That, das heißt durch Anrufung unserer Götter, bewährt, trotz des Verdachtes hinsichtlich seines vergangenen Lebens doch wegen seiner Umkehr Verzeihung empfangen soll. Dagegen dürfen Anklagen ohne glaubwürdige Namensunterschrift in keinem Falle angenommen werden. Denn das wäre ein schlechtes Beispiel und unserer Zeit nicht würdig."

Zu der Zeit lebte in Jerusalem jener Symeon, der ein Bruder des Herrn und der Stadt Bischof war, ein Greis von hundert und zwanzig Jahren. Die Feinde der Kirche klagten ihn an, daß er aus Davids Geschlecht und ein Christ sei. Da wurde er viele Tage lang gemartert und blieb doch standhaft bei seinem Glauben, so daß sich der Statthalter und alle Anderen verwunderten, wie ein so hochbetagter Greis dies aushalten könne. Endlich wurde der Befehl gegeben, ihn zu kreuzigen (107).

Nun hatte Kaiser Trajanus einen Krieg in Asien zu führen. Auf diesem Zuge gewahrte er, wie trotz aller Verfolgung die Zahl der Gläubigen immer mehr wuchs. Plinius hatte sich also getäuscht, als er dem Christenthum wehren zu können hoffte. Da ergrimmte der Kaiser und gedachte gegen die Christen noch strenger zu verfahren, als bisher. Da kam er nach Antiochia. Das Haupt der dasigen Christengemeinde war der treffliche Ignatius, der zuvor ein Schüler des Evangelisten Johannes war. Auch wird von ihm erzählt, er sei unter jenen Kindern gewesen, die einst der Herr herzte und segnete. Darum hieß er auch Theophorus oder der von Gott Getragene. Doch ist das Wort doppelsinnig und bedeutet auch Einen, der Gott den Herrn im Herzen trägt. Wie nun Ignatius erfuhr, daß der Kaiser zu Antiochia sei und den Christen sehr zürne, ließ er sich selbst zu ihm führen, damit er seinen Zorn von der Gemeinde weg und auf sich lenke. Der Kaiser redete ihn heftig an: „Welch böser Geist bist du, daß du nicht allein selbst unsern Geboten ungehorsam bist, sondern auch Andere zu derselben Thorheit verführst, die doch ihr Untergang sein muß?" Sanft entgegnete der Greis: „Noch Niemand hat den Theophorus einen bösen Geist genannt. Die bösen Geister sind fern von den Knechten Gottes. Wohl aber magst du mich einen Feind der bösen Geister nennen, denn ich zerreiße ihre Fallstricke durch die Hülfe meines himmlischen Königs Jesu Christi." — „Und wer ist Theophorus?" fragte der Kaiser. — „Der Christum im Herzen trägt," antwortete Ignatius. Da ward der Kaiser zornig, daß dieser Mann nur immer von Christo redete, und rief: „Glaubst du nicht, daß auch in uns die Götter wohnen und für uns streiten wider unsere Gegner?" — „Du irrst," war des

Ignatius feste Antwort. „Es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und Alles, was darinnen ist, und Ein Seligmacher, Jesus Christus, Gottes eingeborner Sohn.“ Mit diesem Bekenntniß hatte er das Leben verwirkt. Der Kaiser rief die Wache und gebot, der Bischof sollte nach Rom gebracht und dort den wilden Thieren vorgeworfen werden. Ignatius aber pries Gott mit lauter Stimme, daß er ihn der Ehre des Märtyrerthums würdig geachtet habe. Er legte sich selbst die Fesseln an, indem er thränenden Auges für seine Gemeinde zu Gott flehete. Nun ward er nach Smyrna geführt. Zehn Kriegsknechte begleiteten ihn, die sich jede Rohheit gegen den gefangenen Greis erlaubten. Darum schrieb er einmal, daß er schon jetzt täglich von zehn Leoparden gemartert werde. Und doch glich sein Weg einem Siegeszug. Denn allerwärts gingen die Christen ihm entgegen, mit wehmüthiger Liebe ihn begrüßend. Er aber trug scheidend herzliche Fürsorge für Alle und schrieb darum auf seinem Todeswege noch sieben Sendschreiben, in denen er die Bischöfe und Gemeinden ermahnte, in dieser schweren Zeit ihres Berufes wahrzunehmen und dem Herrn die Treue zu bewahren. Den Christen zu Rom aber sandte er Botschaft, sie sollten nicht beim Kaiser um seine Begnadigung bitten. „Ich bin,“ sagte er, „ein Weizenkorn Gottes und muß gemahlen werden von den wilden Thieren.“ Ja, er schrieb gar fröhlich: „Nun fange ich erst an, ein Jünger zu sein.“

Als er zu Rom anlangte, kam ihm die ganze Gemeinde weinend entgegen. Er aber ward schon am anderen Tage in das Theater geführt. Denn es herrschte zu Rom die grausenvolle Sitte, daß die dem Tode Verfallenen vor den Augen des schaulustigen Volkes wilden Thieren wehrlos preisgegeben wurden. Die hungrigen Bestien warfen sich so grimmig auf Ignatius, daß derselbe augenblicklich ein Opfer ihrer Wuth ward (116). Die Christen aber durchwachten die Nacht im Gebete und fleheten zu Gott, daß er in der ernsten Todesstunde auch ihnen gleiche Kraft und Freudigkeit gebe.

Die Heiden fanden an diesem furchtbaren Schauspiel solches Wohlgefallen, daß sie nicht selten in stürmischer Weise den Tod der Christen forderten. Darum gebot Kaiser Hadrianus (117—138) in altrömischem Rechtsgefühl, daß nur auf Grund wirklicher Vergehung ein Christ gerichtet werden sollte. Indessen konnte es geschehen und ist geschehen, daß schon der Christenglaube selbst als Vergehen angesehen und bestraft ward. Der Kaiser aber kam nach Ueberwältigung des zweiten jüdischen Aufstandes auf den Gedanken, auf Jerusalems Trümmern eine heidnische Stadt zu bauen, die er Aelia Capitolina nannte. Wo nun da ein Ort durch alte heilige Erinnerungen den Christen lieb war und oft von ihnen besucht ward, da ließ der Kaiser ein heidnisches Heiligthum errichten, der Christen Herz zu kränken und ihre Schritte von jenen Stätten fern zu halten. So ward auf Golgatha ein Bild der Venus, über dem Grabe Christi ein Bild des Jupiter aufgestellt und über seiner Geburtsstätte zu Bethlehem ein dem Adonis geweiheter Hain gepflanzt. Aber diese Maßregel hatte ihr Gutes für die Christenheit.

Bisher waren jene heiligen Orte dadurch bekannt geblieben, daß die Aelteren sie den Jüngeren zeigten. Nun aber erhielt sich ihre Kenntniß unter den kommenden Geschlechtern um so leichter und gewisser, als sie vom Kaiser selbst durch jene Bilder und Opferstätten bezeichnet worden waren.

Längere Zeit hindurch erfreute sich jetzt die Kirche einer gewissen Ruhe. Da kam der schon erwähnte Marcus Aurelius (161—180) auf den Thron, ein kalter und stolzer Philosoph, der in den Christen nur thörichte Schwärmer und widerspenstige Unterthanen sah. Nun brachen neue Verfolgungen aus. Strenge Gesetze ergingen über Alle, die den Herrn anriefen. Ueberall fanden sich feile Ankläger, welche die Christen aufsuchten und angaben. Ueber die also Angeschuldigten verhängte man die ausgesuchtesten Martern, sie zur Verleugnung Christi zu zwingen. Die Zahl der Märtyrer mehrte sich; der größte unter allen war (167) Polykarpus.

Derselbe war als Jüngling von Johannes gelehrt worden und jetzt Bischof der Gemeinde zu Smyrna. Ueber seinen Tod giebt uns ein merkwürdiges Schreiben seiner Gemeinde Nachricht, welches also beginnt:

„Die Gemeinde Gottes zu Smyrna wünscht allen Gemeinden der heiligen allgemeinen Kirche aller Orten die Barmherzigkeit, den Frieden und die Liebe Gottes des Vaters und unseres Herrn Jesu Christi in reichem Maaße. Wir schreiben euch, geliebte Brüder, was sich mit den Märtyrern und insonderheit mit dem seligen Polykarpus begeben hat, welcher durch seinen Zeugentod die Verfolgung gleichsam besiegelt und gestillt hat." Und nun wird der Tod des Bischofs also erzählt. Durch das tägliche Anschauen der Todesopfer war der Blutdurst der Heiden immer mehr entflammt worden. Endlich verlangte das Volk mit wildem Geschrei den Tod des Polykarpus, der ein Feind der Götter sei und ein Vater der Christen. Da ermahnten ihn die Freunde, sein Leben zu retten. Widerstrebend gab er nach und verbarg sich in einem Landhause, wo er einige Tage verweilte, immer betend für die Gemeinde. Da erschienen einst mit Anbruch der Nacht die Kriegsknechte, die ihm nachgesendet worden waren. Ruhig gab er sich in ihre Hand mit dem Wort: „Des Herrn Wille geschehe!" Sie aber hatten einen Gottesleugner und Empörer zu finden erwartet und wunderten sich nicht wenig, wie ein ehrwürdiger Greis mit stiller Heiterkeit ihnen entgegentrat. Er ließ ihnen Erquickung reichen und bereitete sich durch inniges Gebet zum Todesgange. Nun führten sie ihn in die Stadt auf den Schauplatz, wo zugleich das Gericht gehalten und auch die Strafe vollzogen wurde. Da war eine unermeßliche Menschenmenge versammelt. Bei des Polykarpus Ankunft erhob sich ein lautes Geschrei, das nicht enden wollte. Der Richter aber sprach zu ihm: „Fluche deinem Christus." Polykarpus entgegnete: „Sechs und achtzig Jahre bin ich in seinem Dienste, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan. Und wie sollte ich meinem König fluchen, der mich selig gemacht hat?" Der Richter ward durch diese Worte sichtlich ergriffen und wollte den Bischof

gern retten, weshalb er ihn aufforderte, nur eine heidnische Schwurformel nachzusprechen. Doch diesem Ansinnen setzte Polykarpus das einfache Geständniß entgegen: „Ich bin ein Christ.“ Nun wollte der Richter, Polykarpus sollte etwas sagen zur Beruhigung des lärmenden Volkes. „Dir Rede zu stehen,“ war die Antwort, „habe ich für meine Pflicht gehalten, da wir den von Gott geordneten Obrigkeiten die gebührende Ehre erzeigen sollen, aber diese halte ich nicht für werth, mich vor ihnen zu rechtfertigen.“ Da ward der Richter zornig und drohete ihm mit dem Scheiterhaufen. Ruhig sagte der Greis: „Du drohest mir mit einem Feuer, das nur kurze Zeit brennt und bald erlischt. Aber du weißt nichts von dem Feuer des zukünftigen Gerichts und der ewigen Strafe, das für die Gottlosen bereitet ist. Doch warum zögerst du? Laß kommen, was du willst.“ Nun mußte ein Herold im Volke ausrufen, Polykarpus hat selbst bekannt: daß er ein Christ sei. Da schrie die Menge einhellig, man solle ihn verbrennen. Alles war geschäftig, den Holzstoß aufzurichten. Am eifrigsten aber zeigten sich dabei die Juden. Still legte Polykarpus sein Gewand ab, und als er am Pfahle stand, lobte er noch Gott mit lauter Stimme. Kaum hatte er mit „Amen“ geschlossen, so ward der Scheiterhaufen angezündet. Hochauf schlugen die Flammen, aber sie berührten den Märtyrer nicht, der unverletzt in ihrer Mitte stand. Da rief man dem Henker zu, den Bischof mit dem Schwerte zu tödten. Das geschah, und nun ward der Leichnam verbrannt. Die theure Asche überließ der Richter den Christen. Der Zorn der Heiden aber schien gestillt, nachdem ihm dies Opfer gefallen war.

Polykarpus hat einen an die Gemeinde zu Philippi gerichteten Brief hinterlassen, daher er — sowie Ignatius — zu den apostolischen Vätern gezählt wird.

Noch viel härter wüthete die Verfolgung zehn Jahre später (177) zu Lyon und Vienne, welche letztere Stadt nahe bei Lyon liegt. Hier hegte das heidnische Volk einen finsteren Christenhaß; kaum durften die Christen sich öffentlich zeigen. Endlich brauchte man Gewalt; schaarenweis wurden die Gläubigen auf den Richtplatz geführt. Nur Wenige verleugneten Christum. Diese standen mit scheuen Blicken da, den Bekennern ein Kummer und den Heiden ein Spott. Die meisten Christen aber schritten heiteren Angesichts zur Todesstätte. Den glänzendsten Heldenmuth bewährten der Diaconus Sanctus und die Sclavin Blandina. Der erstere entgegnete auf des Richters Frage nach Namen und Stand: „Ich bin ein Christ.“ Das war ihm Name, Stand und Alles. Nun ward er gemartert, mit wundem Leib in den Kerker zurückgeführt und dort ohne Pflege gelassen, dann zu neuer Qual abgeholt. Und doch wankte er nicht. Blandina war eine zarte Jungfrau, aber ihre Peiniger achteten nicht ihres Alters und Geschlechtes. Auch sie setzte allen Drohungen das einfache Wort entgegen: „Ich bin eine Christin, aber nichts Böses wird bei uns gethan.“ Sie ward nun in Kreuzesgestalt an einen Pfahl gebunden; so sollte sie von wilden Thieren zer-

rissen werden. Doch diese thaten ihr kein Leid. Die anderen Märtyrer aber gedachten bei ihrem Anblick des Herrn Jesu, der auch einst also die Arme am Kreuz ausgespannt hatte. Zuletzt wurden Sanctus und Blandina mit dem Schwerte getödtet.

„Wo ist nun euer Gott?" riefen die Heiden höhnend ihren Opfern zu. Aber Gott der Herr war wahrlich mitten unter den Seinen.

Auf Marcus Aurelius folgte Commodus (180—191). Der wandelte in den Wegen der Sünde und fragte nichts nach göttlichen Dingen. Aber eben darum ließ er auch die Christen unbeachtet, die sich nun einer wohlthätigen Ruhe erfreuten. Sein Nachfolger Septimius Severus (193—211) war kein Feind der Christen, hemmte aber doch auch die Verfolgungen nicht, die von einzelnen Statthaltern ausgingen. So brach (202) über die Gemeinde zu Carthago große Trübsal herein, und Kerker und Richtstätten füllten sich wieder. Einer Märtyrerin aber müssen wir vor Allen gedenken. Es lebte zu Carthago eine edle Frau, Perpetua genannt, eines heidnischen Vaters Tochter und Mutter eines zarten Kindleins. Sie war Christin, doch noch nicht getauft. Sie ward ergriffen und mit vielen Anderen in das Gefängniß geworfen. Doch war die Haft eine leichte; die Geistlichen der Gemeinde durften im Kerker ab- und zugehen. Daher empfing Perpetua dort die Taufe. Auch gestattete man ihr, ihren Säugling bei sich zu haben. Ihre einzige Sorge war ihr Vater. Oft drängte er sich zu ihr, außer sich vor Schmerz, daß seine Tochter den väterlichen Göttern abtrünnig geworden sei und nun eines schmachvollen Todes sterben sollte. Bald schalt und schlug er sie in zorniger Verzweiflung, bald warf er sich vor ihr weinend nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen und beschwor sie, doch Mitleid zu haben mit seinem grauen Haare. Er wollte, daß sie vor dem Richter ihren Glauben verleugne. Da galt für Perpetua jenes Wort des Herrn: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth." (Matth. 10, 37.) Und Perpetua liebte den Herrn mehr, obwohl sie trauerte, daß ihr Vater sich ihres Christennamens nicht freue. Ueber ihr Geschick war sie ruhig. „Ich stehe in Gottes Hand," sagte sie. Als sie vor den Richter geführt wurde, fand sie auch dort ihren Vater, der ihr Kind auf dem Arme trug. Noch einmal flehet er sie an, um des Kindes willen ihr Leben zu schonen. Doch Perpetua antwortet auf die Frage des Richters mit fester Stimme: „Ich bin Christin." Jetzt ist ihr Todesurtheil gesprochen; die Schergen wollen sie hinwegführen. Da stürzt der Vater heran, die Tochter gewaltsam zu befreien. Perpetua sieht, wie er zurückgestoßen, ergriffen, auf des Richters Befehl gepeitscht wird, wie seine vorwurfsvollen Blicke sie treffen. Im Kerker will sie sich trösten durch den Anblick ihres Kindes, aber der Vater hat es zu sich genommen und will es ihr nicht senden. Perpetua überwindet den Schmerz, bleibt fest auch in einer letzten Unterredung mit ihrem Vater und sorgt noch mütterlich für ihre Mitgefangenen. Endlich bricht der Todestag an; die

bereit gehaltenen Thiere der Wildniß warten. Die Märtyrer erscheinen, dem Richter das ernste Wort zurufend: „Du richtest uns und Gott wird dich richten.“ Perpetua und noch eine Christin — Felicitas — werden in Netze genäht und dem Anlauf einer wilden Kuh ausgesetzt. Mit Gebrüll kommt diese heran, wirft die Frauen nieder, läuft aber weiter. Perpetua erhebt sich, faltet züchtig ihr zerrissenes Gewand zusammen und ordnet ihr fliegendes Haar. Dann reicht sie der Felicitas die Hand, diese aufzurichten. Der Anblick rührt selbst die Heiden; mit lauter Stimme fordert man die Wegführung der Frauen. Doch war es nur eine Wegführung zum Tode, der nun durch das Schwert erfolgte.

Die Grausamkeit ermattete endlich. Die Verfolger wurden des Tödtens müde. Tausende von Christen waren gefallen, aber andere Tausende lebten noch und blieben nun ungekränkt. Eine ruhigere Zeit kam wieder, in der die Kirche sich baute, wo sie zersprengt und zerfallen war.

So ward das Christenthum mehr und mehr eine Macht, die auch den Gegnern Achtung gebot. Nicht wenige Heiden begannen in dem Christenthum etwas Göttliches zu sehen, wie fern sie auch von der Erkenntniß der Wahrheit sein mochten. Das beweist das Leben des Kaisers Alexander Severus (222—235). Die Mutter dieses Fürsten war den Christen hold gesinnt und hatte auch dem Sohne eine milde Gesinnung gegen Jene eingepflanzt. Als Kaiser schirmte Alexander die Christen gegen ungerechte Bedrückung, ja er achtete Christum für einen göttlichen Weisen. Daher stellte er in seinem Palaste neben den Statuen heidnischer Helden und Weisen auch die Bilder Christi und Abrahams auf. Auch freute er sich einzelner Aussprüche des Evangeliums, wie er denn das Wort des Herrn: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr!“ (Luc. 6, 31.) gleichsam zu seinem Wahlspruch erhob. Aber doch gewährte er den Christen noch keine gesetzliche Glaubensfreiheit.

Diese Ruhezeiten enthielten freilich auch für die Kirche eine Versuchung. Viele Christen verfielen in fleischliche Sicherheit. Hören wir Stimmen von Zeitgenossen. „Mit unersättlicher Begierde trachteten nicht Wenige nach Vermehrung ihres irdischen Gutes, ganz vergessend, was die Gläubigen in der Zeit der Apostel gethan haben und allezeit thun sollten. Selbst unter den Bischöfen, die doch mit Ermahnung und Beispiel den Uebrigen vorangehen sollten, versäumten viele ihren göttlichen Beruf und beschäftigten sich mit weltlichen Dingen.“ Cyprianus. — „Manche Christen kommen nur an den hohen Festtagen zur Kirche, und dann nicht einmal, um sich unterweisen zu lassen, sondern nur zum Zeitvertreib. Andere verlassen den Gottesdienst sogleich nach dem Ende der Predigt, ohne mit den Lehrern zu reden und sich zu befragen. Noch Andere warten nicht einmal das Ende der Predigt ab und hören von derselben kaum ein Wort, sondern stehen in einem Winkel und plaudern mit einander.“ Origenes.

Da ließ der Herr eine neue Prüfung über seine Kirche kommen.

Der Kaiser Decius (249—251) hatte die entschiedene Absicht, das Christenthum völlig zu unterdrücken. So erhob sich nun eine Verfolgung, die sich von einem Ende des Reiches zum anderen erstreckte und an Härte stufenweis zunahm. Am meisten hatten die Christen zu Rom zu leiden, die unter den Augen des Kaisers lebten. Aber sie bewährten ihre alte Glaubenstreue. Etliche von ihnen schrieben aus dem Kerker an den Bischof Cyprianus zu Carthago: „Was kann einem Menschen Herrlicheres und Seligeres durch die Gnade Gottes zu Theil werden, als unter Martern und selbst im Angesichte des Todes Gott den Herrn zu bekennen und Christi Leidensgenosse zu werden? Haben wir gleich unser Blut noch nicht vergossen, so sind wir doch bereit, es zu vergießen. Darum bete, theurer Cyprianus, daß der Herr jeden Einzelnen unter uns täglich reichlicher mit den Kräften seiner Macht befestige und stärke, daß er als der rechte Feldherr seine Kämpfer auch auf das Schlachtfeld des bestimmten Kampfes führe, nachdem er sie bisher in dem Lager des Kerkers geübt und geprüft hat. Er reiche uns die göttlichen Waffen, die nicht überwunden werden können."

Damals ereignete sich zu Carthago ein wunderbarer Vorfall. Daselbst hatte der Presbyter Numidicus mitten unter der Verfolgung unerschütterliche Standhaftigkeit bewiesen, Viele zum Tode bereitet, die eigene Gattin auf dem Scheiterhaufen enden sehen. Endlich schlägt auch ihm die Stunde. Der Feuertod ist ihm bestimmt; auch Steine werden nach ihm geschleudert. Doch die Wuth der Heiden ermüdet, sie achten kaum der einzelnen Todesopfer, die Menge verläuft sich. Da kommt die Tochter des Numidicus, des Vaters entseelte Hülle zu suchen. Sie findet ihn scheinbar todt, entdeckt aber bald Zeichen schlummernden Lebens. Rasch eilt sie zurück, ruft einige Christen und rettet mit ihrer Hülfe den Vater, der wieder zum Leben erwacht ist.

Auch unter des Decius Nachfolgern Gallus und Valerianus dauerte mit kurzen Unterbrechungen die Verfolgung fort. Vornehmlich richtete sie sich gegen die, welche ein kirchliches Amt in der Gemeinde bekleideten. Denn man wollte die Hirten schlagen, auf daß die Heerde sich zerstreue. Da ward auch der Bischof Sixtus zu Rom zur Kreuzigung geführt. Wie er durch die Straßen schreitet, eilt sein junger Diaconus Laurentius auf ihn zu und ruft: „Mein Vater, wohin gehst du ohne deinen Sohn?" Der Bischof entgegnet ernst und bedeutsam: „Mein Sohn, ich verlasse dich nicht. Du wirst nicht verwaist bleiben; größere Kämpfe stehen dir bevor. Wir Greise haben einen leichteren Streit; dich erwartet ein größerer Triumph. Bald wirst du mir folgen." Darauf wendet er sich und geht hin zum Tode. Nach etlichen Tagen läßt der Statthalter zu Rom den Laurentius rufen und gebietet ihm, die Schätze der Kirche auszuliefern. Weil nämlich die Christen bei ihren Versammlungen soviel Liebesgaben darbrachten, so hatte sich unter den Heiden das Gerücht verbreitet, in den Kirchen lägen unermeßliche Reichthümer aufgehäuft. Laurentius antwortet dem

Statthalter: „Gestatte mir ein wenig Zeit, daß ich Alles ordne.“ Der Statthalter freut sich der raschen Zusage und bewilligt eine dreitägige Frist. Am bestimmten Tage erscheint Laurentius und spricht: „Herr, komm und siehe die Schätze unseres Gottes. Dein ganzer Hof ist voll goldener Gefäße.“ Erfreut eilt der habgierige Statthalter hinaus. Da stehen auf seinem Hofe viele arme Leute, die von der Kirche erhalten werden. Der getäuschte Römer mißt den kühnen Laurentius mit Blicken sprachlosen Zornes. Der aber sagt: „Was mißfällt dir denn? Hältst du diese Schätze für gering und schlecht? Sie sind es, die ich dir versprach. Sie sind das Gold und Edelgestein unserer Kirche.“ Da ruft Jener: „Verhöhnst du mich also? Ich weiß, ihr seid stolz darauf, den Tod zu verachten. Du sollst ihn langsam herannahen fühlen.“ Darauf befahl er, den Diaconus auf einen glühenden Rost zu legen. So folgte Laurentius seinem Bischof nach.

Zu derselben Zeit hatte der Knabe Cyrillus zu Cäsarea in Cappadocien den Herrn Christum erkannt. Um solches Glaubens willen stößt ihn der Vater aus dem Hause. Aus gleichem Grunde wird er vor den Richter geführt. Der wird beim Anblick des jugendlichen Schuldigen von Mitleid ergriffen und redet ihm erst freundlich zu: „Kind, ich verzeihe dir deine Vergehung. Auch dein Vater wird dir vergeben und dich wieder aufnehmen. Es steht in deiner Gewalt, deines Vaters Erbe zu sein, wenn du verständig bist und dein eignes Wohl bedenkst.“ Allein der Knabe spricht: „Ich leide gern; Gott wird mich aufnehmen. Ich traure nicht, daß ich aus dem Vaterhause gestoßen bin, denn ich werde eine bessere Wohnung finden. Auch fürchte ich den Tod nicht; er führt mich nur zu einem schöneren Leben.“ Nun ließ ihn der Richter zum Richtplatz führen, ihn zu schrecken durch das Anschauen der Todesvorbereitungen. Allein der junge Märtyrer blieb fest. Und als die Zuschauer sich der Thränen nicht enthalten konnten, sprach er zu ihnen: „Ihr solltet euch freuen, aber freilich wisset ihr nichts von jener Stadt, dahin ich gehe.“ Und so starb er. „Aus dem Munde der jungen Kinder hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen.“ (Ps. 8, 3.)

So hatte nun jedes Geschlecht und Alter seine Märtyrer. Sixtus der Greis und Laurentius der Jüngling, Cyrillus der Knabe, Perpetua die Mutter, Blandina die Jungfrau — was für ein lieblicher Verein heiliger Zeugen!

Wo solche Kämpfer stritten, war der Sieg gewiß.

---

§. 19.

Der Sieg des Glaubens.

Nachdem Valerianus in einer unglücklichen Schlacht Gefangener des Perserkönigs geworden war, ward sein Sohn Gallienus Kaiser an seiner Statt.

Dieser war milde gesinnt gegen die Christen und gebot in einem eignen Gesetze (260), daß alle Verfolgung eingestellt werde. „Niemand soll euch beunruhigen," schrieb er den Christen. Zugleich gewährte er der Kirche das wichtige Recht, eigenen Grund und Boden zu besitzen. So ward die Kirche nach zweihundertjährigem Kampfe um ihr Dasein vom Staate als zu Recht bestehende Gemeinschaft anerkannt.

Um dieselbe Zeit hatte sich ein ehrsüchtiger Mann, Macrianus, zum Herrscher des Morgenlandes aufgeworfen, daher dort des Gallienus Gesetz nicht geachtet wurde. Nun sollte einmal in einer Stadt Palästinas ein ausgezeichneter Krieger, Marius geheißen, zum Hauptmann ernannt werden und eben den Stab empfangen, der das Zeichen jener Würde war, als sich ein neidischer Waffengefährte erhob und ihn als einen Christen anklagte, der weder den Göttern noch dem Kaiser die schuldige Ehrfurcht beweise. Sogleich ward Marius gefragt, ob er seinen Glauben abschwören wolle oder nicht. Man gab ihm drei Stunden Bedenkzeit. Da führte ihn der Bischof der Stadt in die Kirche und sprach, indem er mit der einen Hand auf das Schwert des Kriegsmannes und mit der anderen auf das Evangelienbuch zeigte: „Wähle zwischen diesen zweien." Marius erhob ohne Besinnen die Rechte und ergriff das Evangelienbuch. „So halte fest an Gott und gehe hin mit Frieden," antwortete der Bischof. Marius aber erklärte seinen Oberen, daß er als Christ lebe und sterbe. Da ward ihm das Haupt abgeschlagen.

Nun geschah es, das Macrianus von Gallienus im Streit überwunden wurde. So ward denn auch das von dem Letzteren erlassene Duldungsgesetz im ganzen Reiche durchgeführt und auch von den meisten der folgenden Herrscher aufrecht erhalten. Vierzig Jahre lang genossen die Christen ungestörte Ruhe, in welcher sich die Kirche zu nie dagewesener Blüthe entwickelte. Die Gemeinden mehrten sich in unglaublicher Weise, prächtige Kirchen wurden erbaut, Christen gelangten zu den höchsten Ehrenstellen am Hofe und im Heere. Aber freilich ließen sich hierdurch viele Gläubige wieder in sträfliche Sicherheit einwiegen, deren traurige Folgen bald genug hervortraten. „Als die Unsrigen über der mehr und mehr zunehmenden Freiheit in Sorglosigkeit und Trägheit geriethen, als die Einen die Anderen beneideten und unter einander zankten und schmähten, als wir uns mit den Waffen des Wortes wie mit Schwertern und Lanzen bekämpften, als zwischen Gemeinden und Bischöfen Zwietracht und Parteiung war, als niedrige Verstellung und Heuchelei bis zur höchsten Bosheit stiegen, da ließ das göttliche Gericht, schonend zwar wie immer und nur allmählich, die Strafe hereinbrechen." Eusebius.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts (284—305) herrschte über das Römerreich Kaiser Diocletianus, ein Mann von Kraft und Weisheit in allen weltlichen Dingen. Die Christen ließ er ruhig ihres Glaubens leben; seine Gemahlin war der Kirche geneigt und vielleicht selbst Christin. Aber da er zur

Erleichterung der Regierungsgeschäfte einen Theil seiner kaiserlichen Gewalt auf seinen Schwiegersohn Galerius übertrug, der zu Nicomedia — in Kleinasien am Marmorameer gelegen — sein Hoflager aufschlug, zog sich ein schweres Wetter über den Häuptern der nichts ahnenden Christen zusammen. Galerius war ein tapferer Feldherr, aber finsteren Aberglaubens voll. Um so mehr glaubten die heidnischen Priester durch ihn ihre lange gehegten Rachepläne gegen die Kirche des Herrn ausführen zu können und benutzten eine christliche Sitte, den Galerius mit tödtlichem Haß wider die Christen zu erfüllen. Wenn nämlich im Lager die üblichen Opfer gebracht wurden, wodurch die Gunst der Götter erfleht werden sollte, so pflegten die anwesenden christlichen Krieger das heilige Zeichen des Kreuzes über sich zu machen, gleichsam um sich vor den im Heidenthume waltenden dunklen Mächten zu schirmen. Die Heidenpriester redeten nun dem Galerius ein, jenes verhaßte Kreuzeszeichen halte die Götter fern von dem Opfer und entziehe ihre Huld dem Heere, weshalb denn auch der Sieg die kaiserlichen Adler fliehe. Solche Worte fanden Eingang zu des Galerius leichtgläubigem Herzen. Derselbe bewog den Kaiser zu dem Beschluß, daß alle Christen aus dem Kriegsheere entfernt werden sollten. Zu dem Ende wurde der Befehl gegeben, daß an einem zu Ehren des Kaisers angestellten Feste jeder Krieger an dem Opfer und Opfermahl seiner Abtheilung Theil zu nehmen habe. Wer sich deß weigere, solle austreten. Da verzichteten die im Waffendienst stehenden Christen lieber auf alle Kriegsehren, als daß sie wider das Gebot Gottes gesündigt hätten: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“ Einzelne wurden am Leben gestraft, weil ihre kühne Rede als Majestätsbeleidigung gedeutet ward. So erhob sich zu Tanger in Afrika der Hauptmann Marcellus beim Opfermahl, warf Waffen und Ehrenzeichen weg und rief: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf, als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich mag nicht eure hölzernen und steinernen Götter anbeten, da sie nur taube und stumme Götzen sind. Wenn der Kriegerstand nöthigt, den Göttern und dem Kaiser zu opfern, so werfe ich Stab und Wehrgehäng hin und entsage den Fahnen.“ Sogleich ward er verhaftet und als Lästerer der Götter und des Kaisers zum Tode verurtheilt.

Indessen war Galerius hiermit keineswegs zufrieden. Vielmehr suchte er seinen alternden Schwäher zu neuen und durchgreifenden Maßregeln gegen die Gläubigen zu bereden. Dies gelang ihm nur zu gut, als Diocletianus behufs mündlicher Besprechung mit seinem Eidam nach Nicomedia kam. Die Stunde ward festgesetzt, da das Verderben über Alle hereinbrechen sollte, die da Christum bekannten.

Die Christen lebten im tiefsten Frieden, bauend auf ihr verbrieftes Recht. Die Osterzeit — einst des Herrn und nun auch seiner Kirche Leidenszeit — war nahe.

Da erschien mit dem Morgengrauen des 23. Februars (303) eine Abtheilung der kaiserlichen Leibwache vor der Kirche zu Nicomedia. Die Thüren werden

gewaltsam erbrochen, die heiligen Gefäße geraubt, die heiligen Schriften verbrannt. Dann wird das ganze Gotteshaus niedergerissen. Aber das alles ist nur Vorspiel von weit Schlimmerem. Am anderen Tage wird durch öffentlichen Anschlag ein kaiserliches Gesetz bekannt gemacht, das den Untergang der Kirche herbeizuführen bestimmt ist. Furchtbar ist sein Inhalt. Alle gottesdienstlichen Versammlungen der Christen werden verboten. Die Kirchen sollen geschlossen, die heiligen Bücher verbrannt werden. Die Christen verlieren alle Ehrenstellen und Ehrenrechte. Christlichen Sclaven wird selbst die Hoffnung auf einstige Freilassung entzogen.

Ein Christ vornehmen Standes geht vorüber. Hingerissen von falschem Eifer, reißt er den Anschlag ab, bittere Worte ausstoßend gegen den Kaiser, der gegen seine eigenen Unterthanen wie gegen besiegte Feinde verfahre. Das kecke Wort muß mit dem Tode gebüßt werden.

Das strenge Gesetz ward nun im ganzen Reiche verkündigt.

Zuweilen aber minderten des Kaisers eigene Diener die Härte des Gesetzes, vielleicht geleitet von einer heiligen Scheu vor der Religion des Kreuzes. Sie gaben den Christen Zeit, die heiligen Bücher zu verbergen, oder ließen statt der Bibeln unbedeutende Schriften verbrennen. In Afrika richtete der Landpfleger an einen Bischof die gewöhnliche Frage, ob heilige Schriften vorhanden wären. Sogleich aber setzte er hinzu: „Oder du hast vielleicht keine?“ Er scheint also eine verneinende Antwort gewünscht zu haben. Kleinmüthige Christen konnten durch dieses Verfahren leicht zur Lüge und Verstellung verleitet werden. Die aber fest gewurzelt waren im Glauben, haben in dieser wie in jeder anderen Verfolgung ein schönes Zeugniß von Christo vor den heidnischen Gewalthabern abgelegt.

Inzwischen gestaltete sich die Lage der Christen immer ernster. Als im kaiserlichen Palast zu Nicomedia zweimal rasch nach einander Feuer ausbrach und fast gleichzeitig aus einigen Landschaften des Reichs aufrührerische Bewegungen gemeldet wurden, schleuderte man von Neuem den alten Vorwurf auf die Christen, daß sie Verschwörer seien wider den Thron und Feinde der öffentlichen Wohlfahrt. Die eigenthümliche schwärmerische Redeweise einzelner Christen gab diesem Verdacht zuweilen einen Anschein von Wahrheit, zumal da sie von den Heiden nicht verstanden ward. Ein Christ gab vor dem Richter als seine Heimath das himmlische Jerusalem an, welche Angabe von dem Heiden auf eine wirkliche Stadt als Herd der vermutheten Verschwörung bezogen wurde. Und da man die Vorsteher der Kirche als die Anstifter jener Auflehnung gegen den Staat ansah, so erschien ein zweites kaiserliches Gesetz, welches alle Geistliche in den Kerker zu werfen gebot. Endlich ging der Befehl aus, daß alle Christen zum Opfern gezwungen werden sollten. Und nun hob die grausenvollste Verfolgung an, von der die Christenheit jemals betroffen worden ist.

In den einzelnen Städten ward öffentlich bekannt gemacht, daß alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes im Tempel sich einzufinden hätten. Wer nun durch sein Nichterscheinen oder durch ein offenes Zeugniß seines Mundes Christum bekannte, war alsbald der Rache der blutlechzenden Christenfeinde verfallen. Und diese Rache ist in so satanischer Weise geübt worden, wie die Geschichte kaum ein anderes Beispiel hat. Die Feder versagt den Dienst, will man die damals über die Christen verhängten Qualen schildern. Glücklich, wem schneller Tod beschieden war! Die meisten Märtyrer endeten langsam unter den furchtbaren Händen ihrer Peiniger. „Die Mordschwerter selbst wurden zuletzt stumpf und zerbrachen, die Henker mußten sich vor Erschöpfung gegenseitig ablösen,“ erzählt Eusebius als Augenzeuge. Die gegen die Christen losgelassenen Panther und Bären waren oft mitleidiger und gerechter als die Menschen, indem sie ihre Opfer rasch tödteten oder wohl gar ihre eigenen Wärter zerrissen statt der Christen.

Je grimmiger aber die Heiden wider die Bekenner Christi wütheten, um so wunderbarer verherrlichte sich Gottes allmächtige Hülfe an den Gläubigen. Dieselben bewiesen selbst unter namenlosen Martern einen Heldenmuth, der uns verwöhnten Kindern einer friedlicheren Zeit fast unglaublich erscheint. „Damals sahen wir einen bewunderungswürdigen Drang, eine wahrhaft göttliche Kraft und Bereitwilligkeit bei denen, die glaubten an den Christ Gottes. Denn kaum war das Urtheil über Einen gesprochen, so eilten sogleich Andere zum Richterstuhl und bekannten sich als Christen, unbekümmert um die Leiden und vielfachen Qualen, unerschrocken den Glauben an den allmächtigen Gott aussprechend. Mit Freude, mit Heiterkeit und lächelnder Miene vernahmen sie ihr Todesurtheil. Ja sie sandten bis zum letzten Athemzuge noch Lobgesänge und Worte des Dankes zu Gott empor.“ Eusebius. Damals sah man einen Jüngling von kaum zwanzig Jahren, wie er ungefesselt und mit kreuzweis ausgestreckten Händen ruhig dastand und betete, die wider ihn losgelassenen wilden Thiere furchtlos erwartend. Und so blieb er stehen, auch als die schnaubenden Bestien um ihn tobten. Wunderbarer Weise liefen sie wieder zurück, ohne ihm ein Leid gethan zu haben. Ein Statthalter fragte einen auf der Folter liegenden Christen: „Hast du die heiligen Schriften?“ — „Ja, in meinem Herzen,“ war die Antwort. Zwei durch Gestalt und Geist ausgezeichnete Jungfrauen weigerten sich muthig, den Götzen zu opfern. Da wurden sie in das Meer geworfen. „Es war, als wenn die Erde nicht werth gewesen wäre, solche Zierden zu tragen.“ Eusebius.

Solcher Heldenmuth erregte denn auch der Heiden Bewunderung. Nicht selten wurden Christen durch ihre heidnischen Mitbürger vor den Nachforschungen der kaiserlichen Schergen verborgen gehalten. Sogar der Cäsar oder Reichsverweser Constantius Chlorus in Gallien erwies sich als Freund der Christen, deren Lehre er kannte und achtete. Offen sprach er es aus: „Die ihrem

Gott so treu sind, werden gewiß auch ihrem Kaiser treu sein." Soweit sein Zepter reichte, genossen die Christen ungestörten Frieden. Nur einige Kirchen ließ er niederreißen, um doch in etwas dem kaiserlichen Befehl zu genügen.

So vergingen Jahre. Das Blut der Christen war in Strömen geflossen, ihre Gotteshäuser lagen an vielen Orten in Trümmern, ihre heiligen Schriften hatte das Feuer verzehrt. Prahlerische Inschriften verkündeten den Sieg der alten Götter und rühmten: „Ausgerottet ist der Name der Christen, die das Reich zerrütteten. Ausgerottet ist überall der christliche Aberglaube, und die Götter werden wieder allerwärts geehrt." Aber das war Lüge. Die Kirche des Herrn stand fester und blühender da als je. Das Blut der geopferten Zeugen ward ihr zu einem reichen Segensstrom; denn die Ueberlebenden nahmen sich die Geschiedenen zum Vorbilde. Je näher ihnen jeden Tag der Tod war, desto mehr war ihr Wandel schon hienieden im Himmel.

Das mußten endlich die Dränger der Christen selbst erkennen. Müde der schweren Regierungslast, legte Diocletianus (305) die Krone nieder und zog sich in die ländliche Stille seines Palastes zu Salona in Dalmatien zurück. Den Galerius aber ereilte nicht lange nachher das Strafgericht Gottes. Eine schmachvolle und schmerzhafte Krankheit warf ihn auf das Siechbett und machte ihn zu einem Gegenstande des Abscheus für seine Umgebung. Da gedachte der gequälte Fürst jener Qualen, die er selbst über soviel tausend Unschuldige verhängt hatte. Sie waren fröhlich aus dem Leben geschieden, ihm war jeder Trost versagt. Und was er gewollt, hatte er nicht erlangt. Da ward sein hartes Herz erweicht. Ein Gesetz erging (311), welches den Christen ihre alte Freiheit wiedergab, nachdem ein Jahr zuvor neun und dreißig Blutzeugen in Palästina als die letzten Opfer der Verfolgung gefallen waren. Freilich mochte der Kaiser die begangene Ungerechtigkeit nicht eingestehen, daher das Gesetz gar wunderlich lautet. Im Eingang wird erwähnt, daß die Herrscher des Reichs anfänglich gehofft hätten, die Christen „zu einer besseren Denkungsart" zurückzuführen. Allein die Folge sei nur gewesen, daß die Christen weder ihrem Gott noch den alten Göttern gedient hätten. Wohl aber wären viele Herzen in Bestürzung versetzt, viele Menschenleben geopfert worden, da die Meisten bei ihren Gedanken geblieben wären. Hierauf heißt es weiter: „Wir haben nun vermöge unserer beständigen Gewohnheit, allen Menschen Gnade widerfahren zu lassen, auch ihnen unsere allezeit bereite Nachsicht angedeihen lassen zu müssen geglaubt, so daß sie fortan wieder Christen sein und ihre Zusammenkünfte halten mögen, nur daß sie nichts wider die öffentliche Ordnung unternehmen. Nun werden sie aber auch zu ihrem Gott für unser und des Staates Wohl wie für ihr eigenes Heil zu beten haben."

So hatten es die höchsten Schirmherrn des Heidenthums erkennen müssen, wie sie wider das Wort des Herrn nichts auszurichten vermöchten. Die Kraft des Heidenthums war gebrochen, der Sieg des Glaubens nahe.

Während die Kirche der blutigen Gewalt ihrer Dränger meist nur duldenden Heldenmuth entgegensetzte, gebrach es ihr aber auch nicht an erleuchteten Männern, die in Wort und Schrift kühn die Stimme erhoben zur Abwehr ungerechter Anklage. Diese meist durch tiefe wissenschaftliche Einsicht ausgezeichneten Glaubensstreiter werden mit einem griechischen Wort Apologeten — Vertheidiger — und ihre Schriften Apologien genannt.

Bereits im Anfange der Verfolgungen erschien bei dem Kaiser Hadrianus der Evangelist Quadratus und überreichte eine Schrift, in welcher er das Christenthum wider die Lügen der Gegner vertheidigt hatte. Unter Anderem waren darin die Wunder des Herrn als Beweise der christlichen Wahrheit erwähnt, und Quadratus machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ja mehrere der von Christo Geheilten noch von seinen und des Kaisers Zeitgenossen mit eigenen Augen geschaut worden wären. Obgleich diese Vertheidigungsschrift von dem Kaiser nicht weiter beachtet worden zu sein scheint, ward sie doch von den Christen zur Stärkung des Glaubens auch in späterer Zeit viel gelesen.

Um dieselbe Zeit lebte in Asien ein Jüngling mit Namen Justinus, der eine Zierde der Kirche zu werden bestimmt war. Derselbe stammte aus Sichem in Samaria, welche Stadt damals von griechisch redenden Heiden bewohnt war. Dem lebhaften Drange nach Erkenntniß der Wahrheit folgend, beschäftigte er sich eifrig mit der heidnischen Weisheit jener Zeit und las insonderheit die Schriften des alten griechischen Weisen Plato (400 v. Chr.). Aber was er hier fand, gab ihm weder Klarheit noch Frieden. Es findet sich nämlich in den Schriften jenes Philosophen die tiefsinnigste Ahnung der Wahrheit und daneben doch das wehmüthige Gefühl unerfüllter Hoffnung. Das hervorragendste Beispiel hierfür ist der Gedanke vom leidenden Gerechten als dem Träger der höchsten vollendeten Gerechtigkeit, welcher bei Plato einen so merkwürdigen Ausdruck gefunden hat, daß wir unwillkürlich an die große alttestamentliche Weissagung (Jes. 53) erinnert werden und die Kirchenväter darin prophetische Worte sahen. „Stellen wir uns," heißt es bei Plato, „neben den Ungerechten und Gerechten, einen aufrichtigen Mann und von edler Art, der nicht gut zu scheinen, sondern zu sein strebt. Zuerst muß die gute Meinung ihm genommen werden, denn wenn er als Gerechter erscheint, werden ihm als Gerechten Ehren und Geschenke zu Theil, so daß es dann ungewiß bleibt, ob er um der Gerechtigkeit willen oder wegen der Ehren und Geschenke ein solcher ist. Darnach muß er aller Habe beraubt werden außer der Gerechtigkeit und in Widerstreit gebracht mit seiner Obrigkeit, so daß er, während er nichts Unrechtes gethan hat, für den Ungerechtesten gehalten wird, damit er uns ganz bewährt werde in der Gerechtigkeit, da er auch durch die üble Nachrede und Alles, was daraus entsteht, nicht bewegt wird, sondern unverändert bleibt bis zum Tode, indem er sein Leben lang für ungerecht gehalten wird und doch gerecht ist. Sie sagen aber, daß der Gerechte, also beschaffen, gegeißelt, gebunden, geblendet und, nachdem er alle Qualen aus-

gestanden, an einen Pfahl geheftet werde, damit er nicht gerecht zu scheinen, sondern zu sein verlange." (Nach Luthardt.)

So ringend und schwankend zwischen unbefriedigenden Lehren menschlicher Weisheit, traf Justinus eines Tages am Ufer des Meeres einen ehrwürdigen Greis, der ihn auf die Fruchtlosigkeit seines Strebens aufmerksam machte und auf Christum verwies. Die rechte Weisheit müsse unter Gebet aus den Schriften der Apostel und Propheten gefunden werden. „Ich sah den Greis nicht wieder," erzählt Justinus, „aber es war ein Feuer in meiner Seele angezündet worden, und ich fühlte mich hingezogen zu den Propheten und Freunden Christi." Er ward Christ. Ueber seine Bekehrung sagt er: „Da ich einst an Platos Lehren Freude fand und die Christen verleumden hörte, während ich sie doch furchtlos sah beim Tode und Allem, was von den Menschen für furchtbar gehalten wird, erkannte ich, daß sie unmöglich in Sünden und Lüsten leben könnten. Nun rühme ich mich, Christ zu sein, und ringe aus allen Kräften danach, als solchen mich zu bewähren." Von jetzt an ward er ein Verkündiger des Evangeliums, wie er vorher ein Lehrer weltlicher Weisheit gewesen war. Und weil er noch immer in jenen Mantel sich kleidete, welchen die Philosophen zu tragen pflegten, ward er der Evangelist im Philosophenmantel genannt. Nachdem er große Reisen gemacht, ließ er sich als Lehrer zu Rom nieder und war hier Augenzeuge der Verfolgung. Da verfaßte Justinus zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen zwei Schutzschriften, ob er gleich ahnte, daß er hierdurch seinen Untergang herbeiführen würde. Weil die Christen von den Heiden als Verräther an der Religion der Väter bezeichnet wurden, so hob Justinus in jenen Schriften hervor, wie ja das Christenthum nur die Erfüllung dessen sei, was das Heidenthum selbst ahne und ersehne. Darum stellte er — das Heidenthum allerdings überschätzend — tugendhafte Heiden wie Socrates auf eine Stufe mit den Christen, weil sie der in ihrem Herzen redenden Gottesstimme gefolgt wären. Auch an Israel richtete Justinus ein Wort der Belehrung und Verständigung, indem er eine Schrift unter dem Namen „Gespräch mit dem Juden Tryphon" herausgab. Darin wies er nach, wie Christus wahrhaftig der von den Propheten verkündigte Messias sei. In all diesen Schriften beruft sich Justinus auf die selbsterfahrene Kraft des Evangeliums. „Ich fand," sagt er, „in Christi Lehre die einzige gewisse und heilbringende Wahrheit. Denn es wohnt in ihr eine Ehrfurcht gebietende Macht, welche die zurückhält, die sich vom rechten Wege entfernen wollen, und die sanfteste Ruhe verleiht denen, die sie üben. Daß diese Lehre süßer ist als Honig, erhellt daraus, daß wir, die durch sie gebildet sind, auch bis zum Tode Christi Namen nicht verleugnen." Nun war Justinus in jenen Schriften wider den christenfeindlichen Gelehrten Crescens aufgetreten, dem gegenüber er auch in öffentlicher Unterredung die Wahrheit des Christenthums erhärtet hatte. Der Zorn des beleidigten Philosophen scheint Veranlassung geworden zu sein, daß Justinus (163) mit noch sechs anderen treuen Christen enthauptet

ward. Das Todesurtheil nahm er mit den Worten hin: „Das gehört ja zu unseren heißesten Wünschen, um unseres Herrn Jesu willen zu leiden.“ Daher wird dieser unermüdete Streiter der Kirche Justinus der Märtyrer genannt.

Fast gleichzeitig mit jenem Crescens trat auch der Heide Celsus mit den Waffen der Wissenschaft wider die Kirche in die Schranken, während bis dahin die heidnischen Gelehrten, stolzer Einbildung voll, den christlichen Glauben keiner wissenschaftlichen Bestreitung werth geachtet hatten. Celsus richtete wider die Christen eine Schrift mit dem anmaßenden Titel: „Wahrhafte Rede.“ Indessen enthält das Werk fast nichts als Irrthum. Denn Celsus kannte weder das Evangelium noch das innere Leben eines Christenherzens und spricht daher gegen die Christen nur ungereimte und sich selbst widersprechende Vorwürfe aus. So tadelt er, daß die Christen weder Altäre, noch Tempel, noch Bilder hätten, während er anderwärts sie ein nur am Sinnlichen hängendes elendes Geschlecht nennt. Zuweilen wird sein Tadel gegen seinen Willen zum höchsten Lobe. Oder ist es nicht ein Ruhm der Christen, wenn er ihnen vorwirft: „Wer ein Sünder ist, sagen sie, wer thöricht, wer ein Unmündiger, mit einem Worte, wer elend ist, den wird das Reich Gottes aufnehmen?“

Je nichtiger aber solche Anklagen selbst dem gebildeten Heiden erschienen, je unaufhaltsamer das Christenthum unter Verfolgung und Schmach sich ausbreitete, desto mehr glaubten die Gelehrten der Heidenwelt alle Kraft der Wissenschaft erschöpfen zu müssen, das bedrohte eigne Ansehn zu behaupten und die verhaßten Gegner zu überwinden. Und weil die oft wunderlichen und überall verschiedenen Göttersagen der Heiden ihnen selbst ein Gespött geworden waren, so wurde eine neue Lehre gleichwie eine göttliche Offenbarung verkündigt, die auf Platos ernsten und gemüthvollen Anschauungen ruhte. Die Grundzüge dieser neuplatonischen Lehre sind etwa folgende. Ueber den Menschen waltet die Gottheit. Die alten Göttersagen sind nur bildliche Darstellungen deß, was diese Gottheit ist und wirkt. Durch Tugend wird sie geehrt, aber die Sünde trennt von ihr. Der Weise erhebt sich schon hienieden zur Gemeinschaft mit ihr und kehrt im Tode zu ihr als dem Urquell alles Lebendigen zurück. Zu solchen Weisen aber ward auch Jesus von Nazareth gerechnet.

Diese Lehre enthält manchen — gewiß nicht ohne Einwirkung des Christenthums entstandenen — richtigen Gedanken, daß sie wohl als eine Vorstufe zum christlichen Glauben angesehen werden kann. Aber die sie verkündigten, geriethen mit sich selbst in Widerspruch. Einerseits traten sie als Gegner der christlichen Lehre auf, während gerade in dieser das von ihnen dunkel Erkannte und dunkel Dargestellte als klare göttliche Wahrheit gepredigt ward. Andererseits vertheidigten sie den heidnischen Volksglauben, während sie selbst sich dessen Götterfabeln nur durch künstliche Ausdeutung erträglich machen konnten.

Der bedeutendste unter diesen neuplatonischen Gegnern des Christenthums ist Porphyrius (233—305) aus Phönizien. Er verfaßte eine Streitschrift,

die er „Reden wider die Christen" nannte. Von Christo spricht er nicht ohne Ehrfurcht, von den Christen mit Verachtung. So sagt er: „Jene zum Himmel erhobene fromme Seele ist wie durch ein Verhängniß denjenigen Seelen, denen das Schicksal die Gaben der Götter und die Erkenntniß des ewigen Zeus versagt hat, Veranlassung zum Irrwahn geworden." Uebrigens weiß er gegen das Christenthum kaum etwas Anderes vorzubringen, als angebliche Widersprüche seiner Lehrer und Lehren. Ihm selbst galt die Verehrung der vaterländischen Götter als höchste Frömmigkeit, wodurch sich auch sein Christenhaß erklärt. In diesem Hasse bezeichnet er eine ansteckende verheerende Krankheit als Folge des Christenthums, weil bei der Ausbreitung des letzteren Asklepios — der Gott der Heilkunde — nicht mehr auf Erden thätig sein könne.

Andere Heiden werfen den Gläubigen außer ihrer milden Liebe zu den Sündern vornehmlich den Ursprung ihrer Religion unter einem verachteten — ob zwar den Christen immer noch vorgezogenen — Volke vor, ihr lichtscheues und allem fröhlichen Lebensgenuß abgekehrtes Wesen, sowie die Thorheit, einem am Kreuz schmachvoll gestorbenen Missethäter göttliche Ehre zu erzeigen.

Aber die Christen wußten wohl, daß der Gekreuzigte auch auferstanden war und in Ewigkeit lebt und herrscht. Und ihre Vertheidigung ward geführt von den edelsten Männern, von deren Leben und Wirken noch weiter gesprochen werden wird. Das gewaltigste Zeugniß aber für die ewige Wahrheit seines Wortes hat Gott der Herr selbst abgelegt, indem er die Kirche erst wider das wüthende Anstürmen des Heidenthums schirmte, dann letzteres brach und dem Christenthume den Sieg gab.

Dieser Sieg kam der Kirche durch einen Mann, der trotz all seiner Schwachheit und Sünde doch ein auserwähltes Werkzeug Gottes gewesen ist. Das war Constantin der Große.

Constantins Vater war jener Constantius Chlorus, der sich den Christen so hold erwies. Gleichen Sinnes war Constantins Mutter Helena. So ist wohl frühe schon seinem Gemüth Ehrfurcht vor dem Glauben der Christen eingepflanzt worden. Seine Jünglingsjahre verlebte er zum Theil am Kaiserhofe des Galerius zu Nicomedia und lernte hier während der großen Christenverfolgung die Standhaftigkeit der christlichen Märtyrer bewundern. Von Galerius wegen seines hochstrebenden Sinnes mit Argwohn beobachtet, entwich er aus Nicomedia und begleitete seinen Vater auf einem Heereszuge wider die kriegerischen Völkerstämme Schottlands. Als nun Constantius zu York (306) gestorben war, ward Constantin durch die Anhänglichkeit der Krieger zum Regenten der von seinem Vater verwalteten Länder ausgerufen und auch nach einigem Zögern von dem Kaiser Galerius anerkannt.

Das Reich befand sich damals in einem Zustand arger Zerrüttung. Diocletianus hatte in wohlgemeinter Sorgfalt für seine ausgedehnten Staaten mehrere vertraute Männer als Cäsaren oder Mitregenten angenommen. Seitdem

zählte das römische Reich gleichzeitig vier oder auch wohl sechs Herrscher. Einem kam die höchste Gewalt zu, während die anderen an seiner Statt und unter seiner Oberhoheit über einzelne Theile des Reichs gebieten sollten. Da aber diese Machthaber weniger das Wohl der Völker, als vielmehr ihre eigene Größe im Auge hatten, so führte eben diese ihre Herrschbegier und Eifersucht mannichfache blutige Kämpfe herbei. An diesen Kämpfen nahm Constantin um so lebhafteren Antheil, als er Kraft in sich fühlte, die Zügel der Herrschaft allein in seine Hand zu nehmen und dem Reiche Einheit und Frieden wiederzugeben.

Als der Cäsar Maxentius zu Rom eine drohende Haltung wider Constantin annahm, rückte Letzterer rasch in Italien ein und zog nach mehrfachen Siegen über die ihm entgegengesendeten Truppen wider die Hauptstadt seines Gegners. Da ward ihm gemeldet, wie Maxentius den Göttern große Opfer darbringe, ihre Hülfe für die nahe Entscheidungsschlacht zu erflehen. Auch Constantin erkennt, daß er des Beistandes einer höheren Macht bedarf. Da gedenkt er deß, auf den die Christen in Noth und Tod so fröhlich ihre Zuversicht gründen. Tiefbewegt wendet er sich zu Gott, betend, daß dieser sich ihm offenbare. Und als er die Augen erhebt, siehe, da prangt in den Lüften ein leuchtendes Wolkenkreuz. Wie aber der Kaiser am Abend entschlummert ist, noch beschäftigt mit der gehabten Erscheinung, hat er ein seltsames Traumgesicht. Christus nahet und gebietet ihm, das Kreuz zu seinem Feldzeichen zu wählen. Constantin erwacht und gehorcht voll freudiger Hoffnung der vernommenen Gottesstimme. Er läßt eine Fahne sticken mit dem Kreuzeszeichen und die Schilde seiner Krieger mit dem Namenszuge Christi ☧ schmücken. So geht er muthig und voll Hoffnung dem Kampfe entgegen. Eusebius fügt noch hinzu, jenes Wolkenkreuz habe die Umschrift gehabt: „Hierdurch siege." Indessen dürfte dies Wort wohl eher auf die Stimme des Herrn bezogen werden, die Constantin im Traume vernahm, während die oben erzählten Thatsachen weder nach ihrer natürlichen, noch nach ihrer psychologischen Seite unglaublich sind.

Das Schwert entschied (312) zu Constantins Gunsten; Maxentius ertrank fliehend in den Wellen der Tiber. Constantin zog als Sieger triumphirend in Rom ein und traf sogleich die nöthigen Maßregeln zum Schutze der Christen, die in der letzten Zeit von Maxentius wieder hart bedrückt worden waren. Auf dem Markte aber zu Rom ließ er seine Bildsäule aufstellen, eine Fahne in der Gestalt eines Kreuzes in der Rechten haltend und mit der Inschrift: „Durch dies heilbringende Zeichen habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit."

Nachdem inzwischen die anderen Machthaber — Galerius wenige Monate nach dem Widerrufe seiner Blutgesetze — gestorben waren, theilte sich Constantin mit dem Cäsar Licinius in das Reich, wobei ihm selbst die abendländischen Provinzen zu Theil wurden.

Jetzt erließ Constantin die umfassendsten und folgenreichsten Gesetze zu Gunsten der Christen, denen unbeschränkte Glaubensfreiheit gewährt und alles

während der Verfolgung Geraubte erstattet wurde. Fast jedes Wort in diesen Gesetzen athmet eine Freundschaft gegen die Christen und eine Ehrfurcht vor der Kirche, wie sie noch nie zuvor ein Herrscher an den Tag gelegt hatte. So gebot Constantin, daß die christlichen Geistlichen von allen weltlichen Lasten und Aemtern innerhalb der Gemeinden befreit sein sollten, damit sie nicht durch weltliche Geschäfte von ihren heiligen Pflichten abgezogen würden. Ein anderes Gesetz galt der Sonntagsfeier, indem es den kaiserlichen Richtern untersagte, am Sonntag ihre Sitzungen zu halten. Auch für das bürgerliche Leben in den Städten ward eine ernste Sonntagsheiligung angeordnet. Den — meist noch heidnischen — Landleuten blieb noch gestattet, ihre ländlichen Geschäfte auch Sonntags zu verrichten. Ein drittes Gesetz untersagte die alte Sitte, verurtheilte Verbrecher zu brandmarken, damit nicht das als Ebenbild der himmlischen Schönheit geschaffene menschliche Antlitz durch jenes schimpfliche Zeichen entstellt werde. So begann das römische Reich mehr und mehr zu einem christlichen Staate zu werden. Das Evangelium bewährte vor den Augen der Heidenwelt seine alle Rohheit mildernde und alles Leben veredelnde Kraft.

Doch noch einmal entbrannte der blutige Krieg. Constantin und Licinius konnten nicht friedlich neben einander herrschen. Einer trachtete nach des Anderen Land. Die Völker des Römerreichs theilten sich in zwei Lager. Die Christen beteten für Constantin, dessen Sieg auch der ihre war. Die Heiden wandten ihre Blicke auf Licinius, in dem sie den Wiederhersteller ihrer alten Herrlichkeit zu sehen hofften. Aber Gott gab den Licinius in Constantins Hand (323). Und da Licinius auch jetzt noch dem Sieger nach Thron und Leben trachtete, ward er auf Befehl des erzürnten Kaisers erdrosselt. Constantin aber war Alleinherrscher des größten Reiches der Erde.

Nun war das römische Heidenthum gänzlich entmuthigt. Alle seine Vertheidiger waren untergegangen. Dazu herrschte aller Orten großer Jammer. Denn während die Herrscher wider einander stritten und die Greuel des Krieges die Länder verheerten, hatte Gott die Völker vornehmlich des Morgenlandes mit allerlei Plagen heimgesucht. Dort wüthete die Pest und mit ihr eine andere schmerzhafte Krankheit, die besonders das Auge ergriff und Tausende erblinden ließ. Dazu gesellten sich die Schrecken einer Hungersnoth. Und inmitten dieses allgemeinen Unglücks hatten die Heiden Niemanden, der sie tröstete. Es war, als ob die Gerichte Gottes über die Erde gingen.

Die Christen aber waren die allezeit Fröhlichen. Wußten sie doch, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Und jetzt war ihnen auch äußerlich der Sieg gegeben über das Heidenthum, von dem sie bisher so Schweres hatten erdulden müssen.

---

§. 20.

Die Verfassung der Kirche.

Während die Christenheit nach außen hin im schweren Kampfe um ihr Dasein stritt, entwickelte sie sich zugleich in ihren inneren Einrichtungen und Anschauungen zu größerer Festigkeit und ausgeprägterer Gestaltung. Ob auch die Gemeinden zerstreut waren über alle Lande, fühlten sie sich doch als ein in dem Herrn verbundenes großes Ganzes, um so mehr, als die sie feindlich umgebende Welt eine geschlossene Haltung ihrer Glieder erheischte. Allerdings erzeugte die wachsende Zahl der Christen auch eine größere Mannichfaltigkeit der Meinungen, und es kam vor, daß einzelne Christen um ihrer dem Gesammtbewußtsein der Kirche widersprechenden Lehren willen freiwillig oder gezwungen von jenem großen Ganzen sich trennten und besondere Gemeinschaften bildeten. Allein gerade solchen Spaltungen gegenüber hielt die Kirche an ihrer inneren Einheit nur um so fester und bezeichnete sich im Gegensatz zu den losgetrennten Einzelgemeinden als die katholische — das ist allgemeine — Kirche. Und indem sie sich als die von den Aposteln gestiftete und gelehrte wahrhaftige Gemeinde des Herrn ansah und darum im vollen und ausschließlichen Besitz der christlichen Wahrheit glaubte, ward sie auch bald zu dem Gedanken geführt, daß außer ihr kein Heil sei. Einer ihrer ausgezeichnetsten Kirchenlehrer — Cyprianus — sagt, daß ein Christ außerhalb der Gemeinschaft mit der Kirche ebensowenig Frucht bringen könne, als ein vom Stamme abgelöster Zweig. Die Kirche sei der von Christo selbst gegründete lebendige Organismus, durch welchen die Wirkung des heiligen Geistes auf alle Zeiten übergehe. Von Christo sei sie auf die Apostel, durch diese auf die von ihnen geweiheten Bischöfe und wiederum von diesen auf die nachfolgenden Bischöfe übergetragen worden. So hänge die ganze äußere Kirche mit Christo zusammen, und außer ihr sei demnach weder mit Christo noch mit dem heiligen Geiste irgend eine Gemeinschaft möglich.

So entschieden aber auch die Kirche diese ihre Glaubenseinheit hervorhob, so wenig forderte sie Einheit in der äußeren Form. Letztere war vielmehr eine verschiedene, wie dies Ursprung oder Volksthümlichkeit oder Bedürfniß der Gemeinden mit sich brachte. Und indem die Gemeinden eines Landes naturgemäß im engeren Zusammenhang standen und eine gewisse Gleichartigkeit ihrer inneren Einrichtungen zeigten, bildeten sich einzelne Landes- oder Nationalkirchen aus, die aber sich nur als Theile der Einen katholischen Kirche betrachteten. Solcher Landeskirchen kann man drei unterscheiden. Es waren diese die morgenländische, die abendländische und die afrikanische Kirche. Allen aber ward ihre innere Einheit durch die immer häufiger vorkommenden Synoden oder Kirchenversammlungen in lebendigem Bewußtsein erhalten.

Gleichwie nämlich schon in den Tagen der Apostel die Letzteren mit den Aeltesten zusammenkamen, wenn ernste Fragen die Gemüther bewegten, so blieb es Sitte der gesammten Kirche wie der Einzelkirchen, auf Versammlungen ihrer hervorragendsten Glieder Beschluß zu fassen und Urtheil zu sprechen in wichtigen Sachen. Solche Synoden wurden gehalten, wann und wo das Bedürfniß es forderte. Der Zutritt war frei und öffentlich, doch war es natürlich, daß vornehmlich die Bischöfe und Aeltesten gesendet und gehört wurden. Die also zusammenkamen, rathschlagten als vor Gottes Angesicht und bauten auf die Verheißung des Herrn, der ja mitten unter allen in seinem Namen Versammelten sein will. Was darum erkannt oder beschlossen ward, galt als Kundgebung des heiligen Geistes und ward von den Gemeinden gläubig angenommen. Doch wurden die Synodalbeschlüsse Niemandem aufgedrungen.

Mit der steigenden Zahl der Gemeindeglieder traten auch die Gemeindeämter immer mehr aus ihren bisherigen einfachen Verhältnissen heraus, indem man ebensowohl auf Vermehrung der seelsorgerlichen Kräfte, wie auf angemessene Vertheilung der geistlichen Geschäfte Bedacht nehmen mußte. So wurden den sieben Diaconen oder Almosenpflegern jeder Gemeinde noch weitere sieben Sub- oder Unterdiaconen zugeordnet; die Diaconen selbst aber hatten zuweilen auch das Lehramt zu verwalten. Zur äußerlichen Beaufsichtigung der kirchlichen Gebäude wurden Ostiarier oder Thürsteher, zur Dienstleistung bei den Bischöfen Akoluthen oder begleitende Diener bestellt. Die Aufbewahrung und öffentliche Verlesung der heiligen Schriften wurde eigenen Lectoren — Vorlesern — anvertraut, während die Exorcisten mit der Heilung und geistlichen Pflege der von bösen Geistern Besessenen beauftragt waren. Ebenso erschien es nothwendig, daß unter den Presbytern oder Aeltesten einer Gemeinde Einer die höchste Leitung aller Gemeindeangelegenheiten in die Hand nehme, wie ja auch die Apostel und ihre Gehülfen eine solche hervorragende Stellung innerhalb der Gemeinden inne gehabt hatten. Diesem ersten Presbyter nun ward ausschließlich der Titel Bischof beigelegt, der früher mit dem eines Presbyters gleichbedeutend gewesen war. Der Bischof galt als eigentlicher Hirt der Gemeinde, vertrat dieselbe auf den Synoden, weihete ihre Geistlichen und wurde selbst zu seinem Amte feierlich geweiht. Auch kam ihm die Firmelung der Getauften zu. Gewöhnlich ward der Bischof von der Gemeinde aus den Aeltesten gewählt, doch berief das öffentliche Vertrauen ausnahmsweise auch solche Männer zum Bischofsamte, die bisher noch kein geistliches Amt bekleidet hatten. Man bezeichnete nun die Bischöfe, Presbyter und Diaconen als höhere, die Träger der vorhin genannten fünf neuen Kirchenämter als niedere Geistlichkeit. Die Zahl der Geistlichen richtete sich nach dem Bedürfniß. Um das Jahr 250 zählte die Gemeinde zu Rom 46 Presbyter, 7 Diaconen, 7 Subdiaconen, 42 Akoluthen und 52 Exorcisten, Lectoren und Ostiarier. Ob aber auch in solcher Weise das geistliche Amt eine immer bestimmtere Gestaltung erlangte, so ward doch die Ge-

meinde selbst in allen kirchlichen Angelegenheiten gehört, und ausgezeichnete Bischöfe erklärten ausdrücklich, daß sie nie eine Anordnung ohne Zustimmung der Gemeinden treffen würden. Insonderheit entschied die Gemeinde über Aufnahme und Ausschließung ihrer Glieder und wählte ihre Geistlichen, wobei jedoch der Rath der Bischöfe und Aeltesten einen wohlthätigen und meist maßgebenden Einfluß übte.

Ueberhaupt vereinigten sich mehrfache Umstände, die Ehre wie die Macht des bischöflichen Amtes zu heben. Kleinere Gemeinden, in denen es wohl nicht selten an geeigneten Persönlichkeiten für das Aufseheramt fehlen mochte, ordneten sich freiwillig dem Bischof einer benachbarten größeren unter, wodurch ein solcher Bischof zum Hirten eines ganzen Sprengels von Gemeinden ward. Jede der Letzteren wurde dann blos von einem Presbyter geleitet, oder wenn sie einen Bischof hatte, so führte derselbe den bescheidneren Titel eines Landbischofs. Aber auch den selbstständigen Bischöfen ward doch ein verschiedenes kirchliches Ansehn zuerkannt. Einzelne Gemeinden waren von den Aposteln selbst gegründet worden und hatten die apostolischen Lehren und Einrichtungen reiner und treuer bewahrt, als dies oft anderwärts geschehen sein mochte. Sie waren Pflanzstätten des Christenthums für ihre Umgebung geworden und galten nun, vielleicht auch unterstützt durch die staatliche Bedeutung ihrer Städte, als Metropolen oder Mutterstädte der von ihnen ausgegangenen Gemeinden. Das bischöfliche Amt war in ihnen von den Aposteln gestiftet und vielleicht selbst eine Zeit lang bekleidet worden. Darum wurden nun die Bischöfe solcher Gemeinden mit dem Titel eines Metropoliten geschmückt und in besonderem Sinne als Nachfolger der Apostel angesehen. Dies galt vorzüglich von den Bischöfen zu Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Corinth, Alexandria, zumeist aber von dem römischen Bischof.

Rom nämlich hatte die beiden gewaltigen Apostel Petrus und Paulus in seinen Mauern wirken und leiden sehen; Rom barg ihre Gebeine und bewahrte ihre Lehre — so urtheilte die alte Kirche — in vorzüglicher Reinheit. Dazu war Rom die allen Völkern ehrwürdige Hauptstadt des Reiches, von wo aus alle weltlichen Angelegenheiten geordnet und bestimmt wurden. Die römischen Bischöfe aber standen der Person des Kaisers am nächsten. Sie waren es, die ebensowohl die Kirche dem größten Herrscher der Erde gegenüber muthig zu vertreten wie auch als erste Opfer kaiserlichen Christenhasses in Zeiten der Verfolgung ihre Märtyrerfreudigkeit zu bewähren hatten. Und viele Bischöfe Roms sind groß gewesen im Sterben. Das alles ward der Christenheit Ursache, dem Rath und Ausspruch des römischen Bischofs besonderes Gewicht beizulegen. Der Bischofsstuhl zu Rom ward schon in ehrgeiziger oder schmeichelnder Weise der Stuhl Petri genannt.

Doch war es nicht blos das bischöfliche Amt, dessen Einfluß sich steigerte. Vielmehr wuchs in dieser Zeit die äußere Würde des geistlichen Standes über-

haupt. Denn die Kirche befand sich eben in einem Kampfe, in welchem es sich für sie um Freiheit und Dasein handelte. In solcher Bedrängniß schauten die Gemeinden hoffend und vertrauend zu ihren Hirten auf, bei denen sie ein gutes Bekenntniß im Leben und im Tode zu finden hofften und meistentheils auch fanden. Und dieses Vertrauen der Heerde zu ihren Hirten war der schönste und vielleicht nicht selten der einzige Lohn für die Mühen und Gefahren eines Amtes, das der weltlichen Ehrsucht nichts Anziehendes bot. Denn die Geistlichen konnten bei dem wachsenden Umfang ihrer Pflichten nicht mehr von irgend einem Gewerbe leben, wie dies wohl früher geschehen war. Vielmehr wurden sie durch freiwillige Gaben der Gemeinden erhalten, und diese mögen in unglücklichen Zeiten kärglich und ungewiß gewesen sein. Ueber das alles waren die Geistlichen mehr als alle anderen Christen dem Haß der Verfolger ausgesetzt und mußten stündlich bereit sein, um des Herrn und seiner Gemeinde willen den Tod zu leiden. So war die Herrlichkeit des Amtes, so war im höchsten Sinne der Herr selbst der Geistlichen Reichthum und Zierde, und es schien sich an ihnen das mosaische Wort zu erfüllen: „Sie sollen kein Erbe unter ihren Brüdern haben, darum daß der Herr ihr Erbe ist." (5. Mos. 18, 2.) Daher ward die gesammte Geistlichkeit der Klerus — das ist das Loos — genannt, weil ihnen gleichsam der Herr und das Amt des Herrn als Loos und Habe zugefallen war. Ueberhaupt trug man gern die alttestamentliche Priesterordnung auf die christliche Geistlichkeit über, die nun mehr und mehr aus den Laien — dem Volke — als gesonderter Stand heraustrat. Die Geistlichen allein verwalteten die geistlichen Handlungen und das Lehramt, und nur ausnahmsweise ward begabten Laien gestattet, in öffentlicher Rede die Gemeinden zu erbauen. Hierbei war man sich aber überall des allgemeinen christlichen Priesterthumes wie des kirchlichen Bedürfnisses klar bewußt. „An und für sich haben auch die Laien das Recht, die Sacramente zu verwalten und die Gemeinde zu lehren. Sacramente und Wort Gottes werden durch Gottes Gnade Allen mitgetheilt und können demnach auch von allen Christen als Werkzeugen der göttlichen Gnade mitgetheilt werden. Allein es fragt sich hier nicht blos, was im Allgemeinen erlaubt, sondern auch was unter den bestehenden Verhältnissen nützlich ist. Es gilt hier der paulinische Ausspruch: Es frommt nicht Alles, wozu ich Macht habe. Unter Berücksichtigung der nothwendigen Ordnung in der Kirche sollen daher die Laien von ihrem priesterlichen Rechte in der Verwaltung der Sacramente nur da Gebrauch machen, wo dies durch Zeit und Umstände geboten ist." Tertullianus.

So ward alle geistliche Gewalt — hohe wie niedere — milde gehandhabt und ruhete wesentlich auf der Nothwendigkeit einer festen Ordnung und auf der herzlichen allgemeinen Achtung, die die Gemeinden dem von dem Herrn selbst eingesetzten Amte entgegenbrachten. Priesterlicher Uebermuth war noch nicht durch ein Gesetz geheiligt und ward kräftig zurückgewiesen, wo er auftauchte.

Der sonst so treffliche Bischof Cyprianus wagte einmal die Behauptung: „Wer dem Christus nicht glaubt, der den Priester einsetzt, wird nachher dem Christus zu glauben anfangen müssen, der den Priester rächt.“ Aber ein Laie erinnerte den allzueifrigen Bischof: „Die Geistlichen müssen demüthig sein, weil auch der Herr und seine Apostel demüthig waren.“

Die kirchliche Zucht zeigte fortwährend den früheren Ernst. Die Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche erfolgte erst nach sorgfältiger Prüfung. Grobe Vergehung bewirkte Ausschluß aus der Kirche, aufrichtige Buße führte in ihren Schooß zurück. Doch mußte diese Aufrichtigkeit sich erst in einer stufenweis geordneten Reihenfolge von Bußübungen vor der Gemeinde bewähren. Zuerst nämlich hatten die Büßenden in Trauerkleidern an den Kirchthüren zu stehen und die eintretenden Gemeindemitglieder um Wiederaufnahme anzuflehen. Darauf ward ihnen gestattet, selbst einzutreten und von einem gewissen Orte aus der Verkündigung des göttlichen Wortes zuzuhören. Dann durften sie auch dem gemeinsamen Gebete beiwohnen, jedoch nur knieend. Endlich ward ihnen erlaubt, stehend der Feier des Abendmahls zuzusehen, von dessen Genuß sie indessen noch ausgeschlossen blieben. Jede dieser vier Stufen hatte ihre eigenthümliche Benennung. War der Büßende durch alle hindurchgegangen, so ward ihm feierlich die Wiederaufnahme in die Gemeinde gewährt. Nur in der Todesstunde ward auch ohne Beobachtung jener Formen dem Reuigen die Wiederaufnahme zu Theil. Ueber dieses Bußverfahren sagt Cyprianus: „Wir greifen dem Urtheil des Herrn nicht vor. Wenn er die rechte und vollständige Buße bei einem Sünder findet, wird er unser Urtheil bestätigen. Sollte aber Einer durch erheuchelte Buße uns getäuscht haben, so möge der Gott, der sich nicht spotten läßt und das Herz der Menschen ansieht, über das entscheiden, was wir nicht recht ergründet haben, und das Urtheil seiner Knechte verbessern.“ Und ein anderer Bischof sagt von den Büßenden: „Nicht von uns empfangen sie die Vergebung der Sünden, aber sie sollen durch uns zum Bewußtsein ihrer Sünden gebracht werden.“

Einen vorzüglichen Gegenstand seelsorgerlicher Thätigkeit bildeten die Gefallenen. Strengere Gemüther zweifelten, ob Vergebung sei für Christen, die Christum verleugnet hätten. Aber die weise Milde der Kirche entschied, der Wiedereintritt in die Gemeinschaft sei ihnen nicht zu versagen, wenn sie anders ernste Reue zeigten. Doch blieb diese Milde nicht ohne Widerspruch und veranlaßte selbst mehrfache Spaltung, wie eine solche von dem strengen Presbyter Novatianus zu Rom (250) ausging. Als nämlich in der Decianischen Verfolgung einzelne Glieder der römischen Gemeinde aus Furcht vor dem Tode ihren Glauben verleugnet hatten und trotz solcher Sünde von dem Bischof Cornelius auf ihre Bitte wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden waren, widersprach Novatianus im Bunde mit Anderen solchem Verfahren mit heftigen Worten. Er vergaß, daß die Kirche auf Erden auch eine Erzieherin

der Schwachen ist und dieselben in Geduld zu tragen und zu kräftigen hat, und behauptete, die Kirche sei eine Gemeinde von nur Heiligen und Reinen und könne die nicht wieder aufnehmen, welche durch schwere Missethat die in der Taufe empfangene Vergebung der Sünde wieder verscherzt hätten. Obwohl nun die ganze Kirche sich gegen Novatianus erklärte und angesehene Männer ihn dringend baten, nicht den Frieden der Kirche durch ungerechten Streit zu stören, so trat doch Novatianus aus der Kirche aus und bildete mit seinen Gesinnungsgenossen eine nach seinem Namen genannte eigene Gemeinschaft. Dieselbe sonderte sich von der allgemeinen Kirche so streng, daß sie die von derselben zu ihr Uebertretenden wiederum taufte, gleich als ob deren frühere Taufe ungültig sei. Indessen ist die Gemeinde der Novatianer bald in der Stille untergegangen.

---

§. 21.

Das kirchliche Leben.

Im Gefühl ihrer inneren Einheit betrachtete sich die Kirche allezeit als eine Gemeinschaft liebender Brüder und gab diese Liebe in einer von der Heidenwelt nie gekannten und vielfach bewunderten Weise kund. Aber es war eine Liebe, die aus dem Glauben kam und selbstverleugnend um des Herrn willen geübt ward, fern von aller mattherzigen Empfindsamkeit späterer Zeiten. Sie richtete sich vornehmlich gegen die Armen und Kranken, und die Gemeinde zu Rom erhielt einmal mehr denn fünfzehnhundert solcher Hülfsbedürftigen in ihrer Mitte, ohne der Bedrängten in fremden Gemeinden zu vergessen. Vornehmlich sah man christliche Frauen nicht selten von Straße zu Straße gehen, um in die Wohnstätten des Elendes und selbst in finstere Kerkermauern den Trost und die Hülfe der Liebe zu bringen. Die Herrlichkeit solcher Liebe zeigte sich einst der heidnischen Lieblosigkeit gegenüber recht auffällig, als zu Alexandria eine furchtbare Pest wüthete. Denn während die Heiden in angstvoller Sorge um das eigene Leben sich der Pflege ihrer kranken Angehörigen entzogen und nicht einmal den Todten die letzten Ehren erwiesen, so widmeten sich die Christen ohne Furcht der Sorge für ihre Kranken und erzeigten noch den Sterbenden und Entschlafenen die rührendsten Liebesdienste. Kam ein christlicher Wanderer in eine fremde Gemeinde, so fand er in jedem Christenhaus gastliche Aufnahme. Auf daß aber solche Gastlichkeit nicht gemißbraucht werde, so pflegten die Aeltesten dem Wandernden ein eigenes Beglaubigungsschreiben mitzugeben. Das Alles begriff die Heidenwelt nicht. „Sie erkennen einander an geheimen Zeichen und haben sich lieb, fast ehe sie sich noch kennen gelernt haben,“ pflegte man halb staunend und halb mißtrauisch den Christen nachzusagen.

Indem aber die Kirche die Ihrigen — und nicht immer blos die Ihrigen — mit solcher Liebe umfing, trat sie der Welt gegenüber immer bewußter als

eine allezeit gerüstete Streiterin Gottes auf und erinnerte sich an diesen ihren geistlichen Kampf durch Aufstellung besonderer festlicher Wachtage. So nämlich benannte man den Mittwoch und Freitag, als welche Tage an den Verrath des Judas und an Christi Leiden mahnten und somit den Kampf zwischen Licht und Finsterniß in ergreifender Weise veranschaulichten. Diese Tage wurden bis zur dritten Nachmittagsstunde als halbe Festtage durch Fasten und Bußgebete gefeiert. Zugleich aber erzeugte dieser christliche Ernst eine immer wachsende Abneigung gegen Weltlust und Weltdienst, deren früher schon Erwähnung gethan ist, und führte selbst in Verbindung mit dem Jammer jener unruhvollen Zeiten eine damals nicht unberechtigte Vorliebe für ein einsames beschauliches Leben herbei, wie es zuerst von Paulus aus Theben in Egypten in entschiedener Weise durchgeführt ward.

Dieser merkwürdige Mann flüchtete in der Decianischen Verfolgung, als sein Leben durch den listigen Anschlag eines Verräthers bedroht war. In der Wüste fand er eine ehemals bewohnt gewesene Felsengrotte, in der er sich verbarg. Ein mächtiger Palmbaum beschattete, ein Quell wässerte den heimlichen Ort. Der Baum nährte und kleidete, der Quell tränkte den Flüchtling, der seine stille Wohnung lieb gewann und nicht in die Welt zurückkehrte, wo Angst und Traurigkeit seiner wartete. Nur der Tod fand den Weg zu dem wunderbaren Einsiedler und führte ihn (340 n. Chr.) zu einem schöneren Asyle.

So konnte nun ein christlicher Lehrer mit Recht von den Christen sagen: „Sie leben im Fleische und doch nicht im Fleische; sie wohnen auf Erden und leben doch im Himmel.“ Vorzüglich ward solch ein Wandel im Himmel eine Pflicht der Geistlichen, und die Kirche glaubte daher dieselben von allen irdischen Banden befreien zu müssen. Jede Art weltlicher Geschäfte ward den Geistlichen untersagt, und in den Augen Einzelner erschien selbst die Ehe eines Geistlichen bedenklich.

Hatte früher die Gluth der ersten Liebe jeden Tag dem Herrn geweiht, so veranlaßte jetzt eine ruhigere Anschauung die Anordnung bestimmter festlicher Zeiten. Die Sonntagsfeier wurde allgemein und verdrängte die hier und da noch übliche Heilighaltung des jüdischen Sabbaths. Der Sonntag galt als Tag der Freude. Man feierte von der Arbeit, aber man fastete nicht. Das jüdische Passahfest ward nach längerem Streite verschiedener Ansichten unter Veränderung seiner Zeit und Bedeutung zum christlichen Osterfest. Die morgenländischen Gemeinden hielten nämlich im Anschluß an Israels Sitte und Zeitrechnung am vierzehnten Tag des jüdischen Monats Nisan, welcher Wochentag es immer war, ein wirkliches Passahmahl zur Feier des Todes Christi und feierten zwei Tage nachher das Auferstehungsfest; die abendländische Kirche aber beging den Todestag Christi an einem Freitag und den Auferstehungstag Christi am folgenden Sonntag durch Genuß des heiligen Abendmahls. Nun befand sich einst der früher erwähnte Bischof Polykarpus von Smyrna zu Rom bei

dem dasigen Bischof Anicetus, und man redete von jener Verschiedenheit der Osterfeier. Polykarpus vertheidigte die morgenländische, Anicetus die abendländische Sitte. Jener erklärte, daß er noch mit dem Apostel Johannes das Passahmahl gehalten habe, aber der Andere hielt ihm entgegen, daß in der doch auch von Aposteln gestifteten römischen Gemeinde niemals das Passah gefeiert worden sei. Beide Männer konnten sich nicht vereinigen, gingen aber doch gemeinsam zum Abendmahl, um anzudeuten, daß sie bei aller Verschiedenheit ihrer Gedanken doch eines Glaubens wären. Andere Bischöfe dachten nicht so mild, und der Streit dauerte noch lange fort. Am heftigsten ward er (200) von dem römischen Bischof Victor geführt, der sogar die Kirchengemeinschaft mit dem Morgenlande aufheben wollte, was aber von den andern Bischöfen scharf getadelt ward. Endlich ließ die gesammte Christenheit die jüdische Weise fallen und entschied sich für die im Abendlande geltende Sitte.

Die auf Ostern folgenden sieben Wochen mit dem Feste der Himmelfahrt bildeten — als Erinnerung an die siegreiche Auferstehung des Herrn — eine Zeit heiliger Freude und endeten mit dem Pfingstfeste. Daneben tauchte im Morgenlande das Erscheinungsfest auf, das zum Andenken an die bei seiner Taufe sichtbar gewordene Herrlichkeit Christi gefeiert wurde. Im Abendlande ging später diese Bedeutung des Tages in die eines Heidenmissionsfestes über, indem man der Weisen aus dem Morgenlande als der ersten Gläubigen aus der Heidenwelt gedachte. Das Weihnachtsfest ward erst gegen Ende dieses Zeitraumes und zwar nur im Abendlande eingeführt. Die Feier aller hohen Feste aber ward durch besondere nächtliche Gottesdienste eingeleitet, während die — bald auch gesetzlich geordnete — Sitte des Fastens als Vorbereitung zu jeder heiligen Handlung mehr und mehr überhand nahm. Vornehmlich ward vor dem Osterfest ein vierzigtägiges Fasten beobachtet, wie ja auch Christus in der Wüste vierzig Tage gefastet hatte. Endlich pflegte jede Gemeinde noch die Todestage ihrer Märtyrer mit dankbarem Andenken zu feiern. Diese Todestage nannte man mit einem lieblichen Ausdruck die himmlischen Geburtstage der nun aller Noth entnommenen Dulder. Die Gemeinde kam auf den Gräbern der Verklärten zusammen, erinnerte sich ihres Leidens und ihres Muthes, gedachte ihrer im Gebet und empfing zum Zeichen der über Tod und Grab hinaus dauernden Gemeinschaft im Herrn das Nachtmahl.

Frühe schon errichteten die Christen eigene Gebäude für ihre heiligen Versammlungen, da die anfänglich hierzu verwendeten Privatwohnungen bald nicht mehr ausreichen wollten, und mit den Gemeinden wuchs auch Größe und Schönheit ihrer Kirchen. Beim Kirchenbau diente unter angemessener Berücksichtigung des christlichen Bedürfnisses Jerusalems Tempel als Vorbild. Ein verschließbares Thor führte in einen Vorhof, der während der Versammlungsstunden wohl mit Armen oder auch mit Büßenden bedeckt war. Im Vorhofe stand die thurmlose, aber durch hohe Thüren und Fenster ausgezeichnete Kirche, durch ein

Gitter in zwei Abtheilungen getheilt. Die größere enthielt außer den Sitzen der Gemeinde auch den Lehrstuhl; die etwas erhöhte kleinere Abtheilung zeigte neben den Plätzen der Geistlichen den oft sehr einfachen, zuweilen aber prächtig geschmückten Altar. Auch die Gräber der Entschlafenen waren Stätten frommer Andacht. Die Kunst war damals nur die Sclavin heidnischer Sinnlichkeit und darum dem christlichen Gottesdienste fremd. Aber auch sie begann dem Herrn geheiligt zu werden, als die erhabensten Gedanken eines gläubigen Herzens durch sinnige Bilder dargestellt zu werden pflegten. So ward eines Christen Hoffnung durch einen Anker angezeigt, während eine Palme den Frieden, eine Taube den heiligen Geist, ein Hirt mit einem Lamm auf den Schultern den guten Hirten selbst, ein zum Himmel steuerndes Schiff die Kirche bedeutete. Das Kreuz aber war des ganzen Christenthums hochgehaltenes Wahrzeichen. Alle diese Bilder schmückten der Christen Hausgeräth, wurden aber von den Kirchen noch fern gehalten.

Der Gottesdienst behielt wesentlich seine frühere Gestalt. Nur trat das Liebesmahl mehr und mehr zurück und verschwand endlich ganz. Denn seiner Natur nach eignet es sich nur für kleine Gemeinden, die inmitten einer fremden feindlichen Welt das Bedürfniß traulichen Aneinanderschließens empfinden. Dagegen bildete die Feier des Abendmahles den Höhepunkt der Andacht und ward daher immer ernster und schmuckvoller, indem — vorzüglich im Morgenlande — mannichfache Chor- und Wechselgesänge eingewebt wurden. Doch blieb die heilige Handlung selbst trotz solcher Ausschmückung immer einfach. Während nämlich nach geendeter Predigt das allgemeine Lob- und Dankgebet gesprochen wurde, weihete der Bischof Brot und Wein, worauf die unteren Geistlichen das Mahl ausspendeten mit den kurzen, aber inhaltschweren Worten: „Der Leib Christi. Das Blut Christi.“ Die Empfänger antworteten: „Amen!“ Auch den Kranken und Gefangenen in der Gemeinde ward durch die Diaconen das heilige Mahl in die Häuser und Kerker gebracht. So groß war das Gewicht, das man auf den Genuß des Nachtmahls legte. Diese Hochstellung der Feier spricht sich auch in den Namen aus, die man ihr beilegte. Denn man pflegte sie in demuthsvoller einfältiger Beugung unter das Wort des Herrn als Sacrament oder Mysterium — das ist Geheimniß — zu bezeichnen. Auch als Opfer ward sie angesehen und zwar in einem zwiefachen Sinne. Denn einestheils ward der nöthige Bedarf an Brot und Wein von der Gemeinde durch freiwillige Gaben beschafft und galt somit als ein dem Herrn dargebrachtes Liebesopfer, während andererseits die Handlung selbst den Opfertod Christi vergegenwärtigte und gleichsam zu erneuen schien. Indem man also in dieser Weise das Brechen des Brotes und das Spenden des Weines als eine Wiederholung des Opfers Christi darzustellen begann, gerieth man in Widerspruch mit dem klaren Schriftwort: „*Christus hat Ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt.*“ (Hebr. 10, 12.) Ueberhaupt wurde jene Hochstellung des Nacht-

mahls in schwächeren Gemüthern nicht selten zu abergläubischer Ueberschätzung seiner äußeren Zeichen, die man gleichwie ein Palladium mit in die Wohnungen nahm und selbst den Todten in den Sarg legte.

Dem Abendmahl ging die Vorlesung biblischer Abschnitte und die darauf ruhende Predigt voraus; Beides erfolgte in der jedesmaligen Landessprache. Der frühe beginnende kirchliche Liederschatz mehrte sich, zumal da man auch geeignete Schriftstellen als Hymnen zu benutzen anfing. Dies gilt vorzüglich von den Worten:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll.“ (Jes. 6, 3.)

„Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!“ (Nach Offenb. 1, 6.)

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ (Luc. 2, 14.)

Der Predigt durften auch Ungetaufte beiwohnen. Aber sie mußten sich entfernen, sobald die Abendmahlsfeier begann. So schied sich der ganze Gottesdienst immer schärfer in zwei Hälften, von denen die eine vornehmlich der Predigt und die andere dem Sacrament und somit der Anbetung und dem Bekenntniß gewidmet war. Daß beim letzteren Theile der Andacht nur wirkliche Gemeindeglieder gegenwärtig sein durften, war in der Natur der Sache begründet.

Gleich der Abendmahlsfeier ward auch die Taufhandlung mit größerer äußerer Feierlichkeit denn zuvor vollzogen. Noch waren es meist Erwachsene, die, ergriffen von der Macht des Evangeliums, den Eintritt in die Gemeinde des Herrn begehrten. Doch ehe man ihnen willfahrte, wurden sie von besonders dazu angestellten Katecheten oder Lehrern in der evangelischen Wahrheit unterwiesen und hießen während dieser Zeit Katechumenen. War die Unterweisung beendet, bestimmte man einen Tag zur Taufe. Gern wählte man zu Tauftagen den Ostersabbath und das Pfingstfest. Denn Letzteres erinnerte an jene erste Pfingsttaufe, während der Ostersabbath die Wahrheit des biblischen Wortes vergegenwärtigte, daß alle Getaufte in Christi Tod getauft seien. Am Tauftage nun erschienen alle Täuflinge mit weißen Gewändern angethan in der Taufhalle, die meist als ein eigenes Gebäude neben der Kirche stand und ein Wasserbecken von angemessener Größe umschloß. Der Bischof fragte nun die Katechumenen unter Bezugnahme auf die von dem Herrn bei Einsetzung der Taufe gebrauchten Worte, ob sie glaubten an Gott den Vater und den Sohn und den heiligen Geist. Auch ward wohl die Frage beigefügt: „Entsaget ihr dem Teufel und allen seinen Werken?“ Denn die Christen jener Zeit waren sich ihres Kampfes wider das Reich der Finsterniß wohl bewußt und schauten dasselbe täglich gleichsam vor Augen, daher jene Frage sammt dem sich daran knüpfenden Exorcismus sich leicht erklärt. Hatten die Täuflinge jene Fragen beantwortet, so wurden sie dreimal untergetaucht. Darauf salbte sie der Bischof

und legte die Hände auf sie, dadurch die nun erfolgende Geistesmittheilung anzudeuten. Damit schloß die heilige Handlung. Die Getauften — nunmehr Glieder der Gemeinde — begaben sich zur Kirche. Nur an Kranken ward die Taufe durch einfache Besprengung vollzogen. Ebenso gestaltete sich die Feier etwas anders bei der Kindertaufe, die jetzt innerhalb der Gemeinde zu stehender Sitte ward. Aus der Gemeinde wurden dabei besondere Taufzeugen — die Pathen — aufgestellt, welche im Namen des kleinen Täuflings das Glaubensbekenntniß ablegten und für die christliche Erziehung des Getauften Sorge zu tragen sich verpflichteten. Diese ihre Pflicht war um so ernster und segensvoller, je größer in jenen Zeiten der Verfolgung die Zahl der verwaisten Kinder sein mochte. Die Handauflegung ward an den getauften Kindern erst dann vollzogen, wenn sie den ersten Unterricht in der christlichen Wahrheit erhalten hatten. Somit ward sie unter dem Namen der **Firmelung** zu einer besonderen kirchlichen Feier.

e. Auch um das häusliche Leben mit seinen wechselvollen Ereignissen schlang sich ein Kranz heiliger Handlungen. Der Bund der Ehe ward von der Kirche eingesegnet, nachdem die Verlobten zuvor das heilige Abendmahl empfangen hatten. Die Ehescheidung war selten und der evangelischen Vorschrift gemäß. Der Todtenbestattung fehlte nicht die kirchliche Weihe. Das Andenken geliebter Todten feierten die Angehörigen durch Genuß des Nachtmahls, hierbei der unauflöslichen himmlischen Gemeinschaft mit den Entschlafenen sich erinnernd. Zugleich ward der Heimgegangenen in der Kirche fürbittend gedacht. So ward der Schmerz um den Verlust gemildert und verklärt durch das Bewußtsein, daß die in dem Herrn Gestorbenen in dem Herrn leben. „Wir dürfen diejenigen, welche durch den Ruf des Herrn aus dieser Welt befreit sind, nicht betrauern, da wir wissen, daß sie nicht verloren, sondern nur vorausgesandt sind und Abschied von uns genommen haben, nur um uns vorauszugehen. Wir dürfen uns nach ihnen sehnen, wie nach denen, die von uns hinwegschiffen, aber wir dürfen sie nicht beklagen. Wir dürfen hienieden keine schwarzen Trauergewänder tragen, da sie dort oben schon die weißen Gewänder der Herrlichkeit angelegt haben. Wir dürfen den Heiden keinen Grund zu der Anklage geben, daß wir diejenigen als Erloschene und Verlorene ansehen, von denen wir doch sagen, daß sie bei Gott leben." **Cyprianus.**

---

§. 22.

Die Kirchenlehre.

a. Es gehört zu der eigenthümlichen Herrlichkeit des Evangeliums, aller Menschen Herz und Sinn auf das Gewaltigste zu ergreifen, wie verschieden auch der Einzelnen Gaben und Verhältnisse sein mögen. Schlichten Gemüthern braucht

es sich nur in seiner Majestät als geoffenbartes Gotteswort darzustellen, um herzliche Beugung unter seine Aussprüche hervorzurufen, während es reichbegabten Geistern gegenüber eine solche Tiefe der Weisheit und Erkenntniß enthält, daß diese sich bewunderungsvoll von einer Forschung zur anderen fortgezogen fühlen. Diese Forschung nun trug überall ein verschiedenes Gepräge, wie es die besonderen Gaben und Neigungen der Völker mit sich brachten. Das Morgenland strebte mit oft allzukeckem Forschergeist nach Aufschlüssen über das geheimnißvolle Wesen Deß, der doch wohnet in einem Lichte, da Niemand zukommen kann. Das Abendland hingegen beschäftigte sich mehr mit den tief in das Leben eingreifenden und darum leichter zu ergründenden Lehren von der Sünde der Menschen und von der Gnade Gottes. Alle christliche Wissenschaft aber ward am meisten gepflegt zu Alexandria, wo die hervorragendsten Lehrer der Kirche lernten und lehrten.

Aber gerade den Männern der Wissenschaft fehlte nicht selten die Demuth, alle Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Etliche konnten sich nicht finden in jenes Zeugniß des mit Christi Wesen vertrautesten Jüngers, daß das Wort bei Gott war und Fleisch ward und unter den Menschen wohnte. Darum achteten sie Christum nur für einen durch Weisheit und Tugend ausgezeichneten Menschen, wie das auch in unsern Tagen Viele thun. Aber die große Mehrzahl der Christen hielt fest an der alten Wahrheit, daß Jesus Christus sei der eingeborene Sohn vom Vater, gleicher Gott von Macht und Ehren.

Auch die jüdischen und heidnischen Weisen jener Zeit wurden in die mächtige Bewegung der Geister hineingezogen, die von dem Christenthum ausging. Denn sie konnten Ohr und Auge nicht mehr vor dem Evangelium verschließen, das überall von den Dächern gepredigt ward. Mehr und mehr ließen sie ab von dem Kampf wider das Wort Gottes und begannen sich demselben zu nähern. Aber wie schon Cerinthus in den Tagen der Apostel, so gebrauchten sie einzelne Ideen und Worte der Schrift nur zur Ausschmückung ihrer eigenen Weisheit, also daß aus solcher Vermischung eine gar wunderliche neue Lehre entstand. Gleichwohl schauten sie stolz auf die Glaubenden herab, während sie sich selbst für die Wissenden achteten, daher ihre Lehre der Gnosticismus — das ist gleichsam die Wissenschaft der Wissenden — genannt wird. In dieser Wissenschaft ward nun gelehrt, es gäbe ein über alle Welt erhabenes göttliches Urwesen, aus dem viele andere göttliche Wesen — darunter auch der Jehova des alten Testaments — hervorgegangen wären. Eines dieser göttlichen Wesen habe die Welt geschaffen aus einem schon vorher dagewesenen Urstoffe, aber die Welt sei verderbt durch das Hereintreten des Bösen, das seinen Sitz in der Sinnlichkeit habe. Zur Erlösung hiervon sei Christus gekommen. Derselbe sei für ein göttliches Mittelwesen zu achten, das nur mit einem scheinbaren Leib umkleidet gewesen sei und also nicht wirklich auf Erden gelebt und gelitten habe, oder für einen höheren Geist, der sich bei der Taufe mit dem Menschen Jesus vereinigt habe. Der

Mensch werde vom Bösen erlöst, wenn er das in der Leiblichkeit wurzelnde Böse durch leibliche Enthaltsamkeit überwinde. Einige dieser Weisen gingen in ihrer Thorheit soweit, daß sie den im Schriftwort verkündigten Gott Himmels und der Erden für den Satan und den Kain und Judas Ischarioth für heilige Männer hielten, die dem Willen jenes bösen Gottes widerstanden hätten! Weil aber das alles im klarsten Widerspruch stand mit dem göttlichen Worte, so behaupteten die „Wissenden“, die heiligen Schriften seien verfälschte und lügnerische Bücher. Aber siehe da, die Wissenschaft der Wissenden zerfiel nach wenigen Jahrhunderten in sich selber, das Evangelium dagegen breitete sich aus je mehr und mehr und überwand allen Irrthum durch seine Wahrheit.

Und so ist es noch heute.

Auch unter dem Volke der Perser entstand in jener Zeit (270) eine seltsame religiöse Bewegung. Das hatte eben die Oberherrschaft eines fremden Fürstengeschlechtes abgeschüttelt und kehrte nun auch mit doppelter Innigkeit zur alten Götterlehre seiner Väter zurück. Diese aber redete von einem Reich des Lichtes und von einem Reiche der Finsterniß, davon jedes von einem mächtigen Gotte beherrscht werde und wider das andere streite. Einer nun von den Magiern oder Weisen des Volkes, Mani, hatte in solche Lehre einige christliche Vorstellungen aufgenommen, daher er von den anderen Magiern aus dem Lande getrieben ward. Als Flüchtling, sinnend über die göttlichen Dinge, durchzog er Indien und China und wohnte endlich in einer Höhle nahe bei seinem Heimathlande. Hier schrieb er alle seine Gedanken in ein Buch. Darin ward unter Anderem erzählt, wie der gute Gott Ormuz in seinem Streite wider den bösen Gott Ariman lange Zeit nicht habe siegen können, daher der gute Geist Christus in scheinbar menschlicher Gestalt von der Sonne auf die Erde gekommen sei zur Vollendung des Kampfes. Aber die von diesem Christus handelnden heiligen Schriften seien von bösen Geistern verfälscht worden, und nun habe Christus zur Enthüllung der reinen Wahrheit den Mani gesendet, der nichts Geringeres sei, als der von Christus den Seinen verheißene Tröster. Endlich kehrte der „Tröster“ nach Persien zurück und sammelte Anhänger, die er mit Oel taufte und aus deren Mitte er zwölf Apostel wählte. Aber auf Befehl des Königs ward er nach nicht langer Zeit grausam getödtet. Seine Anhänger — die Manichäer — feierten seinen Todestag als ihr höchstes Fest, wobei sie vor einem ihren Meister darstellenden Lehrstuhl knieend ihr Gebet verrichteten. Allmählich erloschen sie sammt ihrer abenteuerlichen Lehre.

c. Aehnliche Thorheit betrog inmitten der Kirche (170) den neubekehrten Christen Montanus zu Pepuza in Phrygien, daß er sich für den verheißenen Tröster ausgab, und da die Sinnesart seines Volkes wie seines Zeitalters überhaupt derartiger Schwärmerei nur allzu geneigt war, so gewann er bald viele Anhänger. Gleich ihrem Meister glaubten diese unmittelbare Offenbarungen des heiligen Geistes zu empfangen, erklärten die Geistesmittheilungen der Apostelzeit

für fortlaufend durch alle Zeiten und verachteten die Wissenschaft und die Ordnungen der Kirche. Mit glühenden Farben malten sie sich die Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches aus, das noch vor dem jüngsten Gericht eintreten werde. Dabei hielten sie viel auf Fasten und leibliche Zucht, achteten auch den ehelichen Stand für minder verdienstlich als den ehelosen.

Solchen Erscheinungen gegenüber hatte die Kirche die ihr anvertraute christliche Wahrheit gleich einem köstlichen Schatze vor jeglicher Verfälschung und Entweihung zu hüten. Da die falschen Lehrer nicht selten ihre eigenen Erdichtungen für apostolische Schriften ausgaben, so machte die Kirche mit Treue und Sorgfalt einen immer ernster und bewußter werdenden Unterschied zwischen den echten heiligen Schriften und den dieses Namens unwürdigen menschlichen Machwerken. Und weil jene Irrlehrer ihre Behauptungen zuweilen auf ein mißverstandenes oder mißgedeutetes Wort der Schrift stützten, so ward dieser Willkür zum Schutz des richtigen Verständnisses die noch in dem Bewußtsein der Gemeinde lebende mündliche Ueberlieferung der Apostel — die Tradition — entgegengestellt. Auf daß aber die Mannichfaltigkeit und der Widerstreit der Lehren und Meinungen die Gemüther nicht verwirre und auch dem Einfältigen der Kern der christlichen Wahrheit klar und faßlich dargestellt werde, so faßte man die tiefsten und gewaltigsten Lehren und Thatsachen des Evangeliums in ein kurzes kraftvolles Bekenntniß zusammen, das unter dem Namen des apostolischen Glaubensbekenntnisses noch heute das allgemeine Band der ganzen Christenheit bildet. Es ist ungewiß, ob dasselbe von den Aposteln selbst verfaßt ist, aber gewiß ist, daß es in oder doch bald nach der Apostelzeit entstanden ist und in all seinen Worten auf den klaren Aussprüchen der Apostel ruht. Wer dieses Bekenntniß zu dem seinigen machte, galt als Glied der Kirche; der Widerspruch gegen dasselbe ward als Häresie bezeichnet und so streng beurtheilt, daß selbst die Gültigkeit einer von Häretikern vollzogenen Taufe in Zweifel gezogen wurde.

---

§. 23.

Ausgezeichnete Kirchenlehrer.

Ein vorzüglicher Streiter in dem eben geschilderten Kampfe der Kirche war Irenäus († 202). Geboren von griechischen Eltern in Kleinasien, hatte er als Knabe zu den Füßen des Bischofs Polykarpus zu Smyrna gesessen und erinnerte sich noch im hohen Alter mit froher Lebhaftigkeit der Stunden, da jener ehrwürdige Lehrer ihm und anderen Hörern von seinem persönlichen Zusammensein mit Johannes und anderen Jüngern des Herrn erzählte. „Das hörte ich damals eifrig an und schrieb es nicht auf Papier, sondern in meinem Herzen nieder," schreibt er einem Freunde. In seinem späteren Leben siedelte er nach Lyon über

und ward Bischof der dasigen Gemeinde, gerade als diese (177) durch die früher erzählte Verfolgung bedrängt wurde. Ueberall das Wort der Schrift als das Panier wider jeglichen Angriff erhebend, dabei in allem Streit die aus dem Glauben stammende Liebe verkündigend und übend, wirkte Irenäus im apostolischen Geiste und konnte mit Recht als das Licht der abendländischen Kirche bezeichnet werden. Er verfaßte eine in griechischer Sprache geschriebene Widerlegung des Gnosticismus, dessen Thorheit und Verirrung er mit großer Schärfe und unter steter Berufung auf die heilige Schrift aufdeckt. „Aus der Schrift," sagt er unter Anderem in jenem Buche, „kann Jeder der Apostel Lehre erkennen, wenn er nur will. Daher muß die echte und zuverlässige Auslegung der heiligen Schrift aus ihr selbst entlehnt werden. Auch liegt der Sinn der Schrift niemals so tief verborgen, daß ihn der Freund der Wahrheit nicht leicht entdecken könnte. Was uns nach Gottes Rathschluß zu wissen nützlich und nothwendig ist, das ist alles aufgezeichnet und liegt klar vor Augen. Was aber in der Schrift nicht mit deutlichen Worten ausgedrückt ist, dürfen Menschen nicht eigenmächtig feststellen." Und an anderer Stelle: „Die wahre Wissenschaft ist die Lehre der Apostel, der über die ganze Welt ausgebreitete Bau der Kirche, der Gebrauch der unverfälschten Schrift, sowie sie sich selbst auslegt, und der Beruf der Liebe, köstlicher als alles Wissen, ruhmvoller als die Weissagung, höher als alle sonstige Gnadengabe." Allein ebenso wie Irenäus falsche Lehre mit Ernst zu bekämpfen verstand, ebenso predigte er mit gleichem Ernste den Frieden unter den Brüdern. Denn als jener römische Bischof Victor wegen der abweichenden Osterfeier Streit begonnen hatte mit den Christen Kleinasiens, da hielt ihm Irenäus in einem besonderen Sendschreiben seine Lieblosigkeit mit zurechtweisenden Worten vor und erinnerte ihn, wie sonst die Gemeinden auch bei abweichenden Sitten friedvoll neben einander bestanden hätten, wie gerade bei Abweichungen in der Sitte die Einheit des Glaubens in vollem Lichte sich zeige. So bewährte sich Irenäus überall als ein Schriftgelehrter voll echter Weisheit, ausgerüstet mit der Wissenschaft jener Zeit und mit tiefer Einsicht in das menschliche Herz. Und über das alles zierte ihn die Demuth, weshalb er bei allem Reichthum des eigenen Wissens doch von dem menschlichen Wissen nie mehr hielt, als sich gebührt. So sagt er: „Was schadet es denn, wenn wir von dem, worüber wir in den heiligen Schriften Aufschluß suchen, Einiges wohl vollständig ergründen, Anderes aber Gott befehlen, so daß Gott immer Lehrer, der Mensch immer Hörer sei in dem, was von Gott ist? Wir wollen doch nicht erröthen, das Gott zu überlassen, was für uns zu hoch ist." — Ueber den Tod des Irenäus haben wir keine sichere Kunde.

Während der Kirche in Irenäus einer der trefflichsten Zeugen entrissen ward, erwuchs ihr ein größerer in einem damals noch unbeachteten Knaben in Alexandria. Das war Origenes (186—254), der Sohn des Leonidas. Aufwachsend im Schooße eines christlich-ernsten Familienlebens, von einem verständigen und wohlunterrichteten Vater zum Lernen und Verstehen des göttlichen Wortes ange-

leitet, entfaltete Origenes eine seltene Begabung des Geistes und Herzens und ward durch seinen allzu ungestümen Wissensdurst oft zu Fragen veranlaßt, die zwar nur mit der Hinweisung auf die Beschränktheit alles menschlichen Wissens beantwortet werden konnten, aber doch das väterliche Herz mit Freude und Hoffnung zu erfüllen geeignet waren. Oft, wenn es Nacht geworden und die Kinderschaar zur Ruhe gegangen war, trat Leonidas an das Lager des Origenes, küßte den schlummernden Knaben und dankte Gott im stillen Gebete, daß er einen solchen Sohn ihm gegeben habe. Da erhob sich (202) blutige Verfolgung über die Christen Alexandrias; Leonidas wurde in das Gefängniß geworfen und harrte dort der Todesstunde. Origenes trauerte, nicht weil des Vaters Leben bedroht war, sondern weil er des Vaters Tod nicht theilen konnte. Kaum dem Kindesalter entwachsen, aber schon voll feuriger Christusliebe, wollte er sich zur Ehre des Zeugentodes drängen, und nur mit Mühe gelang es der besonneneren Mutter, den raschen Schritt zu verhindern. Aber dem Vater sandte er einen Brief in das Gefängniß mit der Mahnung: „Hüte dich, daß du nicht unsertwegen anderen Sinnes werdest.“ Und Leonidas wurde nicht anderen Sinnes.

Der Tod des Gatten versetzte die Mutter mit ihren sieben Kindern, unter denen Origenes der älteste war, in große Bedrängniß. Jetzt war Origenes der Pfleger der Seinen. Schon als Kind an wissenschaftliche Arbeiten gewöhnt, beschäftigte er sich mit dem Abschreiben und Verkauf von Büchern, wodurch er die Mittel zum Unterhalt des Hauses gewann. Dabei war es ihm ein liebes Geschäft, in jenen Tagen der Verfolgung den Märtyrern im Kerker wie auf dem Todesgange Trost und Stärkung zu bringen und sie mit feurigen Worten zu standhaftem Bekenntniß zu ermahnen. Dadurch aber reizte er den Zorn der Heiden, und fast wäre sein sehnliches Verlangen nach dem Glück des Zeugentodes allzufrüh in Erfüllung gegangen, hätte nicht die Hand des Herrn ihn beschützt und sein hoffnungsreiches Leben der Kirche erhalten.

Das alles erregte die Aufmerksamkeit des Bischofs Demetrius von Alexandria, der den Origenes zum Lehrer der dortigen gelehrten Schule bestellte. Bald war der achtzehnjährige, aber in ernster Zeit frühe gereifte Jüngling ein hochgeachteter Lehrer, an dessen Lippen selbst erfahrene Männer bewunderungsvoll hingen. Zugleich arbeitete er mit so ernstlichem Eifer an seiner eigenen Ausbildung, daß man ihm den Beinamen des Eisernen gab. Dabei verschmähte er nicht, auch mit der heidnischen Weisheit jener Zeit sich bekannt zu machen. Da nun öfters Heiden oder von der heidnischen Wissenschaft verwirrte Christen zu ihm kamen, um Aufschluß über die Lehren des Evangeliums zu erhalten, so war er im Stande, auf ihre bisherigen Gedanken einzugehen und ihnen ebensowohl ihre eigenen Irrgänge wie die Wahrheit des Christenthums klar darzulegen. So ward er Unzähligen ein Führer zu Christo, die zum Theil vorher selbst Widersacher des Herrn gewesen waren. Unter diesen war der reiche Alexandriner Ambrosius, der die Tiefe der kirchlichen Lehre nicht verstanden und in die

Irrthümer des Gnosticismus sich verloren hatte. Durch Origenes zur Wahrheit zurückgeführt, bezeugte er demselben seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit aufforderte und hierin in der freigebigsten Weise unterstützte. Denn bis dahin hatte Origenes nie Geschenke angenommen, wiewohl er nach damaliger Sitte lediglich auf die freien Gaben seiner Hörer angewiesen war. Allein er hatte gelernt, sich mit Wenigem zu begnügen, und wie er damals überhaupt noch einseitig an den äußerlichen Buchstaben der Schrift hing, ohne tiefer in ihren Geist und Zusammenhang eingedrungen zu sein, so wollte er auch im strengen Gehorsam gegen einen Ausspruch des Herrn nicht gleichzeitig zween Röcke besitzen. Zeugniß dieser noch nicht hinlänglich geklärten Erkenntniß waren seine Schriften, deren Veröffentlichung er auf des Ambrosius Rath und Andringen begann. Eine derselben führt den Titel „Von den Uranfängen“ und ist eine Glaubenslehre, bei deren Abfassung Origenes selbst unter dem Einflusse damaliger Weltweisheit gestanden zu haben scheint. Denn im Widerspruche mit der Schrift stellt er die eigenthümliche Behauptung auf, daß die Seelen der Menschen vor der Zeit aus dem Wesen Gottes hervorgegangen wären, während er andererseits die biblische Lehre von der Auferstehung des Fleisches aus Mißverständniß leugnet. Außerdem schrieb er Auslegungen zu einzelnen biblischen Büchern, hierbei von dem tiefsinnigen Grundsatz ausgehend, daß nur der ein Ausleger der Schrift sein könne, der in lebendiger Geistesgemeinschaft mit dem Herrn stehe. Seine Auslegung zu jeder Schriftstelle ist dreifach. Zuerst entwickelt er die buchstäbliche Bedeutung, dann wendet er die gefundene als sittliche Wahrheit auf das Leben an, und endlich glaubt er noch eine verborgene tiefere Offenbarung zu finden, die den Erwählten Gottes kund werde. Diese letztere Meinung ist nun freilich mehrfach Veranlassung zu willkürlicher Ausdeutung auch des einfachsten und klarsten Schriftwortes geworden. Aber mochten die Schriften des Origenes auch an einzelnen Mängeln leiden, so waren sie doch so geist- und glaubensvoll geschrieben und bargen in sich so reiche Schätze der Wissenschaft, daß sie Tausenden Anregung wurden zu tiefem und gläubigem Erfassen der heiligen Schrift. Der Name des Origenes begann in der ganzen Christenheit mit Ehren genannt zu werden.

Plötzlich trat in dem Leben des Gefeierten eine verhängnißvolle Wendung ein.

Eine Reise nach Palästina führte den Origenes in mehrere Gemeinden, deren Bischöfe seine Freunde waren. Diese veranlaßten ihn, in ihren Kirchen zu predigen, ob er gleich nicht die priesterliche Weihe empfangen hatte und darum noch als Laie galt. Endlich weiheten sie ihn auch zum Presbyter. Dadurch fühlte sich der alexandrinische Bischof Demetrius verletzt, da nach dem kirchlichen Herkommen ein Presbyter nur von dem ihm vorgesetzten Bischof geweiht werden durfte. So entstand zwischen Demetrius und Origenes eine Spannung, die mit jedem Tage wuchs. War es Eifersucht auf den ihn selbst weit überstrahlenden Ruhm seines einstigen Schützlings, war es zu weit getriebener Unwille über des

Origenes vorhin erwähnte Abweichung von der kirchlichen Lehre und Ordnung, genug, Demetrius klagte den Origenes der Häresie an und bewirkte, daß dieser auf einer Versammlung der alexandrinischen Presbyter in den Bann gethan wurde.

Nun verließ Origenes Alexandria und ging nach Palästina. Hier hatte er früher schon gern und mit bewegtem Herzen die Stätten betreten, da einst der Herr gewandelt; jetzt war ihm das Land eine willkommene Zufluchtstätte, wo liebende Verehrung ihn umgab. So lebte er ruhig der Wissenschaft, früher begonnene Werke fortsetzend und an neuen arbeitend. Zu letzteren gehörte eine tief eingehende Widerlegung des Christengegners Celsius, eine der bedeutendsten Vertheidigungsschriften der alten Kirche. Wenn die Gemeinden Asiens von kirchlichen Zeitfragen bewegt wurden, ward Origenes gern zu den deshalb veranstalteten Synoden zugezogen. Auch predigte er oft; Schnellschreiber schrieben seine Predigten nach. Die christliche Wahrheit über Alles stellend, bekannte er offen die Mängel seiner früheren Erkenntniß. „Einst kannte ich," sagte er, „Christum nur äußerlich und dem Buchstaben nach; jetzt kenne ich ihn anders." Den Abend seines Lebens trübte die decianische Christenverfolgung. Zwar war der Märtyrertod nicht sein Loos, aber die erlittenen Mißhandlungen führten doch (254) sein Ende herbei. Er starb als fast siebenzigjähriger Greis. Sein reicher Geist und sein kräftiges Streben hat der Kirche großen Segen bereitet, und noch lange nach seinem Heimgange wurden viele treffliche Lehrer der Christenheit durch des Origenes Geist und Schriften in ihrem Forschen und Wirken geleitet und gefördert.

Die Bücher des Origenes sind in griechischer Sprache geschrieben. Viele unter ihnen sind im Laufe der Zeiten verloren gegangen.

c Minder umfangreich und doch auch hochberühmt war das Wissen und Wirken des Tertullianus († 220) von Carthago, der von heidnischen Eltern stammte und erst im Mannesalter Christ ward. Nun war Tertullianus ein Mann von ernstem Sinn und feurigem Gemüth, dazu von einer jegliches Hemmniß überwindenden Willenskraft. Was er war, das war er ganz. Was er dachte, sprach er mit offener Kühnheit aus. So ward auch jetzt das Evangelium die Seele seines Lebens; all seine reichen Kräfte widmete er der Verbreitung und Vertheidigung des christlichen Glaubens. Seine frühere Stellung als Rechtsgelehrter aufgebend, trat er in den Dienst der Kirche und bekleidete in seiner Gemeinde das Amt eines Presbyters. Aber eben jene Neigung zu rücksichtsloser Strenge, verbunden mit einer gewissen düsteren Sinnesart und vorwaltenden Einbildungskraft, war Ursache, daß der Geist Tertullianus von der damals weitverbreiteten Schwärmerei der Montanisten gefangen genommen ward, und er scheint nie wieder ganz frei von ihr geworden zu sein, wenn er auch ihre Schroffheiten zu mildern und mit der herrschenden Lehre der Kirche zu versöhnen strebte. Aber doch hat er vielfach wohlthätig auf die Christenheit eingewirkt, nach außen hin mit beredten Worten ihre Sache führend gegen die Angriffe der Heiden, nach innen Erkenntniß und Wissenschaft fördernd. Alle seine Thätigkeit aber

war vornehmlich eine schriftstellerische, und seine Schriften verbreiteten sich über die verschiedenartigsten Gegenstände christlicher Lehre und Sitte. Dabei liebt er, den Gegnern gegenüber die Unterschiede der beiderseitigen Vorstellungen recht scharf und unvermittelt vorzuführen. Während die Heiden die Erhabenheit ihrer Weisheit rühmten, hält er ihnen „die Thorheit des Evangeliums" vor; während sie die Schönheit der menschlichen Gestalt in ihrer Kunst zu vergöttern pflegten, zeigte er ihnen die verachtete Knechtsgestalt Christi. Der Rede des Gnosticismus von einem nur scheinbaren Leibe Christi stellt er die Größe der Liebe entgegen, die den Herrn gerade zur Annahme eines wirklichen menschlichen Leibes mit all seiner Niedrigkeit bewogen habe. Und wie er einst als Sachwalter dem Unrecht gewehrt und das Recht geschützt hatte, so war er in den Tagen der Verfolgung ein Anwalt der Kirche. Denn er richtete an den römischen Landpfleger in Afrika ein Schreiben, worin er die Unschuld der Christen und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde erwies. Uebrigens ist er der erste Kirchenlehrer, der in lateinischer Sprache schrieb.

Der größte unter des Tertullianus Schülern ist Cyprianus, ein feuriger kraftvoller Geist, der alle Güter dieser Welt hinwarf, um Christum zu gewinnen. Denn ausgezeichnet durch Reichthum und vornehme Geburt, als Lehrer der Redekunst zu Carthago in angesehener Stellung lebend, schien er Alles zu besitzen, was das Leben schmücken kann. Doch Eines fehlte ihm — das Licht des Evangeliums. Wohl sah er, wie das Evangelium mächtig wuchs und sich ausbreitete und fast hätte — einer alten Ueberlieferung zufolge — die Liebe zu einer christlichen Jungfrau ihn selbst hinübergeführt in die Gemeinschaft der Christen, aber noch verschloß er sein Herz vor dieser mahnenden Stimme. Der Freundschaft war es vorbehalten, ihn für den Herrn zu gewinnen. Der Presbyter Cäcilius enthüllte ihm die himmlische Wahrheit mit so überzeugender Gewalt, daß Cyprianus endlich der Taufe begehrte. Mit der Begeisterung eines durch die Taufe frei und froh gewordenen Gemüths vertheilte er seine Güter unter die Armen; doch blieben ihm Mittel genug zu einer fortgesetzten großartigen Wohlthätigkeit. Seine bisherige weltliche Stellung gab er auf, dafür nur die Schmach und Gefahr des Christennamens eintauschend. Mit großem Fleiß las er die Werke der Lehrer der Kirche, unter denen er den Tertullianus vorzüglich lieb gewann und schlechtweg als seinen Lehrer zu bezeichnen pflegte. Die Christen Carthagos begannen auf den neuen Bruder aufmerksam zu werden. Es war, als ahne man, was für ein Vorkämpfer der Gemeinde in ihm gegeben sei. Da ward der Bischofsstuhl erledigt. Die Mehrzahl der Gemeindeglieder forderte, daß Cyprianus — kurz zuvor zum Presbyter gewählt — das Hirtenamt übernehme; Viele aber widersprachen und stimmten für andere Wahl. Cyprianus war überrascht und lehnte ab. Endlich in dem wiederholten stürmischen Verlangen des Volkes Gottes Stimme erkennend, erklärte er sich bereit zur Uebernahme des Amtes. Aber es war böse Zeit, als er den Hirtenstab in seine Hand nahm.

Zwar hatte die Verfolgung lange geruht, aber eben diese Ruhe nach außen hatte in der Kirche selbst viele Unruhe und widerwärtigen Streit erzeugt. Auch Cyprianus fand in seiner Gemeinde vielfach Ungehorsam und Widerspruch vornehmlich bei denen, die mit seiner Wahl nicht zufrieden gewesen. Solcher Zwiespalt aber mußte die Gemeinde wie die Kirche verwirren und auflösen, wenn ihm nicht gewehrt ward. Darum erfaßte Cyprianus mit großer Lebhaftigkeit den Gedanken einer alle Gläubigen umfassenden allgemeinen Kirche, die von Bischöfen mit starker Hand geleitet werde und mächtig sei, alle ungesetzliche Auflehnung in ihrer Mitte zu überwinden. Und Cyprianus war ganz der Mann, eine solche Kirche an seinem Theile bauen zu helfen. War er doch ein Mann von seltner Thatkraft, ausgehend von dem offen ausgesprochenen Grundsatz, ein Christ müsse groß sein im Leben, nicht in Worten. Aber als er eben beschäftigt war, strengere Zucht in seiner Gemeinde einzuführen, da ward die letztere von dem Herrn selbst in eine ganz andere Zucht genommen.

Die decianische Verfolgung brach aus; auch zu Carthago vereinte sich die Strenge der kaiserlichen Gesetze mit dem Christenhaß des großen Haufens zur Unterdrückung der Kirche. Der Pöbel forderte, Cyprianus solle den Löwen vorgeworfen werden. Da entwich der Bischof aus der Stadt. War es Todesfurcht und Miethlingssinn, daß er in der Stunde der Gefahr die Heerde verließ? Aber siehe, der Flüchtling sendet aus seinem stillen Zufluchtsorte die herrlichsten Briefe an die Aeltesten der Gemeinde, tröstend und ermahnend, kräftigend und rathend. Da sich Manche zum Märtyrertode drängten, schrieb er: „Nicht unser Blut, unsern Glauben verlangt der Herr.“ So empfand in der Bedrängniß die Gemeinde es dennoch, daß sie einen Bischof habe, der sie auf dem Herzen trage und ihr nahe sei mit Gebet und Fürsorge. Den Gegnern aber gab seine Flucht willkommenen Anlaß zur Lästerung. Und als die Verfolgung nachließ und der heimkehrende Bischof die in der Verfolgung Gefallenen nur nach langer und ernster Buße wieder in die Gemeinschaft der von ihnen verleugneten Kirche aufnehmen wollte, da fragte man zürnend, wie er so streng sein könne gegen Andere, da er selbst nicht treu erfunden worden. Diesem Vorwurf stellte er die Erklärung entgegen: „Der Herr wollte, daß ich ging. Nicht um der eignen Sicherheit willen bin ich geflüchtet, sondern weil ich wußte, die Heftigkeit des Sturmes gegen die Christen werde sich legen, wenn eine Hauptursache — der Bischof — entfernt sei. Auch während ich leiblich abwesend war, war ich doch den Brüdern im Geiste nahe.“

Doch die Verfolgung entbrannte wieder. Mit ihr kam eine furchtbare Pest, die über Christen und Heiden große Trauer brachte. Da aber die Heiden nur an sich dachten, blieben ihre Sterbenden ohne Labung und ihre Todten ohne die letzte Ehre. Da rief Cyprianus die Gemeinde zusammen und redete in gewaltigen Worten von der Liebe, die so hoch geachtet sei von Gott. Aber nur den Glaubensgenossen Gutes zu thun, sei nichts, was Bewunderung verdiene.

Der Christ müsse mehr thun, als was auch Heiden und Zöllner zu thun gewohnt wären. Er müsse das Böse mit Gutem überwinden und nach dem Vorbilde der göttlichen Milde auch die Feinde lieben. Die Christen gehorchten dem Worte des Bischofs, und die Unglücklichen aus der Zahl der Heiden fanden in ihrer Verlassenheit Pflege und Bestattung durch die Christen.

Wie aber ward dem hochherzigen Bischof vergolten? Die Schrecken der Pest endeten, die Schrecken der Verfolgung sollten noch nicht enden. Jetzt war Cyprianus zu groß zu einer zweiten Flucht; in Carthago wollte er von hinnen scheidend zum Herrn wandern unter dem Gebet und den Fürbitten der Gemeinde. Endlich kamen die Männer, die ihn gefangen nehmen sollten. Da schien selbst der Heiden Herz brechen zu wollen, denn sie gedachten, wie einst dieser Mann ihre Kranken gepflegt, ihre Sterbenden getröstet hatte. Wenn der Herr einen Mann lieb hat, macht er selbst seine Feinde zu Freunden. Als das Gerücht die Stadt durchlief, Cyprianus werde vor den Richter geführt, war es, als sei die ganze Stadt in Trauer versunken, und Viele beklagten das bevorstehende Schauspiel. Als nun Cyprianus vor dem Richter stand, ward er gefragt: „Bist du Cyprianus?" — „Ich bin es." — „Du bist also das Haupt jener Menschen, die unsere Götter verachten?" — „Allerdings." — „Die verehrungswürdigen Kaiser gebieten dir, den Göttern zu opfern." — „Das thue ich nicht." — „Wohlan, so sollst du leiden, was du verdienst." — „Thue, was dir befohlen ist." — Dies war das Gespräch zwischen dem Bischof und seinem Richter. Dieser aber besprach sich einige Augenblicke mit seinem Rath und ließ dann das Urtheil verkünden, Cyprianus solle durch das Schwert sterben. Dabei war seine Stimme und Haltung unsicher und schwankend, gleich als fühle er die Ungerechtigkeit seines Spruches. Der Verurtheilte entgegnete ruhig: „Gott sei gelobt!" Die Menge der Christen rief: „Wir wollen mit ihm sterben!" Der Zug bewegte sich zur Richtstätte. Das war eine Ebene, von Bäumen umgeben. Viele Christen stiegen — wie einst Zachäus — dahinauf, ihren Hirten zu sehen und zu hören.

Cyprianus legte nun selbst seine priesterlichen Gewänder ab und erwartete stehend den Henker. Der kam, empfing noch eine reiche Gabe von dem, den er tödten sollte, und führte mit zitternder Hand den Todesstreich (24. September 258).

So ging Cyprianus zur Schaar der Ueberwinder ein.

Des Cyprianus Schriften sind alle aus dem Leben und für das Leben geschrieben. Die berühmteste handelt „von der Einheit der Kirche."

Dritter Zeitraum.

Jahr 323—800.

---

§. 24.

Das christliche Kaiserthum.

Drei Jahrhunderte lang hatte die Kirche um des Namens Christi willen die Schmach der Welt getragen; nun war der bewährten Kämpferin die Zeit der Erhöhung angebrochen. Des Römerreichs letzte Kraft hatte sich verzehrt im ohnmächtigen Grimm wider das Reich Gottes, jetzt war seine letzte Stunde gekommen. In Christo allein konnte die mächtig erschütterte Welt Heil und Frieden gewinnen. Das Evangelium allein vermochte den wankenden Thron zu festigen und das welkende Volksleben zu verjüngen. Und wem in so entscheidungsvoller Zeit die Herrschaft vertraut war über das mächtigste Reich der Erde, war dem nicht damit auch die Aufgabe gestellt, die bisherigen stillen Siege des Christenthumes auch äußerlich zu verherrlichen und über den Trümmern des zusammengestürzten Heidenthumes das Kreuz aufzurichten? Constantin hat solche Aufgabe erkannt und gelöst.

Freund der Kirche und ihrer Diener, hatte er im Gefühle seiner Macht keine Ursache, diese Freundschaft der Welt zu verbergen. Christen zog er an seinen Hof und in seinen Rath, und auch die von dem Throne ausgehenden Gesetze bezeugten, wie dem Gesetzgeber das Gebot Gottes vor Augen stehe. In Rom noch von den Priestern und Altären der alten Götter umgeben, verlegte er sein Hoflager nach Byzanz, das von ihm in eine christliche Stadt umgewandelt und nach seinem Namen Constantinopel genannt wurde. Mit freigebiger Hand gab er den Christen die Mittel zum Bau ihrer Gotteshäuser und zum Unterhalt der Geistlichen, und gern und lebhaft beschäftigte er sich mit den die Kirche bewegenden Fragen. Seine fromme Mutter Helena machte es sich zum lieben Geschäft, die durch Ereignisse aus der heiligen Geschichte geweihten Stätten des Morgenlandes zu erkunden und zu schmücken. Auf ihren Wink entstanden zu Nazareth und Bethlehem, zu Jerusalem und Hebron prächtige Kirchen, das Gedächtniß der dort geschehenen Gottesthaten zu ehren.

Das Kaiserhaus hatte die alten Götter verlassen, aber in vieler Unterthanen Herzen lebten sie noch fort. Darum ließ Constantin mit weiser Milde die Bilder und Opferfeste des Heidenthumes fortbestehen, wo sie dem Volke ehrwürdig waren. Nur schloß und brach er etliche Tempel, wo man schnöder Lust gefröhnt oder das Volk durch unwürdige Priesterkünste betrogen hatte. Ebenso entfernte er aus Jerusalem die heidnischen Greuel, die einst der entheiligten Stadt durch Hadrianus waren aufgezwungen worden.

Und wohl geziemte dem Kaiser solche Schonung; denn auch sein Herz gehörte dem Herrn noch nicht ganz. Ungemessene Herrschbegier und leidenschaftlicher Jähzorn rissen ihn noch mehrfach zu schweren Thaten hin, zumal da er keinen Mächtigen der Erde zu fürchten hatte und von seiner Umgebung nicht ernst genug gewarnt und gestraft ward. Sein ungebrochenes Herz erkennend und doch auch nicht gewillt, sich selbst zu bezwingen, verzögerte er seine Taufe und blieb — Freund der Kirche — doch außerhalb der Kirche. Da ward er krank zum Tode. Viele Bischöfe sammelten sich an seinem Lager; von einem derselben — Eusebius — empfing er die Taufe. Von der Stunde an wollte er nicht Purpur noch anderen Schmuck wieder anlegen und gelobte in tiefer Bewegung, ein neuer Mensch zu werden, wenn Gott ihn genesen lasse. Aber eine Genesung zum Leben auf Erden war ihm nicht beschieden. Er entschlief am Pfingstmorgen des Jahres 337.

Drei Söhne beherrschten nun des Vaters Reich, bis Constantius nach der Brüder frühem Tode allein über das Ganze gebot. Strenger als der Vater, schlossen sie die Tempel der Heiden und bedrohten mit dem Tode den, der noch zu opfern wagte in der vorigen Weise. Nur in Rom durfte man fernerhin den alten Göttern dienen; auch den Athenern ward gleiche Gunst zugestanden. Aber wiewohl die Herrscher also auftraten wider den Götzendienst, in ihrem eigenen Herzen dienten sie selbst den Götzen dieser Welt und achteten das Evangelium nur für ein Mittel, ihren Thron zu stützen und ihre Unterthanen zu lenken. Das blieb nicht ungestraft.

Voll finsteren Argwohns hatten sie fast alle Glieder des Kaiserhauses tödten lassen und nur des unmündigen Knaben Julianus geschont. Der ward nun etlichen Mönchen übergeben, die ihn für den geistlichen Stand bilden sollten. Aber wie sein tief verwundetes Gemüth die Herrscher des Staates nur als blutige Mörder der Seinen verachtete und sich zum einstigen Rächer der Gemordeten berufen glaubte, so verachtete er den von jenen Kaisern beschützten Christusglauben, der auch ihm aufgedrungen und von unverständigen Eiferern in unverständiger Weise verkündet war. Weit besser gefiel ihm, was etliche Heiden, des Jünglings Stimmung benutzend, ihm erzählten von dem Glanze heidnischer Weisheit und von der Thorheit des Evangeliums. Doch barg er seine Gedanken in seinem Inneren und fügte sich scheinbar dem Willen des Kaisers, nur in der Stille Pläne entwerfend für die Zukunft. So berückte er den Constantius, daß dieser alles Mißtrauen schwinden ließ und den Julian zum Feldherrn der in Frankreich stehenden Truppen erhob. Jetzt warf Julian die Maske ab. Von ihm gewonnen, riefen ihn seine Krieger zum Kaiser aus. Constantius starb, als er wider den Empörer auszog. Julian ward Kaiser; das Heidenthum triumphirte.

Des Christenthums glühender Gegner, hatte Julian doch gelernt, daß Gewalt es nicht unterdrücke. So strebte er es zu erniedrigen, daß es keine Schöne

mehr habe vor den Augen der Menschen. Bald erschien eine Reihe von Gesetzen, die des Kaisers feindseligen Sinn verriethen. Den Geistlichen und Kirchen ward früher gewährte Unterstützung entzogen, auf daß sie wieder arm würden. Wo heidnische Tempel durch den Einfluß des Christenthumes eingegangen waren, da mußten sie auf der Christen Kosten wieder hergestellt werden. Wo Streit war unter den Christen, da nährte Julian den Streit, damit Zerrissenheit über die Kirche komme. Er untersagte den Christen die Errichtung gelehrter Schulen, damit sie, der Mittel zu wissenschaftlicher Bildung beraubt, zu ungebildeten und verachteten Leuten würden. Ja er schrieb sogar wider sie und schalt ihre Lehre, daß durch sie die hochberühmte Kunst der Väter untergegangen sei. Und wie er der Christen spottete, so gedachte er auch Deß zu spotten, den die Christen ihren Herrn und Gott nannten. Denn weil Christus über den Tempel das Wort geredet hatte: „Es wird hier nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde" (Matth. 24, 2.), so wollte Julian den Tempel wieder aufrichten und sandte Bauleute und gebot ihnen, daß sie mit Fleiß des Tempels alte Herrlichkeit herstellten. Aber siehe, der Boden, der nicht gebebt hatte, als einst des Titus Siegerschritt über ihn hinwegging und Hadrian seine Götzenbilder aufstellte, der öffnete sich bebend unter den Füßen der Bauenden und warf Feuerflammen aus, also daß die Bauleute erschrocken flüchteten und abließen. So schreibt mit bewegtem Herzen der heidnische Geschichtschreiber Ammianus.

Indem Julian das Evangelium der Welt verächtlich zu machen strebte, überließ er sich der thörichten Hoffnung, des Heidenthums Sturz durch künstliche Mittel zu verhüten. Nur Heiden wurden zu Hof- und Staatsämtern erhoben; nur wer an den angeordneten Opferfesten Theil nahm, durfte auf die kaiserliche Gunst rechnen. Und wohl wissend, welch mächtigen Einfluß der christliche Gottesdienst durch seine erhabene Herrlichkeit auf die Gemüther übe, wollte Julian den fast vergessenen Tempeldienst der Heiden durch Nachahmung christlicher Einrichtungen wieder heben. Die alten Heiligthümer schimmerten in neuer Pracht, feierliche Lobgesänge erschollen darin, und in wohlgesetzten Worten verkündeten die Priester den Ruhm der Götter. Auch eine Armen- und Krankenpflege ward eingeführt nach dem Vorbild der christlichen.

Aber des Kaisers Klugheit ward als Thorheit erfunden. Der todten Pracht der Opferdienste fehlte der Geist, der erkünstelten Beredtsamkeit der Priester fehlte die Grundlage eines göttlichen Wortes, der Armenpflege fehlte die Liebe. Die Tempel und die Herzen blieben leer.

Da ergrimmte der Kaiser. Strenge Maßregeln gegen die Christen reiften in seiner Seele, aber der Herr verhinderte ihre Ausführung. Ein fremdes Volk — die Parther — fiel in das Reich. Der Kaiser, ein ritterlicher Fürst im Streit, zog dem Feind entgegen. In der Schlacht (363) ward er tödtlich verwundet und rief fallend: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!"

Der Sterbende hatte Recht. Der Galiläer hatte gesiegt. Mit Julians Tode fielen auch die künstlichen Stützen, durch die er das Heidenthum zu halten gedachte. Es brach zusammen wie ein morscher Bau.

Die folgenden Beherrscher des Römerreichs waren Christen. Die Städte nahmen mehr und mehr ein christliches Aussehen an; die Tempel verschwanden oder zerfielen. Zuweilen erhob sich auch das christliche Volk wider die Tempel und rächte durch ihre Zerstörung die Schmach, die noch vor sieben Jahrzehnten von den Heiden den Kirchen angethan worden war. Da sank manch schöner Bau in Trümmer, da ward manches herrliche Kunstwerk der Vorzeit zerschlagen. Der Opferdienst flüchtete sich in die Stille verborgener Dörfer.

Als nun das Reich immer mehr die Gestalt eines christlichen Staates angenommen hatte, da begann der Kaiser Theodosius (381) mit Erlaß besonderer Gesetze gegen das Heidenthum vorzugehen. Die Tempel sollten geschlossen, der Götzendienst sollte gestraft werden. Wer noch den alten Göttern anhing, mochte jetzt ahnen, wie es zuvor den verfolgten Christen um das Herz gewesen war. So fiel der Heiden früheres Thun auf ihr eigenes Haupt zurück.

In Rom stand ein Altar der Siegesgöttin, von dem Volke hochgeehrt; auf den Siegen seiner Ahnen ruhte ja der ganze Stolz eines Römers. Jetzt sollte der Altar fallen. Da flehete ein beredter Mann aus den Heiden — er hieß Symmachus — im Namen aller Senatoren, es möchte doch ihrem grauen Haar der Jammer erspart werden, einen Altar fallen zu sehen, der schon den Knaben theuer gewesen sei. Sein Flehen war umsonst. So hatten einst die trefflichsten Männer der Christenheit umsonst um Gerechtigkeit gefleht.

Das stärkste Bollwerk des Heidenthums schien das alte Wunderland Egypten zu sein; da hatten die Priester noch viel Gewalt über des Volkes Herz und Wandel. Als dort des Kaisers Befehl bekannt ward, da war es, als hätten die beleidigten Götter sich zu rächen beschlossen. Denn der Nil wollte nicht austreten und das dürre Land feuchten. Als das dem Theodosius gemeldet wurde, sprach er fest: „Eher möge der Nil aufhören zu fließen, ehe ich den Götzendienst dulde.“ Und plötzlich schwoll der Nil mächtig an und überfluthete weithin das Land, daß es gar fruchtbar ward. Nun war zu Alexandria ein Bild und Tempel des Serapis, der für den Schutzgott der Stadt angesehen ward. Im Volke ging die Sage, Himmel und Erde werde untergehen, wenn das Bild falle. Als daher des Kaisers Gebot verkündigt wurde, wollte zuerst Niemand Hand an jenes Bild legen, bis es endlich ein gläubiger Kriegsmann mit einer Axt zerschlug. Himmel und Erde gingen nicht unter, wohl aber das Heidenthum, das nur in den Herzen Einzelner bis in das sechste Jahrhundert still und ohne inneren Halt fortlebte. Auch warfen viele Heiden die väterliche Religion weg, ohne Christum gewonnen zu haben. Sie folgten dann gleichgültig dem Strom des weltlichen Lebens, sich nicht kümmernd um den Himmel. Die aber edleren Sinnes das verborgene Walten einer höheren Macht ahnten

und ehrten, vereinten sich zu besonderen religiösen Gemeinschaften. Dahin gehörten die Massalianer, die zwar von etlichen Göttern redeten, aber nur den höchsten verehrten, der über Alles herrsche. In den Dämmerstunden des Tages versammelten sie sich in ihren heiligen Häusern, die dann glänzend erleuchtet waren. Alle diese Erscheinungen sind rasch wieder verschwunden.

Die Umwandlung des römischen Reiches in einen christlichen Staat war von unermeßlichen Folgen für die Kirche. Seitdem diese den mächtigsten Herrscher der Erde unter ihren Gliedern zählte, schaute sie zu demselben als zu dem vom Herrn selbst ihr gegebenen Beschützer vertrauensvoll empor und nannte ihn ihren Bischof für das Aeußere, da er ihr seinen starken Arm lieh in jeglicher Noth und so selbst ein Diener im Reiche Gottes war. Freilich versuchte der Kaiserhof zuweilen auch in das innere Heiligthum der Kirche, in des Glaubens Entwickelung und Bekenntniß einzugreifen, und wenn die Bischöfe zu Rathe saßen über eine Frage der Christenheit, da war ihr Beschluß oft mehr eine Eingebung des Kaisers als des heiligen Geistes. Auch traten zum Schaden der Kirche viele Unwürdige in den geistlichen Stand, der jetzt mit Ehren und Einkünften geschmückt war, und unter den Nachfolgern der Apostel waren manche, die den Menschen mehr als Gott gehorchten. Aber daneben hat es nicht gefehlt an begeisterten Zeugen der Wahrheit, die auch einem Kaiser Buße zu predigen verstanden, und wenn die alte Roheit der Völker sich beugen sollte unter die heiligende Zucht des Reiches Gottes, da mußte ihnen dieses auch in äußerer Kraft und Majestät entgegentreten. Was darum Constantin sammt seinen Nachfolgern an der Kirche gethan, das ist eine große That Gottes, hochwichtig für alle Zeiten. Denn es gilt im Leben des Einzelnen, es gilt im ganzen Reiche Gottes das Gesetz: Durch Schwachheit zur Kraft, durch Kampf zum Sieg, durch Trübsal zur Freude.

Doch nicht immer sollte das Römerreich der Mittelpunkt der Kirche sein; vielmehr war sein Untergang nahe. Ehe es unterging, hatte es noch den Sieg des Evangeliums anerkannt und verherrlicht, dem es so lange widerstanden. Nun theilte Theodosius (395) das Reich, und die Theilung war Vorspiel der Auflösung. Das abendländische Reich erlag (476) den Fluthen der Völkerwanderung; das morgenländische bestand noch ein Jahrtausend, aber matt und starr wie ein alterschwacher Greis. In das Geschick des Reiches ward auch die Kirche verflochten, des Abendlandes Erschütterung, des Morgenlandes Erstarrung theilend. Da that Gott der Herr ein neues gewaltiges Zeichen. Die jugendlich kräftigen Völkerstämme der Germanen, die das Abendland besiegten, wurden selbst besiegt durch das Evangelium, das sie unter den Ueberwundenen fanden. Nun erblühete unter den Neugewonnenen ein so reges christliches Leben, daß bis auf diesen Tag alles Große in der Kirche von den Völkern germanischen Stammes gepflegt und gethan worden ist. Und als der große Frankenkönig Carl (800) zu Rom die Krone und Würde eines römischen Kaisers em-

pfangen hatte, da war nach dem Glauben der Völker auch das Schirmrecht über die Kirche auf ihn und also auf einen Fürsten deutschen Stammes übergegangen.

---

§. 25.

Die Mission in Asien und Afrika.

Wunderbar sind die göttlichen Führungen, durch welche in dieser Zeit den rohen Völkern Asiens und Afrikas das Evangelium des Friedens gebracht ward. In Armenien hatte es schon frühe einzelne Christengemeinden gegeben, die aber unter den zerrüttenden Kämpfen ihres Volkes mit seinen unruhigen Nachbarn viel zu leiden hatten. Einst kam ein vornehmer Perser in das Land mit dem geheimen Auftrage seines Königs, den armenischen König zu tödten. Der Frevel gelang, aber der Frevler selbst wurde von den Armeniern sammt seinem ganzen Hause umgebracht. Nur ein kleiner Knabe ward von einem Christen dem Blutbade entrissen und unter dem Namen Gregorius christlich erzogen. Aus dem Knaben wurde ein frommer, der heiligen Schriften wohl kundiger Mann. Als nun Tiridates, der Sohn des ermordeten Königs, das eine Zeit lang ihm entrissen gewesene Reich wieder eingenommen hatte, stellte er ein großes Fest an und befahl, daß Jedermann den Göttern opfern solle. Gregorius hatte bisher dem Tiridates alle Treue erzeigt, die schwere Schuld seines Vaters zu sühnen, aber jetzt verweigerte er dem Könige den Gehorsam. Da ward auch kund, was sein Vater gethan. Der erzürnte König befahl, den Gregorius gebunden in eine Schlangengrube zu werfen, daß er darin umkomme. Doch der Engel des Herrn half ihm, wie einst dem Daniel in der Löwengrube, und eine fromme Wittwe pflegte sein. Der König aber ward wahnsinnig, und des Königs Schwester befreite den Gregorius, der nun zu hohen Ehren kam, den König heilte und sammt seinem Volke bekehrte. Nach der Weise der Apostel durchzog er das Land, baute Kirchen und setzte Aelteste ein. Das dankbare Volk aber schmückte ihn mit dem Beinamen „der Erleuchter." Er soll im Jahre 331 als Einsiedler gestorben und von Hirten begraben worden sein.

Aber das kaum aufgegangene Licht schien bald wieder erlöschen zu wollen. Die erste begeisterte Predigt von Christo verstummte, und die beständige Predigt im göttlichen Worte konnte nicht gehört werden, da dem Volke alle Bildung und selbst eine Schriftsprache fehlte. Nur wer in fremden Sprachen gelehrt war, konnte die heiligen Schriften lesen. Da unternahm es der Einsiedler Miesrob (440), dem Volke Schriftsprache und Bibelübersetzung zugleich zu geben. Durch vielfache Reisen, durch Besprechung mit kundigen Männern, durch unablässige Mühe gelang es ihm, das schwierige Werk zu vollenden.

Zu der Zeit wohnte im Kaukasus das wilde Bergvolk der Iberer und in seiner Mitte eine geraubte christliche Sclavin, Nunia geheißen. Die sah einst

ein todtkrankes Kind, dem Niemand helfen konnte. Da jammerte sie des Kindes, und sie betete über dasselbe. Dem Herrn aber gefiel es, das Gebet der Magd zu erhören und des Kindes schon verloren gegebenes Leben zu erhalten. Wie nun das Gerücht hiervon durch das Land ging, kam auch die kranke Königin und begehrte Nunias Fürbitte. Nunia betete, und Gott hörte. Die Königin aber lag ihrem Gemahl an, er möge sich doch auch dem Gott ergeben, von dem Nunia rede und der so große Wunder thue. Doch der König hörte nicht auf die Stimme seiner Gattin. Darnach jagte er einst im Gebirge und verirrte sich im dichten Nebel dergestalt, daß er nicht Rath noch Ausweg wußte und umzukommen meinte. Da gedachte er des Gehörten und rief den Christengott an. Und siehe, der Nebel theilte sich, die Aussicht ward helle, und der Verirrte fand sich glücklich wieder zu den Seinen. Da verließ er sammt seinem Volke die Götzen, sandte nach Griechenland und ließ christliche Priester kommen, die Kirchen bauten und das Volk lehrten (330).

Auch in Arabien ward ein Heidenkönig für das Evangelium gewonnen und zwar durch eine Gesandtschaft des Kaisers Constantius (350). An der Spitze der Gesandten stand Theophilus der Indier, ein merkwürdiger Mann, der zu Diu in Ostindien von arabischen Eltern geboren, in den Kämpfen der Römer und Araber von den Ersteren als Geisel nach Constantinopel geführt und daselbst im Christenthume unterwiesen worden war. Nun verlangte Theophilus in des Kaisers Namen von dem arabischen Könige, daß den christlichen Kaufleuten in Arabien die ungestörte Abhaltung ihres Gottesdienstes gestattet werde. Der König nahm ihn freundlich auf, ließ sich taufen und gebot den Bau von drei Kirchen in seinem Lande. An Arabiens nördlicher Gränze lebten damals auch viele christliche Einsiedler, und nicht selten geschah es, daß die Beduinen der Wüste auf ihren Streifzügen zu solch einem Klausner kamen und von ihm das Wort des Lebens hörten. Aber doch wurden in Arabien ebenso wie in Indien — wohin jener Theophilus auch gegangen sein soll — und in Südasien überhaupt nur wenige Seelen dem Glauben gehorsam, und den Wenigen stand eine furchtbare Prüfung und Sichtung bevor.

Der unermeßliche Erdtheil Afrika blieb — mit Ausnahme der zum römischen Reiche gehörigen Nordküste — durch die ihm eigenthümliche Abgeschlossenheit und Unwirthlichkeit, mehr noch durch die Stumpfsinnigkeit und Wildheit seiner Bevölkerung dem Evangelium verschlossen. Nur Abessynien ward bekehrt; sein Missionar war ein geraubter Sclav. Einst landete ein römisches Handelsschiff an der abessynischen Küste; die Mannschaft ging an das Land, um Wasser einzunehmen. Da brachen die räuberischen Uferbewohner hervor, plünderten das Fahrzeug und erschlugen die Menschen. Zwei Knaben vom Schiffe aber — Frumentius und Aedesius — saßen in den Büschen des Ufers, traulich Arm in Arm geschlungen, und wußten nichts von dem Loose ihrer unglücklichen Gefährten. Ihre Jugend rührte die Herzen der Räuber; man schonte ihrer

Diese Milde hat dem Lande köstliche Früchte getragen. Der König behielt die Knaben an seinem Hofe, und nachdem er ihre Treue erprobt, machte er den Aedesius zu seinem Mundschenken, während er dem Frumentius die Erziehung seines Sohnes vertraute. Wie hätten die so Erhobenen nicht erkennen sollen, das sei Gottes Fügung! Still und allmählich brachen sie dem Evangelium Bahn, und als der König starb und des Frumentius Zögling den Thron bestieg, da war es nicht schwer, das heidnische Land in ein christliches zu verwandeln. Frumentius ward von dem großen Athanasius zu Alexandria zum Bischof von Abessynien geweiht und gründete nun mit Hülfe herbeigerufener Freunde und Gehülfen die abessynische Kirche, Aedesius aber ward Einsiedler. Die neue Kirche blühte bald auf und hat sich durch alle Stürme der Zeiten erhalten bis auf diesen Tag. Zwar scheint sie jetzt zu schlummern; denn das Volk ist unwissend und hat wenig Verkehr mit der Christenheit. Aber kann nicht die Kraft Gottes auch dort noch einmal das Erstarrte verjüngen und das anscheinend Todte beleben?

---

§. 26.

Die Mission in der Völkerwanderung.

Als das römische Heidenthum zusammenbrach, stand das germanische noch unerschüttert. Gestützt auf des Volkes Kraft und Treue und reich an tiefsinniger Ahnung, widerstand es lange dem Evangelium, während es gleichwohl empfängliche Herzen für dasselbe erzog. Keusch und züchtig wie das Volk waren auch seine Götter; ernst und düster wie das Land waren auch seine Sagen. Einzelnes ward vielleicht unter dem Einflusse des Christenthums gedichtet. Ueber Götter und Menschen, über die feindlichen Riesen und die geheimnißvollen Zwerge — so hieß es in den Liedern der Vorzeit — herrscht Odin als das höchste aller Wesen, darum auch Allfadur — das ist Allvater — geheißen. Unter ihm theilen sich die anderen Götter in die Ehren und Sorgen der Weltherrschaft. Dem Meere gebietet Widar, der einsam und schweigend über die Wogen dahingleitet und sich freut, wenn Wolken den Himmel decken und Stürme die Wasser erregen. Ein heiterer Gott dagegen ist Freyr; er führt die Sonne am Himmel herauf. Neben ihm beherrscht Thor die Kräfte des Himmels; in seinem Donnerwagen fährt er durch die Lüfte; sein Hammer Mjölner zerschmettert auch das Härteste. Und wenn auf Erden die Völker mit einander kämpfen in blutiger Schlacht, da ist der starke Kriegsgott Tyr nahe und lenkt den Streit und entflammt die Streiter. Ist aber die Schlacht geschlagen und das Gefilde mit Erschlagenen bedeckt, dann schweben die sanften Walkyren heran, enden allen Todeskampf und führen die ruhmvoll Gefallenen nach Walhalla, wo ewige Lust ihrer wartet. Feiglinge aber und Verräther müssen zu dem qualvollen Schatten-

reiche der finsteren Hela, unberühmt Gestorbene in das düstere Niflheim — das ist Nebelheim — wandern. Aller Menschen Geschick aber entscheiden die Nornen, die ernsten Schicksalsgöttinnen. Die Götter selbst wohnen in ihrer Burg Asgard. Dort könnte wohl ein selig Leben herrschen. Denn über die Herzen waltet Freia, die Göttin der Liebe; den Alternden verjüngt Iduna, die Göttin der Jugend; den Traurigen erheitert Braga, der Gott des Gesanges. Aber wie das Leben der Menschen, so ist auch das Glück der Götter getrübt durch die Sünde. Wohl waren die Götter selig, als noch der weiße Baldur, der Gott des Friedens und der Unschuld, unter ihnen lebte. Aber ihn erlegte der tückische Loke, der Stifter alles Unheils, und nun mühen sich die Götter vergebens, den Unhold in ihrer eigenen Mitte zu überwinden. Dazu müssen sie auch nach außen streiten, denn die gewaltigen Riesen widerstreben ihrer Herrschaft. Dieser Kampf wird einst noch viel heftiger entbrennen, Götter und Riesen werden darin untergehen, und über Himmel und Erde wird unsägliche Verwirrung — die Götterdämmerung — hereinbrechen. Dann aber wird Baldur der Gute wieder erstehen, es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden und Friede und Freude darin wohnen.

Waren das nicht Stimmen der Ahnung? „Von einem Baldur spricht der Süd, dem Sohn der Magd. Sein Feldgeschrei war Friede, Liebe war sein Schwert, und unter fernen Palmen steht sein Grab im Licht. Doch seine Lehre geht von Thal zu Thal; einst kommt sie auch und schwinget hell den weißen Taubenfittig über Nordens Höhen.“ Tegner.

Jahrhunderte waren seit der Himmelfahrt des Herrn vergangen, aber nur selten und vereinzelt war bisher das Wort vom Kreuz in Deutschlands Eichenwäldern erklungen. Denn die Boten des Heils waren damals alle dem milden Süden entstammt und scheuten das unwirthbare germanische Land mit seinen gefürchteten kriegerischen Bewohnern. Da geschah es, daß unter den Völkern am Donaustrom ein wunderbarer Fremdling (440) erschien. Jene Gegend war eben von den Stürmen der Völkerwanderung schwer heimgesucht worden. Das Heer der wilden Hunnen war gleich einer furchtbaren Wetterwolke darüber hinweggezogen, hatte Städte und Dörfer niedergebrannt und die blühende Landschaft zur Einöde gemacht. Hunger, Krankheit und Elend, des Krieges traurige Gefährten, vollendeten das grauenvolle Zerstörungswerk. Nun ward jener Fremdling zum Helfer und Tröster der Bedrängten. Niemand wußte, wer er war oder woher er kam. Doch erkannte man an seiner Sprache, daß er römischen Stammes sei. Er selbst redete wenig von sich. Nur das erzählte er, daß er früher im fernen Morgenlande gewohnt und dort große Gefahren bestanden habe; doch sei er durch die starke Hand des Herrn errettet worden. Jetzt treibe ihn der Geist Gottes, tröstend und friedebringend zu den Völkern des rauhen Germanien zu wandern. Alles staunte den Mann verwundert an. Er glich den alten Propheten an Kraft und Begeisterung, und Gott war sichtbar mit ihm. Er schien

vornehmer Abkunft zu sein und wandelte doch in einfachem Kleide und mit nackten Füßen umher. Sein Name aber war Severinus. Wo es nun galt, Hungernden Erquickung oder Verzagenden Trost zu bringen, da erschien Severinus und brachte Beides. Zugleich aber mahnte er mit eindringlichen Worten zur Buße. Indessen begnügte er sich nicht mit der bei aller Anstrengung doch immer beschränkten eigenen Thätigkeit. Er suchte bleibende Pflanzstätten christlichen Glaubens und christlichen Lebens zu gründen. So legte er in jener Gegend mehrere Klöster an und verpflichtete die Mönche zur Ausbreitung des Evangeliums und zur Pflege der Kranken und Verlassenen. Solche Klöster stiftete er namentlich zu Wien und Passau. Sein Lieblingsaufenthalt aber war der erstere Ort.

Ein vorherrschender Zug in des Severinus Gemüth war der Hang zur Einsamkeit. Schon im Morgenlande hatte er als Einsiedler gelebt, und einst that er das offene Geständniß: „Am liebsten möchte ich, fern von dem Geräusche der Welt, in einer einsamen Hütte unter Gebet und frommen Betrachtungen mein Leben zubringen. Aber Gott hat mir geboten, unter die Menschen zu gehen und überall den Bedrängten zu helfen und die Verzagenden aufzurichten durch den Trost des Glaubens.“ Auch pflegte er sich gern in die Einsamkeit zurückzuziehen. Darum baute er sich in der Nähe des Klosters zu Wien eine einsame Klause und verweilte oft daselbst in stiller Andacht.

Es war natürlich, daß eine so erhabene Gestalt wie Severinus einen tiefen Eindruck machte auf die rohen Menschen damaliger Zeit. Die Geschichte hat manchen schönen Zug liebender Verehrung und achtungsvoller Scheu aufzuweisen, wie Severinus sie gefunden. Mehrfach erschien er vor den gefürchtetsten Kriegshelden jener wilden Zeit und redete ernste mahnende Worte zu ihnen, und die rauhen Herzen beugten sich vor ihm und ehrten seine Rede als wie eine Stimme aus einer höheren Welt. Aber auch in den kleinen Angelegenheiten des Lebens wandte man sich oft an Severinus mit der Bitte um seinen Rath und Beistand. Er half, wo er helfen konnte. Seine Hülfe begleitete er mit ernstem Zuspruch, und sein Wort war nicht minder kräftig als seine That. Einst klagte ihm ein Mönch, wie er schon lange an einer bösen Augenkrankheit leide, und knüpfte die Bitte daran, Severinus möge doch für ihn beten, so werde er gewiß genesen. Der aber antwortete: „Bitte zuerst darum, daß dein inneres Auge sehend werde.“

Severinus entschlief am 8. Januar 482.

In ähnlicher Weise wirkten andere Einsiedler an Deutschlands Grenzen. Aber doch wurden nur wenige Seelen gewonnen. Die Ernte war groß, aber der Arbeiter waren wenige, und ihr Herz war verzagt.

Da mußte nach Gottes Rath gerade die Völkerwanderung ein Mittel werden, die Germanen dem Evangelium zuzuführen. Denn die Völkerwanderung war ein bald durch feindlichen Ansturm eines fremden Volkes, bald durch kühne Wanderlust hervorgerufenes Drängen der germanischen Stämme von Ost nach West, von Nord nach Süd. Da ward ein Volk auf das andere geworfen, da

wechselte Sieg und Niederlage, da mußte eine Wohnstatt nach der anderen gesucht und wieder verlassen werden. Aber gerade hierdurch ward die alte Sitte, der alte Götterglaube, der alte Trotz der Herzen gebrochen und mitten unter der Unruhe der Wanderung ein Sehnen nach Ruhe erzeugt, das sich in tieferen Gemüthern wohl auch zu einem Sehnen nach innerem Frieden verklären mochte. So vorbereitet, kamen die Wandernden in christliche Länder, wo von den Thürmen das Kreuz ihnen entgegenwinkte, wo in den Kirchen ein erhabener Gottesdienst ihre Augen fesselte. Auch wählte im christlichen Lande mancher Germane eine christliche Gattin, die nun sein Herz dem lebendigen Gott zuführte. Das alles waren Führungen der göttlichen Weisheit.

Zuerst unter allen Germanen gelangten die Gothen an den Ufern des schwarzen Meeres zur Erkenntniß der Wahrheit. Als ihr Apostel wird Ulfilas († 388) angesehen, ein Mann von griechischer Abkunft. Seine Vorfahren waren als Gefangene in das Land der Gothen gekommen, wo sie ungestört ihres Glaubens leben durften. Unter den Gothen aufgewachsen und mit ihrer Sitte und Sprache vertraut, war Ulfilas, der schon frühe Priester und Bischof geworden, der rechte Mann zur Ausbreitung des Glaubens unter jenem Volke. Dabei unterstützte ihn die Noth der Zeit. Denn gedrängt von den Hunnen, sahen sich die Gothen zum Uebertritt auf römisches Gebiet genöthigt, der für Viele auch ein Uebertritt zum Christenthum wurde. Auf daß aber das göttliche Wort ein bleibender Schatz des Volkes werde, übertrug Ulfilas die heilige Schrift in die gothische Sprache. Das ist die erste germanische Bibelübersetzung und überhaupt das älteste Denkmal altdeutscher Sprache.

Ein Jahrhundert später hatte der fränkische Eroberer Clodwig zwischen dem Rhein und der Seine ein mächtiges Reich gegründet. Seine Gemahlin Clotilde war burgundischen Stammes und bereits Christin. So herrisch und heftig Clodwig gegen Jedermann war, so gütig und nachgiebig zeigte er sich der Gattin gegenüber. Er gestattete ihr, daß sie ungestört ihren Glauben bekennen durfte. Von nun an sah man christliche Priester und Bischöfe am königlichen Hofe. Die Königin faßte sogar den Vorsatz, ihren Gemahl für das Christenthum zu gewinnen. So redete sie denn oft zu ihm von der Nichtigkeit der heidnischen Götzen und von der Majestät des lebendigen Gottes. Clodwig aber entgegnete stolz: „Euer Gott ist ja nicht einmal göttlichen Geschlechtes; er ist weder ein Sohn noch ein Bruder Odins.“ Dazu waren die meisten Christen, welche Clodwig kannte, Römer, und diese verachtete er. Darum pflegte er auch zu sagen: „Der Christengott muß ein schwacher Mann sein, da er das Reich der Römer hat untergehen lassen, obschon sie ihm dienen. Mir haben meine Götter bisher allezeit in der Schlacht beigestanden und den Sieg gegeben.“ Trotz dieses ersten unglücklichen Erfolges gab Clotilde ihre Hoffnung nicht auf.

Da geschah es, daß dem Königspaar ein Kind geboren ward. Clotilde bat ihren Gemahl, er möge die Taufe des Kindes gestatten. Clodwig willfahrte

ihren Bitten. Aber der Knabe starb in zarter Jugend. Nun spottete der König über die christliche Taufe, daß sie ja doch den Tod des Kindes nicht habe verhindern können. Clotilde entgegnete: „Ich freue mich auch so, daß mein Kind gewürdigt worden ist, im Gewande der Unschuld zu den Engeln des Himmels einzugehen.“ Und Clodwig wunderte sich über die Zuversicht und Fassung seiner Gemahlin.

Nicht lange darnach gab ihnen Gott einen anderen Sohn, den wollte der Vater erst nicht taufen lassen. Endlich ließ er es zu. Plötzlich erkrankte der Kleine und lag hart darnieder. Schon rief Clodwig trauernd und unwillig aus: „Dies Kind wird sterben wie das erste.“ Aber die glaubensstarke Clotilde warf sich auf die Kniee nieder und flehete zu Gott, er möge doch zur Verherrlichung seines heiligen Namens den Zweifel des heidnischen Vaters beschämen und das Leben des Kindes erhalten. Gott erhörte das Gebet der Mutter. Das Gemüth des Königs ward durch diesen Vorfall tief ergriffen.

So schwand allmählich in Clodwigs Seele die anfängliche Abneigung gegen die Lehre vom Gekreuzigten. Unwillkürliche Ehrfurcht vor dem Evangelium und seinen Bekennern trat an ihre Stelle. Doch verharrte er noch eine Zeit lang in seinem Widerstande gegen die Wünsche seiner Gemahlin, die ihn gerne schon in die Gemeinde des Herrn aufgenommen gesehen hätte. Die Schrecken einer blutigen Schlacht sollten auch diesen Widerstand brechen.

Um das Jahr 496 fielen die kriegerischen Allemannen aus ihren Wohnsitzen an den oberen Rheinufern in das Frankenreich ein. Bei dem kleinen Orte Zülpich, nicht weit von der Stadt Bonn gelegen, ward die Entscheidungsschlacht geschlagen. Der Streit war lang und schwer. Endlich wankten die Franken; Clodwig sah zerrissenen Herzens den Feind vordringen und die Seinen fliehen. Da trat ein Diener zu ihm und erinnerte ihn an den Gott der Christen. Ein Lichtstrahl fiel in Clodwigs verdüsterte Seele. Mit raschem Entschlusse erhob er Hand und Auge zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Jesus Christus, den man den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der Hülfe bringt den Bedrängten und Sieg denen, die auf ihn hoffen, dich flehe ich demüthig um Rettung an. Wenn du mir den Sieg verleihst über meine Feinde, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen in deinem Namen.“ Und wiederum sammeln sich die Franken. Heißer entbrennt die Schlacht. Da fällt ein Allemannenherzog, seine Schaaren wenden sich zur Flucht, und der staunende Clodwig wird von den Franken jubelnd als Sieger begrüßt.

Der heimkehrende Held ward von der Gattin an sein Gelübde erinnert. Der herbeigerufene Bischof Remigius von Rheims unternahm es, den König im christlichen Glauben zu unterweisen. Nun saß Clodwig mit der Aufmerksamkeit eines lernenden Kindes zu des Bischofs Füßen und vernahm aus dessen Munde die Lehren und Schicksale des Heilandes. Einst hatte er lange mit stiller Theilnahme der Erzählung von den Leiden des Herrn zugehört. Endlich rief er ent-

rüstet aus: „Wäre ich nur dort gewesen mit meinen Franken! Ich hätte die Juden schon züchtigen wollen.“

Als aber der König genugsam im Glauben unterrichtet war, da ward seine Taufe auf das Weihnachtsfest festgesetzt. Und wie der feierliche Tag erschienen war, zog Clodwig mit dreitausend vornehmen Franken, die gleich ihm der Taufe begehrten, in weißen Gewändern durch die Straßen der Stadt nach der Marienkirche. Beim Eintritt in das Gotteshaus sprach Clodwig treuherzig zu Remigius: „Mein Vater, ist dies das Reich, welches Ihr mir versprochen habt?“ Remigius antwortete: „Nein, aber der Weg, der dahin führt.“ Nun ward die Taufe vollzogen. Der Getaufte aber empfing von dem Papste die Titel eines erstgeborenen Sohnes der Kirche und des allerchristlichsten Königs. Letzteren Titel haben darum auch alle Könige Frankreichs bis auf die neueste Zeit geführt.

Allmählich folgte das Volk der Franken dem Beispiele seines Herrschers und bekannte sich, freilich zunächst nur mit den Lippen, zum Glauben an den Erlöser. In der Christenheit aber verbreitete die Kunde von Clodwigs Bekehrung eine außerordentliche Freude. Denn man konnte ja nun mit Zuversicht einer immer rascheren und segensvolleren Ausbreitung des christlichen Glaubens unter dem deutschen Volke entgegensehen, nachdem ein deutscher Herrscher sich diesem Glauben zugewendet hatte. Doch war in Clodwigs Herzen selbst die Unterwerfung unter das Christenthum nur wie ein erster Frühlingstag gewesen, der mild und sonnig die Strenge des Winters unterbricht und schöne Hoffnungen weckt, bald aber wieder verschwindet unter winterlichen Stürmen. Das spätere Leben Clodwigs hat manche arge That aufzuweisen. Indessen ob auch des Königs wie des Volkes Leben noch wenig von den Strahlen christlicher Erkenntniß erhellt war, so war doch durch Clodwig der Grund gelegt zu fortschreitender Veredlung und Sittigung der germanischen Völker. Ein milderes Geschlecht erwuchs unter den Segnungen christlicher Erziehung. Darum ist die Clodwigsschlacht bei Zülpich auch für das Reich Gottes ein hochwichtiges Ereigniß.

Clodwig wird auch der andere Constantin genannt. Beide Herrscher gleichen sich in der eigenthümlichen Weise, wie sie dem Evangelium zugeführt werden, widerstehen und dienen.

Die von den Franken und Burgundern in Besitz genommenen Länder waren von Christen bewohnt, und unter diesen versuchten manche treffliche Männer, ihre nunmehrigen Herren zu Unterthanen Christi zu machen. Neben dem oben erwähnten Remigius hat sich besonders der Bischof Cäsarius von Arelate — Arles im südlichen Frankreich — in dieser Beziehung ausgezeichnet.

England war lange römische Provinz gewesen und hatte von Rom aus das Evangelium empfangen, als die anfänglich nur als Helfer wider die Schotten herbeigerufenen Angelsachsen sich des Landes bemächtigten und sieben Königreiche darin gründeten. Dieses Hereinbrechen heidnischer Herrschaft stellte lange das Bestehen des Christenthums in Frage, dessen eifrigere Bekenner sich in die

Gebirge zurückzogen. Dazu wurden Ueberwinder und Ueberwundene durch gegenseitigen Haß geschieden. So wohnten die Angelsachsen länger als ein Jahrhundert in England, ohne des Evangeliums Herrlichkeit zu erkennen Da sah einst der große Gregor — damals noch Abt in Rom — auf dem Markte etliche gefangene Fremdlinge, die als Knechte verkauft werden sollten. Aber ihre edle Haltung bewies, daß sie einem freien kräftigen Volke angehören müßten. Gregor fragte nach ihrer Heimath und erfuhr, daß sie Angelsachsen und Heiden wären. Von jetzt an beschäftigte er sich mit dem Gedanken, diesem Volke das Reich Gottes zu predigen, aber der gemessene Befehl seines Bischofs hinderte die Ausführung seines Planes. Bald nachher auf den römischen Bischofsstuhl berufen, sandte (597) Gregor den Benedictinerabt Augustinus mit vierzig Mönchen nach England an den Hof des Königs Edelbert, der über das Königreich Kent herrschte. Derselbe war mit der christlichen fränkischen Königstochter Bertha vermählt, auf deren Gunst jene Mönche ihre Hoffnung bauten. Anfänglich mit Mißtrauen aufgenommen, gewannen sie doch bald das Herz des Königs, der sich taufen ließ und das Werk der Missionare angelegentlich förderte, wenn er auch seinen Unterthanen keinerlei Zwang auflegte. An einem Weihnachtstage taufte Augustinus zehntausend neue Christen. Ueber das alles sandte er fröhliche Berichte an den römischen Bischof. Aber wie einst unser Herr, da die siebenzig Jünger wiederkamen und ihrer Werke rühmend gedachten, sie zurechtwies und sprach: „Darin freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber darüber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind" (Luc. 10, 20.), so warnte auch Gregor den Augustinus und dessen Gefährten vor aller Selbstüberhebung und mahnte zur Demuth. Dazu erinnerte er, wie man mit dem Volke weislich verfahren und seine alte Sitte ihm nicht rauben, sondern nur nach Christenweise umwandeln und verklären müsse. Darum sollten die heidnischen Tempel dem lebendigen Gott geweiht, nicht aber geschändet und zerstört werden. Die alten Opferfeste sollten als fröhliche Mahlzeiten neben der Kirche unter grünen Lauben als christliche Feste gehalten, das Volk sollte durch Gestattung seiner alten äußeren Freuden gewonnen werden für die inneren heiligen Freuden eines gläubigen Herzens. So wirkte denn Augustinus, der nun zum Erzbischof von Canterbury erhoben worden war, für die Bekehrung der Angelsachsen im Lande Kent.

Eine Tochter Edelberts ward an den König Edwin von Northumberland — einem andern angelsächsischen Reiche — vermählt und nahm den christlichen Priester Paulinus mit in ihre neue Hauptstadt York. Da veranstaltete nach längerem Zögern König Edwin eine große Versammlung, auf der über Annahme oder Verwerfung des Evangeliums entschieden werden sollte. Einer der Großen aber trat auf und sprach: „Wie wenn im Winter, während draußen Sturm und Schneegestöber tobt, der König seine Großen und Diener zu einem Gastmahl

versammelt hat und Alle, um das angezündete Feuer lagernd, nichts fühlen von des Winters Kälte und Rauhigkeit, und es streicht ein Sperling durch den Saal, durch eine Thür herein und durch die andere hinaus, so ist dieser kurze Augenblick, da der Vogel im warmen Saale ist, zu vergleichen mit dem kurzen Leben auf Erden. Ueber den langen Zeitraum aber, der dem vorausgeht und nachfolgt, wissen wir nichts. Wenn uns nun diese neue Lehre gewisse Kunde darüber bringt, so muß man sie ja annehmen.“ Nun hob Paulinus an zu predigen, und der heidnische Oberpriester selbst gab das Zeichen zur Zerstörung der alten Heiligthümer. In der Hauptstadt York ward ein Bisthum errichtet und Paulinus zum Bischof eingesetzt. Aber doch konnte noch kein geordnetes Kirchenwesen eingerichtet werden, und es fehlte an Predigern für das Volk. Da kam der schottische Mönch Aidan, ein Mann von mildem Sinne und ausgestattet mit der Gabe, die Unmündigen zu lehren. Der zog durch das Land und fragte Jedermann, der ihm begegnete, ob er Christum kenne. Das gab ihm Gelegenheit, den Einzelnen das Evangelium zu verkündigen.

So breitete sich nach und nach das Christenthum über alle angelsächsische Königreiche aus, zuweilen wohl durch einzelne Vertheidiger der alten Götter bedroht, aber doch immer mehr erstarkend durch die Kraft Gottes. Am spätesten ward es von dem Volke in Sussex — das ist Südsachsen oder die Südküste Englands — angenommen. In diesem Lande herrschte eine große Hungersnoth, als der Bischof Wilfried von York dahin kam. Der war um eines Streites willen von dem Könige seines Amtes entsetzt worden und suchte nun einen Ort, wo er dem Reiche Gottes dienen möchte. Da er die Noth der Leute in Sussex sah, die nicht einmal die Kunst ordentlichen Fischfanges verstanden, gebot er seinen Begleitern, Netze zu entlehnen und fischen zu gehen. Nachdem sie eine große Menge Fische in ihre Netze beschlossen hatten, theilte er diese in drei Theile. Den einen gab er den Armen, den andern den Eigenthümern der Netze, den dritten seinen Begleitern. Das gewann ihm die Herzen des Volkes, das nun auch die geistliche Speise anzunehmen geneigt war, nachdem es zuvor die leibliche von seiner Hand empfangen hatte.

Die Einwohner Irlands und Schottlands gehörten dem celtischen Volksstamme an; die Druiden übten auch dort — wie in Gallien und Britannien — große Gewalt über Fürsten und Volk aus. Da landete einst eine Schaar irischer Seeräuber an der englischen Küste und raubte dort einen Knaben vom Gestade weg, der Patrik hieß und eines Christenpriesters Sohn war. In Irland angekommen, ward derselbe einem Fürsten übergeben, der ihn zum Hüter seiner Heerden bestellte. Wie er nun einsam bei seinen Schafen saß, fern von der lieben Heimath, ein leibeigener Knecht, da gedachte er all jener goldenen Sprüche der heiligen Schrift, die er früher gelernt, aber mit dem leichten Sinn der Jugend wenig beachtet hatte. Wie ein Samenkorn hatten sie in seiner Seele bisher verborgen gelegen; nun gingen sie auf und trugen reichliche Frucht. Er

selbst bekennt: „Ich war sechszehn Jahr alt und kannte Gott nicht, aber in dem fremden Lande öffnete der Herr den Sinn meines Unglaubens, daß ich, ob auch spät, meiner Sünden gedachte und mich von ganzem Herzen zu dem Herrn, meinem Gott, bekehrte, der auf meine Niedrigkeit herabblickte, meiner Jugend und Unwissenheit sich erbarmte, der, noch ehe ich ihn kannte und Gutes und Böses zu unterscheiden wußte, mich schützte und tröstete, wie ein Vater seinen Sohn."

Nachdem aber Patrik wieder befreit und in das Elternhaus zurückgekehrt war, da litt es ihn nicht lange in der Heimath. Vor seinem Auge stand die geistliche Noth des Volkes, unter dem er als Knecht gelebt, und er beschloß, als Missionar wieder nach Irland zu gehen. So sehr auch die Seinen ihm davon abredeten, so vermochten sie doch nichts über ihn. „Es geschah nicht in meiner Kraft," sagt er, „sondern Gott war es, der in mir siegte und ihnen allen widerstand." Er reiste nach Irland und begann sein Werk, unterstützt durch seine genaue Bekanntschaft mit des Volkes Sprache und Sitte. Kam er in einen Ort, so versammelte er die Gemeinde durch Paukenschlag und hob an das Evangelium zu predigen. Vielen ging sein Wort durch's Herz. Ein Barde oder Sänger am Hofe eines Königs ward so ergriffen, daß er gläubig wurde und nun Lieder zu Ehren des lebendigen Gottes dichtete, nachdem er zuvor die Götter und Helden seines Volkes besungen. Ein Jüngling von edler Geburt — Benignus — ward in gleicher Weise von Patriks Predigt bewegt, verließ Alles und folgte dem Prediger nach, dem er nicht von der Seite wich. Aehnliches thaten Andere. Patrik aber gründete viele Klöster im Lande, in denen nun die heilige Schrift abgeschrieben und die Jugend gelehrt ward. Da wuchs das Wort Gottes in Irland, und der Gläubigen wurden so viele, daß man das Land nur die Insel der Heiligen nannte. Viele von den Mönchen jener Klöster wurden später selbst Missionare und zogen zu fernen Völkern als Boten des Heiles.

Patrik starb im Jahre 460.

Apostel Schottlands ist Columba († 597) geworden, der, ein irländischer Mönch, in jenes Land wanderte, wo vor ihm nur Einzelne Einzelnen das Christenthum verkündigt hatten. Nach dem Beispiele Patriks gründete auch Columba viele Klöster, unter denen das auf der Insel St. Jona das berühmteste geworden ist.

---

§. 27.

Die Mission im deutschen Lande.

In Deutschland war bisher das Christenthum vornehmlich darum zurückgewiesen worden, weil es der Glaube der Römer, dies Volk aber der alte Feind der Deutschen war. Da entzündete Gott der Herr in den irischen und britischen

Mönchen einen wunderbaren Missionseifer, daß diese in ganzen Schaaren über das Meer herüberkamen, Christum zu predigen. Diese Männer waren nicht durch gegenseitigen Haß von den Deutschen geschieden, ja theilweis denselben stammesverwandt. Daher fanden sie willigere Herzen als jene einzelnen Römer, die zum deutschen Lande gezogen waren.

Einer der ersten unter jenen Glaubensboten war Columban, ein Mönch aus dem Kloster Bankor in Irland, das damals dreitausend Klosterleute zählte. Der ging mit zwölf jüngeren Mönchen zuerst nach Frankreich und dann unter die Allemannen. Am Ufer des Bodensees fand er in einer lieblichen Gegend ein altes zerfallenes Schloß, Bregentia genannt, und daneben eine Kapelle, die einmal von Christen gebaut und dann wieder von den Heiden zu ihren Götzendiensten gebraucht worden war. Columban richtete sich das Schloß zum Wohnsitz und die Kapelle zum Gotteshause ein und lehrte die Allemannen. Viele unter den Neubekehrten bauten sich neben ihm an, und so entstand die Stadt Bregenz. Später zog Columban nach Italien, wo er auch (615) gestorben ist.

Unter seinen Gefährten ward Einer, Gallus, durch Krankheit abgehalten, seinem Meister nach Italien zu folgen. Nachdem er genesen war, baute er sich eine Hütte, aus der aber bald ein Kloster und endlich die Stadt St. Gallen wurde. Gallus starb 640.

Ein anderer Glaubenszeuge jener Zeit war der englische Mönch Willibrord. Als der hörte, daß eben die Franken einen glücklichen Krieg wider die Friesen geführt hätten, fuhr er mit noch elf Genossen hinüber nach der rauhen Küste Frieslands und wanderte nun als heilbringender Bote des Friedens durch eben dieselben Gegenden, die noch kurz zuvor vom Getöse des Kampfes widerhallten. Der mächtige Pipin von Heristall, der unter dem bescheidenen Titel eines Hausmeiers im Namen des Königs über das Frankenreich herrschte, schützte die Missionare und machte die Anlage eines Bisthums in Utrecht möglich. Willibrord ward Bischof, wohnte aber meist in dem stilleren Kloster Echternach im jetzigen Luxemburg, wo er auch (739) starb.

Die Friesen — ein kräftiges, aber rohes Volk an den Ufern der Nordsee — standen unter der Herrschaft des Königs Radbod. Dieser Fürst vereinigte in sich alle Rauhigkeit eines nordischen Kriegers mit einer gewissen Milde und Gutmüthigkeit. Die christlichen Missionare nahm er anfänglich freundlich auf; wenigstens legte er ihrem friedlichen Geschäfte nichts in den Weg. Hätte man nur ihn selbst für das Evangelium gewinnen können, so würde das Christenthum rasche Fortschritte unter den Friesen gemacht haben. Darum unternahm es der fränkische Bischof Wulfram, den Friesenkönig zu bekehren. Willig hörte Radbod eine Zeitlang die Predigt des glaubenseifrigen Priesters an und zeigte sich der Annahme des Christenthums nicht abgeneigt. Allein ein unkluges Wort des strengen Bischofs vernichtete auf einmal alle Hoffnung, die man nach jenen ersten glücklichen Anfängen gefaßt hatte. Radbod hatte die Lehre des Evangeliums

noch nicht im Zusammenhange gefaßt; nur eine Ahnung ihrer ewigen Wahrheit dämmerte in seiner Seele. Doch erklärte er sich bereit, die Taufe zu empfangen. Eben wollte Wulfram die heilige Handlung beginnen, da fragte der König plötzlich: „Frommer Vater, Ihr sagt, ich werde nun in den Himmel kommen. Werde ich denn da auch meine Vorfahren finden, die alten Friesenfürsten?" — „O nein," versetzte der Bischof eifrig, „diese waren ja keine Christen. Sie sind in der Hölle." — Da trat der König stolz zurück und sprach: „So begehre auch ich der Taufe nicht. Lieber will ich zu Walhallas Freuden eingehen, wo ich meine tapferen Ahnen finde, als in Euren Himmel, wo nur wenige geringe Leute meine Gesellschaft sein würden." — Und vergebens waren fortan alle Bemühungen der christlichen Missionare bei dem Könige.

Einzelne Glaubensboten drangen auch schon tiefer in das deutsche Land ein. So ging Fridolin († 550) nach Schwaben und erwarb sich den Beinamen „Apostel der Allemannen," Ruppert († 628) gründete die Kirchen zu Regensburg und Salzburg, und Kilian († 689) wagte sich bis zu den Thüringern am Main. Aber Kilian verscherzte selbst einen glücklichen Erfolg seines Wirkens, indem es ihm ebenso wie jenem Wulfram an der rechten Weisheit gebrach, den Heiden zu begegnen. Er war nämlich von dem thüringischen Herzog Gozbert, der zu Würzburg herrschte, freundlich aufgenommen worden, und der Herzog selbst ließ sich im Christenthume unterweisen. Nun aber war Gozbert mit der Wittwe seines Bruders vermählt, was durch die römischen Kirchengesetze verboten war. Wiewohl nun das einem Heidenfürsten nimmer zum Vorwurf gemacht werden konnte, meinte doch Kilian, Johannes dem Täufer nachahmen zu müssen, und sprach zu dem Herzoge: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast." Darob zürnte ihm die Herzogin und ließ ihn, als ihr Gatte einmal verreist war, ermorden.

b Ob aber auch die Verkündiger des Evangeliums Menschen waren und menschlich irrten, doch werden ihre Namen in der Geschichte unseres Volkes ewig glänzen, und durch sie war ein reicher Same des göttlichen Wortes unter dem deutschen Volke ausgestreut worden. Er keimte still und verborgen. Da ließ Gott einen Mann erstehen, der das so hoffnungsvoll begonnene Werk in ausgezeichneter Weise vollendete und als der Apostel der Deutschen angesehen werden kann. Das war Winfried.

Winfrieds Heimath war das britische Städtchen Kirton bei Plymouth, wo er ungefähr im Jahre 680 geboren wurde. Er gehörte einem vornehmen Geschlecht an und empfing darum auch den ritterlichen Namen Winfried. Dieses Wort bedeutet einen Helden, der durch siegreichen Streit Frieden gewinnt oder schafft. An Winfried erfüllte sich die schöne Bedeutung seines Namens in höherem Sinne, als es der Vater bei der Taufe gedacht hatte. Er sollte ein Streiter Gottes und Vielen ein Führer zum Frieden werden.

In Winfrieds Hause herrschte ein inniges christliches Familienleben. Oft erschienen fromme Geistliche bei dem Hausvater und besprachen sich mit ihm und den Gliedern seines Hauses über heilige Gegenstände. So erhielt das tiefe Gemüth des Knaben schon früh eine entschieden christliche Richtung. Bereits in seinem fünften Lebensjahre äußerte Winfried mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Bestimmtheit den Wunsch, in ein Kloster zu gehen und sein Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Sein Vater, ein reicher Mann und bei aller Frömmigkeit doch auch ein Freund heiteren Lebensgenusses, suchte anfänglich des Sohnes aufkeimende Neigung zu unterdrücken. Allein in den schmerzerfüllten Stunden einer schweren Krankheit glaubte er in dem Wunsche des Knaben die Stimme Gottes zu erkennen und brachte nach seiner Genesung den Winfried, der damals sieben Jahre zählte, zu dem berühmten Abt Wolfard, welcher dem Kloster Exeter vorstand. Später trat Winfried in das von dem Abt Winbert geleitete Kloster Nuscelle über. In diesen Anstalten wurde er in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, welche damals in den Klöstern gelehrt zu werden pflegten. In seinem dreißigsten Jahre wurde er zum Priester geweiht und wirkte zugleich mit großem Beifall als Lehrer in der Klosterschule. Da kam ihm der Gedanke, nach dem Vorgange so vieler frommen Landsleute den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Winbert suchte ihn von seinem Vorsatze abzubringen, mußte aber doch endlich dem mächtigen Drange weichen, der in Winfrieds Seele erwacht war.

Mit zwei Mönchen verließ Winfried (716) sein Vaterland und kam glücklich in Friesland an. Er erschien vor dem König Radbod und bat um Erlaubniß, frei und öffentlich unter den Friesen Christum zu predigen. Aber Radbod wies die Bitte des Priesters mit Härte zurück. Gehorsam schiffte sich Winfried wieder ein und kehrte in sein Kloster zurück. Aber der unglückliche Ausgang seiner ersten Missionsreise hatte seinen Muth nicht zu brechen vermocht, und noch immer hoffte er Zeit und Gelegenheit zu einer gesegneten Wirksamkeit unter den Heiden zu gewinnen. Als daher der Abt Winbert gestorben war und das Vertrauen der Mönche den Winfried zum Nachfolger des Heimgegangenen berief, schlug dieser die angebotene Würde aus und erklärte, wie er sich der hohen Stellung unwerth achte und sich vielmehr zu dem Amte eines Heidenboten mächtig hingezogen fühle. Die Sehnsucht nach diesem Berufe erfüllte Winfrieds Gemüth dergestalt, daß er selbst in seinen nächtlichen Träumen sich predigend und taufend unter den Heiden fand.

Endlich schied er (718) zum zweiten Male aus seinem Vaterlande und nahm seinen Weg zuerst nach Rom. Der Papst empfing den glaubensmuthigen Mönch mit Auszeichnung und entließ ihn im Frühling des anderen Jahres unter ehrender Aufmunterung zur Ausführung seines Planes. Zugleich gab er ihm Briefe an einzelne dem Christenthum bereits ergebene deutsche Große mit und ersuchte diese, dem Winfried Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen. Voll

kühner Zuversicht ging Winfried nun über die Alpen nach Deutschland. Von dieser Zeit an wird er mit dem römischen Namen Bonifacius bezeichnet, welcher einen Wohlthäter bedeutet. Er hat diesen Namen entweder als Ehrentitel vom Papste oder schon früher bei seinem Eintritt in den Priesterstand erhalten.

In Deutschland angekommen, wandte sich Winfried zunächst nach den — auch das jetzige Hessen umfassenden — Grenzen des thüringischen Landes. Er fand hier ein schlichtes gutmüthiges Volk, das schon einige Kenntniß des Christenthums hatte und christliche Gebräuche neben seinen heidnischen Sitten beobachtete. Die Nachricht von dem inzwischen erfolgten Tode Radbods veranlaßte ihn, seinem ursprünglichen Plane gemäß nach Friesland zu gehen. Doch kehrte er bald (722) nach dem ihm lieb gewordenen Thüringen zurück und predigte hier das Evangelium mit gesegnetem Erfolg. Um aber nun auch dem Christenthume eine bleibende Stätte in diesen Gegenden zu sichern, baute er auf einem von der Ohm umflossenen Felsen ein Kloster, das erste auf deutschem Boden, welches nach dem damals Amana genannten Flüßchen den Namen Amanaburg empfing. Daraus ist das jetzige Städtchen Amöneburg geworden.

Noch standen die neugestifteten Christengemeinden Thüringens vereinzelt da und bedurften fester Gestaltung und geordneten Zusammenhangs mit der gesammten Kirche. Winfried ging daher zum andern Male nach Rom, wo der Papst eine lange Unterredung mit ihm hatte und ihn zum Bischof des deutschen Volkes weihte. Dem Heimkehrenden gab der Papst Briefe an die deutschen Völker mit, in welchen er die Bekehrten belobte, die Wankenden zur Festigkeit ermunterte, die noch Unbekehrten zur Annahme des christlichen Glaubens ermahnte. Von vorzüglicher Wichtigkeit für den neuen Bischof der deutschen Kirche war ein päpstliches Schreiben an den fränkischen Hausmeier Carl Martel, der nun an alle Bischöfe und Beamte des Reiches eine von ihm selbst unterzeichnete Verordnung zu Gunsten Winfrieds erließ.

Mit neuem Muthe eilte Winfried nach den düsteren Wäldern Thüringens. Als er nun (724) durch Hessen zog und die früher bekehrten Christen wieder aufsuchte, erzählten ihm diese, daß noch immer im Lande der alte Götzendienst stattfände und selbst viele zum Christenthume Uebergetretene in denselben zurückgefallen wären. Es stehe nämlich bei dem Dorfe Geismar eine dem Donnergott geweihte mächtige Eiche von wunderbarer Größe, und dieses Heiligthum werde von allem Volk in hohen Ehren gehalten. Dort kämen noch immer die Heiden zusammen zur Berathung wie zum Opfer, und so tief sei die Ehrfurcht vor diesem Baume in Aller Herzen gewurzelt, daß schon getaufte Christen zu jener ihnen von Kindheit an werth gewesenen Stätte zurückgekehrt wären und sich den Opfernden zugesellt hätten. Der Baum aber sei unverletzlich, und nach dem Glauben des Volkes werde die furchtbarste Rache der Götter den Verwegenen treffen, der die Eiche in feindlicher Absicht zu berühren wage.

Augenblicklich beschloß Winfried, durch eine kühne That diesem Schwanken zwischen Christenthum und Heidenthum ein Ende zu machen. Mit mehreren seiner Gefährten begab er sich, mit einer Axt bewaffnet, nach der bezeichneten Gegend. Er fand den Baum umlagert von einer zahlreichen Schaar nach altem Brauch zum Götterfest versammelter Menschen. Mit unwillig blitzendem Auge trat Winfried in die Versammlung und schalt ihr thörichtes Beginnen. Verwundert und erschrocken lauschte die Menge auf seine kühne Rede. Alle meinten, der beleidigte Gott werde augenblicklich seinen Blitz herabschleudern und den frevelnden Fremdling zu Boden schmettern. Winfried aber trat furchtlos mit hochgeschwungener Axt zu dem Baum und begann ihn mit mächtigen Schlägen zu fällen. Seine Gefährten unterstützten ihn, und bald sank die gewaltige Eiche vor den Augen des staunenden Volkes, in vier Stücke gespalten, krachend zusammen. Kein Blitz fuhr hernieder. Da beugten sich tieferschüttert die rauhen Herzen der Umstehenden vor dem allein wahren Gott, den Winfried ihnen verkündigte. Ihr Glaube an die Götter der Väter war gebrochen, und willig neigten sich ihre Gemüther der Lehre des Evangeliums zu. Winfried aber zimmerte aus dem Holze der gefällten Eiche ein kleines Kirchlein.

Von Hessen aus wanderte Winfried in das Innere Thüringens. Die erste Kirche daselbst baute er (724) auf dem Gipfel eines waldumkränzten Berges. Sie lag bei dem Dörfchen Altenberge im Herzogthume Gotha, wo noch im Anfang dieses Jahrhunderts die Trümmer des zerfallenen Kirchleins zu sehen waren und jetzt ein hoher steinerner Kandelaber seine Stätte bezeichnet.

Der glückliche Erfolg der Predigt Winfrieds veranlaßte viele christlich gesinnte Engländer, nach Deutschland zu kommen und in Gemeinschaft mit ihm das Reich Gottes auszubreiten. So verließen Männer und Frauen ihre Heimath, um Winfrieds fromme Bemühungen zu unterstützen. Aus ihnen wurden gewöhnlich die Vorsteher und Vorsteherinnen der Klöster gewählt. Und als nun Winfried immer kräftiger und segensreicher unter den Thüringern und selbst an den Grenzen des sächsischen Landes predigte und überall christliche Kirchen und Klöster gründete, da erhob ihn der Papst zu der Würde eines Erzbischofs. Auf einer dritten Reise nach Rom berieth sich Winfried mit dem Papste über die unter den Thüringern einzuführende kirchliche Ordnung und weihte nach seiner Rückkehr drei seiner Gefährten zu Bischöfen, über die er aber die höchste Aufsicht sich vorbehielt. Sein Bischofssitz war Mainz.

Winfried begnügte sich nie mit der Taufe oder einem blos äußerlichen Uebertritt zum Christenthum, vielmehr suchte er die Bekehrten zu einer hellen christlichen Erkenntniß und zu einem heiligen Wandel zu führen, und zu solcher geistlichen Pflege der Germanen errichtete er jene Klöster. Bei der Taufe mußten die neuen Christen das Glaubensbekenntniß, das Vater Unser und die Entsagungsformel in deutscher Sprache hersagen. Die Entsagungsformel, in Fragen

und Antworten abgefaßt, war ein Gelübde, von aller Abgötterei in Zukunft abzulassen.

Eine mächtige Hülfe für Winfrieds gesammte Wirksamkeit war die hingebende Treue seiner Gefährten. Minder ausgestattet mit den Gaben des Geistes, aber gleich durchdrungen von christlicher Frömmigkeit und Begeisterung, wie ihr erhabener Freund und Führer, schlossen sich jene Männer innig an Winfried an und begleiteten ihn mit aufopfernder Selbstverleugnung durch alle Tage des Glücks und der Gefahr. Der hervorragendste unter ihnen ist Sturm.

Sturm war der Sohn einer vornehmen Familie in Baiern und wurde schon als Knabe dem Winfried zur Erziehung übergeben. Dieser vertraute seinen neuen Pflegesohn dem Kloster Fritzlar an, wo Sturm zum geistlichen Stande vorbereitet wurde und später auch die priesterliche Weihe empfing. Darauf war er drei Jahre lang Winfrieds unzertrennlicher Gefährte. Da erwachte in dem Jüngling die Lust, nach dem Vorgang früherer Missionare sich in die Einsamkeit der Wälder zurückzuziehen und dort ein Kloster zu gründen. Winfried wies ihn an, das beabsichtigte Heiligthum in dem ungeheuern Forste zu gründen, der unter dem Namen des Buchonischen Waldes einen großen Theil des hessischen Landes bedeckte. Dort sollte Sturm für die Veredlung des Bodens wie der Menschen gleich thätig sein. Das anmuthige Thal der Fulda fesselte Sturms Aufmerksamkeit. Am 12. März 742 vollzog Winfried selbst die feierliche Grundsteinlegung des Klosters, welches nach dem Flusse Fulda genannt wurde. Dasselbe blieb von nun an ein Lieblingsaufenthalt Winfrieds und gelangte unter Sturms Leitung zu einer solchen Blüthe, daß einmal die Zahl der Mönche viertausend betrug, und durch das ganze Mittelalter war das Kloster Fulda ein hochgeachteter und verdienstvoller Sitz der Wissenschaft.

Indessen war allmählich Winfrieds Lebensabend herangenaht, aber auch noch im Alter war der ehrwürdige Greis mit jugendlicher Kraft und Rüstigkeit bemüht, dem Herrn zu dienen. Ein so schönes Leben sollte nicht ruhmlos enden. Dem herrlichen Glaubenshelden war es bestimmt, seine unwandelbare Treue gegen das Evangelium mit dem Tode zu besiegeln.

Nachdem Winfried — sonst wenig Theil nehmend an den weltlichen Bewegungen der Zeit — im Auftrage des Papstes (752) den fränkischen Hausmeier Pipin zum Könige des Frankenreiches gesalbt hatte, nachdem auf seinen Rath und Vorschlag sein Landsmann und zwanzigjähriger Begleiter Lullus zu seinem Helfer und Nachfolger im Bischofsamt bestellt war, achtete er die Aufgabe seines Lebens für gelöst und wollte nur noch einmal nach jenen fernen Gegenden pilgern, wo er einst in den Tagen der Jugend den ersten Samen des göttlichen Wortes ausgestreut hatte. Friesland war das Ziel seiner letzten Missionsfahrt. „Ich kann nicht anders," sprach er scheidend zu Lullus, „ich muß hinziehen, wie der Drang des Herzens mich treibt, denn die Zeit meiner Auflösung ist nahe." Nun ließ er durch seine Freunde die nöthigen Vorberei-

tungen zur Reise treffen. Ergriffen von einer Ahnung seines Todes, gebot er, ein leinenes Tuch mitzunehmen. Wenn im Lande der Heiden der Tod ihn ereilen würde, dann sollte man seinen Leib in das Tuch hüllen und in sein geliebtes Fulda bringen. Zweiundfunfzig Männer — Priester, Mönche und Diener — bildeten Winfrieds Begleitung. In Friesland blieb die Predigt des gottbegeisterten greisen Mannes nicht ohne Eindruck auf die Gemüther der Heiden.

Einst hatte Winfried und sein Gefolge sich gelagert an dem Flüßchen Burda bei Dokkum. Hierher hatte der Missionar eine große Anzahl der bisher von ihm Getauften bestellt, um die feierliche Handlung der Firmelung an ihnen zu vollziehen. Es war in der Pfingstwoche, am 5. Juni 755. Winfried befand sich voll stiller Andacht in seinem Zelte und sah mit freudiger Sehnsucht der Ankunft der neuen Christen entgegen. Da schlägt das Geräusch einer nahenden Menschenmenge an sein Ohr. Frohbewegt tritt er in den Eingang des Zeltes, die neuen Brüder zu begrüßen. Aber nicht eine Schaar gläubiger Christen ist es, die da kommt. Unter wildem Geschrei naht ein Haufe gewaffneter Friesen, und ihre lauten Drohungen und gezückten Schwerter verkünden nur zu deutlich ihr blutiges Vorhaben. Winfrieds aufgeschreckte Begleiter sammeln sich voll banger Erwartung um ihren Meister. Einzelne greifen zu den Waffen. Winfried aber gebietet mit heiliger Ruhe: „Stecket eure Schwerter ein. Schon lange habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt. Seid stark in dem Herrn und traget mit Ergebung, was seine Gnade schickt.“ Furchtlos tritt er der Rotte entgegen und fällt alsbald unter ihren Streichen. Der größte Theil seines Gefolges wird mit ihm erschlagen. Nur Wenige entrinnen dem grausen Blutbade.

Wehklagend nahmen die, welche entronnen waren, den Leichnam des edlen Gemordeten und geleiteten ihn, seinem Wunsche gemäß, gen Fulda. Am dreißigsten Tage nach der Unglücksthat kamen die Heimkehrenden in Fulda an. Seit diesem Tage ruhet Winfrieds irdische Hülle im Dome zu Fulda, wo ein schönes Grab seine Gebeine deckt. Sein schönstes Denkmal aber sei die Glaubenstreu des deutschen Volkes.

Nun war unter allen deutschen Stämmen nur noch der der Sachsen in den Banden des Heidenthums gefangen. Das Gebiet der Sachsen erstreckte sich von dem Gestade der Ostsee bis nahe an die Ufer des Rheines; oft hatten sie auch den Strom überschritten und die fränkischen Grenzlande geplündert. Darum achtete es der große Frankenkönig Carl für nothwendig, die Sachsen sich unterthänig zu machen, was ihm auch nach schwerem Kampfe (772—803) gelang. Aber selbst dem Evangelium zugethan und über ein christliches Reich gebietend, gedachte er auch die Sachsen zu einem christlichen Volke zu machen. Darum sandte er zugleich mit seinen Heeren Priester aus, welche die Ueberwundenen lehren sollten, und nachdem er den Sieg gewonnen, errichtete er sieben Bisthümer im sächsischen Lande. Unter den Bischöfen sind zwei Apostel der Sachsen ge-

worden, Willehad von Bremen († 789) und Ludger von Münster († 809). Anfangs wiesen die Sachsen Carls Krieger und Mönche trotzig zurück. Wiewohl nun fromme Männer den König ermahnten, den Sachsen nicht den christlichen Glauben aufzudringen, so ward Carl doch zuletzt ungeduldig über jenen Widerstand und erzwang wohl auch mit Gewalt ein äußerliches Bekennen zum Christenthume. Widerstrebend beugten sich die Sachsen. Ihr trefflicher Führer Wittekind hatte schon früher (785) und nicht blos zum Scheine die Taufe empfangen. So trugen nun auch die Sachsen den christlichen Namen; die Entwickelung christlichen Lebens mußte der Zukunft vorbehalten bleiben und ist nicht ausgeblieben.

Am Ausgang des achten Jahrhunderts herrschte nur noch unter den normannischen Völkern im nördlichen und unter den Slaven im östlichen Europa das Heidenthum.

---

§. 28.

Die Feinde des Glaubens.

Während im Abendlande die Kirche siegreich vordrang, erging über sie eine schwere Heimsuchung im Morgenlande. Zwar das römische Heidenthum — bisher der Christen größter Feind — stritt jetzt nur noch kurze Zeit in Wort und Schrift gegen das Evangelium, seitdem das Schwert der Gewalt in die Hände christlicher Kaiser übergegangen war. Gegen solche Angriffe erhoben die Lehrer der Kirche fort und fort ihre Stimme, falsche Beschuldigung abwehrend und des Evangeliums Lauterkeit erweisend. Der trefflichste unter diesen Vertheidigern ist Lactantius († 330), der eine „Unterweisung in göttlichen Dingen" zur Widerlegung der Gegner schrieb und wegen seiner classischen Sprache der christliche Cicero genannt wurde. Indessen endete dieser Kampf der Christenheit, als das römische Heidenthum selbst erlag.

Dagegen erhob sich um diese Zeit in Persien eine gewaltige Verfolgung wider die Christen. Verschieden waren ihre Ursachen. Die Perser lebten in steter Feindschaft mit den nun christlichen Römern und betrachteten die Christen ihres Landes als heimliche Verbündete des Gegners. Da ferner die persische Religion einen guten und einen bösen Gott unterschied und alle Uebel des Lebens von dem letzteren ableitete, so warf man den Christen Gotteslästerung vor, da sie auch die Uebel für Fügungen Gottes erklärten. Endlich war die mächtige Priesterkaste der Magier der neuen Lehre feindlich gesinnt, die ihren Einfluß zu vernichten drohte. So wollte nun (343) der König Sapores nur gegen Entrichtung einer schweren Kopfsteuer den Christen gestatten, ihres Glaubens zu leben. Solcher Bedrückung stellte der Bischof Simeon das allzukühne Wort entgegen: „Wir sind nur Knechte Gottes des Allerhöchsten und achten uns nicht

verbunden, dem ungerechten Befehl eines Mannes zu gehorchen, der gleich uns auch nur ein Knecht Gottes ist." Da gebot der König, man solle alle Geistlichen zum Tode führen und alle Kirchen zerstören. Allmählich legte sich der Sturm der Verfolgung; die Zahl der Christen mehrte sich wieder. Da ließ einst der Bischof Abdas (418) ein persisches Heiligthum niederreißen, in welchem ein heiliges Feuer als Bild des guten Gottes Ormuz unterhalten und verehrt wurde. Wie er nun verurtheilt ward, den Tempel wieder aufbauen zu lassen, entgegnete er, daß er nimmermehr ein Haus des Götzendienstes bauen werde. Dies entflammte den Christenhaß der Perser von Neuem. Der Bischof mußte seinen Eifer mit dem Tode büßen; viele Christen theilten sein Schicksal. Aber ein schöner Zug des Edelmuthes versöhnte den Haß und stillte die Verfolgung. Die römischen Heere hatten siebentausend persische Kriegsgefangene nach Kleinasien gebracht, die hier streng gehalten wurden und an Allem Mangel litten. Das jammerte den Bischof Akazius, der nun seine Geistlichen versammelte und also anredete: „Unser Gott ist der Allgenugsame und bedarf nicht goldener und silberner Gefäße. Da nun die Kirche durch die Liebe ihrer Kinder reich ist an solchen Kleinodien, so lasset uns diese zum Loskauf jener Unglücklichen verwenden." Als das der Perserkönig erfuhr, ward er milder gegen die Christen. Auch schwand die Furcht vor den Christen, als das Römerreich selbst zerfiel und die Kirche des Morgenlandes durch unselige Spaltung ein Spott ihrer schadenfrohen Feinde ward. Nur noch einmal wurde — jedoch vorübergehend — das Perservolk den Christen furchtbar, als der Eroberer Chosroes (614) Jerusalem eroberte und die Kirchen der Stadt schändete oder zerstörte. Der übermüthige Sieger wurde von den oströmischen Kaisern, zu deren Gebiet Palästina gehörte, bald wieder besiegt.

In Arabien bestand um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ein eigener kleiner Christenstaat, das Land Nedschran. Der ward hart bedrängt von dem Araberfürsten Dhu-Novas, der erst Christ gewesen, dann Jude geworden war und nun die Christen verfolgte, soweit sein Zepter reichte. Da kamen die christlichen Abessynier nach Arabien herüber und überwanden den Dhu-Novas, nachdem an zwanzigtausend Christen den Märtyrertod gefunden hatten.

Aber gerade in Arabien bereitete sich still ein Ungewitter vor, das bald mit vernichtender Gewalt über die Kirche des Morgenlandes hereinbrechen sollte.

Die Bewohner der großen arabischen Halbinsel hatten bisher den Sternen und den geheimen Kräften der Natur göttliche Ehre erzeigt. Des Volkes Gemüthsart vereinigte Gutes und Böses in seltsamem Gemisch. Glühende Einbildungskraft und angeborene Neigung zu fanatischer Schwärmerei barg sich bei ihm unter der Hülle einer äußeren würdevollen Ruhe, während es sich wiederum durch Edelmuth, Gastfreundschaft und patriarchalische Einfachheit vor anderen Heidenvölkern vortheilhaft auszeichnete. Es war, als sei unter ihm noch ein matter Schimmer von dem Geist und Segen Abrahams, der durch Ismael auch

dieses Volkes Vater war. Da trat plötzlich (611) der gewesene Kaufmann Muhamed auf, der Welt mit keckem Sinn sich als den höchsten Propheten Gottes, seine Lehre als den von Gott ihm geoffenbarten Weg zur Seligkeit anpreisend. Auf seinen Reisen hatte er eine flüchtige Kenntniß der heiligen Schrift gewonnen, aber in seinem eitlen und ungebrochenen Herzen weder das göttliche noch das menschliche Wesen erkannt. Einzelne Lehren und Geschichten der heiligen Schrift — zuweilen zwar entstellt — annehmend, fügte er diesen seine eigenen, oft thörichten Gedanken bei, die er vielleicht in hochmüthiger Schwärmerei für göttliche Eingebung ansah, vielleicht aber auch mit listiger Berechnung ersann und für göttliche Offenbarung ausgab. So entstand jene Lehre, deren Kern und oberster Lehrsatz in dem Wort besteht: Es ist nur Ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet. Wohl wird auch Jesus als ein — obwohl nur menschlicher — Prophet bezeichnet, aber in der That und Wahrheit völlig verworfen. Denn mit dreister Stirn erklärte Muhamed Alles für Lüge, was von den Aposteln über Christus verkündigt ist. Ebenso ist der Gott Muhameds wohl ein großes und mächtiges Wesen, aber er ist nicht der gnadenreiche lebendige Gott. Gnade kennt Muhamed überhaupt nicht. Denn wie ihm der Sünde Macht und Wesen verborgen ist, so meint er auch einer Erlösung nicht zu bedürfen und lehrt, durch Fasten und Almosen und ähnliche äußere Tugenden werde die Seligkeit verdient. Diese Seligkeit aber ist sehr irdischer Art und bietet Freuden, wie sie nur die üppige Wollust eines Morgenländers sich wünscht. Zu dem allen verkündigte Muhamed noch die Alles durchkältende, Alles lähmende Lehre von einem unvermeidlichen Schicksal, dem Niemand zu entgehen, das Niemand zu ändern vermöge. Wunderkraft hat sich Muhamed klüglich nicht beigelegt; wohl aber werden Wunder berichtet, die an ihm sollen geschehen sein. So heißt es, wie er einst als Flüchtling in eine Höhle geeilt sei, habe rasch eine Spinne ein so mächtiges Netz über den Eingang gewebt, daß die nahenden Verfolger die Anwesenheit eines Menschen im Innern der Höhle für unmöglich gehalten und ihren Weg weiter fortgesetzt hätten. Wie viel herrlicher ist doch Der, der einmal vom Felsen herabgestürzt werden sollte, aber voll heiliger Majestät ruhig durch die Haufen dahinging, ohne daß eine Hand ihn zu berühren wagte! (Luc. 4, 30.)

Den Sinnen schmeichelnd und oberflächlichen Gemüthern scheinbare Befriedigung gewährend, verbreitete sich Muhameds Lehre rasch unter seinem Volke. Wohl konnte einmal der neue Prophet nur durch eilige Flucht (622) dem Zorne seiner eigenen Stammesgenossen entgehen, aber doch wußte er sich bald zum Herrscher des Volkes aufzuschwingen und predigte nun den Krieg wider Alle, die sich seiner Lehre und Herrschaft nicht unterwerfen würden. Seine Streiter entflammte er durch ungezügelte Beutelust und ausschweifende Paradieseshoffnung zu einer wilden Begeisterung und entzündete so eine gewaltige Völkerbewegung, die nach seinem Tode (632) noch Jahrhunderte lang fortdauerte. Der

Strom dieser Bewegung spaltete sich in zwei furchtbare Arme. Der eine überfluthete das Morgenland und entriß dem schwachen Griechenreich eine Landschaft nach der anderen. Der zweite wandte sich gen Westen, überschwemmte das nördliche Afrika und verbreitete sich bis nach Spanien, wo er sich im Süden festsetzte, während die christliche Bevölkerung des Landes in den Norden zurückwich. Hätten beide Züge ungehemmt ihren Siegeslauf vollendet, sie wären im Herzen Europas, im deutschen Lande zusammengetroffen und hätten hier den Halbmond aufgepflanzt. Aber dem stürmischen Vordringen des westlichen Zuges ward durch den herrlichen Sieg gewehrt, den der fränkische Hausmeier Carl Martel mit Kriegern germanischen Stammes bei Tours (732) über die fremden Horden gewann; die Muhamedaner des Ostens aber wurden bald durch innere Zerrüttungen, bald auch durch fremde Kriegsheere in ihren eigenen Gebieten — wie zur Zeit der Kreuzzüge — beschäftigt. So ward die Gefahr von der germanischen Christenheit abgewendet. Die einst so blühende morgenländische Kirche aber hatte längst die erste Liebe wie das reine Evangelium verloren und war erstarrt in Menschensatzungen und todten Formen, dazu zerrissen durch kleinliche Zänkereien. Nun erfüllte sich an ihr das prophetische Wort des Johannes: „Ich werde kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust.“ (Offenb. 2, 5.) Ja, ihr Leuchter ward umgestoßen, denn ihr Licht war erloschen. Ihren Drängern vermochte sie keinen Achtung gebietenden Glaubensmuth entgegenzustellen und ward darum zum Spott und Sprüchwort ihrer Feinde. Aber doch hat sie unter aller Schmach den Christennamen bewahrt und kann noch einmal durch Den erstarken, der auch das glimmende Docht wieder zur hellen Flamme anzufachen vermag.

Die Lehre Muhameds — der Islam — ist fast nur mit dem Schwerte ausgebreitet worden und hat nirgends das Volksleben zu verklären und zu heiligen vermocht. Wohl hat man an seinen Bekennern einzelne menschliche Tugenden gerühmt, aber diese sind in der Völker uralter Sitte und Weise, nicht in einer die Herzen umgestaltenden Kraft des Islam begründet. Daher ist auch den muhamedanischen Völkern alle Gesittung und Kraftentwickelung fremd geblieben, und ihr Verfahren gegen Andersgläubige war zu allen Zeiten übermüthig und ungerecht. Ueber Muhamed hat man verschieden geurtheilt, aber dem Evangelium gegenüber wird man ihn nur einen Lügenpropheten nennen können.

---

§. 29.

Das Priesterthum.

Je ernster die Kirche in jenen Tagen ebensowohl gegen die Gewalt äußerer Feinde, wie gegen die Roheit der ihr neu Zugeführten zu kämpfen hatte, um so tiefer mußte die wachsende Untreue und Weltlust eines großen Theiles ihrer

Hirten empfunden und beklagt werden. Denn seitdem Constantins und seiner Nachfolger freigebige Hand den Geistlichen Macht und Ehre und Reichthum gegeben hatte, konnte es nicht fehlen, daß Viele nur aus Lust an jenen Gütern das geistliche Amt erwählten oder doch in manche Versuchung fielen, auch wenn sie zuvor nicht das Ihre gesucht hatten. Dieser Weltsinn der Geistlichen trat um so schroffer hervor, wenn sie von der Welt — darunter verstanden sie aber die Laien — vornehm sich absonderten und diese Absonderung durch allerlei Zeichen andeuteten, die anfänglich nur unverfängliche äußere Formen waren, bald aber ein Fallstrick geistlichen Hochmuthes wurden. Früher war es Sitte gewesen, daß Leibeigene und Büßende mit geschorenem Haupte einhergingen. Nun wurde eine kahlgeschorene Platte — die Tonsur — ein Zeichen des Priesterthums und sollte anzeigen, daß der Priester mit Leib und Leben dem Herrn angehöre und in beständiger Buße lebe. Nicht minder legte man der Priesterweihe eine übernatürliche Kraft bei, wodurch der Geweihete für immer aus der Welt ausscheide und gleichsam eine beständige Heiligkeit — den sogenannten unauslöschlichen Charakter — anziehe. Die Ehelosigkeit der Geistlichen — sonst in Zeiten der Verfolgung oft heilsam — ward jetzt vornehmlich im Abendlande von der öffentlichen Meinung immer lauter gefordert, in einzelnen Landschaften kirchenrechtlich angeordnet. Grund davon war der Wahn, als müsse ein Priester außerhalb aller weltlichen Verhältnisse stehen, wobei man vergaß, daß eben durch das Evangelium alle weltlichen Dinge verklärt und geweiht werden und dem Reiche Gottes dienen.

So lange die Kirche nur reich in Gott gewesen war, hatten sich auch ihre Diener allein als Haushalter über Gottes Geheimnisse angesehen. Da sie aber viel irdisches Gut erworben und allerlei künstliche Formen und Ordnungen angenommen hatte, stellte sie in den einzelnen Gemeinden auch Schreiber und Verwalter und andere niedere Beamte an, die indessen nicht zum geistlichen Stand gerechnet wurden. Die Diaconen waren schon längst aus demüthigen Armenpflegern zu Priestern geworden. Ebenso war auch ihre Siebenzahl verlassen und mit einer dem jedesmaligen Bedürfniß entsprechenden vertauscht worden. Das schöne Amt der Armenpflegerinnen — Diaconissen — verschwand gänzlich. Denn das Diaconat konnte nicht mehr von Frauen verwaltet werden, seitdem es zum Priesteramt geworden war. Die Einsetzung der Geistlichen hing vornehmlich vom Bischof ab. In der germanischen Christenheit aber ernannte auch der König die Inhaber der geistlichen Stellen und verlieh die letzteren nicht selten an seine Günstlinge und Kriegsleute, denselben dadurch ein reiches Einkommen oder ein ruhiges Alter zu gewähren. Dabei ward freilich von der apostolischen Vorschrift vielfach abgewichen, daß ein Bischof unsträflich und lehrhaftig sein müsse. Die aber ordnungsmäßig zum geistlichen Amte sich vorbereiteten, empfingen ihre Bildung mehrentheils im Kloster oder in der unmittelbaren Nähe eines angesehenen Geistlichen, von dem sie gelehrt und zur Führung des Priester-

amtes angeleitet wurden. Im Morgenlande bestanden eine Zeitlang besondere theologische Lehranstalten, wie eine solche zu Alexandria schon frühzeitig geblüht hatte. Indessen gelangte die Schule zu Antiochia bald zu noch größerem Ruhme als die alexandrinische.

Je mannichfaltiger und bedrohlicher die oben berührten Gefahren und Versuchungen des Priesterstandes waren, mit desto größerem Ernste strebte die Kirche ihnen zu wehren. Dieser Ernst der Kirche wird bezeugt durch die zahlreichen Gesetze, welche Bischöfe und Synoden gegen das Eindringen unwürdiger Personen und Sitten in das geistliche Amt erließen. Da insonderheit das häusliche Leben der Priester durch die überhandnehmende Sitte der Ehelosigkeit gefährdet wurde, so gab der fränkische Abt Crodegang (760) den Priestern seines Aufsichtskreises eine dem Mönchsleben nachgebildete Vorschrift für ihr außeramtliches Verhalten. Danach sollten alle Priester einer Kirche in einem eigenen Hause — Stift oder Münster — gemeinsam wohnen, in gemeinsamen Andachtsübungen Abschnitte der heiligen Schrift — capitula, daher die Versammlungen selbst also genannt wurden — lesen und überhaupt einer bestimmten Hausordnung unterworfen sein. Diese Regel des Crodegang ward (816) innerhalb der Grenzen des Frankenreichs zum allgemeinen Gesetz erhoben. Indessen konnte durch solche äußere Formen die Verderbniß des geistlichen Standes nicht aufgehalten werden, wenn einmal ein ungeistlicher Sinn herrschend geworden war.

Im Anschluß an das Streben und Bedürfniß der Zeit ward eine genaue Gliederung der geistlichen Amtsstufen — Hierarchie — ausgebildet. Der Bischof war nicht mehr der einfache Hirt einer einzelnen Gemeinde, sondern das einflußreiche Oberhaupt eines ganzen Bezirkes, den er zuweilen zum Zweck besonderer Kenntnißnahme und Anordnung bereiste. Zur Unterstützung in seinem immer geschäftsreicher gewordenen Amte umgab er sich mit einem geistlichen Rathe — dem Domcapitel — und bestellte eigene Archidiaconen und Erzpriester zu seiner Vertretung in den einzelnen Kreisen seines Sprengels. Die Kirche des Bischofs ward durch den Namen Dom- oder Kathedralkirche — das ist Kirche des bischöflichen Stuhles — ausgezeichnet. Die Bischöfe einer Landschaft aber waren selbst wieder einem Erzbischof oder Metropoliten untergeben; ein weißes Priesterkleid — das Pallium — war und ist noch das Zeichen der erzbischöflichen Würde. So war Bonifacius und nach ihm der jedesmalige Erzbischof von Mainz Deutschlands oberster Kirchenfürst. Unter allen Bischöfen der Christenheit ward denen zu Jerusalem, Alexandria, Antiochia, Rom und Constantinopel ein gewisser Vorrang und der Titel eines Patriarchen oder Erzvaters zuerkannt, da jene Orte und ihre Gemeinden von besonderer Bedeutung für die Kirche waren. Große kirchliche Zeit- und Lebensfragen wurden auf den ökumenischen Concilien oder allgemeinen Kirchenversammlungen besprochen und entschieden. Sämmtliche allgemeine Kirchenversammlungen dieser Zeit sind innerhalb des römischen — später des oströmischen — Reiches gehalten

worden. Von dem Kaiser wurden sie berufen und durch einige Gesandte beschickt. Eine geeignete tüchtige Persönlichkeit führte den Vorsitz; die Verhandlungen wurden von Schreibern aufgezeichnet. Die mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse wurden von allen Bischöfen unterzeichnet und dem Kaiser zur Vollziehung vorgelegt. Stimmfähig waren insgemein nur die Bischöfe, doch ward auch anderen Männern in Folge besonderen Auftrages und Vertrauens das Stimmrecht zuerkannt. Die Versammlungen selbst trugen ein gottesdienstliches Gepräge, wie denn auch die heilige Schrift aufgeschlagen in ihrer Mitte lag. Außer diesen allgemeinen Concilien wurden auch zahlreiche Synoden innerhalb einzelner Länder und bischöflicher Sprengel gehalten. Aus den Beschlüssen dieser Versammlungen und aus den Verordnungen angesehener Bischöfe entwickelte sich allmählich ein ausgebildetes Kirchenrecht, das von kundigen Männern zusammengestellt und bearbeitet wurde. Die wichtigste dieser kirchenrechtlichen Schriften ist die von dem Bischof Isidorus von Sevilla (600) verfaßte Gesetzsammlung.

War bereits in früherer Zeit der bischöfliche Stuhl zu Rom der Welt als mit besonderer Hoheit überkleidet erschienen, so vereinigte sich jetzt die gesammte abendländische Christenheit in der Anerkennung des römischen Bischofs als höchsten Verwalters der Kirche. Seit dem 6. Jahrhundert ward derselbe ausschließlich Papst genannt, welcher Name soviel als Vater bedeutet und früher allen Bischöfen beigelegt wurde. Dieses Emporblühen der päpstlichen Macht beruhte — abgesehen von den schon früher erwähnten Ursachen — auf verschiedenen Umständen. Einestheils ging durch die christliche Welt ein gewisses Gefühl, daß nur durch Uebertragung der höchsten Kirchengewalt an einen Einzelnen die Kirche vor der Spaltung und Zerrissenheit bewahrt bleibe, welche in jener stürmischen Zeit das staatliche Leben der Völker trübte und trennte. So sprach ein kaiserlicher Befehl einmal es offen aus, daß nur dann Friede in der Kirche sein werde, wenn man überall einen einzigen höchsten Leiter derselben — den römischen Bischof — anerkenne. Auf der anderen Seite aber muß auch den römischen Bischöfen zugestanden werden, daß sie zum nicht geringen Theile unter allen Kämpfen der Zeit eine seltene Klarheit des Urtheils und eine unverkennbare sittliche Würde offenbarten und somit die Achtung rechtfertigten und mehrten, die man von früher her ihnen zu zollen gewohnt war. Hierzu kam noch, daß durch den Uebergang der fränkischen Königswürde an das Haus Pipins — wovon nachher mehr — der Papst einen hervorragenden Einfluß auf die Kirche des mächtigen Frankenreiches gewann und zugleich unabhängiger Fürst eines eigenen Landes ward. Dies alles hauchte den römischen Bischöfen ein hohes Selbstgefühl ein, welches zuweilen edlerer Art war, zuweilen aber auch in eitlen Hochmuth ausartete. In solchem Selbstgefühl erklärte Papst Innocenz I. (402—416), daß auf dem ganzen Erdkreise ohne Kenntnißnahme des römischen Stuhles nichts zu entscheiden sei und besonders in Sachen des Glaubens sich

alle Bischöfe an den „heiligen Petrus" zu wenden hätten. Trotzdem erhielt sich in der Kirche das von den ausgezeichnetsten Kirchenlehrern freimüthig ausgesprochene Bewußtsein, daß der Papst zwar der höchste Verwalter, keineswegs aber der höchste Gesetzgeber der Kirche sei. „Wenn es sich um die höchste Entscheidung handelt, so steht die gesammte Kirche höher als Rom. Alle Bischöfe haben gleiches Priesterthum, alle sind Nachfolger der Apostel." Hieronymus. — „Die Schlüssel zum Himmelreich hat nicht ein einzelner Mensch, sondern die gesammte Kirche empfangen." Augustinus. Ungewiß blieb Roms Verhältniß zum Morgenlande, das — in sich selbst uneinig und an christlicher Bildung dem Abendlande nachstehend — die päpstliche Hoheit bald anerkannte, bald verwarf. Die Kriegsheere der oströmischen Kaiser eroberten (554) Italien, das seit der Auflösung des weströmischen Reiches (476) von germanischen Völkern beherrscht worden war. Nunmehr betrachteten sich die griechischen Kaiser als Wiederhersteller des alten Römerreichs und versuchten sich als Beschützer oder auch Oberherren der Päpste geltend zu machen, was ihnen jedoch um so weniger gelang, als schon nach kurzer Zeit durch die Einwanderung der Longobarden (568) ihre Herrschaft über Italien fast vernichtet wurde. Je mehr die Stadt Rom unter diesem Wechsel der Völker und Herrscher zu leiden hatte, desto weniger konnte sich eine feste Ordnung der Papstwahl bilden. Als Grundsatz zwar ward festgehalten, daß der Bischof von Rom von seiner Gemeinde gewählt werde. Wenn aber eben ein mächtiger Fürst die Gewalt über Rom in seiner Hand hatte, so übte er einen leicht erklärlichen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles aus.

Einer der bedeutendsten Päpste jener Zeit war Leo I. (440—461) mit dem Zunamen der Große. Mit klarem Blick überschaute er die Bedürfnisse und Bewegungen seiner Zeit und verstand im rechten Augenblick sein gewichtiges Wort in die Wagschale zu legen. Auch er achtete sich für berufen, als Petri Nachfolger die Oberleitung der gesammten Kirche zu führen, doch bezeichnete er dabei die übrigen Bischöfe als seine Gehülfen und Amtsgenossen. Auch in die weltlichen Ereignisse des Jahrhunderts griff er einmal in außerordentlicher Weise ein. Der furchtbare Hunnenkönig Attila, von seinen Zeitgenossen nicht ohne Grund die Gottesgeißel genannt, zog (452) wider Rom, das wehrlos der Verheerung preisgegeben schien. Da ging Leo im vollen Schmuck seines hohenpriesterlichen Amtes dem bis dahin unbesiegten Eroberer entgegen und hatte eine längere Unterredung mit ihm. Was auch ihr Inhalt gewesen sein mag, genug, Attila kehrte plötzlich um, und Rom war gerettet.

Am Ausgang des folgenden Jahrhunderts saß Gregor I. (590—604), den die Geschichte ebenfalls den Großen genannt hat, auf dem päpstlichen Stuhle. Aus edlem Geschlecht entsprossen, wandelte er als Mann den Palast seines Vaters in ein Kloster um, seine Mönche und sich selbst in strenge Zucht nehmend. Dabei war er ein Vater der Armen und Kranken und ein trefflicher Anwalt der Be-

drängten, wie er denn die Leibeigenschaft für unverträglich mit dem Evangelium erklärte. Er predigte auch als Papst oft und hielt die Geistlichen zum fleißigen Predigen an. Auch als kirchlicher Schriftsteller hat er Bedeutendes geleistet. Wie er die ersten Schritte zur Bekehrung der Angelsachsen that, ist bereits früher erzählt worden. In seinem Wesen lag eine wunderbare Mischung von Demuth und Selbstgefühl, wie aus folgendem charakteristischen Zuge hervorgeht. Es hatte sich zwischen ihm und dem Patriarchen Johannes von Constantinopel ein allerdings unapostolischer Rangstreit erhoben, da Keiner dem Anderen unterthan sein wollte. Da nun der Constantinopolitaner sich den anmaßenden Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs beilegte, so ward auch dem Gregor von einigen Freunden gleiche Ehre erzeigt. Er aber, obschon an der Oberhoheit des römischen Stuhles festhaltend, lehnte doch jenen Ausdruck ab und nannte sich im Gegensatz zu seinem stolzen Gegner nur einen Knecht der Knechte Christi.

Endlich sind noch um ihrer Verbindung mit dem fränkischen Reiche willen die Päpste Zacharias (741—752) und Stephan II. (752—757) zu erwähnen.

Seit hundert Jahren und noch länger hatten die Ahnen Pipins des Frommen unter dem Titel eines Hausmeiers die höchste Gewalt des Reiches ausgeübt zum Heile und zur Zufriedenheit der Franken. Die dem Stamme der Merowinger angehörenden Könige aber, Clodwigs Enkel, hatten dem müßig zugeschaut. Da beschloß Pipin, mit einem kühnen Griff die Königskrone auf das eigene Haupt zu setzen. Das mochte in jener Zeit minder frevelhaft erscheinen, da die Erbfolge in den Regentenhäusern noch nicht festgegründet und gesetzlich geordnet war. Aber Pipin wollte auch durch die Weihe der Kirche seinen Schritt und seine Krone heiligen. Darum sandte er eine glänzende Gesandtschaft an den Papst Zacharias, diesem die Frage vorlegend: „Ist es recht, daß Einer im Reich den Namen König führe und ein Anderer das Reich verwalte?“ Nun ward der Papst eben von den Longobarden arg bedrängt, und die schwachen griechischen Kaiser schützten ihn nicht, ob sie gleich seine Oberherrn zu sein behaupteten. Darum achtete es der Papst für gut, den mächtigen Pipin sich zum Freunde zu machen, und entgegnete den Gesandten: „Wer das Reich verwaltet, muß auch König heißen.“ Nun ward Pipin von allen Franken einstimmig als König anerkannt; dem Papst aber hielt er sich zu großem Dank verpflichtet.

Inzwischen starb Zacharias, und Stephan kam an seine Stelle. Um dieselbe Zeit herrschte über die Longobarden der übermüthige und eroberungslustige König Astulf. Der fing einen Streit mit dem Papst an, nahm etliche zum römischen Gebiet gehörige Städte weg und bedrohte endlich Rom selbst. Stephan wandte sich vergebens nach Constantinopel mit der Bitte um Hülfe und flüchtete endlich in das Reich Pipins. Der griff zu den Waffen, überwand die Longobarden in mehreren Feldzügen und schenkte dem Papste einen großen Landstrich, den der Longobardenkönig hatte abtreten müssen. Daraus ist allmählich der heutige Kirchenstaat erwachsen.

Hochgestellt durch die öffentliche Meinung und durch die damit verbundene fürstliche Gewalt unabhängiger von weltlichen Einflüssen, bildete das Papstthum fortan den wichtigsten Grundpfeiler für die kräftige und einheitliche Entwicklung der mittelalterlichen Kirche. Seine Anmaßungen sind wider das Wort Gottes, aber unter Gottes Leitung ist es in jener Zeit nicht ohne Segen gewesen.

---

§. 30.

Das Klosterwesen.

Während die Geistlichen trotz ihres Heraustretens aus den meisten weltlichen Verhältnissen doch in der Welt zu stehen und zu wirken berufen waren, breitete sich in dieser Zeit nach dem Vorgange eines Paulus von Theben eine wachsende Neigung zur völligen Zurückgezogenheit von aller menschlichen Gemeinschaft mit überraschender Schnelligkeit aus. Im Allgemeinen zwar der Schrift und der Natur widersprechend, ist doch diese neue Art geistlichen Lebens bei aller Irrung reich an Zügen tiefchristlichen Ernstes und achtungswürdiger Selbstverleugnung, und wo dies der Fall war, da hat die Weisheit des Herrn auch den Irrthum zum Heil gewendet. Die erste Veranlassung zu diesem Einsiedlerleben gab — wie schon früher angedeutet — der düstere Ernst der egyptischen Christen, und einer von diesen — Antonius (251—356) — ward der Vater aller Einsiedler und Mönche.

Antonius wuchs im Schooße einer christlichen Familie nicht ohne Bildung auf und überließ sich schon als Knabe einem träumerischen Stillleben. Durch den frühen Tod der Eltern Herr eines großen Vermögens, tritt der zwanzigjährige Jüngling eines Tages in das Gotteshaus, als eben die Worte der Schrift verlesen werden: „Willt du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach“ (Matth. 19, 21.). Dieses Wort wendet er sogleich buchstäblich auf sich an und vertheilt all seine Habe unter die Armen. Nur den Antheil seiner jungen Schwester behält er zurück und übergiebt diese selbst einem Verein christlicher Jungfrauen zur Erziehung. Nun wandert er immer weiter von den Wohnstätten der Menschen hinweg und findet in der Wüste den thebaischen Paulus, dem er eben noch die Augen zudrücken kann. Jetzt beginnt für ihn eine Zeit gewaltiger Kämpfe und heilsamer Läuterung. Denn gerade weil er in widernatürlicher Einsamkeit außerhalb der Sorge und Arbeit des Lebens stand, gerieth seine nur mit sich selbst beschäftigte Seele in tausendfache Verwirrung und Versuchung, die sich seiner überreizten Einbildung in der Gestalt lebendiger böser Geister darstellte. Indessen war Antonius kein phantastischer Thor, wie auch seine äußere Haltung die eines besonnenen Mannes, nicht eines abenteuerlichen Wüstenbewohners war. In der Kraft des Glaubens überwand er jene Anfechtungen und gelangte endlich zu

einem solchen Frieden der Seele, daß er später seine Schüler mit klarer und eindringlicher Rede zur gleichen Ueberwindung aller Versuchungen anzuleiten vermochte. Doch blieb er in der ihm lieb gewordenen Wüste, weil, wie er sagte, ein Einsiedler ebensowenig außerhalb der Wüste leben könne wie ein Fisch außerhalb des Wassers. Da dringt in seine Einsamkeit die Kunde von einer großen Christenverfolgung, die (311) als eine der letzten im Römerreich vornehmlich in Alexandria wüthete. Sogleich macht sich Antonius auf, eilt nach Alexandria, stärkt die dem Tode Geweihten durch sein gewaltiges Wort und flößt aller Welt solche Achtung ein, daß der heidnische Landpfleger nicht Hand an ihn zu legen wagt, obwohl er in einem leuchtenden weißen Kleide der über die Christen abgehaltenen Gerichtssitzung beiwohnt. Und als in späterer Zeit (325) die Christenheit von einem bedeutungsvollen Glaubensstreit — dem arianischen — bewegt wurde, erschien Antonius wiederum in Alexandria und verkündigte hier das lautere Wort Gottes so kraftvoll, daß nicht allein viele schwankende Christen zur klaren Erkenntniß geführt, sondern auch viele Heiden zum Christenthum bekehrt wurden.

Als nun Antonius und seine Weise den Egyptern bekannt geworden war, kamen Viele zu ihm heraus in die Wüste, getrieben bald von Neugier, bald von dem Wahne, im Einsiedlerleben Frieden und Heiligkeit zu finden. Den neugierigen Fragern gab Antonius Antworten, die trotz theilweiser Einseitigkeit viel Treffendes enthielten. Einmal ward er gefragt, wie er ohne Bücher bestehen könne. Darauf antwortete er, das Buch der Natur liege allezeit vor ihm aufgeschlagen. Auch gab er die Frage zurück: „Was ist älter, der Verstand oder die Gelehrsamkeit?" Man antwortete, der Verstand sei älter. „So braucht keine Gelehrsamkeit, wer gesunden Verstand hat," meinte Antonius. Ein anderes Mal fragte er einen Heiden: „Was ist ein besserer Beweis, ein auf Erfahrung ruhender Glaube oder ein Beweis aus Vernunftgründen?" — „Ein Glaube aus Erfahrung." — „So ist das Christenthum Wahrheit und das Heidenthum Lüge."

Die Einsiedler, die sich um ihn sammelten, ermahnte er, daß sie fleißig arbeiteten, damit nicht der Müßiggang sie verderbe. Auch gebot er ihnen, nach seinem Tode ihn still zu begraben und Niemandem die Grabstätte zu sagen. Das ist auch geschehen.

Noch vor dem Tode des Antonius war die Zahl der Einsiedler so gewachsen, daß sie sich zu ganzen Genossenschaften vereinigten. Für eine solche Genossenschaft errichtete Pachomius (292—348) auf der im Nil gelegenen Insel Tabenna eigene große Gebäude oder Klöster, welches Wort verschlossene Häuser bedeutet. Ihre Bewohner wurden Mönche — das ist Einsiedler — und ihre Vorsteher Aebte — das ist Väter — genannt. Wer eintreten wollte, mußte aller Gemeinschaft mit der Welt entsagen, in freiwilliger Armuth leben und seinem Vorgesetzten den strengsten Gehorsam leisten. Die Tagesstunden theilten sich zwischen Gebet und Arbeit. Wiewohl die genaue Erfüllung dieser Vorschriften bereits einen nicht geringen Grad von Selbstverleugnung erforderte, so legten

sich viele Mönche aus eigenem Antriebe noch strengere Entbehrungen und Uebungen auf. Auch Frauen widmeten sich dem Klosterleben und hießen dann **Nonnen** oder Heilige.

Kälteren Klimas und ruhigeren Geistes, bezeigte das Abendland anfänglich wenig Neigung zum klösterlichen Leben. Als aber die Stürme der Völkerwanderung hereinbrachen und Alles niederwarfen, was bisher den Menschen Trost und Schirm gewesen war, da hofften auch hier viele Gemüther in der Abgeschiedenheit der Klöster den Frieden zu finden, den die wildbewegte Zeit ihnen versagte. Darum ward das Klosterleben von frommen Männern gesucht und verbreitet, wie dies vornehmlich von dem Bischof **Martin** zu Tours in Gallien (316—400) geschah. Eine alte Sage berichtet, derselbe sei ein römischer Reitersmann gewesen, schlecht und recht und von tiefem Gemüthe. Da sei ihm einmal in rauher Winterszeit ein armer Mann begegnet und habe ihn um ein Gewand gebeten, worauf er mit dem Schwert seinen Reitermantel zerhauen und die eine Hälfte dem Armen gegeben habe. In der Nacht sei ihm Christus erschienen und habe zu ihm gesagt: „Ich war es, der Bettlergestalt annahm, um deine Liebe zu prüfen. Nun laß deinen Waffendienst; du sollst ein Streiter Gottes werden." Das ist er auch geworden. Denn er hat das Evangelium in Gallien mit großer Kraft verkündet. Durch ihn begünstigt, entstanden hier so viele Klöster, daß ihn nach seinem Tode zweitausend Mönche zum Grabe geleiteten. Auf diesem Grabe — so berichten die alten Bücher — trugen sich viel seltsame Dinge zu, und Kranke wurden geheilt, wenn sie dort ihre Andacht verrichteten. Darum ward Martin für einen Heiligen gehalten und der 11. November mit seinem Namen bezeichnet. Nach ihm ist unser theurer Gottesmann Luther genannt worden.

Ein nicht minder merkwürdiger Mann ist **Benedictus** aus Nursia in Unteritalien. Von dem Geiste der Zeit ergriffen, floh er als zwölfjähriger Knabe in eine Grotte, wo ein frommer Mönch ihn oft besuchte und lehrte. Darnach trat er selbst in ein Kloster ein und war hier Zeuge, wie die Mönche nur um so tiefer in alle weltlichen Lüste versanken, jemehr sie der Arbeit und dem gottgeordneten Streite des Lebens sich entzogen. Als er dagegen einschreiten wollte, sah er sein Leben gefährdet und mußte flüchten. Da kam ihm der Gedanke, das Klosterwesen zu reformiren. Auf dem Monte Cassino — einem Berge bei Neapel — errichte er ein Kloster (529), das ein Musterkloster für alle Folgezeit ward. Das Leben der Mönche ward streng geregelt; seine Grundlage bildete unverbrüchlicher Gehorsam gegen den Abt. Müßiggang ward untersagt; wissenschaftliche Arbeiten, Unterricht der Jugend, Gartenbau und jegliche Kunst, die der Einzelne zu üben verstand, sollten die nicht der Andacht geweihten Stunden ausfüllen. Auf daß kein Unwürdiger sich einschleiche, ward jedem Eintretenden ein Probejahr — das **Noviziat** — auferlegt. Alle Mönche trugen eine schwarze Kutte. Dieser Mönchsverein hieß nun der Orden der Benedictiner und erlangte bald große Verbreitung und großen Ruhm.

Gegenüber dem widernatürlichen Einsiedlerthum ist das Klosterwesen — vorzüglich in seiner edleren abendländischen Gestaltung — ein entschiedener Fortschritt. Denn während das erstere bis auf einzelne rühmliche Ausnahmen sich völlig von der Welt absondert und somit sich selbst der Möglichkeit beraubt, dem Reiche Gottes zu dienen, so vereint das Kloster seine Glieder zu brüderlicher Gemeinschaft und schließt dieselben nicht so streng vom Verkehr der Menschen ab, daß nicht Raum bliebe zu einer tiefgreifenden Thätigkeit für nützliche Beschäftigungen. Indem das Kloster somit ebensowohl kräftiges Wirken wie stille Zurückgezogenheit möglich machte, entsprach es einem unabweisbaren Bedürfniß der Zeit. Denn gleichwie der Einzelne zuweilen das Verlangen nach stiller Einkehr in sich selbst empfindet und empfinden soll, so kommt auch über ganze Völker und Zeiten ein Drang nach ungestörter Einsamkeit, wohin der Lärm des Tages nicht dringt. Und wer wollte leugnen, daß die Zeit des Mittelalters mit ihren Völkerstürmen und wirren Zuständen in Tausenden jenen Drang nothwendig hat erzeugen müssen? So sind nun die Klöster für das ganze Mittelalter von tiefeingreifender Bedeutung und großem Segen gewesen. Die Wittwe, die vereinsamt im Leben stand, die Jungfrau, die sich schutzlos den Nachstellungen der Welt ausgesetzt sah, der Herrscher, der seiner Krone müde war und einer unvergänglichen Krone nachzustreben gelernt hatte, der Gelehrte, der eine ruhige Freistatt suchte für seine Forschungen — sie gingen in das Kloster und fanden, was sie suchten. In den Klöstern selbst entfaltete sich reges Leben. Die Einen schrieben mit großem Fleiß die heiligen wie die weltlichen Schriften der Vorzeit ab, die ohne diese sorgsame Thätigkeit der Mönche schwerlich auf unsere Zeit gekommen wären. Die Anderen lehrten die Jugend, die damals kaum andere Lehrer hatte. Noch andere bauten das Land, daß rings um das Kloster der düstere Wald sich lichtete und zu fruchtbarem Ackerlande ward, oder pflegten die Maler- und Sangeskunst, oder nahmen die Armen und Kranken zu liebender Pflege in das Haus auf. Und wie aus den Klöstern die gewaltigsten Zeugen der Wahrheit für Gläubige und Ungläubige hervorgingen, davon ist auch auf diesen Blättern oft erzählt. Um deß willen hat der allmächtige Gott das Klosterwesen zugelassen und geleitet, das doch nicht auf unmittelbarer Grundlage des göttlichen Wortes ruht, wiewohl es in Samuel und Hanna verwandte Erscheinungen aufzuweisen hat.

Die Klöster des Morgenlandes standen fast durchweg auf einer tieferen Stufe als die des Abendlandes. Dort waren die Mönche nicht selten zuchtlose Banden, die, selbst ohne christliche Erkenntniß, in Zeiten kirchlicher Bewegungen von schlauen Parteiführern zur Erreichung ihrer Zwecke sich brauchen ließen. Denn wo der Geist Gottes nicht wohnt, da wohnt die Sünde.

Neben den Klöstern bestand im Morgenlande das Einsiedlerleben fort, bald nicht ohne edlere Züge, bald in die seltsamsten Thorheiten sich verirrend. Beispiele zu Beiden sind der treffliche Macedonius und der Säulensteher Simeon,

der in Wahrheit ein „wunderlicher Heiliger“ war. Macedonius verließ (387) die Einsamkeit, einem zornigen Befehl des Kaisers Theodosius zu wehren. Dieser wollte eine Stadt zerstören lassen, in der Unruhen gewesen und die Bilder des Kaisers zerschlagen worden waren. Da sprach Macedonius zu den Beauftragten des Kaisers: „Euer Herr zürnt, daß seine Bilder zerschlagen sind, und will darum Menschen tödten, die Gottes Bilder sind? Bilder mögen wiederhergestellt werden, aber von einem Menschen vermag der Kaiser auch nicht ein einziges Haar wiederherzustellen.“ — Der Kaiser begnadigte die Stadt.

Simeon († 460) errichtete sich eine Säule bei Antiochia, auf der er — zuletzt in einer Höhe von 50 Fuß — dreißig Jahre lang stand, allem Wind und Wetter Trotz bietend. Das Volk brachte ihm Speise, die er in einem Korbe zu sich heraufzog. Zuweilen predigte er auch. Sein Beispiel fand Nachahmer. Denn es liegt in dem Wesen der asiatischen Völker, daß sie um der Seligkeit willen sich viel Mühen und Plagen auflegen, da sie durch ihre eigene Arbeit die Seligkeit verdienen wollen. Nur die Unwissenheit staunte jene Thorheit als Heiligkeit an; die Lehrer der Kirche warnten vor ihr als gefährlicher Verirrung.

§. 31.

Das kirchliche Leben.

In früheren Jahrhunderten war nur Der Christ geworden, den aufrichtiges Verlangen nach dem Heil in Christo beseelte. Ein heiliger Ernst lebte in den Gemeinden, leicht war darum die innere Zucht der Kirche, und der Kampf der Christenheit war vorzugsweise nach außen gerichtet wider heidnische Greuel und heidnische Verfolgung. Anders war es jetzt. Das Heidenthum war erlegen, aber ein furchtbarer Feind erhob sich in der Kirche in dem fleischlichen Sinn ihrer eigenen Glieder. Denn wer nur durch das gebieterische Beispiel eines Clodwig oder durch das Schwert eines Carl bekehrt worden war, der war eben noch nicht bekehrt, der trug noch das alte ungebrochene Herz in sich, der hatte sich nur äußerlich der Kirche angeschlossen, deren Herrlichkeit er noch nicht begriff, deren Gebote er höchstens äußerlich aus knechtischer Furcht beobachtete. Die aber im Schooße der Kirche aufgewachsen waren, hatten nun die Feindschaft der Welt nicht mehr zu fürchten und gaben darum selbst auch die Feindschaft wider die Welt auf. Während sie die Kirche ehrten und im Glauben zu stehen wähnten, liebten sie doch im Herzen die Welt und ihre Lust. Da auch ein nicht geringer Theil der Geistlichen in solchem Weltsinn gefangen war und seine heiligen Pflichten versäumte, ward das Wort Gottes theuer im Lande, ward die christliche Erkenntniß verdunkelt und das kräftige Glaubensleben der alten Kirche mehr und mehr in äußerlichen Kirchendienst umgewandelt. Die heilige Erneuerung des inwendigen Menschen durch die Kraft Gottes außer Acht lassend,

meinte man durch Almosen oder Stiftungen oder andere sogenannte gute Werke aus eigener Kraft der Seligkeit gewiß zu sein. Hatte früher die kirchliche Zucht von Verirrten aufrichtige Buße gefordert und die äußeren Bußübungen nur als Zeichen und Bethätigung jener inneren Buße angesehen, so legte man jetzt auf die äußerlichen Uebungen das meiste Gewicht und wachte mit minderem Ernst über die Herzensumwandlung der Sünder. Ja es verbreitete sich die Sitte, sich von den kirchlichen Bußen mit Geld zu lösen. Bei den Germanen nämlich wurden begangene Verbrechen mit Geld gesühnt, da einestheils der stolze Freiheitssinn des Volkes der Anwendung von Freiheits- und Lebensstrafen widerstrebte, anderntheils die Geldstrafen in jener geldarmen Zeit sehr empfindlich waren. Im christlichen Leben aber konnte jene Sitte nur Unheil stiften, wenn auch die Kirche das Geld zu frommen Zwecken verwandte und dem Glauben an eine Bevorzugung der Reichen zu wehren suchte. Nicht minder lebte unter den Germanen auch nach ihrer Bekehrung der Glaube an Elfen und Zwerge und andere geheimnißvolle Wesen fort, denen die Herrschaft über die verborgenen Kräfte der Natur zugeschrieben ward. Schien auch solche Märchenwelt nur ein harmloses Spiel der Einbildung zu sein, so zog sie doch Herz und Auge von dem allmächtigen Gott ab und trübte das Gefühl für die erhabene Poesie, die — freilich oft wenig beachtet — in dem Evangelium selbst sich birgt. Aerger noch und gefährlicher war die unter den romanischen Völkern nicht seltene Erscheinung, heidnische Feste und Weisen unter christlichem Scheine beizubehalten, also daß man nun einen Heiligen verehrte, wo und wie man sonst einem Götzen gedient hatte. Die morgenländische Kirche bewahrte nur noch kurze Zeit ihren ursprünglichen Eifer um die Wahrheit, und je mehr in ihr das göttliche Wort durch menschliche Satzung und selbstgemachten Gottesdienst verdunkelt wurde, desto mehr ward jener Eifer ein Eifer mit Unverstand und ein Gespött der siegreich vordringenden Muhamedaner.

So erklärt es sich, warum uns in dem kirchlichen Leben jener Zeiten manche befremdliche Erscheinung entgegentritt.

Trotzdem hat sich auch damals die Verheißung des Herrn erfüllt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 20). Denn die Kirche ist nicht allein äußerlich erhalten und gemehrt worden, sondern es ist auch das Evangelium eine seligmachende Gotteskraft Allen gewesen, die es in demüthigem Glauben aufnahmen. Dazu ist jene Zeit ebenso reich an ausgezeichneten Kirchenlehrern, wie sie auf der anderen Seite im christlichen Volksleben viel schöne Züge aufrichtigen Christensinnes zeigte. Die Christenheit durchlebte gleichsam ihr Jünglingsalter, und wenn ihr auch in vielen Fällen klares Urtheil und ruhige Besonnenheit abging, so gab sie sich doch dem Heiligen mit einer Innigkeit und Selbstverleugnung hin, die von unserer nüchternen Zeit eher in geklärter Weise nachgeahmt, als in ungerechtfertigter Selbstüberhebung für „mittelalterliche Finsterniß" erklärt werden sollte.

Herrn. Während die eigenthümliche Herrlichkeit der Maria gerade darin besteht, daß sie nur die demüthige Magd des Herrn ist und selbst dem von ihr geborenen Gottessohn mit unverkennbarer Unterordnung und Ehrerbietung gegenübersteht, machte man damals aus ihr die hochheilige Himmelskönigin, der man eine oft tiefpoetische und in den zartesten Liedern sich kundgebende, aber entschieden unevangelische Verehrung zollte. Vorzüglich wandten die Frauen sich gern mit ihren Gebeten an die Maria, die einst auch des Weibes Last getragen hatte und dadurch den Beterinnen näher zu stehen schien, als Gott der Herr in seiner unerreichbaren Seligkeit. Und seitdem man das Göttliche allzu menschlich sich zu denken pflegte, glaubte man mit Recht schließen zu dürfen, Maria werde bei Christo als einem guten Sohne Gewährung jeder Bitte finden und somit Alles gewähren können, was man von ihr erbitte.

Diese Veräußerlichung des christlichen Lebens führte zu der Sitte, zu den Gräbern der Heiligen oder nach den heiligen Stätten Palästinas zu pilgern und solche Pilgerfahrten für heilige und verdienstliche Werke zu achten. Veranlassung zur Wallfahrt war bald der Wahn, dadurch begangene Sünden sühnen zu können, bald das schwärmerische Sehnen, gerade an jenen durch den Herrn selbst geheiligten Orten seine Andacht zu verrichten. Erleuchtete Kirchenlehrer warnten mit hohem Ernste vor aller Ueberschätzung solcher Pilgerzüge. „Ich bin auch in Jerusalem gewesen, aber mein Glaube hat weder Zunahme noch Abnahme erfahren. Ich glaubte an die Geburt des Sohnes Gottes durch die Jungfrau, auch bevor ich Bethlehem gesehen hatte. Ich glaubte an Christi Auferstehung, auch ehe ich sein Grab gesehen. Ich bekannte die Wahrheit der Himmelfahrt, auch ohne den Oelberg gesehen zu haben. Nur soviel habe ich aus meiner Reise gewonnen, um zu wissen, daß bei uns weit mehr christliches Leben ist als an jenen fremden Orten. Darum, die ihr den Herrn fürchtet, preist ihn, an welchen Orten ihr auch seid. Denn durch Veränderung des Ortes kommt man Gott nicht nahe. Wo du auch bist, der Herr wird zu dir kommen, wenn die Hütte deines Herzens würdig ist, daß Gott darin wohne und lebe. Ist aber dein Inneres voll böser Gedanken, so magst du auf Golgatha oder auf dem Oelberg sein, du wirst ebensowenig Christum in dir tragen als die Ungläubigen. Nicht durch Wallfahrten nach Jerusalem, sondern durch den Glauben erlangen wir die göttliche Gnade.“ Gregor von Nyssa.

c Die herrliche Ordnung des christlichen Kirchenjahres prägte sich immer schöner und bestimmter aus. Als neueingeführte Feste sind neben dem Himmelfahrtsfeste vornehmlich die Feste der Heiligen zu nennen, deren Entstehung sich aus dem eben Erwähnten erklärt. Während einzelne Kirchen und Gegenden eigene Feste zu Ehren ihrer Schutzheiligen feierten, gab die Umwandelung des römischen Pantheons — das war ein Tempel aller Götter — in eine allen Heiligen geweihte Kirche Veranlassung zu dem Allerheiligenfeste, das auf den 1. November fällt. Auch Johannes der Täufer erhielt ein eigenes Fest (24. Juni)

und zwar sehr sinnvoll in einer Zeit, mit welcher die Tage anfangen abzunehmen, gleichwie er selbst sich Christo gegenüber als den immer mehr Abnehmenden darstellt (Joh. 3, 30). Das Fest des Erzengels Michael (29. September) beging man als Engelfest überhaupt zur Erinnerung, daß auch die Seligen des Himmels Theil nehmen an dem Kampf der Kirche auf Erden und sich freuen über jeglichen Sünder, der Buße thut. Natürlich wurden nun auch die hervorragendsten Thatsachen aus der wirklichen oder erdichteten Geschichte der Maria festlich begangen, und so entstanden die Feste Mariä Reinigung (2. Februar), Mariä Verkündigung (25. März) und Mariä Himmelfahrt (15. August). Das Neujahrsfest ward lange im Gegensatz zu der ausgelassenen Festfeier der Heiden als ernster Buß- und Bettag begangen und später in ein Gedächtnißfest der Beschneidung Christi umgewandelt. Die der jüdischen nun völlig entfremdete christliche Osterfeier war minder einfach als sonst. Ein allgemeines Fasten ging ihr voraus, das nach dem Vorgang Christi in der Wüste auf vierzig Tage ausgedehnt war. Das sollte nun eine Zeit stiller ernster Selbstbeschauung sein, auf daß man sich würdig bereite zu einer gesegneten Osterfeier durch eigene innere Auferstehung. Aber man entschädigte sich für das bevorstehende Fasten, indem man sich in den vorhergehenden Tagen einer zügellosen Lust überließ. Diese Zeit der Lust, nach welcher man sich der Fleischspeisen zu enthalten hatte, hieß darum caro vale — Fleisch, lebe wohl! — oder Carneval. Die Osterwoche selbst ward die große oder stille Woche genannt; ihre einzelnen Tage traten immer schärfer in ihrer eigenthümlichen Bedeutung hervor. Nun leitete ein nächtlicher Gottesdienst in hellerleuchteter Kirche das Osterfest selbst ein, das als ein Fest hoher heiliger Freude mit Jubel begrüßt ward. Hinsichtlich der Osterzeit vereinigte sich die Christenheit, allezeit den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond zum ersten Ostertag zu bestimmen, da man hierbei den Sonntag als Auferstehungstag festhalten konnte und doch zugleich auch der geschichtlichen Wahrheit nahe kam. Da nun die Sternkunde vornehmlich zu Alexandria blühte, so pflegte der Patriarch dieser Stadt zu Anfang jedes Jahres ein Umlaufschreiben zu erlassen, in welchem er den durch astronomische Berechnung festgestellten Ostertag des Jahres den Gemeinden bezeichnete. Die Adventszeit begann als Vorbereitungszeit des Weihnachtsfestes gefeiert zu werden, doch fing man das Kirchenjahr gewöhnlich mit Ostern an. Indem so die einzelnen Feste des Kirchenjahres die großen Thaten Gottes dem Auge der Gemeinde alljährlich in geordnetem Zusammenhang darstellten, entstand zugleich die Sitte, regelmäßig über stehende, dem Tage angemessene Texte zu predigen, und es bildete sich ein geschlossenes Perikopensystem, das seine letzte Ausbildung vornehmlich dem gelehrten Freunde Carls des Großen, Paul Warnefried († 799), verdankt.

d. Die Kunst, sonst nur das Heidenthum verherrlichend, ward nun zum Dienste des Reiches Gottes verwendet und zeigte sich vornehmlich in dem schmuckvollen und erhabenen Bau der Gotteshäuser. Diese bildete man der griechischen Basi-

lika oder Gerichtshalle nach, indem man ihnen die Form eines von Säulenreihen durchschnittenen und in eine halbkreisförmige Halle auslaufenden Vierecks gab. Hiermit verband man die Kreuzesgestalt, doch war diese selbst verschieden. War das sogenannte griechische Kreuz zu Grunde gelegt, dessen Schenkel von gleicher Länge sind, so erhob sich über der Mitte der Kirche eine hohe Kuppel, oft von vier kleineren Kuppeln umgeben, und das innere Gewölbe ward durch mächtige Rundbogen gebildet. Diese Bauweise ist in der Sophienkirche zu Constantinopel am Reinsten ausgeprägt und heißt die byzantinische. Aehnlich baute man im Abendlande, nur legte man hier die ungleichseitige lateinische Kreuzesform zu Grunde, wobei der längere Schenkel das Schiff der Kirche darstellt. Die Orgel wurde der Sage nach von der heiligen Cäcilia erfunden, als diese in Verzückung den Gesang der Engel gehört hatte und nun nachzubilden versuchte. Die Glocken brauchte man zuerst in Unteritalien, von wo sie sich weiter verbreiteten. Der Kirchengesang war im Morgenlande bewegter und volksthümlicher, wie man denn dort die lieblichsten Wechselgesänge hören konnte, während im Abendlande vorzüglich durch Papst Gregors I. Bestrebungen eine gehaltnere und ernstere Singweise herrschte, dem eintönigen Mönchsgesang ähnlich. Die ganze Kirche aber legte auf den Kirchengesang großen Werth, stellte in den Gemeinden eigene Sänger — Cantoren — an und errichtete selbst besondere Sängerschulen. Dies war vornehmlich bei den Germanen nothwendig, deren nur an den Schlachtgesang gewöhnte Stimme von den musikalischeren Italienern mit dem Geheul wilder Thiere verglichen wurde. Neben der Sangeskunst ward auch die heilige Dichtung mit großer Liebe gepflegt und schuf nicht eine geringe Zahl glaubensfreudiger und schwungvoller Gesänge. So sind unsere Lieder: „O Lamm Gottes, unschuldig" und „Wir glauben all' an Einen Gott" wesentlich nur deutsche Uebertragungen von lateinischen Kirchenliedern jener Zeit.

Heilige Bilder — von der alten Kirche streng gemieden — wurden jetzt von der sinnlichen Anschauung des großen Haufens für wesentlich zum Gottesdienst gehörig angesehen, während Verständigere die Bilder als eine durch Christi Menschwerdung gerechtfertigte Versinnlichung des Uebersinnlichen bezeichneten und für eine auch dem Auge der Unmündigen lesbare Schrift erklärten. Freilich machten nun Juden und Muhamedaner den Christen den Vorwurf der Abgötterei, und selbst ernstere Christen nahmen Anstoß an dem Bilderdienst der Menge. Hierdurch veranlaßt, befahl (726) der griechische Kaiser Leo III., ein rauher Kriegsmann und Geistliches weltlich zu richten geneigt, die Entfernung aller Bilder aus den Kirchen. Aber das erbitterte Volk widersetzte sich, und nur mit Gewalt ward der Aufruhr für den Augenblick unterdrückt. Die Unruhen dauerten unter den nachfolgenden Kaisern fort. Die Mehrzahl der Bischöfe wurde allmählich durch Begünstigungen und Versprechungen für den Hof gewonnen, dem übrigens das Kriegsheer zu Gebote stand, aber das zahlreiche Heer der Mönche vertheidigte mit Heftigkeit die Bilder, wie grausam auch Viele um solchen

Widerspruchs willen gestraft wurden. Das Volk hielt es mit den Mönchen und achtete die Gestraften für Märtyrer. Als endlich die Kaiserin-Regentin Irene einzulenken versuchte und die siebente allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa (787) zu der Erklärung bewog, daß den Bildern allerdings eine gewisse Verehrung, wenn auch keine Anbetung gebühre, widersetzten sich wiederum die Bilderfeinde, und erst der Kaiserin Theodora (842) gelang es, den Widerspruch zu überwinden und durch feierliche Wiedereinführung der Bilder den hundertjährigen Bilderstreit zu enden.

Die abendländische Kirche mißbilligte das gewaltsame Verfahren des griechischen Kaiserhofes, ohne jedoch die Uebertreibungen des Bilderdienstes in Schutz zu nehmen, und eine auf Carls des Großen Betrieb zusammentretende Synode zu Frankfurt a. M. erklärte (794), daß heilige Bilder ein schöner Schmuck der Kirchen seien, aber jede Verehrung derselben entschieden gemißbilligt werden müsse.

---

§. 32.

Die Kirchenlehre.

Auch auf dem Gebiete der christlichen Wissenschaft entbrannte der Streit der Meinungen um so lebhafter, als nach Ueberwindung des Heidenthums das Leben der Kirche sich vorzugsweise nach innen kehrte und nach Verständigung über den gemeinsamen Glauben strebte. Denn so lange die Christenheit noch klein war und unter schwerem Drucke seufzte, war in ihr ein schroffes Hervortreten abweichender Anschauungen ebensowohl durch die Glaubenseinfalt der früheren Zeit wie durch das Gefühl gemeinsamer Noth verhindert worden. Seitdem aber die Kirche zur Ruhe gekommen war und viele Völker und Zungen umschloß, ward ihr inneres Leben ein bewegteres und mannichfaltigeres, und diese Mannichfaltigkeit der Auffassung führte zur Darlegung und Bestreitung der verschiedenen Lehren. Dem Unkundigen erscheint der Glaubenskampf jener Zeit oft als unnützer Streit, zumal da es sich dabei zuweilen um ein einzelnes Wort handelt. Aber auch das Wort ist von großer Bedeutung, wenn in ihm sich ein Gedanke von mächtiger Tragweite birgt. Das wußte jene Zeit wohl, daher sie auch so lebhaften Antheil nahm an dem Streit ihrer Bischöfe und Lehrer. Zwar waren es sündige Menschen, die den Streit führten. Darum haben sie oft der Liebe vergessen, und Selbstsucht und Leidenschaft haben sich in den Streit gemengt. Dazu hat namentlich im Morgenlande bald das rohe Heer der Mönche, bald die herzlose Eigenmächtigkeit des Kaiserhofes auch wohl Waffen angewendet, die der ernsten Sache unwürdig waren. Aber Gott saß im Regimente und führte Alles wohl. Im Streit ward die Wahrheit gefunden und auf die folgenden Geschlechter vererbt, die nun hellerer Erkenntniß sich freuen und mit rüstigem Geiste weiter forschen konnten.

Der erste unter jenen Glaubenskämpfen war der arianische. Gegenstand des Streites war die Person des Herrn.

Es erhob sich nämlich (318) auf einer Versammlung der Geistlichen zu Alexandria der Presbyter Arius wider die Lehre des Patriarchen Alexander, daß der Sohn Gottes vor aller Zeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt und darum gleichen Wesens mit dem Vater sei. Arius behauptete, daß Christus nur das erste und vollkommenste Geschöpf Gottes, daher auch geringeren Wesens als der Vater sei. Wiewohl nun solche Leugnung der Gottheit Christi dem Glauben der Kirche widersprach und sogleich durch die gewaltigen ersten Worte des Evangeliums Johannis widerlegt ward, so gefiel sie doch Vielen wohl, da sie der natürlichen Vernunft faßlicher erschien als die Vorstellung von einer Wesensgleichheit Christi mit dem Vater. Selbst angesehene Lehrer der Kirche — der Geschichtschreiber Eusebius und später der gothische Missionar Ulfilas — fielen ihr zu. Aber der Patriarch Alexander erkannte, daß Arius mit seiner Lehre den ganzen Zusammenhang des Evangeliums auflöse. Denn ist Christus nicht göttlichen Wesens, so kann er auch nicht Erlöser der Welt sein. „Kann doch ein Bruder Niemand erlösen noch Jemand Gott versöhnen. Denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er es muß anstehen lassen ewiglich“ (Ps. 49, 8. 9.). Daher bewirkte Alexander (321) die Ausschließung des Arius aus der Gemeinde, da derselbe zum Nachgeben nicht zu bewegen war. Als der Kaiser Constantin hiervon hörte, achtete er anfänglich bei seiner damals noch geringen Kenntniß des Evangeliums die ganze Sache für unbedeutend und schrieb nach Alexandria, man möge sich doch versöhnen und den Streit fallen lassen. Allein Alexander konnte natürlich nicht nachgeben, da wo es der Vertheidigung der Wahrheit gegenüber dem Irrthum galt. Auch Constantin schien endlich die Wichtigkeit des Streites zu erkennen und berief (325) eine große — die 1. — allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa in Kleinasien, daß sie den Streit schlichte. Es erschienen an dreihundert Bischöfe, meistens aus dem Morgenlande, aber auch aus dem Abendlande, ja selbst aus den Wildnissen der Gothen und Scythen. Die Stimmung der Versammlung war zuerst eine schwankende, da es nicht Wenigen an der rechten Einsicht in des Streites Wesen und Bedeutung gebrach. Der milde Eusebius wollte vermitteln und legte den versammelten Bischöfen ein Glaubensbekenntniß vor, in welchem die Gottheit Christi in allgemeinen Ausdrücken bezeugt ward. Aber Alexander — unterstützt von seinem jugendlichen Archidiaconus Athanasius — überzeugte die Anwesenden, daß eine so wichtige Lehre in klare und unzweideutige Worte gefaßt werden müsse. Demgemäß gab die Synode dem Eusebianischen Entwurf eine bestimmtere Gestalt, und so entstand das nicänische Glaubensbekenntniß. Hierin erhielt der zweite Artikel des apostolischen Bekenntnisses diejenige Erweiterung, die zur Verhütung aller Irrung und falschen Lehre nöthig erschien. Denn man bekannte, daß Christus sei „Gott aus Gott, geboren, nicht

die Maria mit dem Namen der Gottesgebärerin zu ehren. Einer der von ihm mitgebrachten Priester predigte gegen diese Bezeichnung, da Maria doch nur den Menschen Jesus, nicht den Gottessohn geboren habe und Christi göttliche und menschliche Natur auseinandergehalten werden müsse. Die Constantinopolitaner wollten sich jenes Wort nicht nehmen lassen, aber Nestorius billigte das Verfahren seines Priesters. Da trat — und mit Recht — der Patriarch Cyrillus von Alexandria wider ihn auf mit der Behauptung, in Christo seien beide Naturen so innig und vollständig vereinigt, daß man zwischen ihnen nicht so scharf scheiden dürfe, wie Nestorius gethan.

Unter solchen Umständen trat (431) die 3. allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus zusammen, um die pelagianischen und nestorianischen Irrungen zu schlichten. Mit Einmüthigkeit erklärte sich die Synode gegen Pelagius, aber hinsichtlich des Nestorianismus spaltete sie sich in zwei Parteien. Doch gewann der kraftvollere Cyrillus die Mehrzahl der Gegner, während sich Nestorius in ein Kloster zurückzog und endlich als Verbannter in der egyptischen Wüste starb. Die römischen Bischöfe hatten — Einzelne zwar schwankend — dem Pelagius wie dem Nestorius Unrecht gegeben.

Obgleich nun die christliche Wahrheit gegenüber dem Irrthum gesichert erschien, war der Sieg doch nur ein theilweiser. Denn der Abt Cassianus zu Marseille († 432) stellte eine halb pelagianische — die semipelagianische — Lehre auf, in der er die für die menschliche Natur allerdings demüthigenden Lehrsätze Augustins ebensowohl wie die Ueberschreitungen des Pelagius zu vermeiden glaubte. Er gab zu, daß der Mensch zum Bösen geneigt sei und der göttlichen Gnade bedürfe, aber er leugnete die wirkliche Verderbniß des natürlichen Herzens und meinte, der Mensch könne aus eigener Kraft gute Werke thun, davon das Verdienst ihm, nicht der göttlichen Gnade allein zukomme. Diese Lehre war zwar trotz ihrer milderen Fassung ebenso irrig wie der Pelagianismus und wurde auch von einzelnen Synoden kräftig bekämpft, aber sie gefiel dem immer mehr in äußerlichen Werken sich verlierenden Zeitgeist und gelangte still und allmählich zur Herrschaft innerhalb der katholischen Kirche. Und so blieben denn die großen Fragen von dem gegenseitigen Verhältniß der menschlichen Natur und der göttlichen Gnade ungelöst bis auf die Tage und das Werk Luthers.

Die nestorianische Lehre fand eine Zuflucht im persischen Reiche, wohin sie durch den flüchtigen Bischof Barsumas gebracht wurde. Alle persischen Gemeinden fielen ihr (499) zu, und die persischen Könige achteten ihre Krone für sicherer, wenn ihre christlichen Unterthanen sich fern hielten von den Christen des angrenzenden Griechenreiches, daher sie den Nestorianismus begünstigten. Noch heute bestehen in jenen Gegenden nestorianische Gemeinden, aber entfremdet dem lebendigen Evangelium und erstarrt im todten Werkdienste.

veröffentlichte eine Formel, nach welcher in Christo nur ein einziger — göttlicher — Wille anzunehmen sei. Er meinte, die Kämpfenden würden den Streit um die zwiefache Natur Christi fallen lassen, wenn sie sich in der Annahme eines einzigen Willens in Christo vereinigten. Aber nun entstand in den Monotheleten — Bekennern Eines Willens — nur eine dritte Partei. Der Hof gab endlich alle Vermittelungsversuche auf und verbot jedweden Streit. Als das Verbot fruchtlos war, schritt er ungerechter Weise mit strengen Strafen gegen die katholisch Gesinnten ein. So ward (662) der achtzigjährige Mönch Maximus öffentlich gegeißelt und an Zunge und Händen grausam verstümmelt, und den römischen Bischof Martin I. († 655) schleppte man wegen seines Widerspruches gegen die kaiserlichen Erlasse in die Verbannung nach den Wildnissen am schwarzen Meere. Aber endlich siegte die im Abendlande immer festgehaltene Lehre, daß in Christo eine zwiefache Natur und demgemäß auch ein zwiefacher Wille zu unterscheiden sei, auch im Morgenlande und ward von der 6. allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel (680) bestätigt. Die strengeren Anhänger der monotheletischen Lehre sammelten sich um das Marunkloster auf dem Libanon, wo sie — nun Maroniten genannt — hinter den natürlichen Wällen ihrer Berge allen Feinden widerstanden, die Lehre von Einem Willen in Christo aufrecht erhaltend. Die monophysitische Lehre aber erhielt sich in Asien und Afrika.

In allen diesen Glaubenskämpfen war eine auffallende Verschiedenheit der abendländischen und der morgenländischen Kirche hervorgetreten. Aber auch in der Sitte zeigte sich solche Verschiedenheit. Das Morgenland diente den Bildern und hielt strenge Fasten, das Abendland achtete Beides geringer. Das Morgenland hatte vermählte Priester, das Abendland nahm Anstoß an der Priesterehe. Und seitdem das Römerreich getheilt war, achteten sich die Bischöfe Constantinopels den römischen ebenbürtig und sahen es nicht ungern, wenn sie denselben widersprechen und Irrthum oder Häresie vorwerfen konnten. So bereitete sich mehr und mehr ein Auseinandergehen der ganzen Christenheit in zwei große Heerlager vor, wozu ein scheinbar geringes Wörtlein noch besondere Veranlassung gab. Als nämlich die Väter der Kirche zu Nicäa das früher erwähnte Glaubensbekenntniß entwarfen, da bekannten sie einfach, daß der heilige Geist von Gott dem Vater ausgehe. Nun aber sagt Christus: „So ich hingehe, will ich den Tröster zu euch senden" (Joh. 16, 7.). Demgemäß lehrte man im Abendlande, der heilige Geist gehe aus von dem Vater und dem Sohne, und diese Lehre ward auf einer Synode von Toledo (589) als Kirchenlehre ausgesprochen. Da man nun jene Worte dem nicänischen Glaubensbekenntniß beifügte, so ward die abendländische Kirche von der morgenländischen angeklagt, daß sie das von den Vätern hinterlassene Bekenntniß verfälscht habe. So entfremdeten sich die Christen einander, in ihrer Selbstsucht vergessend, daß

sie Ein Leib sind und Einem Herrn angehören. Doch trat der völlige Bruch beider Kirchen erst in dem folgenden Zeitraum ein.

---

§. 33.

Ausgezeichnete Kirchenlehrer.

Wir lassen nun das Leben der hervorragendsten Gottesstreiter jener Zeit an unserem Auge vorübergehen. Der Erste unter ihnen ist Athanasius (296—373).

Eines Tages sah der Bischof Alexander zu Alexandria einen Knaben, der spielend etliche Altersgenossen taufte, nach Kinderweise die Handlungen der Großen nachahmend. Des Knaben Geist und Bestimmung in dem kindischen Spiel erkennend, ließ der Bischof den kleinen Täufer — Athanasius war sein Name — für den geistlichen Stand erziehen. Sein heranreifender Zögling entfaltete die reichsten Gaben und beschäftigte sich vornehmlich mit den Werken des Origenes, der zuvor zu Alexandria gelehrt hatte. Da eben das Heidenthum den letzten Kampf wider das Christenthum kämpfte, so fühlte sich Athanasius von jugendlicher Begeisterung gedrungen, zum ersten Male die Feder zu ergreifen und in zwei Schriften das Evangelium gegen seine Widersacher zu vertheidigen. Fast noch ein Jüngling, ward er Archidiaconus des alternden Bischofs und begleitete denselben auf das Concil nach Nicäa, wo er durch seine siegende Beredtsamkeit die Gottheit Christi zur Anerkennung brachte, so sehr er auch den versammelten Bischöfen an Rang und Alter nachstand. Von jetzt an ist sein ganzes Leben ein unausgesetzter Streit gegen die Irrlehre des Arius und daher in alle Wechselfälle des arianischen Streites verflochten, vornehmlich seitdem er nach Alexanders Tode Bischof von Alexandria geworden war. Die von dem Kaiser geforderte Wiedereinsetzung des aus der Gemeinde ausgeschlossenen Arius lehnte er ab, da seine Hirtenpflicht ihm verbiete, innerhalb seiner Gemeinde unchristliche Lehre zu dulden. Von arianisch gesinnten Bischöfen heftig verfolgt und bei Constantin angeklagt, ward er von dem Letzteren in die deutsche Stadt Trier verwiesen, die man aber damals zu der römischen Provinz Gallien rechnete. Doch auch in der Verbannung suchte er dem Reiche Gottes zu dienen, indem er dem im Morgenlande eben aufgekommenen Mönchswesen den Eingang in das Abendland bahnte. Da verbreitete sich die Kunde von des Arius plötzlichem Tode; Einzelne glaubten darin ein Strafgericht Gottes zu sehen. Athanasius, des Verstorbenen größter Gegner, sprach mild und besonnen: „Der Tod ist aller Menschen gemeinsames Ende, und über Niemandes, auch nicht über eines Feindes Tod soll man triumphiren, da wir nicht wissen, ob uns nicht noch bis zum Abend ein gleiches Geschick dahinrafft." Constantins Söhne riefen ihn nach dem Tode ihres Vaters und vielleicht auf dessen Veranlassung aus der Ver-

bannung zurück. Aber bald begannen die Verfolgungen von Neuem; ein kaiserlicher Befehl entsetzte den Athanasius seines Amtes. Doch die abendländischen Bischöfe — besonders die römischen — erklärten den Verfolgten für Alexandrias rechtmäßigen Bischof und seine Sache für gerecht. Da schritt man mit Drohungen und Strafen gegen sie ein, bis die meisten unter ihnen ein Verdammungsurtheil über Athanasius unterzeichneten. Kaiserliche Kriegsknechte wurden ausgesendet, sich seiner Person zu bemächtigen. Ohne Scheu drangen sie in die Kirche, wo er eben Gottesdienst hielt. Er flüchtete, doch nicht eher, als bis er die Feier würdig geendet und das friedliche Auseinandergehen der Gemeinde überwacht hatte. Nun weilte er lange in der egyptischen Wüste, bis der abtrünnige Julian ihm Amt und Freiheit zurückgab. Aber der falsche Kaiser täuschte sich in seiner Erwartung, hierdurch den Streit der Kirche neuangefacht zu sehen. Denn der Heimgekehrte war im Gegentheil unablässig bemüht, Frieden und Einheit in seiner zerrissenen Gemeinde wieder herzustellen, und da viele der katholisch gesinnten Bischöfe in den arianischen Kämpfen aus Furcht vor dem Kaiserhaus die Wahrheit verleugnet hatten und darum von strengen Eiferern hart angefochten wurden, so wollte Athanasius über sie mit Milde geurtheilt wissen, wenn sie ihren Irrthum bereuten. Julian verbannte endlich den Mann wieder, der nicht Streit, sondern Frieden schuf. Auch von Julians Nachfolgern beunruhigt, konnte Athanasius nur die letzten Jahre seines Lebens in ungestörter Ruhe zu Alexandria verleben. Sechsundvierzig Jahre hat er das Bischofsamt geführt, aber fast die Hälfte dieser Zeit in der Verbannung zubringen müssen. Sein unstetes Leben hat ihn auch an der Abfassung größerer Schriften verhindert, wozu er vorzüglich befähigt gewesen wäre. Aber doch haben ihn die Kämpfe seiner Zeit oft zum Schriftsteller gemacht, wie er denn unter Anderem vier Reden gegen die Arianer richtete. Ueberhaupt war der Kampf gegen Arius die große und durch Gottes Gnade ruhmvoll durchgeführte Aufgabe seines Lebens. Dabei erkannte er klar, wie auch die mildere semiarianische Lehre eine Leugnung der Gottheit Christi und der Dreieinigkeit enthalte, obwohl sie Christum als gottähnlich bezeichnete. Denn was nur gottähnlich ist, ist eben nicht göttlichen Wesens. Wie sehr übrigens Athanasius in solchem Streit nur würdige Waffen angewendet wissen wollte, bezeugen folgende Worte aus seinen Schriften: „Es ist und bleibt die vorzüglichste Eigenschaft der Gottseligkeit, keine Gewalt, sondern nur Gründe anzuwenden. Der Teufel allein ist gezwungen, die Pforten mit Axt und Beil einzuschlagen, weil er keine Wahrheit mitbringt. Der Heiland dagegen drängt sich Niemandem mit Gewalt auf, sondern pocht leise und freundlich an. — Die Natur der Wahrheit bringt es einmal mit sich, daß sie nicht durch Kriegsleute und Waffen, sondern allein durch Gründe und freie Ueberzeugung erkannt und verbreitet wird. Aber wie kann da freie Ueberzeugung sein, wo man äußere Gewalt fürchten muß? Oder wo kann man die vorurtheilslose Prüfung erwarten, wo der, welcher der Menge zu widersprechen wagt, wenn

nicht Tod und Verbannung, so doch andere Kränkungen und Unbilden zu gewärtigen hat?"

Athanasius war in Gottes Hand das hervorragendste Werkzeug zur Ueberwindung des arianischen Irrthums. Dies ward von der Mit- und Nachwelt wohl erkannt und darum ihm selbst der Beiname eines Vaters der Rechtgläubigkeit beigelegt. Auch nannte man das dritte der allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisse das athanasianische. Dasselbe — vielleicht erst im 5. Jahrhundert entstanden — bekennt in klaren und scharfen Ausdrücken den Glauben an die Gottheit Christi und an die heilige Dreifaltigkeit überhaupt, jedweder offenen oder versteckten Leugnung dieser Lehren entschieden entgegentretend.

Ein anderer trefflicher Gottesmann war in jener Zeit Basilius der Große (329--379).

Derselbe war zu Cäsarea in Kleinasien geboren und gehörte einer angesehenen Familie an. Als Knabe von seiner Großmutter Macrina im Evangelium unterwiesen, doch noch ungetauft, saß er als Jüngling zu Constantinopel und Athen zu den Füßen der — meist noch dem Heidenthum angehörigen — berühmtesten Weisen seiner Zeit, worauf er in die Heimath zurückkehrte, daselbst das Amt eines Sachwalters zu treiben. Da kam eine tiefe innere Bewegung über ihn, sein Herz ward nach oben gezogen. Eine fremde Stadt rief ihn unter den ehrenvollsten Bedingungen als Redner in ihre Mauern, aber er lehnte den Ruf ab und gedachte sich ganz dem Dienste des Herrn zu widmen. Alle Wissenschaften der Welt erschienen ihm jetzt als Thorheit gegenüber dem Wissen von Christo. Nachdem er die Taufe empfangen, wohnte er als Einsiedler an den Ufern eines Flusses. Aber es lag nicht in seiner Absicht, sich einem einsiedlerischen Müßiggange zu ergeben. Er sprach offen aus, daß der gegen das Gebot der Liebe sündige, welcher allen Umgang fliehe. Darum ging er fleißig unter die Menschen, lehrte vornehmlich die Jugend und sammelte eine Anzahl Genossen um sich, die er zu gleichem Thun anhielt. So ward er Stifter eines Mönchsvereins, in welchem lautere Frömmigkeit und nützliche Thätigkeit herrschend war. Darnach zum Bischof seiner Vaterstadt erwählt, gründete er hier ein großes Brüderhaus, die Basilias genannt. Dasselbe war zur Aufnahme von Kranken und Heimathlosen bestimmt und schien mit seinen zahlreichen Gebäuden und Bewohnern eine eigene Stadt zu sein. Ihm opferte Basilius fast sein ganzes Vermögen; er selbst lebte äußerst einfach. Als die arianischen Unruhen den Frieden in der Christenheit trübten, wehrte Basilius ihrem Ueberhandnehmen, soweit sein Wort und Blick reichte. Darüber zürnte ihm der Kaiser Valens und drohte mit schweren Strafen. Aber Basilius erklärte ruhig, daß er keine Furcht kenne. Denn er scheue weder die Verbannung, da überall der Herr mit ihm sein werde, noch den Tod, der ihn nur um so schneller zu dem Herrn bringen werde. Da ward er ungekränkt von dem Kaiser entlassen. Doch war seine Kraft frühe erschöpft, und der Tod forderte ihn ab, als er kaum acht Jahre

das bischöfliche Amt verwaltet hatte. Sein letztes Wort war: „Mein Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Er hinterließ neben anderen Schriften mehr als vierhundert Briefe, die uns für die Kenntniß jener Zeiten noch sehr wichtig sind. Was seinen Charakter anlangt, so war dem von Natur raschen und feurigen Basilius allmählich jene heilige Ruhe und Entschiedenheit gekommen, welche frei ist von dem Dienste des vergänglichen Wesens, und indem er die Welt innerlich überwunden hatte, schien er die Welt um sich mit klarem Geist und festem Willen zu beherrschen.

Basilius hatte noch eine Schwester Macrina und einen jüngeren Bruder Gregorius. Die Schwester ward Vorsteherin eines Frauenklosters, der Bruder († 394) Bischof in der Stadt Nyssa, in welcher Eigenschaft er lebhaften Antheil an den arianischen Kämpfen nahm und mit Wort und Schrift — vornehmlich auf der Kirchenversammlung zu Constantinopel — die Gottheit Christi vertheidigte.

Dem eben geschilderten Bruderpaar war der Bischof Gregorius von Nazianz († 390) durch heilige Freundschaft eng verbunden. Seine Jugendgeschichte führt uns in das Stillleben eines christlichen Hauses und zeigt uns abermals, wie herrlich auch ein Weib in ihrem engen Kreise dem Reiche Gottes zu dienen vermöge. Denn die Seele seines Elternhauses war die Mutter Nonna. Ihr Leben war recht ein mit Christo in Gott verborgenes. Die Festtage der Kirche waren auch Festtage des Hauses, an denen sie fröhlich war, auch wenn ein Leid sie drückte. Durch der Mutter Gebet und Wandel ward endlich auch der Vater für den Glauben gewonnen, dem er lange fremd gewesen war. Ihren langersehnten erstgebornen Sohn trug sie in die Kirche und weihte ihn dem Dienste Gottes. Als sie einst am Altar betete, ward sie vom Tode ereilt. Dem Herzen Gregors prägte sich das Bild der Mutter so innig ein, daß es ihn wie ein Schutzengel überall umschwebte. Als er sich nach Athen begab, dort seine Studien zu vollenden, ward er auf dem Meere von einem Sturme überfallen, der das Schiff zu vernichten drohte. Da gedachte Gregor der Mutter und gelobte nun selbst sich dem Herrn zum Eigenthume, wenn ihm Hülfe käme. Der Sturm legte sich, und das Meer ward still. Gregor vergaß sein Gelübde nicht und erhielt Herz und Wandel unbefleckt inmitten der üppigen großen Stadt. Zu Athen war es auch, wo er jenes im gemeinsamen Glauben wurzelnde Freundschaftsbündniß mit Basilius schloß. Damals studirte in Athen der abtrünnige Julian, noch im Jünglingsalter stehend, äußerlich dem Evangelium ergeben. Aber dem ruhigen Scharfblick Gregors entgingen die Pläne nicht, welche die Seele des stolzen Fürstensohnes bewegten, und mit schmerzlichem Unwillen rief er einst aus: „Welch eine Pest nährt doch das Reich in seinen eigenen Eingeweiden!“ Nachdem er Athen verlassen hatte, lebte er eine Zeit lang als Einsiedler bei Basilius und ward dann Gehülfe seines Vaters, den man inzwischen zum Bischof von Nazianz erwählt hatte. Nach dessen Tode zog er sich

in die Verborgenheit zurück, bis ihn die arianischen Kämpfe wieder in die Oeffentlichkeit riefen. Zu Constantinopel hatten sich nämlich die Freunde des nicänischen Bekenntnisses von der meist arianisch gesinnten übrigen Bevölkerung getrennt und beriefen den Gregor zu ihrem Geistlichen. Nicht lange nachher erklärte sich Kaiser Theodosius gegen die Arianer, und nun wurde Gregor zum Patriarchen von Constantinopel ernannt. Doch bald ward ihm die Last des großen Amtes zu schwer, und er legte seine Würde nieder. Nachdem er vor dem eben versammelten Concil zu Constantinopel eine herrliche Abschiedsrede gehalten, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er still der Wissenschaft und der Dichtkunst lebte. Ohne Gewandtheit im Umgang mit der Welt, dazu oft empfindlich und kleinmüthig, war er den Anforderungen eines hohen Kirchenamtes in so ernster Zeit nicht gewachsen.

Ein Zeitgenosse der genannten Männer war der constantinopolitanische Patriarch **Johannes**, den man wegen seiner gewaltigen Rednergabe **Chrysostomus** — das ist Goldmund — nannte. Der war (347) geboren zu Antiochia und stammte aus einem vornehmen Geschlecht. Frühe verlor er den Vater, und nun ward seine Erziehung von seiner trefflichen Mutter **Anthusa** geleitet, die trotz ihres jugendlichen Alters im Wittwenstande blieb. Als Jüngling genoß er den Unterricht eines berühmten heidnischen Weisen, der ihn für seinen ausgezeichnetsten Schüler erklärte und auf die Christen schalt, durch welche der Philosophie eine solche Kraft entzogen würde. Darauf schloß Johannes sich einem Mönchsverein an, bis ihn der einsichtsvolle Bischof seiner Vaterstadt bewog, seine stille Zurückgezogenheit mit dem Dienst der Kirche zu vertauschen und ein Predigtamt zu Antiochia zu übernehmen. Meister in der künstlerischen Form der Rede, dazu ein reiches Glaubensleben im Herzen tragend, vereinte er Eigenschaften in sich, die ihn zum größten geistlichen Redner seiner Zeit machten. Daher kam es, daß ihm das Amt eines Patriarchen der Kaiserstadt übertragen wurde. Einst hatte er — noch im jugendlichen Alter stehend — eine Schrift verfaßt, worin er voll Begeisterung die Herrlichkeit des geistlichen Amtes schilderte. Was damals des Jünglings Seele bewegte, rang nun der Mann auszuführen. Da sich viele Leute durch ihr Geschäftsleben vom Besuch des Gottesdienstes abhalten ließen, richtete Johannes besondere Abendgottesdienste ein, auf daß Niemand einen Vorwand für seine Versäumniß habe. Ebenso ließ er in einer Kirche in gothischer Sprache predigen, um die zahlreichen Gothen zu bekehren, welche durch die Stürme der Völkerwanderung nach Constantinopel geführt wurden. Für die Armen hatte er allezeit ein offenes Haus und Herz, während er selbst sehr einfach lebte. Aber gerade diese Einfachheit konnte die dortige Bevölkerung nicht fassen, die an ein prunkvolles Auftreten ihrer geistlichen und weltlichen Oberen gewöhnt war. Allmählich entstand eine Verstimmung der Gemüther, die nur allzu unheilvoll für Chrysostomus werden sollte. Etliche afrikanische Mönche waren wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Ori-

ehrenvolles Staatsamt bekleiden zu können. Auch dem Reiche Gottes ward er durch der Mutter und Schwester liebende Sorge zugeführt, aber noch hatte er die Taufe nicht empfangen. Kaum in das Mannesalter eingetreten, sah er sich zur Würde eines kaiserlichen Statthalters von Mailand erhoben. Die christliche Gemeinde dieser Stadt war wie die ganze damalige Christenheit durch den arianischen Streit in zwei feindliche Lager gespalten. Nun geschah es, daß der Bischof der Stadt starb und die Gemeinde in die Hauptkirche berufen ward, um einen neuen Bischof zu wählen. Die Parteien kamen heftig erregt; die Versammlung ward stürmisch. Seiner Pflicht gehorsam, eilt Ambrosius in die Versammlung und mahnt zur Ruhe. Sein Wort wird gehört, die unruhigen Wellen legen sich, und man will zur Wahl schreiten. Da ruft eine Kinderstimme: „Ambrosius werde Bischof!“ Das dünkt allem Volk eine Gottesstimme, der Augenblick entscheidet, Ambrosius wird gewählt. Doch des Amtes Größe, die eigne Unwürdigkeit erkennend, lehnt der Gewählte die Bischofswürde ab und verläßt selbst die Stadt, wo so unwillkommene Liebe ihn drängt. Aber alle Weigerung ist vergeblich, und endlich beugt sich Ambrosius unter Gottes Fügung und übernimmt in ernster Zeit das ernste Amt. Es ging ihm wie jenem Propheten, der da ausrufen mußte: „Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen!“ (Jer. 20, 7.) Wollte Gott, die Kirche hätte viele so demüthige Diener, die vor hohen Aemtern flöhen und erst durch Gott den Herrn sich überreden und gewinnen ließen!

Ambrosius ward getauft und trat das Bischofsamt an. Seine Habe schenkte er den Armen, und die brüderliche Sorge für Marcellina war die einzige Schranke seiner Freigebigkeit. Des Amtes wartete er mit großer Treue; er predigte — und oft zweimal — an jedem Sonntage. Für alle Glieder der Gemeinde hatte er ein offenes Herz, und nach den Worten der Schrift freute er sich mit den Fröhlichen und weinte mit den Trauernden. Vielbeschäftigt und viel besucht, hatte er doch Muße für Alle und für Alles. Hören wir Einen, der bei ihm aus- und einging: „Ich konnte ihn nicht fragen, was ich wollte, wie ich's wollte. Schaaren von emsigen Leuten, denen er in ihrer Noth und Schwachheit diente, schlossen mich von seinem Ohr und Munde aus. Und war er mit diesen nicht beschäftigt, was ihm selten vergönnt ward, da erquickte er entweder den Leib mit der allernothwendigsten Nahrung oder die Seele mit Lesen. Wenn er aber las, liefen die Augen gleichsam die Seiten hinab. Das Herz forschte nach dem Verstand der Worte, während Stimme und Zunge ruhten. Niemandem war es untersagt, bei ihm einzutreten, und einer Anmeldung bedurfte es nicht. Wenn ich nun bei ihm weilte, sah ich ihn oft ganz im Lesen vertieft. Schweigend saßen wir beieinander, schweigend gingen wir auseinander; denn wer wagte den Vielbeschäftigten zu stören? Aber alle Sonntage hörte ich ihn dem Volke das Wort der Wahrheit recht auslegen, und immer klarer ward es mir, daß all die trüge-

rischen Knoten, worein meine Verführer die heilige Schrift verwickelt hatten, ihre sichere Lösung finden müßten.“ Augustinus.

Ambrosius übte auch die heilige Dichtkunst. Seine lateinischen Psalmen gehören zu den trefflichsten Kirchenliedern der Vorzeit. Einer unter ihnen ist durch Luthers Bearbeitung — „Nun komm, der Heiden Heiland“ — Eigenthum der lutherischen Kirche geworden, während der sogenannte ambrosianische Lobgesang wahrscheinlich nur die von Ambrosius herrührende Uebersetzung eines morgenländischen Liedes ist. Denn das Morgenland als die Wiege des Christenthumes war reich an Liedern und sang dieselben in der bewegteren und fröhlicheren Weise des Volksliedes. Auch diese Sangweise führte Ambrosius im Abendlande ein, ihre Gewalt über die Gemüther wohl erkennend. Denn wenn schon in unserer nüchternen Zeit tausend Stimmen nach der Wiedereinführung jenes lieblichen und zugleich ergreifenden rythmischen Chorals verlangen, wie mächtig mußte derselbe in einem Jahrhundert wirken, in welchem ein nicht geringer Theil des christlichen Volkes des Evangeliums sich freute als der eben gewonnenen köstlichen Perle und darum noch in der ersten Liebe glühte? Hören wir wieder Einen, der es erfahren hat. „Ach wie heftig weinte ich bei dem Psalmengesange, wie mächtig ward ich bewegt durch die lieblich erschallenden Töne deiner Kirche, mein Gott! Diese Stimmen strömten in mein Ohr ein, die Wahrheit strömte gleichsam schmelzend in mein Herz ein, und die Gefühle der Frömmigkeit quollen daraus empor. Meine Thränen flossen, und es war mir so wohl dabei.“ Augustinus.

Die hinreißende Kraft dieses Gesanges bewährte sich einst in der Stunde schwerer Trübsal. Ambrosius hatte einen langen und harten Kampf wider die arianische Partei, die in Italien übermächtig war durch den Besitz der kaiserlichen Gunst. Dieser gegenüber hatte Ambrosius die rechtgläubige Kirche zu vertreten, setzte aber damit Leben und Freiheit auf's Spiel. Einst ward ihm geboten, seine Kirche den Arianern zu übergeben. Er weigerte sich deß, da die Kirche seiner Gemeinde gehöre und sammt dieser seiner Obhut übergeben sei. Nun wurden Truppen ausgesendet, die Kirche zu besetzen. Da brachte Ambrosius sammt der Gemeinde Tag und Nacht in dem gefährdeten Gotteshause zu, nicht um gewaltsam sich zu widersetzen, sondern um für das bedrohte Recht der Kirche zu zeugen und auszuharren bis zum letzten Augenblick. Damals erschollen jene Gesänge durch das Gotteshaus, alle Herzen tröstend und ermuthigend. Ambrosius aber war bereit, des Kaisers Zorn allein zu tragen und alle Schuld auf sich zu nehmen. Darum sprach er zu dem Volke: „Mit meinem Willen zwar werde ich euch nie verlassen, allein der Gewalt kann ich keinen Widerstand entgegenstellen. Ich kann trauern, seufzen, weinen, aber gegen Waffen, gegen fremde Kriegsknechte habe ich die einzige Waffe der Thränen, wahrlich die rechte Waffe eines Priesters. Eine andere Waffe kenne ich nicht, mag ich nicht kennen. Doch nicht die Kriegerschaaren, nicht das Waffengetöse

Kaiser durch's Herz. Er kehrte um und trug Reu und Leid ob seines Frevels. Acht Monate lang hielt er sich fern vom Tische des Herrn. Als aber das Christfest nahte, bat er den Ambrosius, seine Buße zu bestimmen. Der Bischof forderte als Buße ein Gesetz, daß kein Todesurtheil vor Ablauf von dreißig Tagen vollzogen werden dürfe. Nun feierte Theodosius das Abendmahl mit reumüthigem Herzen, doch blieb ihm seine That bis an sein Ende in schmerzlicher Erinnerung.

Nicht lange nach des Theodosius Tode begann auch Ambrosius zu kränkeln. Sein letztes Tagewerk war eine Erklärung des 44. Psalms, die er seinem Diaconus Paulinus dictirte, aber nicht zu Ende bringen konnte. Der Tod forderte ihn ab am Charfreitage (4. April) des Jahres 397.

Noch möge erwähnt werden, welch tiefen Eindruck Ambrosius selbst auf die Herzen roher Heiden machte. Es befand sich damals ein vornehmer Franke, Arbogast geheißen, als römischer Heerführer zu Mailand. Als dieser einst an der Spitze seiner Heeresabtheilung zum Streit auszog, vermaß er sich voll Uebermuthes, er wolle bei seiner Rückkehr die schönen Kirchen der Stadt zu Pferdeställen machen und die Christenpriester unter seine Soldaten stecken. Aber eben dieser übermüthige Gesell war dem Ambrosius in solchem Grade zugethan, daß er sich seines Umgangs mit dem Bischof wie eines großen Glückes rühmte. Und auch die Franken in Arbogasts Umgebung betrachteten den Ambrosius mit heiliger Scheu wie ein Wesen höherer Art und sagten einst zu ihrem Feldherrn: „Du siegest darum über alle deine Feinde, weil du von dem Manne geliebt wirst, der zur Sonne spricht: Stehe still! und sie steht.“

Mit anderen Gaben und in anderen Kreisen diente dem Reiche Gottes Hieronymus (331—420) aus Stridon in Dalmatien. Ein Kind christlicher Eltern, wurde er als Jüngling von seinem Vater nach Rom gesendet, hier als am Sitze der Wissenschaft selbst ein Jünger der Wissenschaft zu werden. Aber indem er die damaligen wie die früheren Weisen der Heidenwelt — und unter den letzteren vornehmlich den Cicero — zu seinen Meistern machte, vergaß er Deß, der allein Meister sein und heißen will. So stand der geistvolle warmblütige Jüngling haltlos den Verlockungen des üppigen Rom gegenüber, denen er nicht immer widerstand. Aber der Herr suchte ihn. Unbefriedigt durch der Welt Lust und Weisheit, gerieth Hieronymus in inneren Zwiespalt mit sich selbst. Da träumte ihm einst, er stehe vor Gottes Richterstuhle und als er sich hier seines Christennamens rühme, werde ihm geantwortet: „Du bist nicht Christi, sondern Ciceros Jünger.“ Erwacht, gelobte er, sich fortan nur der Erforschung des göttlichen Wortes zu widmen. Auf daß er aber auch die Lüste des Fleisches in sich dämpfe, flüchtete er von Rom in eine morgenländische Wüste, wo er die heilige Schrift las und sich den härtesten Bußübungen unterwarf. Daselbst erlernte er auch die hebräische Sprache, die damals nur von Wenigen verstanden ward. Zu den Wohnungen der Menschen zurückgekehrt, lebte er ohne bestimmtes

Den Schluß dieser Lebensbilder mache die Geschichte des **Augustinus**, der unter allen Kirchenlehrern des Alterthumes der größte ist.

Derselbe war geboren zu Tagaste im nördlichen Afrika am 13. Nov. 354. Sein Vater war noch Heide, und wie dieser selbst als Rathsherr der Stadt eines hohen Ansehens genoß, so wünschte er auch seinen Sohn einst groß und ausgezeichnet vor der Welt zu sehen. Von seiner Mutter **Monika** entwirft Augustinus eine ansprechende Schilderung. „Sie war in einem christlichen Hause erzogen worden und zwar durch die Sorgfalt einer alten Dienerin, welche bereits den Vater als Knaben gepflegt hatte und ihm nun die Töchter erzog. Nach ihrer Vermählung mit meinem Vater war es ihr sehnlicher Wunsch, denselben durch stille Sanftmuth für das Christenthum zu gewinnen. So trug sie selbst seine Untreue mit Geduld. Er war heftigen Wesens, doch sonst von gutmüthiger Sinnesart. Wenn sie ihn im Zorn sah, schwieg sie; wenn er ruhiger geworden, redete sie ihm freundlich zu.“ Auch erfüllte der Herr die Verheißung, die er den Sanftmüthigen gegeben hat. Des Gatten Herz ward durch der Gattin Milde dem Evangelium zugeführt, bevor es im Tode brach. Aber ehe dies geschah, hatte die Verschiedenheit in der Sinnesart der Eltern schon ihren unheilvollen Einfluß auf die Erziehung des Sohnes ausgeübt. Augustinus achtete nach des Vaters Vorgang die Lust und Ehre der Welt als das höchste Gut; umsonst zeigt ihm die sanfte Mutter das himmlische Kleinod. Und als er darauf nach Carthago gegangen war, dort sich zum Redner und Anwalt auszubilden, erlangte er zwar durch Fleiß und Geistesgaben den Ruf eines ausgezeichneten Jünglings, aber der Umgang mit leichtsinnigen Gesellen stürzte ihn tief hinein in das Netz der Sünde und ließ ihn aller Zucht und Mäßigung vergessen. Damals konnte er nach seinem eigenen Geständniß erröthen, wenn er weniger ruchlos erschien als seine Gefährten. Das Flehen der trauernden Mutter blieb umsonst. Nun flossen ihre Thränen im Stillen. So fand sie einst ein Bischof und ward tief ergriffen durch ihren Schmerz. Da sprach er die prophetischen Worte: „**Sei getrost, Monika. Es ist nicht möglich, daß ein Kind so vieler Thränen verloren gehe.**“ Und der treue Hirt dort oben ging auch dieser verlorenen Seele nach, bis daß er sie fand. Aber freilich wollte sie sich lange nicht finden lassen.

Augustinus war zum Manne gereift. Der eitlen Welt dienend, hatte er erfahren, wie leer die Welt das Herz läßt. Die Mutter hatte ihm einst den Weg des Friedens gezeigt; er hatte ihn verachtet und vergessen. Unter den Manichäern hoffte er das Heil zu finden; enttäuscht zog er sich nach neun verlorenen Jahren von ihnen zurück und flüchtete wieder zur Weisheit der Heiden. Noch einmal ergreift ihn die Ruhmsucht mit verdoppelter Gewalt. In der Welthauptstadt Rom hofft er eher zu steigen, als in der engen Heimath. Die Mutter warnt, zitternd vor den Verführungen des üppigen Rom. Da täuscht er sie mit dem Vorgeben, er wolle nur einen Freund zum Schiff geleiten. Ahnungs-

voll eilt die Mutter ihm nach und kann noch von ferne die Segel des Schiffes sehen, das ihr die Hoffnung ihres Lebens entführt. Entschlossen folgt sie — jetzt Wittwe — dem Sohne nach Rom, nicht ablassend im Warnen und Beten und vertrauend auf Gottes allmächtige Hülfe. Augustinus sieht in Rom seine stolzen Erwartungen nicht befriedigt und geht nach Mailand als Vorsteher der dasigen Rednerschule. Da hört er nicht ohne Bewegung den gewaltigen Ambrosius predigen, die mächtigen Klänge des abendländischen Kirchengesanges ergreifen sein Inneres, und ehrfurchtgebietend tritt ihm die bisher verachtete Kirche Christi als eine Macht entgegen, vor der mehr und mehr selbst die Großen und Weisen der Heidenwelt sich beugen. Er beginnt die paulinischen Briefe zu lesen, die ihm sein eignes Herz und Leben in einem niegeahnten Lichte zeigen. Er wird ernster; die Stunde der Entscheidung naht. Wundernd schaut er, wie nahe und fern Unzählige in die Gemeinde des Herrn eintreten. Da ruft er in heftiger Bewegung einem Freunde zu: „Was ist das? Die Unwissenden werden wach und reißen den Himmel an sich, und wir, mit all unserer Gelehrsamkeit doch herzlos, lassen uns ruhelos von Fleisch und Blut umhertreiben!" Er eilt in den Garten, seinen Seelenkampf dort auszukämpfen. Unter Thränen wirft er sich zur Erde und seufzt um Errettung aus dem Elend der Sünde. Da ruft es aus dem Nachbarhause wie die Stimme eines Kindes: „Stehe auf und lies! Stehe auf und lies!" Der Ruf dringt ihm zum Herzen wie eine Stimme Gottes. Er schlägt die paulinischen Briefe auf, die ihm immer zur Hand sind, und sein Blick fällt auf den Schluß des dreizehnten Capitels im Römerbrief, wo der Apostel ermahnt, ehrbarlich und nicht nach der Heiden Weise zu wandeln und den Herrn Jesum anzuziehen. Von jetzt an war Augustinus wie umgewandelt. Seine Stellung als Meister der Schule gab er auf und ward ein Schüler Christi. In der Osternacht 387 empfing er die heilige Taufe zugleich mit seinem Freunde Alypius, der seiner Seelenkämpfe Zeuge und Genosse gewesen war. Nun konnte Monika Dankesthränen weinen und in Frieden scheiden. Nicht lange nach der Bekehrung ihres Sohnes ward sie aus dem Leben abgerufen.

Hatte früher Augustinus die Welt und ihren Glanz gesucht, so floh er jetzt in die stille Verborgenheit seiner Heimath. Dort arbeitete er im Verein mit gleichgesinnten Freunden an des eigenen Wesens und Wissens Läuterung und Klärung, bis ihn der Herr in den Dienst seines Reiches rief. Die Gemeinde zu Hippo Regius — dem jetzigen Bona in Algerien — wählte ihn zum Presbyter, der dortige Bischof zum Gehülfen im Amte. Nur widerstrebend nahm er das Amt an, dessen er sich unwürdig achtete. Aber als er es angenommen aus Gehorsam gegen den Herrn, da entfaltete er eine solche Gewalt des Geistes wie des Wortes, daß sein Wirken weit hinausreichte über die Grenzen seiner Heimath und seiner Zeit. Einzelnen Lehrern der Kirche an umfassender Gelehrsamkeit nachstehend, überragte er alle an innerer Erfahrung und an kühnem Bekenntnißmuthe. Wie einst Paulus gerade darum von der Ohnmacht unserer Werke und

o Herr, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, um deines Namens willen; gieb nicht auf, was du in mir angefangen hast; vollende, was in mir noch unvollkommen." v. Raumer.

In gleicher Weise ausgezeichnet ist Augustins Werk vom Reiche Gottes, worin er des Gottesreiches Anfang, Fortgang und einstigen Ausgang schildert, um dadurch die fort und fort von den Heiden gegen die Christen erhobenen Anklagen zu widerlegen. Diese Schrift ist das trefflichste apologetische Werk des gesammten christlichen Alterthumes.

Es mögen nun noch einige bemerkenswerthe Ausspüche von Augustinus folgen, die sich in seinen Schriften finden.

„Was ist die heilige Schrift anders als ein Sendschreiben des allmächtigen Gottes an seine Geschöpfe, ebenso leicht zu verstehen als ein Brief, den Jemand von seinem Freund empfängt?"

„Ich gestehe, die heilige Schrift hat solche Tiefen, daß ich täglich darin noch Fortschritte machen könnte, auch wenn ich mich bis zum Alter auf das Fleißigste mit ihr beschäftigte. Nicht weil es schwer wäre, in ihr das zur Seligkeit Nothwendige zu finden, sondern weil, auch wenn man den zu einem guten und frommen Leben erforderlichen Glauben daraus geschöpft hat, doch noch immer viele dunkle und erforschungswürdige Geheimnisse übrig bleiben für diejenigen, welche ihre Kenntniß und Einsicht mehr und mehr erhöhen und erweitern wollen."

Freilich begegnet es dem Augustinus auch, daß er sich im Kampf mit seinen Gegnern zu Widersprüchen und gewagten Aeußerungen fortreißen läßt. So sagt er einmal: „O wüßte man, wie schwer Irrthum zu vermeiden ist, wie große Anstrengung zur Auffindung der Wahrheit erfordert wird; bedächte man, wie selten die Macht der Gewohnheit überwunden, mit welcher Mühe die Sinnlichkeit bezwungen wird; überlegte man, welche Hindernisse dem entgegentreten, der sein inneres Auge heilen will, und wie viel Seufzer und Thränen es kostet, um nur in etwas zur wahren und richtigen Gotteserkenntniß zu gelangen; wäre man endlich so weise, sich nicht für allein fehlerfrei und im alleinigen Besitz der Wahrheit zu achten, man würde sich gewiß hüten, einen sogenannten Ketzer zu verfolgen." Trotzdem läßt er sich durch den Kampf gegen eine feindliche Partei zu der Behauptung verleiten, ein außerhalb der Kirche Stehender sei vom Staate nicht zu dulden und könne zum Eintritt in die Kirche gezwungen werden.

Die Kirche achtet er überhaupt sehr hoch. So spricht er: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche dazu bewegte." Wiederum aber spricht er auch: „Freilich ist die Kirche auf einen Felsen gebaut, freilich sind ihr die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut, freilich ist sie eine Säule und Grundfeste der Wahrheit, und alle Macht der Bosheit vermag nichts gegen sie, aber merke wohl, die Kirche, welche solche Eigenschaften besitzt, besteht nur aus heiligen und auserwählten Menschen."

Augustinus verhehlte es sich nicht, daß seine Schriften, oft im Drange des Augenblicks entstanden, einer Sichtung bedurften. Es lag ihm aber um so mehr am Herzen, allen Mißverstand und Mißbrauch seiner Worte zu verhüten, als die begeisterte Verehrung seiner Freunde jeden seiner Aussprüche als ein köstliches Kleinod ansah, und warnend sprach er zu ihnen: „Es ist keine gute Sache, deren ihr euch annehmt. Ich selbst will Richter sein, und ihr werdet verlieren.“ So schrieb er mit dem ihm eigenen Freimuth am Ende seines Lebens ein besonderes Buch, in dem er alle seine Schriften einer strengen Beurtheilung und wohlgemeinten Berichtigung unterwarf.

Des Augustin tiefernste Anschauung von unserer Sünde und Gottes Gnade ist bereits früher dargelegt worden. In seiner Schriftauslegung wie in seiner gesammten Lehrentwicklung geht er von dem Grundsatz aus, daß der Glaube der Erkenntniß vorausgehe. Und in der That erscheinen die wunderbaren Wege Gottes noch heute dem ungläubigen Verstande als Thorheit oder Zufall, während sie dem Auge des Glaubens in ihrer Tiefe und in ihrer Herrlichkeit entgegentreten.

Angeregt vielleicht durch Ambrosius, ist Augustinus auch als Liederdichter aufgestanden. Wir besitzen von ihm ein Auferstehungslied, das — gleich allen seinen Werken in lateinischer Sprache geschrieben — anhebt: „Als der Ehrenkönig Christus.“

Die ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit des Augustinus trat zuweilen seiner persönlichen Wirksamkeit in dem ihm angewiesenen bischöflichen Sprengel hemmend entgegen und erwies sich doch unter den damaligen Zeitverhältnissen als ebenso nothwendig wie segensvoll. Daher ward ihm ein Gehülfe im Bischofsamte zugeordnet, wie er selbst einst die gleiche Stelle bekleidet hatte. So weit es ihm aber möglich war, wartete er des Bischofsamtes mit hohem Ernste. Sein Leben war einfach und mäßig. Indem er selbst in einem Kreise meist jüngerer Männer unter strenggeregelter Hausordnung lebte, aus dem viel Diener der Kirche hervorgingen, war er auch dem Mönchthum nicht abhold, wenn es in ähnlicher Weise dem Reiche Gottes zu dienen beflissen war.

Des Augustinus Jugend war bewegt gewesen durch die Stürme der Leidenschaft, die er selbst heraufbeschworen hatte. Nun er alt geworden und Frieden gefunden, mußte er um sich die Stürme des Krieges toben sehen. Der Statthalter des römischen Afrika hatte sich gegen den Kaiser aufgelehnt und zu seiner Unterstützung das wilde Volk der Vandalen herbeigerufen, welches in jenen Tagen der Völkerwanderung bis nach Spanien vorgedrungen war. Zu spät bereuend, wirft sich der Statthalter in die Stadt Hippo, diese gegen den selbstgeschaffenen Feind zu vertheidigen. Die Vandalen belagern den Ort; der Statthalter fällt im Streit. Ein heftiges Fieber verbreitet sich in der eingeschlossenen Stadt, und auch Augustinus wird krank zum Tode. Zurückschauend auf seine Vergangenheit, läßt er Davids Bußpsalmen an die Wand neben sein Lager

heften, um sie allezeit lesen und beten zu können. Endlich entfernt er die theilnehmenden Freunde und bereitet sich einsam unter Betrachtung und Gebet auf den Tod, der ihn am 28. August 430 unter dem Getös des Kampfes draußen vor den Mauern in die Heimath des Friedens führt.

Vierter Zeitraum.

Jahr 800—1517.

---

§. 34.

Die nordische Mission.

Wie der Süden, so erzog auch der Norden sich immer neue Glaubenshelden und Glaubensboten, und auch in diesem Zeitraum schritt der Christusglaube weiter auf seiner Siegesbahn. Apostel des Nordens ist Anschar — Ansgarius — geworden.

Anschar war (801) in der Nähe der französischen Stadt Amiens geboren und gehörte einem vornehmen Geschlechte an. Frühe schon legte seine fromme Mutter den Keim des Glaubens in das weiche Herz des Knaben und entschied so die Richtung seines späteren Lebens. Doch bereits im fünften Lebensjahr verlor Anschar die liebende Pflegerin seiner Jugend durch den Tod, und der Vater konnte ihm die gleiche unermüdete Sorgfalt und Aufsicht nicht widmen. So verlebte Anschar meist seine Zeit im munteren Kreise der Gespielen, und aus seinem Gemüth schien der frühere Ernst mehr und mehr zu verschwinden. Aber in stillen Stunden tauchte in seinem Herzen das Bild der Mutter wieder auf. Es war ihm, als warne sie ihn vor dem betretenen Pfade des Leichtsinnes. Solche Augenblicke ergriffen tief sein Gemüth. Die Erinnerung an die Lehren der Mutter wurden wieder in ihm lebendig. Nun ward der heranreifende Knabe von seinem Vater dem Kloster zu Corbie anvertraut, trat frühe selbst in den geistlichen Stand über und war bald die Zierde des Klosters. Als daher Kaiser Ludwig der Fromme ein Kloster für sächsische Mönche an der Weser baute, das nach dem Muster von Corbie eingerichtet und Neu-Corbie — jetzt Corvey — genannt wurde, so bestellte er den Anschar zum Vorsteher der dasigen Klosterschule. Da geschah es, daß der dänische König Harald am kaiserlichen Hoflager zu Ingelheim bei Mainz erschien. Er war durch innere Unruhen aus seiner Heimath vertrieben worden und suchte Hülfe beim Kaiser. Um dessen Zuneigung zu gewinnen, trat er zu dem christlichen Glauben über und willigte in des Kaisers Ansinnen, einen christlichen Missionar unter sein Gefolge aufzunehmen. War in Anschar schon früher der Gedanke erwacht, er sei von Gott

zu einem Heidenboten ausersehen, so folgte er jetzt mit Freuden der kaiserlichen Aufforderung zur Begründung einer dänischen Mission. Aber so leicht er den entscheidenden Entschluß gefaßt hatte, so schwer ward ihm die Ausführung. Haralds Nachfolger Horik versagte ihm lange seinen Schutz, bis Anschars ausdauernde Sanftmuth seinen feindlichen Sinn überwand und Erlaubniß zu einer christlichen Niederlassung erwirkte. Auch in Schweden versuchte er zu wiederholten Malen das Evangelium zu predigen und forderte dazu in muthiger Offenheit des Schwedenkönigs Erlaubniß. Der berief eine Volksversammlung, und wiewohl diese zuerst wider Anschar war, wurde sie umgestimmt durch die Rede eines alten Mannes, der mit bewegtem Herzen erklärte, wie doch der Gott der Christen schon Viele wunderbar behütet habe, die ihn angerufen. Als nun so die nordische Mission gesicherten Bestand gewonnen, ward Anschar zum Bischof derselben ernannt. Mönche übernahmen die einzelnen Missionsposten in Dänemark und Schweden, der neue Bischof aber nahm seinen Sitz anfänglich in Hamburg und dann, als diese Stadt öfters von den Raubzügen der Normannen heimgesucht wurde, in dem sicherer gelegenen Bremen. Doch unter den Mühen seines Berufes frühe alt geworden, erkrankte er endlich zum Tode. Oft wiederholte er da das Wort der Schrift: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ (Hiob 2, 10.) Sein Tod erfolgte am 3. Februar 865.

Aber was Anschar gepflanzt, konnte leicht wieder geknickt werden durch die Stürme jener rauhen Zeit, wenn nicht eine mächtige Hand schirmend darüber waltete. Anfänglich waren es die deutschen Könige, die durch die Gewalt ihres Namens oder auch ihres Schwertes den dänischen Christen Schutz verliehen. Dann aber erweckte Gott den Dänenkönig Knud, der in dem christlichen England erzogen und mit einer englischen Fürstentochter vermählt war, daß er sich unter den König aller Könige beugte und weithin des Evangeliums Schirmherr wurde. Und weil Knud erkannte, daß er sein Volk nun auch in das große Ganze der Kirche und in das beginnende christliche Staatsleben Europas einfügen müsse, so reiste er (1027) nach Rom, das Band zwischen seinem Volke und dem Oberhaupte der Kirche selbst zu knüpfen. Am Ende seines Lebens gewann er auch Norwegen, wo ein äußerlich armes, aber an Kraft und Gemüth reiches Volk lebte. Dort hatten Einzelne schon auf ihren kühnen Wikingerfahrten von dem Stern gehört, der in Juda aufgegangen, aber diese flüchtige Kunde hatte des Volkes angeborene Treue gegen die alten Götter nicht erschüttert. Wohl war der Normannenkönig Hakon der Gute gläubig geworden und gedachte, auch sein Volk dem Glauben gehorsam zu machen. Darum redete er mit der Volksgemeinde, daß sie doch möchten Christum bekennen, dem alle Welt zufalle. Aber die rauhe Einfalt der Norweger gab ihm zur Antwort: „Wie mag ein neuer Gott Vertrauen zu uns fassen, wenn wir so schnell von den alten Göttern abfallen?“ Da fürchtete sich der König und diente Christo nur in der

Stille, vor dem Volke aber betete er die Götzen an, bis er im Kriege umkam, voll Reue über seine Verleugnung Christi. Indessen wuchs das Evangelium im Lande, bis Knud der Däne das Reich einnahm. Und nun brachten norwegische Schiffer das Evangelium auch an das unwirthbare Gestade von Island, ja selbst bis zu den Schneefeldern Grönlands.

Nach Schweden waren auch nach Anschar viele Mönche aus Deutschland und England gezogen, die Botschaft von der Erlösung durch Christum zu verkündigen. Mehr und mehr brach sich ihre Verkündigung Bahn, und das letzte Heiligthum der Heiden, der stolze Tempel zu Upsala, ward (1075) von dem König Inge zertrümmert. An des Tempels Stelle ward nachher ein herrlicher Dom gebaut, die schönste Kirche im ganzen Norden. Von Schweden aus kam das Christenthum auch zu den Lappen und Finnen, aber das unstete und armselige Leben dieser Völker verhinderte das Aufblühen christlicher Bildung.

Nach Liefland brachten zuerst die Handelsschiffe der deutschen Hansa neben den Erzeugnissen menschlicher Kunst auch die Predigt von der Herrlichkeit Gottes. Als der hervorragendste Prediger erschien (1186) der Domherr Meinhard aus Bremen an der liefländischen Küste und baute dort die erste Kirche. Als aber der Haß des Volkes die Missionare zur Flucht gezwungen hatte, kamen gewaffnete Kreuzfahrer in das Land und führten die Vertriebenen mit Gewalt zurück. Und damit künftig die Mission sicher sei vor neuem Angriff, verband sich eine Anzahl Ritter zu einem geistlichen Ritterorden, die Brüder vom Kriegsdienst Christi oder Schwertbrüder genannt. Anfänglich nur Beschirmer des Evangeliums, meinten sie bald das Friedensreich des Herrn mit dem Schwerte mehren zu müssen und zogen als kriegerische Glaubensboten zu den Esthen und Kurländern. Ihre Ordenstracht war ein weißer Rock mit zwei gekreuzten rothen Schwertern auf der Brust.

Südwärts von der Ostsee wohnte das rohe Volk der Preußen, ein Zweig der weitgedehnten Slavenstämme. Zu denselben kam (997) der Erzbischof Adalbert von Prag, ein seltsamer Mann, in dem eine heftige Gemüthsart mit herzlicher Hingabe in den Dienst des Herrn kämpfte. Zürnend ob des widerstrebenden Sinnes, den er unter den Böhmen wahrnahm, hatte er schon mehrmals sein Bisthum verlassen und vergeblich erst in Italien, dann in Ungarn einen günstigeren Boden für seinen Dienst am Reiche Gottes gesucht, bis er endlich zu den Heiden an der Weichsel und am Pregel zu ziehen beschloß. Aber wiewohl er das Land durchwanderte von einem Ende bis zum anderen, ward seine Botschaft doch nur von Wenigen willkommen geheißen. Und wie er einmal arglos auf einem Felde sich niederließ, das bei dem Volke als heilig galt, stürmte die Menge auf ihn ein, und ein Heidenpriester durchstach ihn mit der Lanze. Der entseelte Leib ward in der Stadt Gnesen begraben; in der Geschichte aber trägt Adalbert den Namen eines Apostels der Preußen. Wohl versuchten nach ihm noch einzelne Mönche die Bekehrung des preußischen Volkes,

Von ihnen wandte sich das missionirende Brüderpaar zu den Mähren, wo König Radislaw (863) sich bekehrte. Sein Nachfolger Zwentibold dehnte seine Herrschaft auch über Böhmen aus, dessen Herzog Borziwoi an sein Hoflager kam, den Lehnseid zu leisten. Aber gehorsam der Predigt des Methodius, erkannte der Herzog Christum als den höchsten Herrn und ließ sich mit dreißig Begleitern taufen. Er und sein Haus diente dem Herrn; vor Allen bewährte sich seine Gemahlin Ludmilla als lautere Christin. Auch im Land entstanden blühende Gemeinden. Methodius und Cyrillus reisten wiederholt nach Rom, ihre Stiftung unter päpstliche Hut und Aufsicht zu stellen. Cyrillus blieb daselbst in klösterlicher Einsamkeit zurück, Methodius aber erwirkte die lange verweigerte Erlaubniß, allen Gottesdienst in slavischer Sprache zu halten. Denn wiewohl die lateinische Sprache die gottesdienstliche war, beugte sich der Papst doch unter das Schriftwort: „Alle Zungen sollen bekennen, daß Christus der Herr sei" (Phil. 2, 11). Aber als Borziwoi und sein hoffnungsvoller Sohn gestorben, lehnte sich das Heidenthum gewaltsam wider die neue Lehre auf, Ludmilla ward erdrosselt, die Christen flüchteten. Doch unterstützt durch den deutschen Kaiser Otto I., dämpften die späteren Fürsten die heidnische Bewegung und stifteten das Erzbisthum Prag. Eine böhmische Fürstentochter Dombrowka entschied (966) die Herrschaft des Christenthums auch in Polen, dessen Herzog Miecislav mit ihrer Hand auch das Evangelium empfing. Eine polnische Königin wiederum — Hedwig — vermählte sich mit dem litthauischen Fürsten Jagello, der (1386) ihr zu Liebe Christ wurde und Gleiches von seinem Volk forderte. An stummen Gehorsam gewöhnt und gelockt durch die vom König gespendeten weißen Taufkleider, zogen die Litthauer nach den Flüssen, die Taufe zu empfangen. Dieselbe ward gleichzeitig an ganzen Schaaren vollzogen; die Glieder einer Schaar wurden alle mit demselben Namen genannt. In Polen war Posen, in Litthauen Wilna der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens.

Als in das kriegbewegte Reich der Russen die Botschaft von Christi Friedensreich drang, empfand ihr Fürst Wladimir das Verlangen, den neu verkündeten himmlischen König kennen zu lernen. Darum sandte er Boten gen Constantinopel, ihm genaue Kunde zu bringen von der Christen Lehre und Leben. Sie kehrten zurück und schilderten ihrem Herrn in lebhaften Farben die Herrlichkeit des christlichen Gottesdienstes, dessen Zeugen sie in der Sophienkirche voll tiefer Bewegung gewesen waren. Da ließ Wladimir griechische Missionare kommen, die ihn und sein Volk im Dniepr tauften. In der Stadt Kiew entstand ein Bisthum und ein berühmtes Kloster, das für lange Zeit der Ausgangspunkt christlicher Predigt und Wissenschaft unter den Russen wurde.

Als Räuber das deutsche Land durchstreifend, vernahmen die Ungarn aus dem Munde ihrer Gefangenen die erste Kunde von Christo. Doch lange hemmte ihre Feindschaft gegen deutsches Land und deutsche Zunge ihren Anschluß an der Deutschen Glauben. Ihr Widerstand ward gebrochen durch die hoffende

Immer weiter und drohender wurde die Kluft zwischen beiden Kirchen. Das griechische Volk verharrte in seinem stolzen Hasse gegen das Abendland, während seine Herrscher mit dem letzteren zuweilen Verbindungen anzuknüpfen suchten, um Hülfe gegen die Araber zu erlangen. Oefters bot die abendländische Kirche die Hand zu einer Vereinigung, aber immer mißlang dieselbe, da sie nur aus menschlicher Klugheit entsprang und nie aus gemeinsamer Beugung unter das göttliche Wort.

Als Gesandter des deutschen Kaisers Lothar in Constantinopel anwesend, versuchte der Bischof Anselm von Havelberg, ein Mann von festem und besonnenem Wesen, im öffentlichen Gespräch (1135) mit einem Bischof der griechischen Kirche sich zu einigen, aber vergebens. Als aber aus den obengenannten Ursachen die griechischen Kaiser Gesandte zu der großen abendländischen Kirchenversammlung in Lyon (1274) abordneten, welche dort gegen Gestattung der eigenthümlichen griechischen Kirchengebräuche die päpstliche Hoheit anerkannten, als später Kaiser Johannes VII. selbst zur Kirchenversammlung nach Florenz (1439) reiste und seinen Anschluß an Rom erklärte, da erhob sich das Volk der Griechen so einmüthig gegen die kaiserlichen Maßregeln und Beschlüsse, daß die Vereinigung beider Kirchen völlig scheiterte. Einzelne ausgezeichnete Griechen, bisher Rathgeber und Beförderer der Vereinigung, traten zur römischen Kirche über.

Gleichgültig geworden gegen die morgenländischen Brüder, sah das Abendland dem Fall Constantinopels und des Griechenreichs durch die Türken (1453) theilnahmlos zu. In Europa gewann der Halbmond ein Bollwerk, das er bis zu dieser Stunde besitzt. Die herrliche Sophienkirche mit unzähligen anderen Gotteshäusern ward der Verehrung Allahs und seines Propheten geweiht. Das griechische Volk, von den Siegern mit wachsender Verachtung zertreten, erfuhr ein ergreifendes Strafgericht Gottes; aber doch ist auch in drückender Knechtschaft das Kreuz sein heiliges und nie verlassenes Palladium gewesen.

Die kleineren christlichen Gemeinschaften Asiens — vor allem die Maroniten und Armenier — suchten, als Griechenland ihnen keinen Halt und Schirm gewähren konnte, Roms mächtigen Schutz. Der Papst ließ ihnen in kluger Mäßigung ihre alte kirchliche Sitte.

§. 37.

Das Papstthum von 800 bis 1085.

Wie sich das Papstthum selbst da eine gewisse Achtung erzwang, wo man ihm die Anerkennung zu versagen gewohnt war, so bildet es überhaupt in dieser Zeit den Mittelpunkt der Kirchengeschichte und hat die Kirche gehoben und gestürzt. Gehoben hat es die Kirche durch die wenigstens theilweise erkannte und

versuchte Lösung seiner doppelten weltgeschichtlichen Aufgabe. Zunächst nämlich sollte es in unruhvoller Zeit der Christenheit Einheit und Ordnung verleihen. Schwankend zwischen Roheit und Bildung, standen sich die Völker des Mittelalters fremd gegenüber, noch nicht verbunden durch den Verkehr der Gegenwart, die Hand öfter an's Schwert legend als zum Friedensbunde reichend. Da lief auch die Kirche Gefahr, sich in haltlose getrennte Einzelkirchen aufzulösen, zumal bei dem Mangel an tieferer christlicher Erkenntniß die Einigkeit im Geist verhindert wurde und eine Einheit der Form um so mehr noth that. Weiter war es dem Papstthum bestimmt, der Anmaßung der Mächtigen mit dem Worte Gottes entgegenzutreten. Sind die Gewaltigen der Erde überhaupt in Versuchung, ihrer Macht sich zu überheben, wie viel mehr waren sie es in jener Zeit schrankenloser Willkür! Freimüthiges Zeugniß gegen sie ward nicht immer gefunden und leicht unterdrückt, wo es sich fand. Darum scheint die göttliche Weisheit dem römischen Bischof eine wunderbare Macht gegeben zu haben, der Fürsten und Völker sich beugten, auf daß er der Zerrissenheit der Völker und dem Uebermuth der Fürsten wehre. Aber wie hoch auch das Papstthum erhoben wurde und ein Segen hätte sein mögen, ist es doch auch tief gefallen und hat schwere Schuld auf sich geladen. Denn die Päpste legten ihrer eignen sündigen Person all die Macht und Herrlichkeit bei, die der Herr seiner gesammten Kirche als einer Gemeinde der Heiligen gegeben hat, und vermaßen sich, in eigner Kraft und Willkür die Herzen zu lösen und zu binden. Wie aber so das Salz dumm ward und das Licht des Evangeliums fast erlosch unter Menschenwerk und Menschenwort, da sank die Kirche, und immer schreiender wurde der Gegensatz zwischen Papstthum und Evangelium. Die Völker fühlten das immer deutlicher, und wie sie auch der päpstlichen Gewalt zu gehorchen gewohnt waren, spotteten sie doch nicht selten über die Träger derselben. Von einem Papst ging die Sage, der Teufel habe ihn erschlagen im ehebrecherischen Bett. Von einem anderen sagte man, er habe seine Seele dem Teufel verkauft um das Papstthum. Ja man erzählte sich sogar ein seltsames Mährlein, wie einst ein Weib sich als Mann gekleidet und mit vielem Geist studirt habe und endlich Papst geworden sei, bis der Betrug an den Tag gekommen. Aber durch allen Spott und Ernst, womit man über das Papstthum urtheilte, klingt ein tiefes inneres Weh hindurch und ein sehnsuchtvolles Verlangen nach einer Erneuerung der Kirche Christi, beides hervorgegangen aus dem ungestillten Hunger nach dem Worte Gottes. So zeigt diese Zeit des Papstthums höchsten Glanz und tiefste Schmach.

In gerechter Sache begann zuerst Papst Nicolaus I. (858—867) den Kampf wider die Willkür fürstlicher Gewalt. König Lothar von Lothringen, Carls des Großen Enkelsohn, verstieß seine schuldlose Gemahlin Tietberga unter der Anklage der Untreue in ein Kloster, um sich mit seiner Buhlerin Walrade zu vermählen. Etliche Bischöfe, ihrer Amtspflicht vergessend, waren bereit, diesem Schritt die kirchliche Weihe zu geben. Da sprach der Papst den Bann

aus über den König und die allzu gefügigen Bischöfe. Zwar rückte Lothars Bruder Ludwig, der als König über Italien herrschte und auch den römischen Kaisertitel führte, mit Heeresmacht gegen Rom als Rächer seines Bruders, aber der Papst beharrte muthig bei seinem Spruch, ohne Waffen siegreich. Ludwig ging zurück, Lothar empfing Tietberga aus der Hand eines päpstlichen Legaten als Gemahlin unter dem wiederholten Gelübde der Treue, und Walrade sollte dem Legaten nach Rom folgen, dort Kirchenbuße zu thun. Zwar wurde sie unterwegs entführt und so der Strafe entzogen, und König Lothar begegnete seiner Gemahlin auch ferner oft hart und ungerecht, aber doch war vor aller Welt die Sünde des Königs bestraft und die Heilighaltung der Ehe bezeugt worden.

Wie gegen die weltlichen Fürsten, so machte Nicolaus auch gegen die Fürsten der Kirche mit großem Ernste seine Gewalt geltend. Aber er stützte sich dabei auf eine seltsame Schrift, die eben damals sich zu verbreiten begann. Das war eine Sammlung von kirchlichen Gesetzen und Urkunden, die angeblich aus alter Zeit stammten und zumeist die Herrschaft des Papstes über alle Bischöfe der Christenheit feststellten. Als Sammler dieser Gesetze ward jener Bischof Isidorus von Sevilla bezeichnet, dessen schon früher gedacht worden ist, aber in Wahrheit waren es fränkische Priester, welche jene Schrift ausgehen ließen, die Welt zu betrügen oder vielleicht auch sich selber täuschend. Arm an Wissenschaft und geistlichem Scharfblick, nahmen die christlichen Völker die Schrift als echt hin, und die Päpste freuten sich einer Erscheinung, die ihre Macht bedeutend steigerte. Denn unter Anderem ward darin behauptet: „Die heilige römische Gemeinde nimmt unter allen Gemeinden die oberste Stelle ein, daher bei ihr sowohl die höchsten Angelegenheiten, Aussprüche und Beschwerden der Bischöfe, als auch die wichtigeren Fragen der Gemeinden, gleichwie bei einem Oberhaupte anzubringen sind.“ Doch wird auch die bischöfliche Gewalt gar hochgestellt, wenn gesagt wird: „Die Schafe haben ihren Hirten nicht anzuklagen, die Laien nicht ihren Bischof, da der Schüler nicht über seinem Meister, noch der Knecht über seinem Herrn ist. Es sind aber die Bischöfe von Gott zu richten, der sie erwählt hat, sie gleichsam als seine Augen zu gebrauchen.“ Solche Worte mußten als Mittel und Waffe des Ehrgeizes um so verderblicher werden, als jene leichtgläubige und urtheilslose Zeit nicht zu scheiden wußte zwischen der Wahrheit und der Uebertreibung, welches beides darin verborgen lag. Erst die gelehrten Verfasser der Magdeburger Centurien haben die Unechtheit dieser sogenannten *pseudoisidorischen* — d. h. fälschlich dem Isidorus zugeschriebenen — Gesetzbücher nachgewiesen, und selbst katholische Geschichtschreiber haben dieselbe zugeben müssen. Doch kehren wir nach Rom zurück.

Nur allzuschnell erlosch die ernste Würde, welche Nicolaus I. dem Papstthum gegeben hatte, und immer unwürdiger ward das Schauspiel, das der angebliche Stuhl Petri der unwillig sich abwendenden Christenheit darbot. Der

die sieben Bischöfe des römischen Kirchensprengels sammt ihren Priestern und Diaconen; in späterer Zeit wurden überhaupt hohe Kirchenfürsten — doch vorzugsweise Italiener — zu Cardinälen ernannt. Immer schärfer ward die Zucht, die von Rom aus gegen unwürdige Priester und Laien gehandhabt wurde, bis endlich der, von dem sie ausging, selbst als Gregor VII. den Stuhl Petri bestieg (22. April 1073). Nun traf er die entscheidenden Maßregeln, die er zur Durchführung seines großen Planes längst vorbereitet hatte.

Wie früher das Papstthum, so gedachte Gregor jetzt jedes Priesteramt los zu machen von allen Beziehungen, durch die es an das Weltliche geknüpft war. Und in der That war das Verhältniß zwischen den Trägern der Staatsgewalt und denen des geistlichen Amtes nicht selten schimpflich und verderblich für beide Theile. Die Könige verkauften oft die Bischofsstellen für Geld, und die Käufer suchten sich wieder schadlos zu halten, indem sie die Pfarreien ihres Sprengels an den Meistbietenden verhandelten. Solcher Amtskauf ward Simonie geheißen, weil Aehnliches von jenem Simon in Samaria (Ap. Gesch. 8.) geschehen war. Doch auch wo solcher Mißbrauch nicht gefunden ward, achtete Gregor die Einsetzung der Geistlichen durch weltliche Herrscher bedenklich. Denn indem die Fürsten den Bischöfen durch Ueberreichung von Ring und Hirtenstab — Investitur — ihr Amt übertrugen, erschien das kirchliche Amt als hervorgegangen aus der weltlichen Gewalt und der Diener der Kirche als Fürstendiener. Das widersprach den Grundsätzen Gregors. Darum gebot er, daß kein Laie die Investitur eines Priesters vollziehe, solche vielmehr ausschließlich der Kirche vorbehalten bleibe. Und damit endlich auch die zartesten Bande gelöst würden, durch welche der Priester an die Menschheit um ihn her geknüpft wurde, erhob Gregor das herkömmliche Cölibat der Priester zum allgemein gültigen Gesetz der Kirche. Der Sorge wie der Freude des heimathlichen Herdes entwöhnt, sollte die Priesterschaft eine geistliche Kriegerschaar werden, die nur der Kirche und ihrem Oberhaupte dienstbar und zur rücksichtslosen Durchführung der päpstlichen Anordnungen geschickt wäre.

Mit leichter Mühe bewog Gregor zwei in rascher Aufeinanderfolge von ihm berufene Synoden, im Namen der Kirche die von ihm getroffenen Maßregeln zu bestätigen. Schwerer war ihre Ausführung. Zwar das christliche Volk hatte sich schon gewöhnt, die päpstlichen Aussprüche gleichwie heilige Worte gehorsam hinzunehmen, aber Fürsten und Priester zürnten den neuen Anordnungen, die so tief in ihre wirklichen oder angemaßten Rechte eingriffen. Daher setzten sie den Briefen und Botschaftern des Papstes einen Widerstand entgegen, der sich an einzelnen Orten bis zur gewaltthätigen Auflehnung steigerte. Doch allen Gegnern an Entschiedenheit des Geistes überlegen, wußte Gregor überall den endlichen Sieg zu gewinnen. So mußte sich selbst der deutsche Kaiser vor ihm demüthigen, der doch für den mächtigsten Herrscher der Christenheit angesehen ward.

Auf dem ehrwürdigen Throne des deutschen Reiches saß damals Heinrich IV., den selbstsüchtige Erzieher aus einem reichbegabten Knaben zu einem leichtsinnigen und unbeständigen Jüngling gemacht hatten. An seinem Hofe blühte die Simonie; fünf Räthe hatte er darum in Folge päpstlicher Aufforderung entlassen müssen. Doch nicht gewarnt durch den Ernst der päpstlichen Gesetze, verschwendete er die Güter der Kirche zum Sold seiner Krieger und schmückte seine Buhlerinnen mit den Edelsteinen der Gotteshäuser. Dazu erhob das Sachsenvolk schwere Klage wider ihn, der es hart bedrückte. Darum entstand zwischen Papst und Kaiser ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem Heinrich der stolzen, aber ruhigen Sprache Gregors nur unbedachte Worte leidenschaftlicher Aufwallung entgegenstellte. Endlich ging Heinrichs Keckheit so weit, daß er die entlassenen Räthe zurückrief und durch einige ihm ergebene Bischöfe die Absetzung des Papstes aussprechen ließ. Aber der bald hitzige und bald verzagte Sinn des Kaisers war dem unbeugsamen Willensernste des Papstes nicht gewachsen. Denn als nun Gregor den Bannfluch aussprach über den Kaiser, als der bisher zurückgehaltene Unwille der deutschen Fürsten und Völker nunmehr dem gebannten Kaiser den ferneren Gehorsam weigerte und somit des Thrones Grundfesten wankten, da warf Heinrich alle Hoheit von sich und zog in rauher Jahreszeit über die Eisberge der Alpen, den strengen Fürsten der Kirche um einen milderen Spruch anzuflehen. Angethan mit einem Büßerhemde, stand er (25.—27. Januar 1077) im Wintersturme drei Tage lang auf dem Schloßhofe zu Canossa, wo Gregor sich eben aufhielt, und harrte der päpstlichen Entscheidung. Am vierten Tage durfte er vor dem erscheinen, der sich das Richteramt beigelegt hatte auch über die Gewaltigen der Erde. Der Papst hatte sein Ziel erreicht und nahm nun den Fluch von des Kaisers Haupt. Aber Friede ward darum nicht. Heinrich vergaß bald, was er dem Papste gelobt; er hatte ein Gedächtniß nur für die Schmach, die er erlitten. Nachdem er in Deutschland siegreich den Widerstand der Fürsten gebrochen, zog er mit Heeresmacht vor Rom, sich zu rächen an dem stolzen Priester. Aber unbeugsam auch in der Gefahr, erklärte Gregor, daß er den wiederum gebannten Herrscher nur dann lossprechen werde, wenn dieser aufrichtige Buße thue. Heinrich gewann Rom; Gregor flüchtete sich in die feste Engelsburg. Endlich kam ein Normannenheer aus Unteritalien dem Papste zu Hülfe, und dieser folgte seinen Befreiern in ihre Stadt Salerno, da ihm die Treue der Römer nicht ohne Grund zweifelhaft dünkte. In dieser freiwilligen Verbannung schied (25. Mai 1085) Gregor aus einem Leben, das ebenso bewegt als für die Kirche bedeutungsvoll gewesen war. Sein letztes Wort war: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“

Großartig und hochsinnig sind die Gedanken, die Gregors Handeln leiteten, und Wahrheit liegt in seiner Anschauung, daß alles Weltliche dem Reiche Gottes unterthan sein müsse. Aber er hat schwer geirrt, indem er das Papstthum für

das Reich Gottes hielt und eine Gewalt üben wollte, die nur dem Herrn der Kirche zukommt und furchtbar ist in eines Menschen Hand. Auch waren seinem strengen Ernst sanftere Gefühle fremd, weshalb sich seine Festigkeit nicht selten bis zur Härte steigerte. Doch nie war es gemeiner Ehrgeiz, was ihn beseelte. Er hatte ja nicht Weib noch Kind, also daß er hätte Begründer eines glänzenden Herrscherhauses werden mögen, und für das eigene Leben bedurfte er wenig. Er selbst bekennt von sich: „Mich drückt das Gewicht meiner Sünden also, daß mir keine andere Heilshoffnung bleibt, als allein in der Barmherzigkeit Christi." Von seiner Umgebung wurde er hoch geehrt; insonderheit an seine geistliche Tochter Mathilde von Toskana fesselte ihn eine wunderbare Freundschaft. Daß er sich rein fühlte von unedlem Thun, hat er in ernster Stunde feierlich bezeugt. Denn als er zu Canossa mit dem Kaiser nach ihrer Versöhnung zur Kirche ging, wo ihrer eine große Menge Volkes harrte, weihte er selbst die Hostie, brach sie und wandte sich dann an Heinrich mit bewegter Rede, die nach der Weise jener Zeit ein Gottesurtheil forderte und ankündigte. Er sei, sagte er, von seinen deutschen Gegnern vielfacher Vergehen angeklagt; solcher Anklage wollte er jetzt das Zeugniß des allmächtigen Gottes entgegenstellen. Darum rufe er jetzt Gott selbst zum Zeugen seiner Unschuld an, indem er zur Bewährung derselben den Leib des Herrn empfange. Wenn er schuldlos sei, möge ihn Gott jetzt freisprechen, wenn schuldig, ihn vernichten mit augenblicklichem Tod. Ruhig genoß er hierauf die Hälfte der Hostie; tiefbewegt schaute die Versammlung auf ihn. Er reichte dem Kaiser die andere Hälfte des geweihten Brotes und forderte ihn auf, dieselbe anzunehmen, wenn er sich schuldlos fühle. Aber bestürzt wich Heinrich zurück; sein Gewissen war nicht rein. —

---

§. 38.

Das Papstthum von 1085 bis 1517.

Gregor hatte seinen Nachfolgern seine Pläne wie den Streit mit der weltlichen Gewalt als Erbe hinterlassen. Zwar wurden durch die beginnenden Kreuzzüge die Blicke der christlichen Völker von dem widerwärtigen Zwist ihrer geistlichen und weltlichen Oberen abgelenkt, aber schon hatte die Wissenschaft des Streites Gegenstand geprüft und mit ruhiger Besonnenheit die Rechtsfrage festgestellt. Die Bischofe waren Fürsten im Staat wie in der Kirche; demnach hatten auch die Oberhäupter des Staates und der Kirche Anspruch auf ihre Einsetzung. So kam (1122) zu Worms zwischen dem Kaiser Heinrich V. und dem Papst Calixtus II. die endliche Vereinigung — das Wormser Concordat — zu Stande. „Der Kaiser übergibt Gott, dem heiligen Petrus und Paulus und der katholischen Kirche alle Investitur mit Ring und Stab. Er gestattet, daß in allen Kirchen die Wahl und Weihe frei nach den Kirchengesetzen geschehe.

Der Papst genehmigt, daß die Wahl in Gegenwart des Kaisers ohne Gewalt und Simonie vollzogen werde. Bei zwiespältigen Wahlen hilft der Kaiser der gerechten Partei nach des Erzbischofs und der Bischöfe Rath. Der gewählte Prälat empfängt die Reichslehen durch das kaiserliche Zepter und leistet den Lehenseid."

Nur kurze Zeit ruhete der Streit. Weder die kaiserliche noch die päpstliche Gewalt hielt sich innerhalb der Schranken, die der Vertrag gezogen hatte. Jede trachtete vielmehr die andere zu mindern, um dadurch selbst zu wachsen. Bald gesellte sich zum Hader der Häupter auch der Haß der Völker. Die stolzen Bürger der reichen lombardischen Städte ertrugen nur widerstrebend die Landeshoheit, die nach altem Rechte den deutschen Kaisern über sie zustand. Und als in Deutschland das hochherzige Fürstenhaus der Hohenstaufen oder Waiblinger — von dem schwäbischen Städtlein Waiblingen also genannt — den Kaiserthron bestiegen hatte, was die Eifersucht des gleichmächtigen Hauses der Welfen weckte, da trug sich solche Zwietracht der Parteien mit ihren nun italienisch gewandelten Namen auch auf das Land jenseit der Alpen über, und in Ghibellinen und Guelphen theilte sich auch dort die Menge. Das Haupt aber der Guelphen oder der Feinde des kaiserlichen Hauses war der Bischof zu Rom.

Doch als die päpstliche Würde von ihren eigenen Trägern in den unseligen Kampf der Völker hineingezogen ward, sank sie in der Achtung ihrer nächsten Umgebung, die des unwürdigen Schauspiels Zeuge war. Schon erhoben sich einzelne Stimmen wider die weltliche Gewalt des Statthalters Christi, da doch Christi Reich nicht von dieser Welt sei. Die kühnste unter diesen Stimmen war die des jugendlichen Priesters Arnold von Brescia, der geradezu eine Reformation der Kirche forderte. Aber er irrte wie viele sonst wackere Männer seiner und der folgenden Zeit, indem er die Wurzel aller kirchlichen Schäden nur in äußeren Mißständen statt in dem wachsenden Abfall der Kirche vom Evangelium fand. Darum hatte auch die von ihm geweckte Bewegung keine weitere Folge; doch brachte sie große Verwirrung über jene Zeit und große Angst über den päpstlichen Stuhl. Denn seine glühende und auf das Schriftwort sich stützende Predigt reizte das Volk, des Papstes weltliches Regiment zu zertrümmern und die alte Republik zu Rom wieder aufzurichten. Wohl irrte Arnold eine Zeit lang vor der Rache der Priester flüchtig von Land zu Land, bald aber mußte der Papst flüchtig werden, und Arnold zog in Rom ein. Doch müde der inneren Unruhe, unterhandelte der Senat der Stadt mit dem Papst wegen dessen Rückkehr, und der erst als Befreier begrüßte Arnold mußte ins Elend wandern. Aufgegriffen von den Kriegern Kaiser Friedrichs I., ward er von diesem als Empörer an den Papst übergeben. Dieser sprach über ihn das Todesurtheil, und so fand der unbesonnene Priester ein schreckliches Ende (1155).

Uneingedenk der Wohlthat, welche Friedrich dem Papstthum durch Arnolds Auslieferung erwiesen hatte, beharrte letzteres in seiner Feindschaft wider den

Kaiser. Da nach alter Sitte die deutschen Könige zu Rom aus des Papstes Hand Krone und Namen eines römischen Kaisers empfingen, so glaubten die Päpste, den Kaiser gleichwie einen Vasallen ansehen zu dürfen. So wagte auf deutschem Boden der Legat Cardinal Roland in Kaiser Friedrichs Gegenwart vor den versammelten Fürsten das kühne Wort: „Von wem hat denn der Kaiser die Krone, wenn nicht vom Papste?" Da zog einer der Fürsten sein Schwert, solche Anmaßung des Fremdlings zu rächen. Der Kaiser wehrte dem raschen Zorn, doch mußte der Cardinal aus dem Lande weichen. Die deutschen Bischöfe aber schrieben nach Rom: „Unserem Vater, dem Papste, erzeigen wir gern die schuldige Ehrerbietung, unsere freie Krone des Reichs aber schreiben wir blos der göttlichen Wohlthat zu." Doch Rom beharrte bei seiner Anmaßung. Cardinal Roland bestieg als Alexander III. (1159—1181) den päpstlichen Stuhl und ward Italiens Vorkämpfer wider Deutschland. Als weltlicher Fürst zog er das Schwert zur Unterstützung der Lombarden, als geistlicher gebrauchte er die noch furchtbarere Waffe des Bannes wider Kaiser Friedrich, bis nach langem und blutigem Streit in Beider Herzen das Verlangen nach Frieden reifte. Zu Venedig schauten sich (1177) die höchsten Häupter der Erde von Angesicht zu Angesicht, und rasch kam nun die Versöhnung zu Stande. Beide schieden mit Achtung von einander; hatte doch Jeder im Glauben an sein gutes Recht und nur mit ehrlichen Waffen gestritten.

Minder ehrenvoll für die fürstliche Gewalt war der Ausgang des Streites, der sich zwischen Alexander und dem König Heinrich II. von England entsponnen hatte. Dieser leidenschaftliche Fürst hatte längst mit Unwillen bemerkt, daß die englischen Priester dem Papste mehr unterthan waren als ihm selbst. Darum ernannte er seinen bis dahin ihm unbedingt ergebenen Kanzler Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury, damit derselbe als nunmehr oberster Bischof des Landes die englische Kirche nach des Königs Sinn regiere. In der That unterzeichnete der neue Erzbischof auf einer großen Reichsversammlung ein vom König vorgelegtes Gesetz, wodurch der Krone die Lehenshoheit über alle geistlichen Stellen und eine tiefeingreifende Macht innerhalb der Kirche zugesprochen ward. Als aber der Papst diese Bestimmungen für ungültig erklärte, bereuete Becket seine Willfährigkeit und floh aus dem Lande. Zwar durfte er zurückkehren, doch band er sich von nun an mehr an die Ordnungen der Kirche als an den Willen des Königs. In seinen Erwartungen getäuscht, zürnte ihm der König doppelt und rief einst unwillig aus: „Ist denn unter den Feiglingen, die mein Brot essen, Niemand, der mich von einem rebellischen Priester befreite?" Da eilten vier Dienstmannen Heinrichs nach Canterbury und erschlugen den Erzbischof an den Stufen des Altars (1170). Die blutige That weckte den Zorn des Volkes wie der Kirche. Der König betheuerte, er sei unschuldig an dem Mord, doch konnte er nicht leugnen, daß er den Anlaß dazu gegeben. Die Schuld zu sühnen, unterwarf er sich einer demüthigenden Buße. Zuerst hob er

jenes Gesetz auf, das ihn zum Herrn der Kirche gemacht hatte. Dann zog er (1174) zum Grabe des Gemordeten, der von dem Papst zu einem Heiligen erhoben worden war. Dort stand er einen Tag lang im Bußkleide, fastend und betend, und gebot den Mönchen, ihn mit Ruthen zu geißeln. So ward nun Friede zwischen ihm und dem Papst.

Alexanders III. Nachfolger waren minder kräftigen Sinnes; einen Augenblick schien das Papstthum im Sinken begriffen und selbst in seiner weltlichen Herrschaft bedroht. Denn der deutsche Kaiser Heinrich VI. hatte mit der Hand seiner neapolitanischen Gemahlin auch die Krone von Neapel empfangen; im Norden und Süden war nun Rom von kaiserlichem Gebiete umfaßt. Doch in ungeahnter Weise ward die päpstliche Gewalt auf ihren Gipfel erhoben, als sie von den Cardinälen dem im blühendsten Mannesalter stehenden Innocenz III. (1198—1216) übertragen wurde. Einem Gregor VII. gleich an Festigkeit und Entschiedenheit des Geistes, aber milder und gewandter im Verkehr mit der Welt, dazu hochgelehrt in geistlichen und weltlichen Dingen, ist Innocenz der mächtigste und glücklichste unter allen Päpsten gewesen und hat den Fürsten und Völkern seiner Zeit wie ihr oberster Herrscher geboten. Freilich ging sein Streben vornehmlich dahin, Roms Unabhängigkeit gegenüber den deutschen Kaisern aufrecht zu erhalten, und es war ihm reiche Gelegenheit gegeben, in die Geschicke Deutschlands selbst einzugreifen. Denn Heinrichs VI. Wittwe hatte sterbend die Vormundschaft über ihr unmündiges Söhnlein Friederich in des Papstes Hand gelegt, der nun mit Treue und Einsicht das fürstliche Kind erzog und zugleich die Regentschaft über Neapel führte. Deutschlands Fürsten aber waren nicht geneigt, sich unter des Kindes oder seines Vormundes Herrschaft zu beugen. Doch ihre Wahl schwankte zwischen dem Welfen Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, und dem Waiblinger Philipp, der ein Sohn des Rothbart war. Der Papst erwog, ein Welfe werde der Kirche gehorsamer sein als der Waiblinger, dessen Ahnen schon wider das Papstthum gestritten hatten. Darum urtheilte er, die Krone gebühre dem Haupte Ottos. Philipp zwar widersprach, da dem Papste kein Urtheil zustehe über weltliche Kronen, aber Innocenz gab die stolze Antwort, daß er die Kaiserkrone verleihe und darum auch zu prüfen habe, wer ihrer würdig sei. Philipp fiel endlich durch die Hand eines beleidigten Fürsten. Nun war Otto Alleinherrscher des Reichs, aber im Gefühl seiner Würde machte er auch die alte Hoheit geltend, die sonst von den Kaisern in Rom und Italien ausgeübt worden war. Da sprach der Papst den Bann über ihn aus und bewog die deutschen Fürsten, seinen jetzt zum Jüngling gereiften Zögling Friedrich II. zum Kaiser zu wählen. Sein Rath ward befolgt; Otto starb verlassen auf seiner Burg zu Braunschweig.

Ernster war des Papstes Auftreten wider den König Johann von England, einen Sohn Heinrichs II. Als zu Canterbury die Wahl eines neuen Erzbischofs in ungesetzlicher und unentschiedener Weise vollzogen worden war, ordnete Inno-

cenz ohne des Königs Genehmigung eine neue Wahlversammlung an, die nach seinem Sinn den erledigten Bischofsstuhl besetzte. Darüber erzürnt und ungewarnt durch die demüthigende Erfahrung seines Vaters, unternahm der leidenschaftliche König den gefahrvollen Kampf wider die päpstliche Gewalt, ohne daß ihm die zu solchem Streite nöthige Weisheit und Kraft eigen gewesen wäre. Vergebens forderten ihn päpstliche Gesandte zu wiederholten Malen auf, der Kirche die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu überlassen. Johann beschimpfte die Gesandten durch niedrige Worte und zog die geistlichen Güter zu eigenem Nutzen ein. Da sprach der Papst den Bann über ihn und die Entziehung aller kirchlichen Wohlthaten — das Interdict — über das Reich aus. Nun wurden die Kirchen allen Schmuckes entkleidet und geschlossen, der Ruf der Glocken wie die Lieder der Kirche verstummten, die Gottesdienste hörten auf. Nur die Kindlein durften getauft und die Sterbenden eingesegnet werden, aber Verlobte wurden auf dem Friedhof statt an dem Altar getraut, und die Todten wurden in ungeweihtem Boden ohne Sang und Klang verscharrt. Wo über ein Land ein solcher Fluch ausgesprochen war, hörte alles fröhliche Leben auf. Auf den Straßen grüßte man sich nicht, aus den Wohnungen floh die Freude. Aber wenig kümmerte sich der König um die Trauer seines Volkes. Erst als der Papst im Vollgefühl seiner Majestät die Absetzung über ihn verhängte und Englands Königskrone auf den König von Frankreich übertrug, zitterte Johann, der nie seines Volkes Liebe gesucht hatte und nun seinen Thron wanken sah. Um den Papst zu versöhnen, trat er diesem selbst seine Krone ab und empfing sie nur unter der Bedingung zurück, sich fortan als Dienstmann des päpstlichen Stuhles zu betrachten und demselben Zins zu zahlen. Das englische Volk murrte, mit Unlust sah der französische König seine Hoffnung auf die glänzende Gebietsvergrößerung wieder zerrinnen, aber das Papstthum hatte einen neuen Sieg gewonnen.

Kaum mochte damals ein christliches Volk und Herrscherhaus gefunden werden, zu dem Innocenz nicht ein gebietendes Wort geredet hätte. Durch den römischen Bannfluch ward der König von Frankreich gezwungen, seine verstoßene erste Gemahlin zurückzurufen und eine mit Bewilligung seiner Bischöfe geschlossene zweite Ehe wieder aufzulösen. Die Könige von Aragonien und Portugal entrichteten jährliche Steuer nach Rom, der erstere aus Dankbarkeit für erbetene und gewährte Krönung durch des heiligen Vaters Hand, der letztere widerstrebend und doch endlich sich beugend. Den Fürsten über Bulgarien und die Walachei ertheilte Innocenz den Königstitel; in Polen und Ungarn war er Vermittler bei ausgebrochenem Thronstreit. So sah er seinen stolzen Gedanken verwirklicht, daß die Kirche die Sonne sei, von der alle weltliche Gewalt gleich dem Monde erst ihren Glanz empfange.

Doch wie mächtig auch des Papstes Herrschergeist über die christliche Welt gebot, so war doch sein eigenes Leben überaus einfach. Nicht für sich, nur für

die Kirche verwendete er die reichen Schätze, die unter ihm nach Rom strömten. Auch der Armen nahm er sich mit freigebiger Hand an; den Wittwen und Waisen war er ein einsichtsvoller Versorger. Er predigte gern, und seine Predigten waren gewaltig und ähnlich der alttestamentlichen Bildersprache. Ja nicht selten äußerte er den Wunsch, der glänzenden Bürde seiner Herrschaft überhoben zu sein und in stiller Verborgenheit allein dem geistlichen Amte leben zu können. Zu seinen Lieblingsplänen aber gehörte die Errettung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen und die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen. Darum veranlaßte er (1215) den Zusammentritt einer überaus großen und glänzenden Kirchenversammlung, zu der fast fünfhundert Bischöfe und achthundert Aebte erschienen. Auch kamen Gesandte fast aller christlichen Fürsten, und selbst die morgenländische Kirche hatte Patriarchen oder deren Stellvertreter gesendet. Der Papst legte seine Entwürfe vor, die zum Theil auch die Lehre der Kirche so wie die gegen unkirchliche Lehren zu ergreifenden Maßregeln betrafen. Alle seine Anträge wurden von der Versammlung genehmigt; ihre Ausführung freilich scheiterte zum Theil an der Macht der Verhältnisse. Auch war jene Einigkeit des Concils des Papstes letzte Freude; er starb im anderen Jahre.

Zu der Zeit erwuchs dem römischen Stuhle ein gewaltiger Widersacher in seinem eigenen Pflegling Friedrich II. Derselbe wollte das alte Anrecht der Hohenstaufen auf Italien und die Schirmherrschaft über die Kirche geltend machen, die nach dem Glauben der Völker ihm gebührte als dem gekrönten römischen Kaiser. Aber die Päpste widersetzten sich beharrlich und gebrauchten alle Waffen wider ihn, also daß sein Leben und seine Kraft sich in einem mühevollen und bei allen Siegen doch erfolglosen Kampf wider Rom verzehrte. Unter Anderem ward die schwere Anklage wider ihn erhoben, er habe Mosen und Christum für Betrüger erklärt, die ebenso wie Muhamed die Welt hintergangen hätten. Und in der That mochte der Kaiser durch den ihm eigenen kecken Uebermuth wie durch seinen Groll über die Kirchenfürsten jener Zeit zu Worten verleitet worden sein, die wider die Kirche und ihre Lehre waren. Auch stand der Thron der Päpste fester als die Macht der Fürsten; die Völker hielten zu Rom. Die Hoheit der Hohenstaufen über Italien brach zusammen, und auch das deutsche Volk fühlte keine Liebe zu einem Herrscherhause, das fast nur in und für Italien lebte. Die unheilvolle Verwirrung benutzend, drangen beutelustige Franzosen in das italienische Erbe Friedrichs II. und mordeten (1268) des Kaisers Enkel Conradin. So endete das einst so ruhmvolle Geschlecht der Hohenstaufen. Daß es endete, war freilich gut für die Kirche. Denn der in jenem Hause erblich gewordene Streit wider das Papstthum konnte auch der Kirche nicht frommen. Aber Deutschland und Italien war in unabsehbare Zerrüttung gestürzt, und auch die Hoffnung der Päpste auf völlige Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt ward durch ein anderes Fürstenhaus vereitelt, das

sich mit unerhörter Gewaltthätigkeit gegen den römischen Stuhl erhob. Das war das französische Königshaus.

Schon in der letzten Zeit der Hohenstaufen hatte sich französischer Einfluß selbst im Rath der Cardinäle geltend gemacht, deren Uneinigkeit einmal drei Jahre lang die Wahl eines neuen Papstes verhinderte. Dies führte zu einer seltsamen Bestimmung (1274), die das Conclavegesetz genannt wird. Danach mußten bei einer vorzunehmenden Papstwahl alle Cardinäle in einem Zimmer eingeschlossen werden, bis die Wahl vollzogen war. Geschah Letzteres binnen dreien Tagen nicht, so ward ihnen immer kärglichere Speise gereicht, bis sie sich geeinigt hatten. In solcher Weise, jedoch durch eigne ehrgeizige Veranstaltung, war Bonifacius VIII. (1294—1303) Papst geworden, der einem Gregor und Innocenz nachzuahmen strebte, doch ohne den sittlichen Ernst jener Männer zu besitzen und den Völkern Achtung einzuflößen. Fast geflissentlich suchte er Streit mit dem Könige Philipp von Frankreich, der eben gegen England Krieg führte. Ohne aufgefordert zu sein, wollte der Papst als Schiedsrichter zwischen die Kämpfenden treten. Von Philipp abgewiesen, gebot er der französischen Geistlichkeit, dem Könige die aufgelegten Kriegssteuern nicht zu zahlen. Der König wiederum rächte sich, indem er an den Kirchengütern sich vergriff und alle Ausfuhr von Gold und Silber verbot. Das betraf den Papst gar hart; denn aus Frankreich strömten viele Schätze nach Rom. Da ward dem König ein päpstliches Schreiben übergeben, das also lautete: „Bonifacius, der Bischof und Knecht der Knechte Gottes, an den König Philipp von Frankreich. Fürchte Gott und halte seine Gebote. Wir thun dir zu wissen, daß du in geistlichen und weltlichen Dingen unser Unterthan bist. Die Ertheilung geistlicher Stellen und Einkünfte geht dich nichts an. Hast du die Aufsicht über erledigte Stellen, so hast du ihr Einkommen den Nachfolgern aufzubewahren. Und hast du welche verliehen, so erklären wir solche Verleihung für ungültig und widerrufen Alles, was daraus hervorgegangen. Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer. Gegeben im Lateran." Philipp blieb die Antwort nicht schuldig. Sie lautete: „Philipp, von Gottes Gnaden König von Frankreich, entbietet dem Bonifacius, der als Papst auftritt, nur geringen oder gar keinen Gruß. Deine allerhöchste Narrheit soll wissen, daß wir in zeitlichen Dingen Niemandes Unterthan sind. Die Verleihung erledigter Stellen stehet uns zu nach Königsrecht, ihre Einkünfte verwenden wir für uns; die bereits erfolgten oder noch zu erfolgenden Verleihungen geistlicher Stellen werden in alle Zukunft ihre Gültigkeit behalten, und ihre Inhaber werden wir gegen Jedermann kräftiglich schützen. Wer anders glaubt, den halten wir für einen Narren und unsinnigen Menschen. Gegeben in Paris." Wo solche Heftigkeit redete, war Aussöhnung kaum möglich. Zwar stimmte der Papst einen versöhnlicheren Ton an, behauptete auch, das eben mitgetheilte Schreiben sei untergeschoben, aber Philipp ließ alle päpstlichen Briefe verbrennen. Da erklärte Bonifacius, der Glaube an die Herrschaft

des päpstlichen Stuhles über alle Creatur sei ein zur Seligkeit nothwendiger Glaubenssatz der Kirche, und sprach den Bannfluch über den König aus, der jenen Glauben verleugne. Doch gestützt auf die Anhänglichkeit seines Volkes, nannte der König den Papst einen widerrechtlich Gewählten und sandte seinen Kanzler Wilhelm von Nogaret nach Rom, diese Erklärung selbst zu überbringen. Böser Ahnung voll, flüchtete Bonifacius in seine Heimath Anagni. Aber auch dorthin folgte ihm der Franzose, von Bewaffneten begleitet. Weiteres Entrinnen war unmöglich. Da bestieg der Papst, mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, den Thron und erwartete mit altrömischer Entschlossenheit den Gesandten des zornigen Königs. Der Gesandte erschien; sein Gefolge nahm den greisen Papst gefangen. Nach einigen Tagen schaarte sich das Volk zusammen und befreite den Gefangenen, aber dieser war in Folge der erlittenen Schmach so erschüttert, daß er in Wahnsinn verfiel und nach wenigen Monden starb.

Nicht lange darnach bewirkte französische List, daß ein französischer Bischof — Bertrand von Bordeaux — unter dem Namen Clemens V. zum Papst gewählt wurde. Anstatt nun nach Rom zu ziehen, wo alle Päpste vor ihm gewohnt hatten, nahm der neue Nachfolger Petri seinen Sitz zu Avignon am Rhonefluß (1309). Dort wohnten auch die folgenden Päpste, die meist unter dem Einfluß der französischen Könige gewählt waren und auch nach deren Willen die Kirche regierten. Und weil solche Abhängigkeit des Papstthums vom Pariser Königshof fast siebzig Jahre (1309—1377) währte, ward sie in bitterem Spott mit der Gefangenschaft Israels in Babel verglichen und das babylonische Exil der Päpste genannt. Mit immer lauterem Murren sah die christliche Welt, wie der Statthalter Christi ein Fürstenknecht geworden sei. Vornehmlich zürnte das deutsche Volk, daß der päpstliche Hof sich in seine Angelegenheiten mit der alten Anmaßung mischte, während er doch sichtbar weniger das Heil der Kirche als den Nutzen Frankreichs im Auge hatte. Darum versammelten sich (1338) zu Rhense am Rhein die angesehensten deutschen Fürsten und bestimmten, daß künftig allein die Wahl der Fürsten über die Besetzung des Kaiserthrones entscheide und der von ihnen Gewählte der päpstlichen Bestätigung und Krönung nicht erst bedürfe. Die Römer aber richteten (1347) die alte Republik wieder auf, zu deren Haupt sie den Tribun Rienzi bestellten. Zwar verlor sich diese abenteuerliche Bewegung bald wieder, aber der Kirchenstaat blieb ein herrenloses Land, das sich in lauter kleine Staaten auflösen zu wollen schien. Von dem päpstlichen Hofe zu Avignon vernahm man, daß dort gar ein unheilig Treiben herrsche und alle Zucht und Sitte immer mehr schwinde. Da sank die Achtung der Völker vor der päpstlichen Würde rascher, als sie sich einst gebildet hatte. Selbst die sonst so gefürchteten geistlichen Waffen der Päpste — Bann und Interdict — schienen abgestumpft zu sein, seitdem der römische Stuhl selbst weltliche Waffen nicht verschmäht und somit die Könige gelehrt hatte, auch ihrerseits das Schwert gegen Rom zu gebrauchen. Und nicht blos von erzürnten

Königen, sondern auch von treuen Dienern der Kirche mußte sich der päpstliche Stuhl manch ernstes Wort sagen lassen. So hatte einst ein Papst einen seiner Günstlinge nach England gesendet, wo derselbe eine einträgliche geistliche Stelle übernehmen sollte. Aber der Bischof des Sprengels verweigerte dem Gesendeten die Einweisung, da es ein zum Priesteramt ganz unfähiger Mensch war. Darüber vom Papst seines Bisthums enthoben, schrieb der Bischof freimüthig zurück: „Seit dem Falle des Teufels ist keine Sünde so wider das Evangelium, als wenn die Seelen durch Untreue im Hirtenamt ertödtet werden. Solche Sünde begehen diejenigen, welche mit der Milch und dem Leben der Schäflein Christi nur ihre eignen fleischlichen und irdischen Lüste nähren, während sie zur Handhabung der Seelsorge eingesetzt sind. Darum kann der heilige apostolische Stuhl nichts gebieten, was solcher Sünde ähnlich ist. Denn das wäre offenbar ein Verderbniß oder Mißbrauch der heiligsten und inhaltschwersten Gewalt. Und wer diesem Stuhle mit reinem und aufrichtigem Gehorsam ergeben ist, darf Geboten solcher Art nicht gehorchen, sondern muß aus allen Kräften dagegen reden und auftreten. Aus diesem Grunde, ehrwürdiger Herr, versage ich in schuldiger Treue und Unterthänigkeit den in deinem Schreiben enthaltenen Vorschriften den Gehorsam und will wider dieselben zeugen in Wort und That.“ Der Papst vermochte nichts wider solchen Freimuth, der auf Wahrheit sich stützte. Immer dringender forderte der Unwille der Völker, daß das Oberhaupt der Kirche seiner unwürdigen Stellung in Avignon entzogen und der Stadt Rom zurückgegeben werde. Selbst in den Liedern des hochgeachteten Dichters Petrarka († 1374) ward des Papstes Rückkehr mit der Kraft und dem Zauber der Poesie als das Verlangen von ganz Italien begehrt. Und als ein Bischof vom päpstlichen Stuhle einen Verweis empfing, weil er seinen Bischofssitz auf längere Zeit verlassen hatte, gab er die treffende Antwort, daß ja der Papst in gleicher Schuld sei. Endlich wagte Gregor XI. die Rückkehr zur Siebenhügelstadt. Müde der langen Verwirrung, empfingen ihn die Römer mit großer Freude. Aber Friede ward darum nicht in der Kirche. Stark durch Zahl und Kühnheit, wählten nach Gregors Tode (1378) die französischen Bischöfe einen neuen Papst, der zu Rom bereits erfolgten Wahl des Nachfolgers widersprechend. Da standen sich plötzlich zwei Statthalter Christi gegenüber; Einer sprach über den Anderen und dessen Anhänger den Bann, also daß die ganze Christenheit im Bann gewesen wäre, wenn man anders denselben noch sonderlich geachtet hätte. Jahrzehnte dauerte dies Unwesen; zu Rom und Avignon wurden besondere Päpste gewählt. Aber mit solcher Theilung war auch die Macht des Papstthums gebrochen und seine weltgeschichtliche Bedeutung zu Ende. Förderte es doch nicht mehr die Einheit, sondern gerade die Zwietracht unter der Christenheit! Und weil jeder Papst den alten Glanz des heiligen Stuhles aufrecht erhalten wollte, während er doch nur über die Hälfte der Schätze und Einkünfte zu verfügen hatte, die sonst die äußeren Hülfsquellen der römischen Bischöfe gewesen waren,

begann er unter den nichtigsten und unwürdigsten Vorwänden von der gutmüthigen Willfährigkeit der Völker immer neue Abgaben zu erpressen, wie denn zumal dieser Zeit der schmachvolle Ablaßhandel sein Entstehen verdankt. Doch nicht ungestraft ward die Geduld der Christenheit ermüdet. Schon lebte eine nicht geringe Zahl einsichtsvoller Männer, die für die Schäden der Kirche ein klares Auge und ein kühnes Wort hatten. Vor Allem war es die hochberühmte Universität von Paris, welche durch ihre gefeiertsten Lehrer muthigen Einspruch erhob gegen die geschändete Ordnung der Kirche. Ihr hervorragendster Vertreter war ihr Kanzler Gerson († 1429), der eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern forderte. Er erklärte, wie zwar immerhin ein sichtbares Oberhaupt der Kirche nothwendig sei, die Kirche selbst aber in ihrer Allgemeinheit höher stehe als die päpstliche Würde. Daher sei eine die ganze Christenheit in sich darstellende Kirchenversammlung befugt, auch über die Päpste zu richten und ihrer Gewalt geziemende Schranken zu setzen. Eine solche Kirchenversammlung trat endlich im Frühlinge des Jahres 1409 zu Pisa zusammen, von den Cardinälen berufen. Aber sie unterschied sich wesentlich von den früheren Concilien, indem auf ihr die Zahl der Bischöfe überwogen ward von der Menge der Rechts- und Kirchenlehrer, die vornehmlich von den Universitäten gesendet worden waren. Unter den Anwesenden waren viel treffliche Männer, aber doch fehlte der Mehrzahl der gute Wille und die nöthige Einsicht. Zwar wurden die Päpste zu Rom und Avignon für abgesetzt erklärt, da sie dem Spruch der Versammlung sich nicht fügen wollten und also als beharrliche Störer des kirchlichen Friedens erschienen. Dann aber schritt man sofort zu einer neuen Papstwahl, die auf einen siebzigjährigen Greis — Alexander V. — fiel. Wohl ermahnte Gerson den Erwählten in kraftvoller Rede, daß er die Kirche Christi durch weise Leitung zu einem wahrhaften Bilde des Reiches Gottes auf Erden umwandeln möge, doch der neue Papst fürchtete gerade solche Umwandlung und löste die Versammlung auf, ehe sie Zeit zu reformatorischen Beschlüssen gefunden hatte. Und da die abgesetzten Päpste von ihrer Würde nicht weichen wollten, ward die Christenheit durch ein dreifaches Papstthum zerrissen.

Papst Alexander starb (1410) an Gift, das allem Vermuthen nach ein Cardinal ihm bereitet hatte. Der Giftmischer — jetzt Johann XXIII. genannt — schwang sich auf den päpstlichen Stuhl. Erst Seeräuber, dann Gebieter von Bologna, hatte er zu Wasser und zu Lande seinen Namen furchtbar gemacht. Nun sollte er Hirt der Gemeinde Christi sein. Gedrängt von dem Kaiser Siegmund, der mit redlichem Sinn das Heil der Kirche erstrebte, willigte er in die Berufung eines Concils. Er gedachte es unter seinem Auge in Italien abzuhalten, aber der kaiserliche Wille entschied für das deutsche Land. Und so trat denn (1414) die große Kirchenversammlung zu Constanz zusammen, auf die das Auge der ganzen abendländischen Christenheit voll verlangender Hoffnung schaute. Freilich zeigte die zusammengeströmte Menge nicht den Ernst, der der heiligen

Sache geziemte. Denn nicht nur Tausende von Bischöfen und Priestern, sowie zahlreiche Fürsten mit ihren Räthen und gelehrte Abgeordnete der Hochschulen waren erschienen, sondern auch Schauspieler und selbst unzüchtige Dirnen hatten sich eingefunden, den weltlichen Lüsten der geistlichen Versammlung zu dienen. Zwar die ersten Sitzungen der Versammlung schienen von kräftigem Eifer für Hebung des kirchlichen Nothstandes zu zeugen. Denn unter Gersons Einfluß wurden alle jene Grundsätze zu Beschlüssen erhoben, die einst von diesem ausgezeichneten Gelehrten über die Stellung eines Concils ausgesprochen worden waren. Auch wurde verordnet, jede Abstimmung solle nach den vier vertretenen Nationen — Deutschen, Franzosen, Italienern, Engländern — und nicht nach Köpfen erfolgen. — Die Vertreter jedes Volkes sollten erst für sich berathen und stimmen; das von wenigstens drei Nationen Beschlossene sollte als Bestimmung des ganzen Concils gelten. Wäre nämlich nach Köpfen gestimmt worden, so würden die zahlreichen Italiener dem Papst einen leichten Sieg bereitet haben. Nun ahnte der Papst, was ihm bevorstehe. Darum flüchtete er aus Constanz, als Stallknecht verkleidet. Aber er ward angehalten und als Gefangener auf das westwärts von Constanz gelegene feste Schloß Gottlieben gebracht, wo eben auch Johannes Huß im Kerker schmachtete. Das Concil sprach über ihn und Einen der Gegenpäpste die Absetzung aus; der Dritte legte freiwillig seine Würde nieder. Jetzt hatte die Versammlung die höchste Leitung der Kirche in ihrer Hand und hätte die Hoffnungen erfüllen können, zu der ihre bisherigen muthigen Entschließungen berechtigten. Aber es kam anders. Denn wenn auch ein besonderer Ausschuß niedergesetzt wurde, das Werk einer Kirchenverbesserung zu berathen, so scheiterte die Ausführung an der Aengstlichkeit und dem Eigennutz der Mehrzahl. Vergebens forderten die Deutschen, daß erst die Kirche reformirt und dann ein neuer Papst gewählt würde. Die anderen Völker stimmten für das Gegentheil und klagten die Deutschen der Ketzerei an. Da übergab die „gottergebene, geduldige und demüthige, aber durch Gottes Gnade nicht ohnmächtige deutsche Nation" eine Verwahrung, worin sie alle Sünde des Papstthums freimüthig aufdeckte und die vereinigten Nationen zum letzten Male zur Einigung über eine ernstliche Kirchenverbesserung aufforderte. Alles war umsonst, nur öftere Concilien wurden in Aussicht gestellt. Man wählte einen klugen Italiener — Martin V. — zum Papst, der das Concil (1418) auflöste. Er ertheilte allen Anwesenden Ablaß bis zur Todesstunde und verließ die Stadt in glänzendem Aufzuge. Der Kaiser führte ihm das Roß; vierzigtausend Reiter bildeten sein Geleite. Die Völker sahen sich getäuscht, die Frommen trauerten, und das wiederhergestellte Papstthum glich einem übertünchten Grabe.

Zwar verstummte die Forderung einer Reformation nicht sogleich, aber die Fordernden zersplitterten sich in unselige Parteiung und waren selbst unklar über das Ziel, das sie anstrebten. Denn noch immer achteten sie eine Umwandlung der äußeren Kirchenordnung — des Papstthums und des Priesterwesens —

für ausreichend und gedachten nicht, wie der Schade der Kirche in der allgemeinen Abweichung vom göttlichen Worte beruhe und darum auch nur durch Rückkehr zum lauteren Evangelium in Lehre und Leben geheilt werde. An diesem Irrthum scheiterte alle Reformation, die Stunde des Herrn war noch nicht gekommen. Das Papstthum schien sich zu neuer Blüthe erheben zu wollen. Auf der Kirchenversammlung zu Basel ward noch manches freie Wort geredet, aber machtlos löste sie sich auf, nachdem sie bei schleppendem Geschäftsgang und beständigem Hader mit dem widerstrebenden römischen Stuhle viele Jahre (1431—1443) gedauert hatte. Der mattherzige Kaiser Friedrich III. schloß (1448) mit dem päpstlichen Hofe das sogenannte Aschaffenburger Concordat, wodurch das deutsche Reich wiederum die volle geistliche Oberhoheit des Papstes anerkannte. Gleiche Mattherzigkeit schien wie ein schwerer Schlaf auch auf den Völkern zu liegen, die sich nicht einmal zum Streit wider die immer gewaltiger herandringenden Türken ermannten. Wohl ward (1459) auf einer Kirchenversammlung zu Mantua ein Kreuzzug von Pius II. gepredigt, der einer der tüchtigsten Päpste war. Aber die alte Begeisterung für solch heiligen Krieg war erloschen; das Unternehmen offenbarte nur die Kläglichkeit der Zeit. Da versuchte der Papst das kräftige Wort als Waffe wider den Türken zu brauchen und ermahnte den Sultan Muhamed II. brieflich, sich zum Kreuze zu bekehren und ein Knecht Gottes zu werden. Der stolze Türke verachtete das Wort, dessen Tiefe ihm unverständlich war. Die folgenden Herrscher der Kirche häuften auf die alte Missethat des Papstthums immer neue Sünde. Innocenz VIII. (1484—1492) wurde wegen seiner zahlreichen außerehelichen Kinder als „Vater des Vaterlandes" verhöhnt und ließ sich zum Kerkermeister des Sultans gebrauchen, dessen jüngeren Bruder er gegen Zahlung einer großen Geldsumme gefangen hielt. Alexander VI. (1492—1503) ward der Unzucht und des Giftmordes überführt und vergiftete sich endlich aus Versehen selbst mit dem tödtlichen Trank, der für einen Anderen gemischt war. Julius II. (1503—1513) war ein Kriegsmann, der wohl öfter den Harnisch als das Priesterkleid trug. Leo X. (1513—1522) mißbrauchte seine hohe Stellung zu einem weltlich üppigen Hofleben und baute aus dem Erlös des Ablaßkrams die Peterskirche zu Rom. So thaten die Nachfolger Dessen, der einst sanftmüthig und von Herzen demüthig gekommen war, nicht daß er Ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung.

§. 39.

Die Priesterschaft.

Die steigende Macht wie das ungeistliche Leben der Päpste ließ naturgemäß auch das bischöfliche Amt nicht unberührt. Der Einfluß des Bischofs auf die

kirchlichen Ordnungen seines Sprengels minderte sich, je mehr er durch die in alle Verhältnisse eingreifenden Verfügungen des römischen Stuhles beschränkt wurde. Selbst die einst so mächtigen Erzbischöfe hatten kaum ein anderes Vorrecht, als daß sie ihre prächtige Amtstracht — das Pallium — gegen überreiche Bezahlung in Rom sich holen durften. Dagegen räumte die Lehensverfassung jener Zeit den Bischöfen gleichen Rang mit den Fürsten ein, und neben Herzögen und Grafen erschienen auch sie auf den Reichstagen. Freilich waren sie darum auch verpflichtet, ihren Lehnsherren gewaffnet in den Krieg zu folgen, wie denn in den Feldzügen Kaiser Rothbarts ein deutscher Erzbischof durch seine wuchtigen Keulenschläge der Schrecken des Feindes war. Die Wahl der Bischöfe erfolgte durch die Domherren der bischöflichen Hauptkirche. Kaiser und Papst übten das Bestätigungsrecht. Den Bischöfen gebührte die Ausübung aller Gerichtsbarkeit über ihre Priester, die dem Arm der weltlichen Macht entzogen waren. Aber nicht immer glaubten sie das strafen zu müssen, was nach weltlichem Rechte als Unrecht galt, und das befleckte Leben der Oberen war oft ein Freibrief für die Unteren. Wo sie aber eingriffen, da straften sie meist mit schwerer Haft in den Kerkern eines Klosters. Zuweilen sind die Schuldigen selbst eingemauert und dem Hungertode preisgegeben worden. Aber es gab auch treffliche Männer unter den Trägern des Bischofsamtes, die mitten in der argen Welt ihr Herz unbefleckt erhielten. So wird uns von dem Bischof Peter von Moustier in Savoyen erzählt, daß er den Armen zu Liebe selbst arm geblieben sei und vor den Geringen gepredigt habe, während er die Predigten vor Höhergestellten seinen Priestern überließ. In den schneebedeckten Gründen der Alpenwelt umherwandernd, brachte er in alle Hütten geistliche und leibliche Hülfe und gab das eigne Kleid weg, wenn er in strenger Kälte einen Unbedeckten traf. Nur die Kirchen schmückte er gern, also daß auch die ärmste silbernes Abendmahlsgeräth hatte. Doch waren solche Beispiele bischöflicher Hirtentreue nicht zu häufig, und viele Oberhirten der Christenheit achteten ihre Amtspflicht für eine Last, die sie gern auf andere Schultern luden. Da nun bei dem unaufhaltsamen Vordringen der Türken in Kleinasien viele Bischöfe jener Gegend in das Abendland flüchteten, während ihre heimischen Bischofssitze und Gemeinden unter dem Joch der Ungläubigen verödeten, wurden die Flüchtlinge als Gehülfen den Bischöfen des Abendlandes zugeordnet, und die Päpste vergaben fort und fort auch die thatsächlich untergegangenen Bisthümer des Morgenlandes, deren nunmehrige Inhaber als Weihbischöfe oder episcopi in partibus infidelium — Inhaber der Bisthümer in den Ländern der Ungläubigen — die Genossen und Stellvertreter der wirklichen Bischöfe waren. Und weil das Bischofsamt reiche Einkünfte gewährte, ward dasselbe gleich anderen hohen Priesterstellen nicht selten von ehr- und geldsüchtigen Edelleuten erstrebt, und nach der geistlichen Begabung der Bewerber ward wenig gefragt. Das Uebel ward erkannt, aber nicht beseitigt. „Schulknaben und unreife Jünglinge werden um ihrer vornehmen Geburt willen

zu hohen Kirchenstellen befördert und mit dem Vorsitz in geistlichen Collegien betraut, während sie sich weniger dieses Vorsitzes, als vielmehr darüber freuen, daß sie der Ruthe entlaufen sind.“ Bernhard von Clairveaux.

Ueberhaupt stellte der gesammte Priesterstand in sich den Geist der Zeit dar. Unter seinen Gliedern haben Viele um des Reiches Gottes willen Alles weggeworfen, was das Leben schmückt, und ob auch ihre Erkenntniß zuweilen eine irrige war, bleibt doch die Großartigkeit ihrer Selbstverleugnung immerhin bewunderungswürdig. Dazu hat es zu keiner Zeit an lauteren Gemüthern gefehlt, welche mit einfältigem Herzen den Herrn Jesum lieb hatten und offen für die Wahrheit zeugten. Aber da dem ganzen Stand die feste Zucht fehlte, erlagen Viele den Versuchungen der Zeit. Die einst von Crodegang aufgestellte Regel ward kaum noch beachtet, wenn auch die Domgeistlichen sich noch immer durch eine gewisse gemeinsame Lebensordnung von den sogenannten Weltgeistlichen unterschieden. Gregors VII. Versuche zur Hebung der Priesterschaft fruchteten wenig, da in der gebotenen Ehelosigkeit eine selten überwundene Versuchung zu schwerer Sünde lag. Einige Diener der Kirche zogen als fahrende Priester amt- und heimathlos umher oder lebten als Burgpfaffen auf den Schlössern der Großen, für Geld zu jedem geistlichen wie ungeistlichen Dienste käuflich. Andere mußten von ihren Bischöfen ermahnt werden, nicht mit klirrenden Sporen noch im Taumel des Rausches zum Gotteshause zu kommen. Und doch ehrte der fromme Sinn des Zeitalters das heilige Amt, auch wo die Person der Ehre unwerth war, und reiche Schenkungen und Vermächtnisse bezeugten es, wie gern man die Kirche und ihre Arbeiter schmückte und irdischer Sorge überhob. Doch auch der Reichthum ward den Beschenkten Anlaß zur Sünde, wie einst den Söhnen Elis, doch ward das zürnende Urtheil der Welt über solchen fleischlichen Priestersinn gemildert durch die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche der Priesterstand übte. Denn alle Armenpflege war in der Hand der Kirche.

---

§. 40.

Das Klosterwesen.

Einflußreicher noch und geachteter unter dem Volk waren die Klostergeistlichen. Wohl mußten auch die stillen Klostermauern oft Zeugen eines gar weltlichen Treibens sein, und Hundegebell und Rossewiehern erklang statt der Hora. Aber immer ernstere und immer zahlreichere Versuche zur Hebung der gesunkenen Klosterzucht bezeugen die Aufrichtigkeit, mit der man den tiefempfundenen Schaden zu heilen strebte. Neue Orden entstanden; einer suchte den anderen an geistlicher Strenge zu übertreffen, einer des anderen Fehler zu meiden. So ward das Kloster Clugny ein vielnachgeahmtes Vorbild echten heiligen Ein-

siedlerlebens. Clugny lag im Lande Burgund und war von seinem Stifter, einem edlen Grafen des Landes, unmittelbar unter des Papstes Aufsicht gestellt worden. Was der Erbauer gewollt, brachte sein Nachfolger Odo († 942) zur Vollendung. Ein Ritter adligen Stammes, hatte Odo den Glanz seines Stammes mit der Armuth des Mönchslebens vertauscht und erneuerte nach seiner Wahl die alte strenge Regel des Benedictus von Nursia. Nun ward Clugny ein Sitz der Wissenschaft und eine Bildungsstätte der Jugend, und diese geordnete Thätigkeit in Verbindung mit der ernsteren Zucht des Hauses trug nicht wenig dazu bei, das Klosterleben wieder zu veredeln und in der öffentlichen Achtung zu heben. Andere Klöster nahmen die zu Clugny herrschende Ordnung an und verbanden sich mit demselben zu einem Klosterverein, der sich die Congregation der Cluniacenser — d. i. Verein der Mönche von Clugny — nannte. Die Zahl der dazu gehörigen Klöster stieg auf zweitausend, und auch in Deutschland gründete (1069) Abt Wilhelm das Kloster Hirschau bei Calw im jetzigen Würtemberg nach Odos Regel.

Doch Clugnys Ruhm und Reichthum schien Einzelnen noch zu weltlich. Darum bauten dreizehn Mönche als Flüchtlinge aus der Welt ihre Zellen in dem düstern Alpenthale Chartreuse bei Grenoble (1084). Ihr Führer war der Domherr Bruno aus Cöln, der zuvor der Kathedralkirche zu Rheims vorgestanden hatte. Der Erzbischof von Rheims aber war ein unwürdiger Priester voll fleischlicher Trägheit, dem der Bauch sein Gott war. Unverholen hatte er geäußert: „Mein Bisthum wäre eine ganz gute Stelle, wenn man nicht Messe lesen müßte." Da kam dem Bruno ein Grauen an vor solchem Priesterleben, und er flüchtete mit etlichen Gleichgesinnten in die Einsamkeit der Alpen. Hier nun vereinten sie sich zu einer Gemeinschaft mit einer neuen und unerhört strengen Regel. Alles gemeinsame Reden ward untersagt; nur dem Lobe Gottes sollte die Zunge dienen. Gemeinsame Buß- und Andachtsübungen, sowie das Abschreiben geistlicher Bücher füllten die Zeit aus. Die Speise war die einfachste, das Hausgeräth das ärmlichste; Fasten war häufig und streng. Und doch schien solche Strenge Vielen eine Stufe zum Himmel; Klöster entstanden nach Brunos Regel. Der neue Orden ward nach seinem ursprünglichen Sitz der Orden der Carteuser genannt. Das Ordenskleid war ein schwarzer Mantel.

Minder übertrieben in der Strenge und doch dem Geist der Zeit entsprechend, gründete (1098) der französische Graf Robert zu Citeaux bei Dijon den Cistercienserorden. Der ahmte die Weise Clugnys nach, aber im Gegensatz zu dem wachsenden Hochmuth jenes Klosters ordnete er sich freiwillig den Bischöfen unter und untersagte seinen Gliedern allen Eingriff in die Seelsorge, die man den ordentlichen Pfarrern überlassen müsse. Der Orden wurde bald hochberühmt und zählte in der Zeit seiner Blüthe zweitausend Mönchs- und sechstausend Nonnenklöster. Ihr Ordenskleid ist weiß mit schwarzem Gürtel

und Ueberwurf. Die Sage berichtet, die heilige Jungfrau selbst habe ihnen solche Tracht vorgeschrieben.

Wunderbarer noch und anziehender als die Geschichte der bisher genannten Ordensstifter ist das Leben Norberts, der den Orden der Prämonstratenser errichtet hat. Der war zu Xanten am Rhein geboren und stammte aus einem gräflichen Geschlechte. Obwohl er schon in seiner Jugend in den geistlichen Stand trat, hatte er doch die Welt lieb. Denn er war mit Allem ausgestattet, was vor der Welt gilt. Wohlgebildet und reich an Gaben des Leibes und der Seele, gelehrt nach dem Urtheil seiner Zeit und angenehm im Umgang, wohlgelitten bei Hoch und Gering, ging er mit fröhlichem Leichtsinn durch das Leben, in dem er weder innere noch äußere Kämpfe zu bestehen hatte. Ein ihm angetragenes Bischofsamt schlug er aus, weil er des hohen Amtes Ernst ahnte und scheute. Aber durch eine gewaltige Fügung Gottes ward er zu dem geistlichen Ernst erzogen, der ihm bisher gefehlt. Denn wie er eines Tages in ritterlichem Schmuck von Xanten in das Freie ritt, von einem Knappen begleitet, zog ein Wettersturm mit Donner und Blitz heran und gefährdete das Leben der Reiter. Aengstlich mahnte der Knappe zur Umkehr, aber verwegen spornte Norbert sein Roß vorwärts. Da schlug ein Blitz vor ihm nieder, die Erde spaltete sich, das Roß brach zusammen, und der Reiter ward in den Erdspalt geschleudert. Aus seiner Betäubung erwachend, empfand er, wie furchtbar nahe der Herr ihm gewesen. Er stand auf, legte ein Bußkleid an und übte freiwillig und eifrig die Pflichten des geistlichen Amtes, denen er sich bisher entzogen hatte. Ja, er wagte es, das weltliche Leben seiner Amtsgenossen im Chorstift zu Xanten freimüthig zu strafen, und als einer derselben ihm voll rohen Zornes in das Angesicht spie, wischte er in stiller Selbstüberwindung den Anwurf sammt seinen Thränen vom Antlitz und schien das Wort zu seinem Wahlspruch gemacht zu haben: „Durch Glauben und Geduld.“ Aber diese Geduld mußte erst gelernt und bewährt werden durch eine Reihe von Kränkungen, davon jene Schmach nur der Anfang gewesen war. Denn die gesunkene Priesterschaft wußte nichts von Buße und verstand darum auch den Bußernst nicht, den der einst so weltliche Norbert jetzt gegen sich und Andere geltend machte. Da verließ der Bedrängte die Heimath, nachdem er sein Gut den Armen gegeben, und durchzog in armseligem Gewand das nördliche Frankreich, Laien und Priestern Buße predigend. Wohl erschütterte sein Wort viele Herzen, und um ihn sammelten sich bewundernde Gefährten, deren einer ihm zurief: „Ich bin an dich gebunden mit unauflöslichen Banden.“ Aber er mußte auch bittere Erfahrungen machen, wie schon die Heimath ihm geboten hatte. Da flüchtete er mit sieben Genossen in das Waldesdunkel von Prémontré bei Laon und baute ein Kloster nach einer neuen Regel, die nun nach dem Orte benannt wurde (1121). Wie er bisher schon in williger Unterordnung unter die Bischöfe die Wirksamkeit des geordneten kirchlichen Amtes unterstützt hatte, so sollte auch der Orden die Ausbreitung und

die Pflege des Evangeliums unter Christen und Heiden und demnach die fleißigste Seelsorge sich zur Lebensaufgabe machen und doch dabei die strenge Ordnung und Zucht der Klosterleute beibehalten. Die Ordenstracht war weiß.

Einige Jahre nach Gründung des Klosters begleitete Norbert einen Freund durch Deutschland, wo derselbe sein Hochzeitsfest feiern wollte. Scheidend widmete er seinen Mönchen ein Abschiedswort, das die Ahnung des ewigen Abschiedes und zugleich die lauterste Frömmigkeit ausspricht. Darin heißt es: „Geliebteste Brüder, wir vermahnen euch zu emsigem Dienste des Herrn, dem ihr durch theure Gelübde verpflichtet seid. Ihr habt euch selbst und all das Eure frei dahingegeben und verlassen, um täglich das Kreuz Christi zu tragen, das ist, mitten unter allerlei Bedrängnissen und Anfechtungen dieser Welt in Geduld und Buße euer Leben zu führen. So wandelt nun auf dem Pfade Gottes vorsichtiglich, daß ihr nicht unbereitet vom Tode ereilet werdet; beobachtet pünktlichen Gehorsam, freiwillige Armuth und unbefleckte Keuschheit. Wer im Gewande der Frömmigkeit, im bloßen Scheine der Taubeneinfalt und nur vorgeblich genährt mit der vernünftigen lauteren Milch des Evangeliums einhergehet, innerlich nackt und bloß und ein Verächter der heilsamen Lehre und Zucht, der sieht, wenn er nicht umkehrt, der ewigen Verdammniß entgegen. Darum sehet gern und fleißig auf dies Blatt, welches euch in kurzen Zügen zu reiner Verehrung Gottes mahnt, damit ihr einst das Wort des Herrn an Abraham vernehmet: Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn. (1. Mos. 15, 1.) Betet mit Inbrunst zu dem Gott, der für uns Mensch geworden und der versucht worden ist gleichwie wir und daher auch Mitleid haben kann mit unserer Schwachheit. Betet, daß er das Dichten und Trachten eures Herzens werde, mit seiner Treue euer Wächter, mit seiner Unschuld eure Gerechtigkeit sei und euch also durch das zeitliche Leben geleite, damit ihr das ewige nicht verliert. Er schenke euch das, der mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebet und regiere in Ewigkeit. Amen."

In Deutschland angekommen, predigte Norbert zu Speier vor dem Kaiser Lothar. Es waren aber auch Priester aus Magdeburg in der Kirche, die wegen Wiederbesetzung des dortigen Erzbisthums an den Kaiser gesendet worden waren. Da schien nun der gewaltige Prediger ganz der Mann zu sein, den erledigten Bischofsstuhl zu zieren. Widerstrebend nahm Norbert das Amt an, und im Büßerkleide, statt im Bischofsschmucke zog er in die reiche Stadt ein. Es wird erzählt, der Pförtner des erzbischöflichen Palastes habe ihm den Eintritt verweigert, weil schon so viel gemeines Volk mit eingedrungen sei. Als der Mann seinen Irrthum bemerkt und sehr erschrocken gewesen, habe der neue Erzbischof zu ihm gesagt: „Lauf nicht, lieber Bruder. Du kennst mich besser als meine Wähler, die mir eine Würde aufnöthigen, deren ich nicht werth bin."

Doch fand er wenig Freude im neuen Amte. Seinem Eifer für Herstellung eines heiligeren Priesterlebens stellten sich dieselben Hemmnisse entgegen

wie früher. Oft auch mag seine unbesonnene Strenge die Herzen mehr erbittert als gebessert haben. Darum bildete die Sorge für seinen aufblühenden Orden seine Herzensfreude, weil er hier den meisten Erfolg und Dank erntete. Er starb 1134; sein Leib ruht im Prämonstratenserkloster zu Prag.

Ueberaus groß war jetzt die Zahl der klösterlichen Orden; mannichfache Eifersucht und Zwietracht zwischen den einzelnen Vereinen waren die unvermeidliche Folge. Darum gebot Papst Innocenz III., daß fortan kein neuer Orden gestiftet werde. Zuvor hatte er aber noch zwei Männern Erlaubniß gegeben, unter bisher unerhörten Vergünstigungen mönchische Vereine zu gründen, die zu wesentlichen Stützen des römischen Stuhles wurden und in das gesammte Kirchenwesen des Mittelalters tief einzugreifen bestimmt waren. Jene Männer waren Franziskus von Assisi (1182—1226) und Dominikus Guzman (1170—1221), und diese Orden waren die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Geboren in dem römischen Städtchen Assisi, widmete Franziskus seine Jugendzeit dem väterlichen Handelsgeschäfte. Freilich mochte es dem Willen des Vaters wenig entsprechen, daß er das gewonnene Geld unter die Armen vertheilte. Und als der schwärmerische Jüngling Gottes Hülfe in schwerer Krankheit erfahren hatte und sich durch Träume und Erscheinungen zum Dienste des Reiches Gottes berufen glaubte, warf er alles irdische Hoffen und Genießen weg, um allein dem Reiche Gottes zu dienen. Dem Vorbild der Apostel nachfolgend, die nicht Gold noch Silber in ihren Gürteln, nicht Schuhe noch zween Röcke (Matth. 10, 9. 10.) trugen, zog er unter dem Volk umher als ein Prediger der Buße und der Gnade, ohne Eigenthum und durch milde Gaben sein Leben fristend. Eine braune Kutte war sein Gewand, ein Strick sein Gürtel. Sieben gleichgestimmte Männer schlossen sich ihm an; nach längerem Zögern des päpstlichen Stuhles ward die neue Genossenschaft (1223) feierlich anerkannt. Des Stifters Ordenstracht und Lebensweise ging auf die Ordensglieder über, die den demüthigen Namen fratres minores — d. i. geringe Brüder — annahmen. Geleitet von gleicher Hingabe an den Herrn, gründete die Jungfrau Clara von Assisi den Franziskaner-Nonnenorden. Bisher war Franziskus ein Spott der Leute gewesen, welchen die kühne Weltverachtung und die freiwillige Armuth des Mannes unbegreiflich schien; jetzt ward er ein bewunderter Heiliger, dem schwärmerische Nachahmung immer neue Jünger zuführte. Er aber wollte von keiner Ehre noch Lust wissen; das eigne Fleisch meinte er durch tägliche Geißelung kreuzigen zu müssen. Seine Beredtsamkeit war hinreißend, wenn ihm das freie Wort von der Lippe strömte, aber er verstummte, als er einst vor dem Papst eine studirte Rede zu halten gedachte. Von der Wissenschaft sagte er, daß man sie ja unter Gebet mit stillem Fleiße treiben möge, aber nur zur Mehrung des Reiches Gottes und nie um eitlen Wissens oder Ruhmes willen. Mit Christo in einem kindlich traulichen Umgang lebend und dabei rastlos thätig

nach außen, hat Franziskus Wunderbares gethan und erfahren. Er muß nach dem Geist seiner Zeit gerichtet werden, und die muthige Selbstverleugnung dieser Zeit beschämt die nüchterne Gegenwart.

Dem Franziskus geistig verwandt, doch klareren Sinnes erscheint der spanische Priester Dominikus Guzman, den die wachsende Zahl der mit der Kirche Zerfallenen zum Ordensstifter machte. Auf einer Reise durch Frankreich war er Zeuge der reformatorischen Bewegung gewesen, welche dort durch die Albigenser sowie durch Petrus Waldus hervorgerufen worden war. Da entstand in ihm der Gedanke, die Abtrünnigen wieder mit der Kirche zu versöhnen. Doch mochte er wohl fühlen, daß zumeist das unbefriedigte Verlangen nach dem Trost des göttlichen Wortes jenen Abfall von der Kirche erzeugt habe. Darum machte er sich nach den Gegenden auf, die der Schauplatz der Bewegung waren, und predigte mit allem Eifer wie das Evangelium, so freilich auch die Lehre der Kirche. Gleiches Streben entzündete er in Anderen, und so entstand der Orden der Predigermönche oder Dominikaner, der auch (1215) die päpstliche Bestätigung erlangte. Die Ordenstracht ist ein schwarzer Mantel über einem weißen Kleid. Der Stifter gab seiner Genossenschaft die Gestalt eines Bettelordens, wie er denn auch sterbend den Fluch über Jeden aussprach, der den Sinn der Ordensglieder auf weltliches Eigenthum lenken würde.

Nicht lange nachher entstand (1256) der Bettelorden der Augustiner, dessen Regel von dem großen Kirchenvater herrühren soll. Als der Papst den Orden aus mehreren kleinen Ordensgemeinschaften errichtete, ahnte er nicht, daß aus demselben einst der gewaltigste Kämpfer wider Rom — Martin Luther — hervorgehen würde. Die Kleidung der Augustiner ist schwarz.

Nicht unverdient ist der Ruhm, den die Bettelorden — zumal die zwei erstgenannten — im ganzen Mittelalter gewonnen haben. Aus ihnen sind die trefflichsten Meister der Wissenschaft hervorgegangen, wie denn die Lehrstühle der Hochschulen fast nur von ihnen eingenommen wurden. Dazu haben sie segensreich als Prediger gewirkt zu einer Zeit, in der die Seelsorger der Gemeinden des Predigtamtes selten oder gar nicht warteten. Aber oft sich eindrängend in den Kreis des geordneten Priesteramtes und unter einander wetteifernd, haben sie vielen Streit mit der Priesterschaft und in ihrer eigenen Mitte hervorgerufen.

Mannichfach waren die Ursachen, durch die das gesammte Klosterwesen zu einer wunderbaren Blüthe sich entfaltete. Die Volksstimmung war den Mönchen geneigter als den Priestern, da das lebendige Wirken der Ersteren größere Achtung erzeugte als die träge Unwissenheit der Letzteren. Auch entsprach das Klosterleben dem Geist der Zeit, der in raschem Eifer auch das Köstlichste an Verwirklichung einer hochsinnigen Idee wagte, wie denn das Mönchsthum nicht mit Unrecht als ein Ritterthum der heiligen Selbstzucht bezeichnet worden ist. Endlich widmeten sich die Klosterleute — ähnlich den Vereinen der Gegenwart — der sonst fast vernachlässigten Kranken- und Armenpflege; ein spanischer Orden

hatte sich sogar die Loskaufung gefangener Christensclaven unter den Ungläubigen zur Aufgabe gemacht. Selbst die Fürsten ehrten die Mönche, aus denen gewöhnlich ihre Beichtväter hervorgingen, und zeichneten die Aebte aus, um an diesen ein Gegengewicht gegen die Anmaßung der Bischöfe zu haben. Gleiches thaten die Päpste, für welche die Mönche gleichsam ein unermeßliches Kriegsheer bildeten. So von der Gunst der Hohen und Niederen getragen, wuchs der Klöster Zahl und Reichthum in das Unglaubliche, und die einzelnen Orden zählten ihre Ordenshäuser nach Tausenden und ihre Glieder nach Zehntausenden. Die Mönche theilten sich in Priester und Laien; den Letzteren lagen die äußeren Geschäfte des Klosters ob. Der Vorsteher hieß Abt oder Prior; den Klöstern einer Gegend stand ein Provinzial, jedem Orden ein meist in Rom residirender Ordensgeneral vor. Während die hohen Kirchenstellen der Bisthümer oft mit Edelleuten besetzt wurden, öffnete das Kloster auch für begabte Leute aus dem Volk den Weg zu hohen kirchlichen Würden. Wie ernst die Ordensstifter das Klosterleben faßten, bezeugt die wachsende Strenge der Ordensregeln. Die härene Kutte, die kleine Klosterzelle, Alles mahnte die Ordensglieder zu stiller Sammlung des Geistes und zu anspruchsloser heiliger Thätigkeit. Daher wohnte in den Klöstern Kunst und Wissenschaft, stille Selbstüberwindung und fromme Wohlthätigkeit, so lange sie festhielten an dem Geiste, der sie ins Dasein gerufen. Aber zugleich mit dem hochherzigen Sinne des Mittelalters erlosch auch der edlere Geist des Mönchslebens. Nicht ruhend auf dem Felsengrund des göttlichen Wortes, nur einem oft sich verirrenden Drang der Zeit erwachsen, mußte auch das Klosterleben seinen Glanz und seine tiefere Bedeutung verlieren, nachdem es durch Gottes Fügung viel Gutes gestiftet. Die alte Zucht entwich, die Form blieb und ward zur lähmenden Fessel der Geister. Und als die ganze Christenheit am Ausgang des Mittelalters nach einer evangelischen Umgestaltung der Kirche strebte, da kämpften die Mönche als blinde Werkzeuge des Papstes für jeden Wahn und Mißbrauch. Darum kehrte sich wider sie der Zorn und die Verachtung derselben Völker, die einst ihre Frömmigkeit und Trefflichkeit bewundert hatten.

Manches Herz begehrte dem Herrn zu dienen, ohne gerade Kutte oder Schleier nehmen zu wollen. So entstanden christliche Vereine oder sogenannte Brüderschaften, deren Heimath insonderheit die Niederlande waren. Dort wurden ihre Mitglieder von dem Volke Begharden und Beghinen genannt, welches Wort aus dem niederdeutschen beggen — das ist beten — stammt und demnach soviel als Betbrüder und Betschwestern bedeutet. Diese Brüderschaften kamen zu gemeinsamen Andachten zusammen, in denen die heilige Schrift fleißig gelesen wurde, und warteten der Kranken und Armen. Anfänglich wurden sie berüchtigt, als ob sie die Priester verachteten und gegen die Kirche sich auflehnten, und geriethen in Gefahr, von der Inquisition gerichtet zu werden. Aber bald wurde es klar, daß sie nur Werke des Friedens übten und auf nichts Feindseliges gegen

die Kirche sannen. Darum ließ man sie in Frieden. Dagegen mußte eine Brüderschaft unterdrückt werden, deren geistlicher Eifer zu blinder Hintansetzung aller menschlichen Verhältnisse ward. Das waren Geißler oder Flagellanten. Es kam nämlich (1348) die Pest aus dem Morgenlande nach Europa, wo sie wegen der schwarzen Pestbeulen, mit denen sich der Leib des Kranken bedeckte, der schwarze Tod genannt wurde. Der fromme Sinn der Zeit erkannte darin eine göttliche Heimsuchung, die zur Buße rufe. Aber ebenso lag es im Sinne der Zeit, die Buße nur als äußere Selbstpeinigung zu fassen. Und so schaarten sich die Büßenden zusammen und durchzogen Städte und Dörfer, unter dem Gesang geistlicher Lieder sich selbst geißelnd. Die dadurch herbeigeführten Unordnungen bewogen die Päpste, dergleichen Aufzüge zu verbieten und selbst zu bestrafen, aber dieser überspannte Bußeifer trieb sein Werk fort trotz der Strafe und schwand erst, als die Reformation ein helles Licht über die rechte Buße verbreitete.

Neben Mönchen und Brüderschaften fanden sich auch noch vereinzelte Einsiedler. Der berühmteste unter ihnen ist der Schweizer Claus von der Flühe. Das war ein wackerer und hochangesehener Bauer im Lande Unterwalden, der in seiner Jugend die Schlachten der Eidgenossen mitgeschlagen und dann dem Lande als Richter und Vorsteher gedient hatte. Dazu besaß er Weib und Kind und einen großen Ackerhof. Aber von Kind auf hatte er einen Zug zur Einsamkeit, und wie er als Mann viel Arglist und Ungerechtigkeit um sich her sehen mußte, kam ihm der Gedanke, allem Aergerniß der Welt zu entfliehen. Er nahm Abschied von den Seinen und pilgerte erst planlos in die Welt hinaus, bis er endlich auf einer ihm gehörigen Alpe zu bleiben beschloß. Die Liebe seiner Landsleute baute ihm hier eine Klause und Capelle, wo er zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod (1487) lebte. Das Wasser des nahen Quells war sein Trank, das öfters genossene heilige Abendmahl seine einzige Speise. Doch nicht ganz einsam war er in seiner Einsiedelei. Angehörige und Fremde kamen oft zu ihm, Trost und Rath bei ihm zu suchen, und als einst große Zwietracht war unter dem Schweizervolk, dessen Boten in dem Flecken Stanz tagten und sich nicht einigen konnten, da rief ein treuer Mann den Einsiedler von seiner Alp, daß er Frieden stifte unter den Friedelosen. Und er kam und mahnte so gewaltig zur Eintracht, daß der böse Geist der Selbstsucht entwich und Alle sich versöhnten. Da war große Freude im Land, und als nicht lange nachher der lebensmüde Greis starb, geleitete ihn alles Volk zu Grabe. Sein Lieblingsgebet war der Spruch gewesen:

O mein Gott und mein Herr, nimm Alles von mir,
was mich abwendet von Dir.
O mein Gott und mein Herr, gieb Alles mir,
was mich fördert zu Dir.
O mein Gott und mein Herr, nimm mich mir
und gieb mich ganz zu eigen Dir.

Ebenso bezeichnend für den Geist der Zeit ist auch das Leben heiliger Frauen, wie Catharina von Siena (1347—1380) und Elisabeth von Thüringen (1207—1231). Die erstere war die anspruchslose Tochter eines Färbers in der toskanischen Stadt Siena. Schon in ihrer zarten Kindheit zeigte sie einen wunderbaren Zug zum Himmel, indem sie zunächst freilich für die Herrlichkeit der sichtbaren Kirche glühte. Vornehmlich galt ihre Verehrung dem mächtigen Dominikanerorden, und andächtig küßte sie die Fußtapfen vorübergehender Ordensglieder. Mit den Jahren wuchs in ihr die Liebe zu dem Herrn und reizte ihre rastlos schöpferische Phantasie zu den kühnsten Bildern, in denen sie den Heiland selbst niedersteigen und sich mit ihr verloben, ja das Herz mit ihr tauschen sah. So entsagte sie allem Irdischen und nahm endlich — wie Claus von der Flühe — keine andere Nahrung als das Nachtmahl. Ihr Leben theilte sich in Gebet und Krankenpflege; selbst die grauenvollsten Krankheiten hinderten ihre unerschrockene Dienstleistung nicht. Alles Volk hielt sie schon im Leben als eine Heilige; selbst der Papst hörte auf ihre Mahnung zur Rückkehr von Avignon nach Rom.

Minder überspannt und doch gleich demüthig ist das Leben der edlen Fürstin Elisabeth, die auch nach ihrem Heimgang zu den Heiligen der Kirche gerechnet wurde. Tochter eines ungarischen Königs und Gemahlin des thüringischen Landgrafen Ludwig, hielt sie sich auch im Fürstenkleide doch vor Gott und Menschen wie eine Bettlerin und opferte alle Ehre ihres Ranges, um der Krone des ewigen Lebens nicht verlustig zu gehen. Zumal wenn ihr Gemahl auf fernen Kriegszügen abwesend war, wandelte sie das fürstliche Schloß Wartburg, wo sonst die Minnesänger sangen und aller Glanz eines Fürstenhofes entfaltet ward, in eine Zufluchtsstätte der Kranken und Armen, denen sie mit eigner Hand Nahrung und Kleidung bereitete. Da traf die Nachricht von dem Tode ihres Gatten ein, und der strenge Schwäher Landgraf Heinrich verstieß die trauernde Wittwe sammt ihren Kindern aus der Burg, verbot auch Jedermann, die Verstoßene aufzunehmen. So wanderte die Arme schutzlos durch die Straßen der Stadt Eisenach, wo keine Thür sich ihr öffnete. Sie mußte es dulden, daß eine sonst von ihr unterstützte Bettlerin sie höhnend in die Gosse stieß. Die Priester einer Kirche erbarmten sich endlich der unglücklichen Fürstin, und als sie später bei der Bestattung ihres Gatten im Kloster Reinhardsbrunn zugegen war, bewegte ihre Klage alle Herzen zum tiefsten Mitleid. Selbst der Urheber ihres Leides ward erweicht und wies ihr Stadt und Schloß Marburg im Hessenland als Witthum an. Dort setzte sie in erhöhtem Maße die schöne Liebesthätigkeit fort, die sie auf der Wartburg begonnen hatte. Dabei legte sie sich die härtesten Entbehrungen auf und unterwarf sich selbst den Geißelungen, die ihr finsterer Beichtvater — Konrad von Marburg — über sie verhängte. Aber der zarte, noch jugendlich schöne Leib erlag auch frühe solcher Selbstpeinigung. Ueber Elisabeths Grab prangt eine herrliche Kirche, die ihren Namen führt;

den Altar darin schmückt ihr Bild, und noch heute wird bei der Abendmahlsfeier ein von ihr gewebter Teppich gebraucht, der die Geschichte des verlorenen Sohnes darstellt.

---

§. 41.

Die Kreuzzüge.

Zu allen Zeiten war es frommen Christen eine selige Freude gewesen, in das heilige Land zu pilgern, da alle Thäler und Höhen, alle Wasser und Wüsten geweiht worden waren durch die Wunder und Leiden des Herrn. Solche Wallfahrten begünstigte des Mittelalters gemüthvolle Flüchtigkeit, die zu Jerusalem erfolgreicher zu beten meinte als daheim im Kämmerlein, und selbst die Gefahren solcher Reise reizten den Muth einer Zeit, die gern die Gefahr suchte. Wohl hatte die göttliche Weisheit das heilige Land in die Hände der Ungläubigen gegeben, aber diese duldeten die fremden Pilger gegen mäßigen Zoll. Da überschwemmten die wilden Schaaren der Seldschucken (1079) das gelobte Land und häuften jegliche Schmach auf die christlichen Pilger. Durch das Abendland drang die betrübende Kunde, wie die theuren Stätten des gelobten Landes von den übermüthigen Muselmännern beschimpft würden und Mißhandlung oder Tod der Pilger trauriges Loos sei. Endlich zog ein heimkehrender Wallfahrer — Peter von Amiens — durch Italien und Frankreich und schilderte in öffentlicher Predigt mit glühenden Farben, was man bisher nur durch dunkle Mähr wußte. Ein tiefer Unwille ging durch die christlichen Völker. Papst Urban II. schrieb (1095) zwei große Kirchenversammlungen nach Piacenza und Clermont aus, Italien und Frankreich in die Waffen zu rufen wider die Feinde des Glaubens. Der Ruf fand in tausend und abertausend Herzen ein jubelndes Echo. „Gott will es!“ rief die versammelte Menge, und die Begeisterung wuchs, als der Papst allen ausziehenden Streitern große Gnaden für zeitliches und ewiges Leben verhieß.

Bisher hatten nur in Europas Westen — in Spanien — Christen und Muhamedaner mit dem Schwert sich gegenüber gestanden. Jetzt zog ein gewaltiges Heer begeisterter Streiter, mit dem rothen Kreuz als Streiter Christi bezeichnet, in den fernen Osten, die Stadt Gottes aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Doch hatte das deutsche Land, zerfallen mit dem Papst, nur wenig Kämpfer gesendet. Das griechische Reich folgte nicht der Begeisterung des Abendlandes, dessen Kampf doch auch für Griechenlands Freiheit geführt wurde. Wohl aber behielt sich der eitle Stolz des griechischen Kaisers die Oberhoheit vor über alle Länder, welche die Kreuzfahrer erobern würden. Nach mühevollem Zug und blutigem Kampf ward (1099) Jerusalem erobert und in ein christlich Königreich verwandelt. Die Königskrone nahm der tapfere Kreuz-

fahrer Balduin an, nachdem sein bescheidener Bruder Gottfried von Bouillon — des ganzen Zuges Führer — sich nur Beschützer des Grabes genannt hatte. Doch mit neuer Kraft rückte der Feind an; das neue Königreich kam dem Untergang nahe. Da griffen die mächtigsten Fürsten Europas zum Schwert, das Gewonnene zu halten. Kaiser Konrad III. und der französische König Ludwig VII. unternahmen (1147) eine zweite Heerfahrt in das Morgenland. Doch bald kehrten sie zurück, ohne einen entscheidenden Sieg erkämpft zu haben. Das fremde Klima und die Zwietracht in der Kreuzfahrer Mitte lähmten die Tapferkeit der Kämpfer. Um so unwiderstehlicher drang der Feind vor, dessen ritterlicher Sultan Saladin (1187) die heilige Stadt wieder eroberte und ihr Königthum zertrümmerte. Nun waffnete sich der greise Heldenkaiser Friedrich der Rothbart, aber nur, um in morgenländischen Fluthen ein Grab zu finden (1190). Seine verwaisten Schaaren fanden in den Engländern und Franzosen, die unter ihren Königen Richard und Philipp August nachkamen, nur selbstsüchtige Genossen, alles christliche Heldenthum erstarb unter dem tödtenden Hauche der Selbstsucht, und der großartig begonnene Kreuzzug fand ein ruhmloses Ende. Neue Schaaren, wiederum von einem Balduin aus Flandern geführt, eröffneten (1204) den vierten Kreuzzug, der sich aber gleich bei seinem Beginn gegen ein christliches Reich wandte. Denn der griechische Kaiser Isaak rief die Hülfe der Kreuzfahrer wider einen glücklichen Rebellen auf. Die Gerufenen vergaßen Palästinas und eroberten dem Kaiser den verlorenen Thron wieder. Aber der leichtsinnige Grieche hielt die Versprechungen nicht, durch die er zuvor seine Retter gelockt hatte. Da eroberten diese Constantinopel und theilten das Land unter sich; doch gewann schon 1261 das alte Kaiserhaus Thron und Reich zurück. Inzwischen hatte Kaiser Friedrich II. durch den Ruhm des kaiserlichen Namens und seiner Eigenschaften ohne Waffengewalt Jerusalem von den Türken zurückerhalten, nachdem (1228) nur eine kurze Kreuzfahrt — die fünfte — vorausgegangen war. Aber des Kaisers ritterliche Thatkraft verzehrte sich in unseligem Streit mit dem Papst, und Jerusalem kam wieder in Feindeshand. Edleren Sinnes als viele seiner Vorgänger, versuchte Ludwig IX. von Frankreich zweimal (1249. 1270) das Glück der Waffen wider den Halbmond, indem er erst Egypten und dann Tunis angriff, um die über den ganzen Süden verbreitete Macht des Islam zu durchbrechen und so zu schwächen. Aber der erste Zug stürzte ihn in die Gefangenschaft der Gegner und der zweite in den Tod. Die noch übrigen christlichen Städte Palästinas geriethen allmählich in die Gewalt der Türken, und mit dem festen Akkon fiel (1291) die letzte Schutzwehr der Christenheit im heiligen Lande, das die Ungläubigen von Neuem ihrer rohen Herrschaft unterwarfen.

Wohl war es ein schöner Gedanke gewesen, in der Stadt ein christliches Königreich zu errichten, wo einst der Davidssohn eingezogen war mit königlichen Ehren. Aber man irrte, indem man jenen Gedanken auf blutigem Wege zu ver-

wirklichen strebte, und oft war der fromme Zweck des Krieges nur der Vorwand, unter welchem eitle Ruhmbegier und abenteuerlicher Thatendurst sich barg. Darum blieben die Kreuzzüge ungesegnet von Dem, der sein Reich durch weltliche Waffen nicht bauen noch mehren will. Und doch haben die gewaltigen Heerfahrten des Abendlandes ihren Segen in sich getragen, wie ihn die Menschen freilich sich nicht gedacht hatten. Es war damals eine Zeit aufstrebenden Kraftgefühls, das Gelegenheit suchte zu muthigen Unternehmungen und diese nur zu oft in blutiger Fehde mit den eignen Volksgenossen fand. Dieser ritterlichen Kriegslust ward ein edleres Ziel gesteckt, indem sie auf den Schutz des Heiligen wider die Ungläubigen hingerichtet wurde. Sonst hatten die Gewaltigen der Erde oft wider die Kirche gestritten; jetzt zogen sie der Kirche selbst zum Ruhme das Schwert. Sonst hatten sich die Ritter auf ihren Burgen und die Bürger der Städte neidisch und feindselig gegenübergestanden; jetzt vergaßen sie des Streites und zogen gemeinsam aus wider den Feind des gemeinsamen Glaubens. Und wenn der leibeigene Bauer sich zu den Kämpfern gesellte, ward er zum freien Manne. So kam über alle Stände ein wohlthuendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, und die Glieder eines Volkes lernten sich auch als ein Ganzes fühlen. Und wie man andere Länder und Völker schaute und das Nützliche zur Heimath brachte, das man in der Ferne gesehen, ward ein regerer Völkerverkehr herbeigeführt und der geistige Gesichtskreis der Einzelnen erweitert. Freilich ward auch durch die Klugheit der Päpste und ihrer Priester der Streit vielfach benutzt zu selbstsüchtigem Handeln. Waren die Fürsten und Edlen im Morgenlande, konnten die Päpste um so freier im Abendlande schalten, und kein Papst hat sich den Kreuzfahrern angeschlossen. Und indem die ausziehenden Krieger nicht selten Hab' und Gut der Kirche schenkten oder sterbend die Priester und Klöster zu Erben einsetzten, gewann die Priesterschaft an Reichthum, während der Adel verarmte.

Die angedeutete Verklärung der Ritterthumes zu einem Waffendienst des Reiches Gottes veranlaßte jene eigenthümliche Verbindung des Priester- und Kriegerstandes, die sich uns in den geistlichen Ritterorden jener Zeit darstellt. Als nämlich auch nach Begründung der christlichen Herrschaft in Palästina doch immer noch die Pilger den Anfällen streifender Sarazenen ausgesetzt waren, vereinten sich (1118) zehn fränkische Ritter zu Jerusalem zu einem eigenen kriegerischen Orden, gewaffnet die Pilger auf ihrem gefahrvollen Wege zu geleiten. Das erste Oberhaupt des Orden war Hugo de Payens, von dem der Plan ausgegangen war. Der König von Jerusalem schenkte den Rittern einen Palast, der auf der Stätte des alten salomonischen Tempels stand, und davon ward der ganze Bund der Orden der Tempelherren genannt. Nur Edelleute durften eintreten. Außer dem ritterlichen Gelübde, allewege der Ehre treu zu sein und die Verfolgten zu schirmen, übernahmen die Ordensglieder auch noch die damaligen priesterlichen Gelübde der Armuth, der Ehelosigkeit und des Gehorsams.

Die Ordensglieder theilten sich in Ritter, die das Schwert führten, Priester, die das Seelsorgeramt bei Kranken und Verwundeten übten, und dienende Brüder, welche die leibliche Pflege jener Leidenden übernahmen. Dem Großmeister standen die angesehensten Ritter — Comthure — zur Seite. Das Ordenskleid war ein weißer Mantel mit rothem Kreuz. Als die christliche Herrschaft im heiligen Lande endete, zog sich der Orden erst auf die Insel Cypern und dann nach Frankreich zurück, das der meisten Ritter Heimath war. Dort aber weckte die Macht wie der Reichthum des ausgedehnten Ordens die Habsucht jenes Königs Philipp, der auch des Papstthums gewaltthätiger Gegner war. Die Tempelherren hatten aus dem Morgenlande gewisse Einrichtungen und vielleicht auch Lehren mitgebracht, die sie sorgsam geheim hielten, und im Volke erzählte man sich darum, der Orden brüte im Finstern auf Feindseligkeit gegen menschliche und göttliche Ordnung. Auf diese unverbürgten Gerüchte hin ließ der König an einem Tage (1307) alle Tempelritter verhaften und ihrer viele — darunter (1314) den Großmeister Jakob von Molay — um ausgepreßter wie verweigerter Geständnisse willen auf dem Scheiterhaufen sterben, während er zugleich den von ihm abhängigen Papst zur förmlichen Aufhebung des Ordens veranlaßte. Die reichen Ordensgüter fielen an den König, aber mit ihnen eine schwere Schuld, und als nicht lange nachher der König und der Papst starben, sah alles Volk darin ein Gottesgericht.

Gleichzeitig mit Entstehung des Templerordens traten die Krankenwärter des italienischen Johannishospitals zu Jerusalem zusammen, künftig auch das Schwert zu führen im heiligen Kampf wider die Ungläubigen. Darum wandelten sie ihren bisherigen Namen — Brüder des Hospitals zum heiligen Johannes dem Täufer — um in die Bezeichnung Ritter des Hospitals oder Johanniter. Raimond du Puy war der erste Großmeister. Die innere Einrichtung war der der Templer gleich; das Ordenskleid war ein schwarzer Mantel mit weißem Kreuz. Gewarnt durch der Templer traurigen Ausgang, hielten die Johanniter sich fern von dem Stolz und Weltsinn, der Jenen wenigstens ein Anlaß zum Untergang gewesen war. Darum fanden sie größere Gunst bei Fürsten und Völkern, an der ursprünglichen Aufgabe des Ordens hielten sie fest auch noch in später Zeit. Aus Palästina verdrängt, setzten sie von der Insel Rhodus aus den Streit wider den Halbmond fort (1310—1540), bis den auch aus Rhodus Vertriebenen Kaiser Carl V. die Insel Malta anwies. Diese ward (1798) durch den Verrath des letzten Großmeisters in Napoleons I. Hand gespielt, und der Orden besteht gegenwärtig nur noch als öffentliche Auszeichnung in einzelnen Ländern. Doch hat Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seine Johanniterritter wieder zu einem gegliederten Bund vereint, der mit freigebiger Hand zur geistlichen und leiblichen Krankenpflege eigne Stiftungen gegründet und somit einen Theil der alten Ordensregel erneuert hat.

Als Kaiser Friedrich der Rothbart im fernen Morgenlande seine Mannen führerlos gelassen hatte und diese im Kampfe mit wilden Feinden und falschen Freunden das Bedürfniß engerer Vereinigung empfanden, bildete sich (1190) im Lager von Akkon der deutsche Ritterorden, schon in seinem Namen seinen nationalen Sinn und Zweck andeutend. Heinrich von Walpot war sein erster Großmeister, ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz sein Abzeichen. Seine Bestimmung, anfangs auch die Krankenpflege in sich schließend, ward bald zur rein kriegerischen, bis die Eroberung Preußens dem Orden die Verfassung eines ruhigen Staatslebens ermöglichte.

---

§. 42.

Das kirchliche Leben.

Das Mittelalter ist eine Zeit gewaltiger Kämpfe, die nicht minder das Leben der Völker wie die Gemüther der Einzelnen durchzittern. Diese Kämpfe erzeugen so wunderbare Menschen und Thaten, daß die kältere Gegenwart fast zweifeln möchte an der Treue der Ueberlieferung. Wiederum hat jene Zeit soviel Verirrungen und selbst Verbrechen geboren, als sei die Christenheit noch gefangen gewesen in Finsterniß und Schatten des Todes. Aber jene Herrlichkeit und diese Verirrung erweisen sich eben als Eigenthümlichkeit einer Zeit, die den Himmel suchte und doch die Erde noch liebte. Das Mittelalter ist das Jünglingsalter, wie schon früher bemerkt, der neueren Völker und zeigt darum fröhliches Kraftgefühl und schwärmerische Innigkeit, während ihm ruhige Klarheit und tieferes Erfassen des Heiles mangelt. Es geht durch jene Zeit ein tiefes Sehnen nach dem Frieden Gottes, der da höher ist als alle Vernunft; schwere Opfer werden gebracht, solchen Frieden zu gewinnen, und mit kindlicher Empfänglichkeit achten die Herzen auf jede Stimme, in der sie einen Ruf von oben zu erkennen meinen. Aber die lautere Gottesstimme des Evangeliums wurde vom Volke fern gehalten, da Unwissenheit oder Trägheit die meisten Priester ungeschickt machte zur Predigt des göttlichen Wortes. Und als das hungernde Volk die Schrift zu lesen begann, daraus Licht und Erbauung zu schöpfen, wehrten Papst und Bischöfe solchem Bibellesen, da sie dadurch im Bewußtsein ihres eigenen Abfalles vom Evangelium ihre Macht gefährdet sahen. Eine Synode zu Toulouse (1229) gebot, daß die Laien die heilige Schrift nicht lesen noch auch nur besitzen sollten. So ward der geistliche Durst der Christenheit nicht gestillt mit dem Wasser des Lebens, das der Herr selbst uns giebt zu einer vollkommenen Erquickung, und man ersann darum alle jene Büßungen und frommen Werke, durch deren kraftvolle Durchführung man Gott ehren und die Seligkeit verdienen wollte. Und wie dem Zeitalter neben seiner glühenden Begeisterung für ein großartiges Ziel doch zugleich auch eine derbe Sinnlichkeit inne wohnte, so wollte man doch auch das

Göttliche mit den Sinnen schauen und erfassen, der Nähe des lebendigen Gottes im Geist und Wort vergessend. Daher all die Gottesbilder, in denen man den Unsichtbaren zu sehen meinte. Daher die maßlose Anbetung der Maria und der Heiligen, die gleichsam Menschheit und Gottheit in sich zu vereinen schienen. Daher die Verehrung für Gegenstände, an die sich heilige Erinnerungen knüpften, eine Verehrung, der auch Unwürdiges und Widerwärtiges anbetungswürdig deuchte. Zu Schaffhausen zeigte man den Athem des heiligen Joseph, vom Nicodemus im Handschuh aufgefangen, in Würtemberg eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Michael, in Halle etwas vom dem Heu, auf dem das Christuskind gelegen, und Zähne vom Apostel Paulus. Jede Gegend, jeder Beruf, jede Lebenslage hatte einen besonderen Heiligen, der auch um Hülfe und Segen angerufen wurde. Und waren diese Heilige ursprünglich bewährte Christen gewesen, die fortlebten in der Erinnerung des Volkes und von dieser mit einem dichterischen Zauber umgeben wurden, galt es nun als Recht der Päpste, einen Verstorbenen durch Kanonisation — Eintragen in den Kanon oder das Heiligenverzeichniß — heilig zu sprechen und für die ganze Kirche als Gegenstand der Verehrung hinzustellen. Ebenso wie dieser Heiligendienst ein in das Sichtbare herabgezogener Gottesdienst war, so wurden auch die Thatsachen der heiligen Geschichte in öffentlichen Schauspielen dem Volke vorgeführt, in denen man selbst Gott den Herrn auftreten ließ. Ja es mischte sich in das Schaugepränge derartiger Aufzüge selbst das Scherzhafte, und in Frankreich fürchtete das Volk sich nicht, der Kirche und seiner Priester selbst zu spotten. Dort feierte man ein Narrenfest, wobei Vermummte im Priesterkleide in die Kirche zogen, einen Narrenpapst wählten und die priesterlichen Geschäfte in unwürdigem Spiel nachahmten. Dort bestand auch ein Eselsfest, wobei zur Erinnerung an das Reitthier, darauf Christus in Jerusalem eingezogen, ein in ein Chorhemd gehüllter Esel in die Kirche geführt wurde, während das Volk possenhafte Lieder sang. Ueberschauen wir nun noch einmal alle jene Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, so kann es nicht Wunder nehmen, daß trotz aller Einfalt und Hochherzigkeit des Volksgeistes doch ein gesundes christliches Volksleben nicht erwachsen konnte, da gerade die Nahrung fehlte oder doch verkümmert wurde, welche den christlichen Geist reifen und erstarken läßt. Der Glaube artete in Aberglauben aus, der Gottesdienst verehrte den lebendigen Gott nicht mehr. Und ob auch der Geist des Herrn zu allen Zeiten treue Zeugen erweckte, deren Warnungsstimmen laut hinausklangen in die Ausartung ihrer Zeit, so waren doch die von Gott über seinen Weinberg bestellten Wächter untreu und suchten mehr das Ihre als die Ehre Gottes. Darum ward der Weinberg des Herrn öde und brachte viele Herlinge statt der Trauben.

So in sich unklar und uneinig, dazu selbst in schwere Schuld gefallen, ist die Kirche des Mittelalters trotz ihrer äußeren Hoheit nicht eine Macht gewesen, die das Leben der Völker geheiligt und über die Welt erhoben hätte. Doch waren ihre Gesetze ein wohlthätiger Zügel für die Leidenschaften, die dem über=

strömenden Kraftgefühl der Zeit entsproßten. Ein weites Feld dieser Leidenschaften war die unselige Fehdesucht, in der der Adel wie die Städte gegen sich selbst wütheten. Die weltliche Gewalt hatte weder die Macht noch den Willen, diesem beständigen inneren Kriegszustande zu wehren. Da trat die Kirche ein (1032) und gebot, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh alle Fehde ruhe und gleichsam sabbathliche Stille herrsche. Das Gebot trug den schönen Namen des Gottesfriedens; um Gottes Willen sollte Friede gehalten und jeder Friedensbruch als Verletzung der höchsten Majestät angesehen werden. Nicht minder milderte die Fürsorge der Kirche eine andere Einrichtung, die zumal mit der germanischen Sitte verwachsen war. Wenn die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten auf menschlichem Wege nicht zu ermitteln war, so mußte sich Jener einem sogenannten Gottesurtheile unterwerfen. Er hatte mit dem Gegner einen Zweikampf zu bestehen oder über glühende Kohlen mit nackten Füßen zu gehen oder anderer Fährlichkeit sich zu unterziehen. Ging er unverletzt daraus hervor, so galt er als unschuldig. Die Sitte ging von der frommen Anschauung aus, daß Gott die Unschuld an das Licht bringen und nicht den Sieg des Unrechtes dulden werde. So richtig das ist, so waren doch jene Gottesurtheile ein bedenkliches Spiel mit der Wunderkraft Gottes. Darum achtete die Kirche das Anstellen derselben für eine Versuchung des Höchsten und verhängte Strafen darüber. Aber die Sitte war mächtiger als das Gesetz und bestand fort, worauf die Kirche selbst ihre Leitung und Ueberwachung übernahm, um wenigstens alle Uebertreibung zu hindern. Hatte aber der Einfluß der Kirche eine heiligende Zucht zu üben versucht, wo es um allgemeine Landessitten sich handelte, so gingen Päpste und Priester um so bereitwilliger auf den Aberglauben der Menge ein, wenn ihnen dadurch Geld und Ehre zuströmte. Als am Schlusse des zehnten Jahrhunderts auf Grund mißverstandener Schriftstellen das Gerücht sich verbreitete, mit dem Ende des tausendsten Jahres werde die Welt untergehen und die Wiederkunft Christi eintreten, sagten die Priester dem Volk, es möge Hab' und Gut den Klöstern und Kirchen schenken, da nur so der irdische Reichthum beim Gericht heilbringend sein werde. Die bethörte Welt folgte, reiche Vermächtnisse und Schenkungen fielen der Kirche zu, aber das verhängnißvolle Jahr brachte statt des Weltunterganges den Untergang des Wohlstandes für Viele. Und wie bei der wachsenden Verdunklung des christlichen Bewußtseins der Glaube an Zauberei wieder auftauchte, sandte der römische Stuhl statt eines kräftigen Zeugnisses wider solchen Wahn zwei eigene Hexenrichter nach Deutschland, die über die als Zauberer Angeklagten strenges Gericht hielten und ein eigenes seltsames Gesetzbuch — den Hexenhammer — über das gegen Zauberer zu beobachtende Verfahren abfaßten. Tausende endeten auf dem Scheiterhaufen, aber schuldig war nur die Kirche.

Auch gegen wirkliche Uebertreter göttlicher und menschlicher Ordnung übte die Kirche eine strafende Gewalt, die überaus heilsam hätte sein mögen, wäre sie

allezeit in christlicher Weisheit gehandhabt worden. Denn die Völker scheuten den Bann der Kirche mehr als den Zorn der Könige, und auch die schwersten Bußen nahm man bereitwillig auf sich, um nur Gott und die Priester zu versöhnen. Aber die von Gott geordneten Werkzeuge des geistlichen Strafamtes vergaßen den Ernst ihrer Aufgabe und ersannen neue Sitten und Lehren, wodurch alle christliche Zucht verloren ging und die fromme Innigkeit des Volksgeistes verflüchtigt wurde. Denn war es früher schon Gebrauch gewesen, durch Geld sich von der Verbüßung äußerer Kirchenstrafen zu lösen, so ward diese irdische Lösung jetzt auf den Himmel ausgedehnt. Man stellte (1215) die Lehre auf, der Christ habe nach dem Tode in einem Zwischenzustand der Läuterung — dem Fegefeuer — für alle Erdensünde zu büßen, bevor er zur vollendeten Seligkeit des Himmels gelange. Aber die arme Seele könne zeitiger aus der Qual zum ewigen Frieden eingehen, wenn auf Erden — und nicht unentgeltlich — für sie vom Priester in eigenen Messen gebetet werde. Und damit man die frommen Herzen zum Schweigen bringe, die nur mit dem heiligen theuren Blute Jesu Christi und nicht mit Gold oder Silber erlöst zu sein glaubten von allen Sünden, erfand man abermals eine neue Lehre, welche die Gewissen und Geldsäckel der Leute leichter machte. Christus und die Heiligen — so ward von Rom aus gelehrt — hätten ja viel mehr gute Werke gethan, als zu ihrer Seelen Seligkeit nöthig gewesen. So entstehe ein Schatz überschüssigen Verdienstes, zu dem der Papst den Schlüssel habe. Aus diesem Schatze rechne er den minder heiligen Menschen — freilich wiederum nicht unentgeltlich — soviel des Guten zu, als ihrer eigenen Tugend zur Erlangung der Seligkeit noch abgehe. Nun war der Rechtstitel gefunden, unter dem die Priester den Erlaß zeitlicher und himmlischer Strafe für Geld spenden zu können vorgaben. Dieser Ablaß ward auch wohl an gewisse angeblich heilige Werke geknüpft, wozu vornehmlich die Wallfahrten gehörten. Als seligster Wallfahrtsort galt die heilige Hütte — casa santa — zu Loretto in Italien. Das war nach der Erzählung der Priester das Häuslein, darin Joseph und Maria zu Nazareth gewohnt und das die Engel aus dem gelobten Lande in das Gebiet des Statthalters Christi getragen hätten. Nun zogen die Pilger in Schaaren zu solchen geweihten Orten, reiche Schätze mitbringend und den Wahn der Vergebung mit hinwegnehmend. Wohl mahnten einzelne ernste Priester, nur die irdische Strafe der Kirche könne durch Geld gelöst werden, während die Vergebung Gottes allein durch aufrichtige Buße zu erlangen sei. Doch dem bethörten Volke gefiel der leichte Ablaßhandel mehr als die Predigt der Buße, und immer zuchtloser ward das Leben, da für alle Sünde sofortige Lösung zu haben war. Die Kirche war aus einem Bethause zu einem Kaufhause geworden.

Auch im Gottesdienste trat das göttliche Wort mit seiner seligmachenden Kraft immer mehr zurück; äußerliches Gepränge und starre Formen kamen an seine Stelle. Den停停haupttheil der öffentlichen Gottesverehrung bildete die latei-

nische Messe. Dieselbe ist eine in ihren tieferem Sinne wahrhaft schöne sinnbildliche Darstellung des gesammten Erlösungswerkes Christi, so daß jeder Zug desselben in ihr seine Stelle hat. So bezeichnet des Priesters Gang zum Altar den Eintritt Christi in Gethsemane, das Erheben der Hostie die Erhöhung Christi am Kreuze, der Segensspruch am Schluß die Sendung des heiligen Geistes. Aber neben solch sinnbildlicher Darstellung ward die mündliche Predigt von den Priestern oft entweiht durch Einflechten selbstersonnener Heiligengeschichten und öfter noch ganz unterlassen, und nur die Bettelmönche verkündigten dem Volke die ewigen Wahrheiten des Heiles. Die Zahl der Festtage wuchs in gleichem Maße mit der Verehrung der Heiligen; ihre Einführung ward oft durch Ausstreuung seltsamer Mährchen über gehabte himmlische Erscheinungen bewerkstelligt. Zu den bedeutendsten gehört das Frohnleichnamsfest — (seit 1264) am Donnerstag nach dem gleichzeitig aufkommenden Trinitatisfest. Das letztere sollte gleichsam eine Zusammenfassung der vorhergehenden drei Hauptfeste sein, die in ihrer tieferen Grundlage den drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit entsprechen. Das Frohnleichnamsfest — Fest des Leichnams des Herrn — aber ist dem in der Hostie sich darstellenden Leib des Herrn geweiht. Am Tage nach dem den 1. November fallenden Allerheiligenfeste feierte man das Allerseelenfest, um für die Erlösung der Abgeschiedenen aus dem Fegefeuer eine allgemeine Fürbitte anzustellen. Die althergebrachten kirchlichen Handlungen bezeichnete man ohne Rücksicht auf ihre Einsetzung durch Christum als Sacramente, dazu nun außer der Taufe und dem Abendmahl die Beichte, die Firmelung, die Ehe, die Priesterweihe und die letzte Oelung gerechnet wurden. Im Abendmahl ward den Laien nur die Hostie gereicht, während der Genuß des Kelches ein Vorrecht der Priester blieb. Diese Abweichung von der ausdrücklichen Anordnung des Herrn ward vornehmlich durch das Streben herbeigeführt, den Klerus vor den Nichtgeistlichen auszuzeichnen. Auch fürchtete man, es möchte bei dem häufigen Gebrauche etwas von dem geweihten Wein verschüttet werden oder, wenn gerade ansteckende Krankheiten herrschten, der von so vielen Lippen berührte Kelch ein Werkzeug der Ansteckung sein. Und um jene neue Weise der Spendung zu rechtfertigen, erklärte man, schon die Hostie allein sei ja der Leib des Herrn sammt seinem heiligen Blute, daher es des Kelches nicht bedürfe. Die alte Beichtordnung ward (1215) dahin geschärft, daß der Beichtende dem Priester alle begangenen Sünden aufzuzählen habe und nur für diese Vergebung empfange. Das nannte man die Ohrenbeichte. Endlich schlich sich selbst ein ursprünglich arabischer Gebrauch in die Kirche ein; man gebrauchte beim Beten den Rosenkranz. Da nämlich die Priester dem Beichtenden nicht selten das öftere Hersagen derselben Gebetsformel auferlegten und der Hersagende sich leicht in der Zahl der Gebete verwirren konnte, so reihete man eine Anzahl größerer und kleinerer Kugeln an eine Schnur, und der Betende ließ nun langsam die Kugeln durch die Finger gleiten, nach ihrer Zahl die der Gebete messend. Wie aber ward da das

Wort (Joh. 4, 24) erfüllt: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten?"

§. 43.

Die kirchliche Kunst.

Wie des Mittelalters jugendlich reiches Gemüthsleben sich mit allen Kräften in den Dienst der Kirche stellte, so ward auch jegliche Kunst vor Allem zum Schmuck und zur Darstellung des Heiligen verwendet und hierdurch selbst gehoben und geheiligt. Durch die fromme Freigebigkeit aller Stände unterstützt, schuf die christliche Baukunst in dieser Zeit ihre größten Meisterwerke. Anfänglich wurden dieselben noch nach dem byzantinischen Styl gebaut, der uns noch in den Domen zu Worms und Mainz entgegentritt. Bald aber erzeugte die Hochsinnigkeit und Geistestiefe des deutschen Volkes eine neue Weise des Kirchenbaues, welche die gothische genannt wird, wiewohl sie richtiger die germanische heißen sollte. Es lag nämlich für den kühnen himmelanstrebenden Sinn der deutschen Christenheit in den Kuppeln und Rundbogen des herkömmlichen Kirchenbaues etwas Drückendes und Schwerfälliges; auch gestattete jene Form nur eine geringere Höhe des Ganzen. Darum setzte die deutsche Kunst an die Stelle des Rundbogens den Spitzbogen, der nun zum unterscheidenden Merkmal der neuen Bauart wird und in Thür und Fenster, in Wölbung und Thurm hervortritt. Dadurch gewannen die Bauwerke eine einheitliche vollendete Gestalt, wobei jeder einzelne Theil seine besondere Zierde und Bedeutung hatte und doch leicht und schön in das Ganze sich einfügte. Ueber dem Eingang deutet die eigenthümliche Gestalt des Fensters — eine Rose — nach alter Bildersprache an, daß hier alles Weltliche verstumme und heilige Stille herrsche. Im Innern empfängt den Eintretenden ein großartiger Wald von steinernen Säulenreihen, die den Blick zum Himmel lenken und in künstlichen Wölbungen sich verlieren. Den Boden schmücken die ernsten Steinbilder der Bischöfe und Priester, die um der Kirche Bau und Geschichte sich verdient gemacht haben und nun da unten schlafen. Das weitgedehnte Schiff bietet Raum für feierliche Aufzüge, und der anstoßende hohe Chor, der in ein Viereck ausläuft, bildet mit dem Hochaltar und den Sitzen der höchsten kirchlichen Würdenträger gleichsam das Allerheiligste des Tempels. Das geheimnißvolle Halbdunkel des ganzen inneren Baues wird durch hohe Bogenfenster erhellt, die in ihren wunderbaren Malereien Herz und Auge durch lebensvolle Darstellungen aus der heiligen Geschichte zu erbauen bestimmt sind. Auch das Gestein des äußeren Baues zeigt solche heilige Bilder oder stellt auch wohl in den verzerrten Zügen seltsamer Teufelsgestalten den Sieg des Herrn über die Hölle dar, während die kunstvoll durchbrochenen Thürme in schwindelnde Höhe emporsteigen und in erhabener Weise das Ganze krönen. Die herrlichsten Dome dieser

Art begann Meister Gerhardt zu Cöln (1248) und Erwin zu Straßburg (1275), aber an der Vollendung bauten Jahrhunderte, baut noch die Gegenwart. Beschäftigt sich doch heute ein eigener Verein damit, aus freiwilligen Beiträgen wie fast aller deutschen Fürsten und Stämme, so insonderheit des preußischen Königshauses den Dom zu Cöln nach dem ihm zu Grunde liegenden ursprünglichen Plane auszubauen. Auch das Ausland ahmte die deutsche Bauweise nach, wovon der Prachtbau des Domes zu Mailand ein Zeugniß ist.

Während deutsche Meister Kirchen bauten, schmückten Italiens Maler die Häuser Gottes und der Menschen mit heiligen Bildern. Aber freilich waren diese Bilder Ausfluß heiligen Künstlersinnes, der sich gläubig vertiefte in die Lehre und Geschichte des Reiches Gottes. Von Angeliko († 1455) wird berichtet, er habe nur unter Gebet gemalt. Und wenn wir das mit dichterischer Erfindungsgabe ausgeführte „Abendmahl“ Leonardo da Vincis († 1517) oder die farbenreiche „heilige Nacht“ Correggios († 1534), die Madonna Rafaels († 1525) oder das ergreifende Ecce homo Titians († 1576) betrachten, mögen wir ahnen, wie innig selbst in erkenntnißarmer Zeit das Glaubensleben der Künstler gewesen ist. Die Bildhauerkunst wurde vorzugsweise von Michel Angelo († 1564) im Dienste der Kirche geübt, der zugleich Maler war. In Deutschland waren es der Maler Albrecht Dürer († 1528) und sein Zeitgenosse, der Bildhauer Peter Vischer zu Nürnberg, die mit deutschem Ernst und Fleiß der heiligen Kunst dienten.

Auch die kirchliche Tonkunst wurde vervollkommet, obwohl ihre Leistungen dem Ruhm der Bau- und Bildnerkunst nicht gleichkamen. Die Orgel, bisher nur zwölf Tasten zählend und so ungefüg, daß sie mußte mit Fäusten geschlagen werden, wurde umfangreicher und zierlicher und erhielt auch Obertasten. Der Gesang ward mehrstimmig, war aber immer noch mehr eine musikalische Aufführung durch eigene Sängerchöre, als wirklicher Gemeindegesang. Doch entwickelte sich auch ein solcher zunächst aus den kurzen Hymnen, welche auf das letzte Hallelujah der Messe folgten und darum Sequenzen — Folgelieder — genannt wurden. Noch waren diese Sequenzen lateinisch, aber gereimt nach deutscher Sitte. Der erste Sequenzendichter war der Mönch Notker († 912) zu St. Gallen. Allmählich wuchs die Zahl und der Ruhm der geistlichen Liederdichter, unter denen die Franziskaner Thomas von Celano († 1260) und Jacoponus († 1306) den ersten Rang einnehmen. Von dem Ersteren rührt das erschütternde Weltgerichtslied her:

Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sibylla.

Oder zu Deutsch:

Jener Tag der Zornesfülle
Löst in Staub der Welten Hülle;
So zeugt David und Sibylle.

Jacoponus aber dichtete das Marienlied:

Stabat mater dolorosa
Iuxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius;
Cuius animam gementem,
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

Oder zu Deutsch:

Mutter, ganz in Schmerz zerflossen,
Standst du thränenübergossen,
Als dein Sohn am Kreuze litt,
Als die Seele voller Klagen,
Voll Betrübniß, voller Zagen
Schwertesschärfe dir durchschnitt.

Ein nicht geringer Theil unserer gegenwärtigen Kirchenlieder ist Ueberarbeitung von lateinischen Gesängen jener Zeit. So ist das Luthersche Lied „Komm, heil'ger Geist, Herre Gott" einem vom König Robert von Frankreich († 1031) gedichteten Pfingstlied, das Lied „Mitten wir im Leben sind" einem Gesang des 11. Jahrhunderts nachgebildet.

Ob aber auch die Kirche lateinisch dichtete und sang, das deutsche Volk erfand und sang auch in eigener Zunge Loblieder zur Ehre Gottes, der es aufgenommen hatte unter die Gemeinde der Heiligen. Unter dem Sachsenvolk entstand nicht lange nach seiner Bekehrung zum Christenthum ein herrliches Gedicht, das das Leben des Herrn schildert und darum Heliand — Heiland — genannt wird. Hervorgegangen aus dem durch die Kunde von Christo tiefbewegten deutschen Volksgeist, borgt es seine Worte und Bilder vom damaligen Volksleben und schildert Christum in naiv kindlicher und doch großartiger Weise, fast als hätte er unter den Sachsen gelebt und gelehrt. „Wie der Herr die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den großartigen Formen, in welchen die Berathung der deutschen Könige mit den Fürsten und Herzogen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich ging, und zwar etwa also erzählt: Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottessohn sich selbst erkor; weiter hinab lagern die Schaaren der Völker. Es warten die Getreuen auf das Wort ihres Königs. Sinnend harren sie in ehrerbietigem erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landeshirt sitzt gegenüber den Männern, Gottes eignes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da und schwieg und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüthe; da that er seinen Mund auf, der allwaltende Fürst, gegen die, die er zur Sprache (Volksversammlung) erkoren, und lehrte, welche unter allen Völker der Welt Gott die werthesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demuth,

denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gotteswange das unvergängliche Leben geben." Vilmar.

Weniger erhaben, aber treugemeint ist die von dem Mönch Otfried zu Weißenburg im Elsaß (860) geschriebene deutsche Evangelienharmonie, ebenfalls eine dichterische Darstellung des Lebens Christi. Otfried will, „thaz wir Christus sungun in unsara Zungun." Bei Volksfesten und Wallfahrten sang man geistliche Lieder mit dem stehenden Schlußsatz „Kyrie eleison", daher sie Leisen genannt wurden. Solchen Leisen entstammen auch einzelne unserer Lieder, wie das Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist" und das Osterlied „Christus ist erstanden von der Marter Banden." Eine Sammlung solcher deutscher Lieder veranstaltete (um 1420) der Rector Petrus Dresdensis zu Zwickau. Einige davon sind selbstständige Gesänge, andere Nachbildungen früherer Lieder. Manche lassen deutsche und lateinische Zeilen abwechseln, wie denn eines beginnt: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh." Und wie die Künstler ihre Kunst, so verwendeten auch die Minnesänger ihre Gabe zum Dienst des Heiligen, indem sie zur Ehre der Maria und ihres göttlichen Sohnes ihre Lieder dichteten.

§. 44.

Die Kirchenlehre.

Mit den Schöpfungen der Kunst wetteiferte die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft, die in der zweiten Hälfte des Zeitraumes einen ungeahnten Aufschwung nahm. Zwar zählte die Kirche viele Diener, die kaum des Lesens kundig waren, und die mit Klöstern und Bischofssitzen verbundenen Schulen reichten weder durch Zahl noch Tüchtigkeit hin, ihr eine größere Menge gelehrter Kräfte zuzuführen, daher wißbegierige Männer — so wie Gerbert († 1003), der erst Kaiser Ottos III. Lehrer gewesen war und dann den päpstlichen Stuhl bestieg — ihre Bildung zu Cordova in Spanien bei den Arabern suchten und empfingen. Aber indem begabte Gottesgelehrte zumal aus den Bettelorden Schaaren von eifrigen Schülern um sich sammelten, denen sie die weltliche Weisheit der Zeit ebenso wie die Tiefen des Evangeliums erschlossen, entstanden die Universitäten, die als Hochschulen aller Wissenschaften galten und davon ihren Namen erhielten. Die ersten Universitäten erwuchsen aus den Schülervereinen zu Oxford und Paris; in Deutschland ward die erste Universität zu Prag (1347) gegründet, der bald viele andere folgten. Alle Universitäten waren kirchliche Anstalten, daher sie der päpstlichen Bestätigung bedurften, und die dort gepflegte Wissenschaft war eine vorzugsweise kirchliche. Dieselbe wurde als Schulwissenschaft der praktischen Thätigkeit der Geistlichen gegenübergestellt und darnach Scholastik genannt. Sie schlug einen zwiefachen Weg ein, indem sie entweder in aller Treue und Einfalt die Schrift auslegte oder in freier philosophischer Forschung den Zusammen-

hang der christlichen Lehren und ihre Nothwendigkeit nach den Gesetzen des Denkens darstellte. Der ersteren Richtung gehörte der gelehrte Hugo a Sancto Caro († 1260) zu Vienne in Frankreich an, der die gegenwärtige Capiteleintheilung der Bibel einführte. Die zweite Richtung ging von der Anschauung aus, daß zwischen der göttlichen Offenbarung und der menschlichen Vernunft kein Widerspruch bestehen könne und die Unbegreiflichkeit der göttlichen Wege und Geheimnisse doch auch dem Verstand sich müsse als heilige Weisheit darstellen lassen. Indem sie darum an den Lehren der Kirche festhielt und sich an die ausgezeichneten Kirchenlehrer der Vorzeit anschloß, forschte sie doch in unbefangener Freiheit nach dem Vernunftgesetz in der Offenbarung Gottes und verschmähte es nicht, die von dem griechischen Weisen Aristoteles aufgestellten Grundgesetze des Denkens zu befolgen. Zu den größten Meistern dieser Scholastik gehört der Franzose Abälard (1079—1142), der mit den glänzendsten Gaben freilich auch eine maßlose Eitelkeit verband und dadurch seinen Ruhm wie sein Lebensglück gefährdete. Eine von ihm gelehrte edle Jungfrau, Heloise, entbrannte in schwärmerischer Liebe zu ihm und wollte doch vor der Welt ihm nicht angehören, damit er als Glied des Priesterstandes einmal zu den hohen kirchlichen Würden gelange, deren sie ihn würdig achtete. Darum wollte sie nur insgeheim die Seinige sein, wie sie denn auch sich heimlich mit ihm trauen ließ. Aber es ward bekannt, ihre entrüsteten Verwandten ließen den Abälard überfallen und so schmachvoll mißhandeln, daß er selbst zum Priesteramt untüchtig wurde. Die trauernde Heloise ging in ein Kloster, und auch Abälard flüchtete erst in ein Kloster und dann in eine verborgene Gegend, wo er sich eine Einsiedelei baute. Aber von dem Glanz seiner Beredtsamkeit angezogen, folgten seine Schüler ihm hierher und bauten andere Hütten und eine Capelle, die dem heiligen Geist als dem Tröster geweiht wurde und der ganzen Niederlassung den Namen Tröster verlieh. Als später Abälard zu kirchlichen Lehrämtern berufen wurde, übergab er Heloisen die Aufsicht über jene Einsiedeleien. Er selbst gerieth in Streit mit der Kirche, da er durch seine Eitelkeit vielfach verletzt hatte und durch die allzuverstandsmäßige Behandlung kirchlicher Lehren die göttlichen Geheimnisse zu entweihen schien. Aber seine aufrichtige Frömmigkeit und mehr und mehr hervortretende Demuth sicherten ihm immer wieder Freunde, und er durfte in Frieden sterben.

Größer als Abälard noch war der italienische Dominikaner Thomas von Aquino (1226—1274), der ein eben so tiefsinniger Gelehrter als schlichter Prediger war. Aber freilich pflegte er auch bei seinen Studien allezeit niederzuknieen und um des Herrn Beistand zu bitten, wenn ihm die Erkenntniß oder Darstellung einer Lehre zu schwer schien. Seine berühmteste Schrift war eine „Summa" oder Zusammenfassung aller christlichen Glaubenslehren.

Glänzender noch als die Genannten tritt uns aus jener Zeit der Name Bernhards von Clairvaux entgegen. Derselbe war (1091) zu Fontaine bei

Dijon in Burgund geboren und gehörte einem edlen Geschlechte an. Anfänglich lockte den reichbegabten Jüngling der Ruhm der Welt auf die Bahn des Ehrgeizes, bis die nimmer von ihm weichende Erinnerung an die früh verklärte fromme Mutter ihn trieb, nach ihrem oft ausgesprochenen Wunsche dem Klosterleben sich zu widmen. Dem neugegründeten strengen Cisterzienserorden sich anschließend, trat er in das Stammkloster des Ordens ein und wurde schon nach drei Jahren Abt des von da aus gestifteten Klosters Clairvaux. Seine Demuth mochte diese bescheidene Stellung mit keiner anderen vertauschen, aber die Tiefe seines Wissens und mehr noch die Macht seiner Frömmigkeit erhob ihn zum gewaltigsten Mann seiner Zeit. Wiewohl er die Einsamkeit liebte und gern unter den Bäumen des Waldes weilte oder im Klostergarten arbeitete, wußte er doch zur rechten Zeit hervorzutreten und zu Fürsten und Völkern nicht minder als zu den Würdenträgern der Kirche Worte voll Geist und Kraft zu reden, und so hoch er auch die Kirche mit ihren Lehren und Ordnungen stellte, so klar erkannte er doch ihre Gebrechen und Versuchungen. Indem er die Einheit von Kirche und Evangelium erhalten wollte, kämpfte er wider jede Abweichung vom göttlichen Worte, daher er nicht mit Unrecht als ein Spiegel des reformatorischen Geistes vor der Reformation bezeichnet worden ist. Viele Mönche sammelten sich um ihn, von ihm zu lernen, und seine Schüler saßen auf allen Bischofsstühlen umher; einer ward sogar Papst. An diesen richtete Bernhard außer vielen Briefen eine eigene Schrift, Betrachtungen über das Papstthum enthaltend. Die Anschauung seiner Zeit verklärend, schildert er darin das Papstthum als ein gottgeordnetes Richter- und Friedensamt unter den Völkern, das seinem Träger die ernstesten Pflichten auflege und ein unheilvolles Ende nehmen werde, sobald es sich selbst überhebe und jener Pflichten vergesse. Und in einem jener Briefe redete er also zum Papst: „Fordere nichts von der Kirche für dich, sondern laß dein Leben für sie, wenn es gilt. Hat dich Christus gesendet, so mußt du auch so gesinnt sein, daß du dienest und nicht dir dienen lässest. Ein ächter Nachfolger Pauli wird auch mit dem Apostel sagen: Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude. (2. Cor. 1, 24.) Petri Nachfolger soll auch Petri Stimme hören: Nicht als die über das Volk herrschen, sondern seid Vorbilder der Heerde. (1. Petri 5, 3.) Obgleich ich mich künftig nicht mehr deinen Vater nennen werde, fühle ich doch väterliche Liebe und Besorgniß für dich. Denn ich bedenke, wie hoch du erhoben bist, und fürchte, du möchtest fallen. Zu einem hohen Loose bist du gelangt; so erinnere dich, daß du Dessen Nachfolger bist, der da sprach: Silber und Gold habe ich nicht. (Ap.-Gesch. 3, 6.) O möchte ich doch vor meinem Tode die Kirche so sehen, wie sie in den alten Zeiten war, als die Apostel nach den Seelen der Menschen und nicht nach Silber und Gold ihre Netze auswarfen."

Mit gleicher Klarheit griff Bernhard in die inneren Kämpfe ein, von denen jene Zeit bewegt wurde. Er wollte, daß das Ansehen der Kirche streng aufrecht

erhalten werde gegen Alle, die dagegen sich auflehnten. Zugleich aber warnte er vor allen Gewaltmaßregeln und achtete es für den schönsten Sieg der Kirche, wenn sie ihre Gegner durch die Macht der Wahrheit gewinne, statt sie durch blutige Verfolgung zu vernichten. Als darum der unruhige Mönch Radulf in der Rheingegend die leichtbewegliche Menge zu einer grausamen Verfolgung der Juden reizte, die man ebenso vernichten müsse wie die Ungläubigen im Morgenlande, strafte Bernhard mit ernsten Worten solches Unterfangen und fragte, wie denn die alten Verheißungen einer einstigen Bekehrung der Juden in Erfüllung gehen sollten, wenn man jetzt alle Juden tödte. Auch gebe es Christen, die durch ihre Wuchersünden ärgere Juden seien als die Juden selbst.

Zum Beginn des zweiten Kreuzzuges zog Bernhard selbst als Prediger umher, die Christenheit zum heiligen Streit entflammend. Vornehmlich wandte er sich nach Deutschland, dessen Bewohner in ihrem ruhigen Wesen nicht gleich für jene abenteuerlichen Züge sich hatten begeistern lassen. Alle Welt strömte herbei, den berühmten Mann zu hören, und wiewohl er der deutschen Sprache unkundig war und darum vom Volke unverstanden blieb, weckte doch sein ausdrucksvolles Geberdenspiel und die Macht seiner Begeisterung auch im deutschen Volke einen bisher noch nicht dagewesenen Eifer für die Bekämpfung der Ungläubigen. Freilich erfüllte sich seine Verheißung eines glücklichen Ausganges nicht, und er suchte sich durch Hinweis auf die Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse wie auf die Sünden der Kreuzfahrer zu rechtfertigen.

Ueber sein eigenes Glaubensleben spricht er sich also aus: „Ich betrachte drei Dinge, auf denen meine Hoffnung ruht. Das ist erstlich die Liebe Gottes, die mich als ein Kind angenommen, darnach die Wahrheit seiner Verheißung und endlich die Macht, diese Verheißung auch zu erfüllen. Das ist das unzerreißbare dreifache Band, das sich aus der himmlischen Heimath auf die Erde niederläßt, an dem wir uns festhalten sollen und wodurch Gott uns einst zu seiner Herrlichkeit hinaufnimmt."

Eine schmerzvolle Krankheit trübte Bernhards letzte Tage, bis der Tod ihn erlöste (20. August 1153). Luther urtheilte über ihn: „Ist jemals ein wahrer, frommer und gottesfürchtiger Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und zwar habe ich seinesgleichen niemals weder gelesen noch gehört."

Bernhard war auch ein geistlicher Liederdichter. Eins seiner lateinischen Passionslieder hebt also an:

Sei gegrüßt, o Haupt voll Wunden,
Mit der Dornenkron' gebunden,
Blutumflossen, voller Plagen,
Mit dem Rohre frech geschlagen,
Von des Speichels Schmach bedeckt.

Darnach hat Paul Gerhardt eines seiner herrlichsten Lieder gedichtet.

Die scholastische Durchführung der christlichen Lehre führte zur Ausbildung

mehrfacher neuer Kirchenlehren. Hierher gehört zuerst die Lehre von der Verwandlung des Brotes und des Weines — Transsubstantiation — im Abendmahl.

Seit der Stiftung des Nachtmahles hatte die Kirche in einfacher Beugung unter das Wort des Stifters die heilige Feier begangen, ohne die wunderbaren Worte „das ist mein Leib" und „das ist mein Blut" in ihrer Tiefe zu verstehen. Darum hatten auch die Lehrer der Kirche geschwankt, ob der Herr im Abendmahl leiblich oder nur geistig gegenwärtig sei; Alle aber hatten das Sacrament für ein hochheiliges seliges Geheimniß geachtet. Indeß ahnten sie je mehr und mehr, daß die Annahme einer nur geistigen Gegenwart Christi den Einsetzungsworten nicht entspreche, und der sinnliche Volksglaube sah in der Hostie so völlig den Leib des Herrn, daß er in dem gebrochenen Brote sogar Blutstropfen wollte gesehen haben. Da wagte endlich der gern in die Geheimnisse Gottes sich vertiefende Abt Paschasius Radbertus († 865) zu Corbie in Frankreich den kühnen Satz aufzustellen: „Brot und Wein ist nach der Consecration für nichts Anderes denn für Christi Leib und Blut zu achten; sie bilden gerade den Leib, der von Maria geboren, am Kreuz gelitten und aus dem Grab erstanden ist." Dies erläutert er weiter dahin, daß die göttliche Allmacht auf geheimnißvolle Weise das Brot und den Wein in Christi Leib und Blut verwandle und ihnen nur die äußere Gestalt lasse, um den Glauben der Abendmahlsgenossen zu üben. Wohl standen viele gelehrte Männer wider Radbert auf, aber sie waren sich selbst noch unklar und überdies uneinig unter einander, und im Volke fand die neue Lehre ungetheilten Beifall, da sie die bereits vorhandene sinnliche Anschauung bestätigte. So geschah es, daß auf jener glänzenden Kirchenversammlung zu Rom (1215) unter Papst Innocenz III. die Transsubstantiation als kirchlicher Glaubenssatz ausgesprochen wurde, bis die Reformation den Streit erneute und die demüthige und doch geistesscharfe lutherische Wissenschaft die rechte Mitte zu finden wußte zwischen katholischer und reformirter Anschauung.

Zu derselben Zeit ward noch ein anderer Streit geführt, der indessen mehr die Gottesgelehrten als das Volk beschäftigte. Sein Gegenstand war die göttliche Vorherbestimmung — Prädestination — zur Seligkeit und zur Verdammniß.

Es lebte nämlich in dem französischen Kloster Orbais ein Mann von deutscher Abkunft, Gottschalk mit Namen. Der war noch im Kindesalter dem Kloster Fulda übergeben worden, weil seine Eltern ihn dem Mönchsleben bestimmt hatten. Zum Manne gereift, fühlte er sich in der unfreiwilligen klösterlichen Einsamkeit gar unglücklich und begehrte aus dem Orden zu treten, aber der strenge Abt erwirkte einen kaiserlichen Spruch, der solchen Austritt untersagte. Nun suchte Gottschalk Trost in wissenschaftlichen Arbeiten und las vornehmlich die Werke des großen Kirchenvaters Augustinus. Da gewahrte er, daß die Kirche diesen Mann zwar sehr hochachte, aber doch seiner Lehre von einer göttlichen Vorherbestimmung sich noch nicht angeschlossen habe. Darum nahm er keinen Anstand, jene Lehre, und zwar nicht ohne einige selbstersonnene Schärfung, öffent-

lich auszusprechen. Der heilige Gott — so lehrte er — habe vor Anbeginn der Zeit für alle Menschen nur Gutes bestimmt. Aber da seine Allwissenheit auch das Böse vorausgesehen, so könnten seine heiligen Bestimmungen über die Gottlosen nur auf deren Züchtigung gerichtet sein, ebenso wie seine Gnade an den Frommen sich in zeitlichen und ewigen Segnungen erweise. Demnach gebe es eine doppelte göttliche Vorherbestimmung, indem sie die Einen zur Seligkeit erwähle und die Anderen der Verdammniß überlasse.

Aber gegen diese Schlußfolgerung sträubte sich das christliche Bewußtsein. An der Spitze der Gegner stand Gottschalks früherer Abt Rabanus, und der kühne Mönch, der nichts Unkirchliches gelehrt zu haben meinte, sah sich plötzlich aus der Kirche gestoßen und nach harter Geißelung einer strengen Klosterzucht übergeben, in der er bis an seinen Tod (869) zwanzig Jahre vertrauerte. Indessen führten seine Freunde seine Sache fort; seine Lehre schien doch etwas Richtiges zu enthalten und ward durch den Namen des Augustinus vertheidigt. Eine Kirchenversammlung sollte entscheiden, aber sie kam nimmer zu Stande, und die Frage blieb unbeantwortet, bis sie in der Reformation Luthers ihre Lösung fand.

Fast ohne Streit, weil dem innigsten Glauben im Bunde mit der tiefsten Gelehrsamkeit entstammt und in überzeugender Klarheit vorgetragen, brach eine Lehrdarstellung sich Bahn, welche eines der tiefsten christlichen Geheimnisse — die Erlösung — aufzudecken sich vorgenommen hatte.

Dies geschah durch den Erzbischof Anselmus von Canterbury (1033—1109), welcher als Kind durch seine fromme Mutter Ermenberga und als Jüngling, flüchtig vor seinem lieblosen Vater, durch gelehrte Mönche zu einer gläubigen Versenkung in Gottes Wort angeleitet war. Die berühmteste seiner Schriften ist ein nicht eben großes Büchlein, das den Titel führt: Warum ist Gott Mensch geworden? Darin führt er aus, wie die Sünde eine Scheidung zwischen Gott und der Menschheit herbeiführen und das Seligwerden der letzteren verhindern mußte. Eine Erlösung aus diesem Zustande könne nimmermehr von einem Menschen ausgehen, da dieser selbst ein Sünder sei und bleibe, und ebenso widerspreche es der göttlichen Gerechtigkeit, ohne stattgefundene Sühnung die Sünde zu vergeben. Darum habe nun der Sohn Gottes Mensch werden müssen, damit er nach seiner göttlichen Natur jene Sühnung vollbringe und nach seiner menschlichen diese Erlösung den Menschen zueigne. Hiermit aber war die ernste Lehre der Schrift von der Versöhnung in einer bis dahin noch nicht dagewesenen Klarheit dargestellt.

So hohe Verdienste sich auch die Scholastik um das christliche Wissen erwarb, so ward sie doch ihren Jüngern eine Versuchung wie zum Hochmuth, so zum eitlen Streit über die göttlichen Geheimnisse oder gar über menschliche Meinungen. Darum ließ der Herr der Kirche eine zweite Richtung des Glaubenslebens aufkommen, die jener ersten ein wohlthätiges Gegengewicht entgegenzusetzen bestimmt war. Das war die christliche Mystik, die nicht sowohl die

Lehren des Evangeliums mit dem berechnenden Verstande erforschen, als vielmehr ein mit Christo in Gott verborgenes Leben führen und darum still mit ganzem Gemüthe dem Herrn sich hingeben wollte. War schon Bernhard von Clairvaux in diesem Sinne ein Mystiker gewesen, so traten nach ihm noch andere Männer dieser Sinnesweise auf, die auf die Entwicklung stiller Frömmigkeit einen mächtigen Einfluß übten. Sie gehörten vorzugsweise dem deutschen Volke an, während die Meister der Scholastik aus Italien und Frankreich stammten. Unter jenen deutschen Mystikern sind zwei Männer sonderlich berühmt geworden. Der erste ist Johannes Tauler († 1361), Dominikanermönch in seiner Vaterstadt Straßburg. Der zeugt von sich selber, daß er bei den „großen kunstreichen Meistern von Paris" habe wenig lernen können. Sein vornehmster Lehrer war der Waldenser Nikolaus von Basel, der gen Straßburg kam, als eben diese Stadt in dem unseligen Streite zwischen Kaiser und Papst mit dem Bannfluch belegt worden und Johannes Tauler fast allein unter allen Priestern geblieben war und das Priesteramt verwaltete. Denn Tauler war ein trefflicher Prediger, der zumal in deutscher Zunge das sonst selten gehörte Wort Gottes verkündigte. Von seinen Aussprüchen sind viele gar trefflich. „Alle, die in- und auswendig Gottes sein wollen, die kehren sich zu ihm und in sich selbst; du mußt die Gnade von innen erwarten und da nehmen, oder es wird nichts daraus." — „Der Mensch muß kommen in eine Vergessenheit aller Dinge und sich nicht anders halten, als wenn er gar nichts wüßte und verstände. Denn es muß eine große Ruhe und Stillschweigen sein, wo das ewige Wort Gottes gehört werden soll." — „Willst du werden, was du nicht bist, so verleugne zuvor, was du bist." — „Wenn Einer schon tausend Sünden fühlte, erkennt sie aber wahrhaftig und giebt sich schuldig darin, so schaden sie ihm nicht so viel, als eine einzige Sünde, die der Mensch nicht erkennen noch von einem Anderem strafen lassen will, fühlet auch darum keinen Schmerz noch Traurigkeit in seinem Herzen."

Außer seinen Predigten schrieb Tauler auch ein erbauliches Buch „von der Nachfolge des armen Lebens Christi." Luther sagt von Tauler, daß er nach der Bibel und Augustinus kein Buch gefunden, daraus er mehr von den göttlichen Dingen gelernt, als Taulers Buch; denn darin sei mehr heilsame reine göttliche Lehre, denn in allen Büchern der „Schullehrer und Universitäten."

Der andere dieser zwei Männer ist Thomas Hammerken (1380—1471) aus Kempen im jetzigen Rheinpreußen, der darum gewöhnlich Thomas von Kempen genannt wird. Der war Mönch in den Kloster der „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben" zu Zwoll in den Niederlanden, wo er im 92. Lebensjahre gestorben. Ihm dünkte das Leben eines Christen nichts Anderes denn ein stetes Nachfolgen Christi zu sein, wobei die herzinnige Liebe zu Christo eine fortgehende stille demüthige Heiligung erzeuge und so den Menschen zur seligen Gemeinschaft mit dem Herrn führe. So wird ihm denn auch die Abfassung eines damals erschienenen Buches zugeschrieben, das den Titel führt: Die Nachfolge Christi.

Dieses treffliche Werk ist nächst der heiligen Schrift am meisten — über zweitausendmal — aufgelegt und in alle europäische und viele asiatische Sprachen übersetzt worden, wie es denn auch heute noch ein vielgelesenes Erbauungsbuch ist.

Neben jene Mystiker stellte sich eine andere Genossenschaft, die sich in die gefahrvollsten Verirrungen verlor. Das waren die „Brüder und Schwestern des freien Geistes,“ welche Schrift und Kirche für überflüssig achteten und sich allein auf den in allen Christen wirkenden Geist Christi beriefen. Aber indem sie vergaßen, daß ja Schrift und Kirche die von Gott geordneten Träger und Werkzeuge des heiligen Geistes sind, achteten sie die Ausschweifungen ihres eigenen ungebundenen Geistes für Aussprüche Gottes und geriethen selbst auf sittliche Abwege, wie denn ihrer Etliche unbekleidet wie Adam gingen und also das Paradies herzustellen gedachten. Dadurch wurde Kirche wie Staat zum Einschreiten veranlaßt. Und doch bezeugen diese Verirrungen nicht minder als die vorhin genannten edleren Bestrebungen der Scholastiker und Mystiker, wie in den Herzen der Völker ein tiefes Sehnen und Suchen nach dem Heile lebte. Und hätte die Kirche des Mittelalters dieses Verlangen befriedigt, hätte sie auch mindere Schuld an solcher Thorheit Einzelner. Aber sie ward selbst Mitschuldige an den Verirrungen ihrer Glieder und Urheberin zahlreicher innerer Kämpfe, die nun zur Vorbereitung der endlichen Kirchenverbesserung nicht wenig beitrugen.

---

§. 45.

Der innere Kampf der Kirche.

Trotz ihrer äußeren Machtstellung barg die Kirche jener Zeit in sich selbst den Keim baldigen und immer tieferen Falles. Die unbefriedigten Herzen waren unzufrieden mit der Kirche, und diese Unzufriedenen gehörten allen Ständen und Bildungsstufen an. Verschieden zwar war der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, je nachdem die Geister edler oder unedler Sinnesweise waren. Die fast hundertjährige Nonne Hildegard († 1197) im Ruprechtskloster bei Bingen und ihr Zeitgenosse Abt Joachim von Floris in Italien weissagten in prophetischer Begeisterung den Fall einer Kirche, die das Wort Gottes verlassen habe und zur Pflegerin der Eitelkeit und des Aberglaubens geworden sei, und ihr Wort wurde von den Edelsten ihrer Zeit für einen Ausspruch Gottes geachtet. Andere freilich predigten gewaltsame Empörung gegen den Papst und seine Priester und fanden blutigen Lohn, wie ein Arnold von Brescia. Vornehmlich zahlreich waren die Mißvergnügten in Frankreich. Dort war Alby ihr Hauptsitz, daher sie Albigenser hießen, und Graf Raimund von Toulouse ihr Beschützer. Sie nannten sich cathari — daraus ist das Wort Ketzer entstanden — oder Reine, aber die sittliche Reinheit ihres Strebens war verschieden und oft mehr als zweifelhaft. Denn während die Einen in stiller Hingabe an das Wort

Gottes einen gottseligen Wandel führten, also daß Einer unter ihnen vom Papst beinahe heilig gesprochen worden wäre, war Anderen mit dem Glauben an die Kirche auch der Glaube an das Evangelium verloren gegangen, daher auch im Leben die göttlichen Gebote wenig geachtet wurden. Nur in dem Widerspruch gegen den Papst und seine Ordnungen waren Alle einig. Papst Innocenz III. sandte Mönche aus und einen Legaten, der Ketzerei zu wehren, aber die Predigten und Drohungen der Mönche blieben ohne Erfolg, und der Legat ward erschlagen. Nun wurde ein förmlicher Kreuzzug wider die Albigenser angeordnet. Ein ländersüchtiger Ritter, Simon von Montfort, stellte sich an die Spitze der Kreuzfahrer, zu deren geistlichem Führer der Abt Arnold von Citeaux vom Papst bestellt wurde. Ein blutiger Krieg entbrannte; die wildeste Grausamkeit ward von den sogenannten Kreuzfahrern begangen. Vergebens gebot der Papst dem Blutvergießen Einhalt, da er nur gerechte Strafe wolle. Aber die ausgesandten Kriegsleute wurden mehr von Blutdurst und Beutelust geleitet als vom Heil der Kirche, daher sie der päpstlichen Mahnung zur Schonung nicht achteten. Selbst der Abt von Citeaux munterte seine Schaaren zur völligen Vernichtung der Ketzer auf. Als man beim Sturme auf eine Stadt ihn fragte, woran man die Ketzer von den Gläubigen unterscheide, sagte er: „Erschlaget Alle; der Herr kennt schon die Seinen." Graf Raimund der Jüngere von Toulouse gab endlich die Sache, für die sein Vater gestritten, auf und schloß sich ihren Gegnern an. Da erlagen nach furchtbarem Streit (1209—1229) die Albigenser; ihre Städte waren nur noch Trümmerhaufen. Zur Behauptung ihres Sieges überwachte die Kirche in jenen Gegenden die Gemüther mit ängstlicher Sorgfalt. Wer der Ketzerei verdächtig war, verfiel den strengsten Strafen, und alle Gemeindeglieder mußten ihre gut katholische Gesinnung eidlich betheuern. Aber durch solche Mittel gewann die Kirche nicht die unzufriedenen Herzen.

Ungleich fester im Evangelium wurzelnd und darum einen Keim zu bleibendem Bestehen in sich tragend, erwies sich das Wirken des reichen Kaufmanns Petrus Waldus zu Lyon. Derselbe sehnte sich nach dem Troste des göttlichen Wortes, und da ihm die in der Kirche vorgelesenen biblischen Abschnitte nicht genügten, ließ er durch zwei befreundete Mönche die heilige Schrift in die Landessprache übersetzen und eine Sammlung von Kernsprüchen aus den Kirchenvätern beifügen. Noch ernster und in sich gekehrter ward er, als einer seiner Freunde bei einem Gastmahl vom Schlag getroffen wurde und todt niedersank. Und wie es nun ihm selbst ein Ernst war, mit Furcht und Zittern seiner Seele Seligkeit zu schaffen, so wollte er auch seinen Mitmenschen das Wort Gottes predigen, auf daß auch sie den Frieden Gottes schmecken möchten. Darum gab er seine Güter den Armen und gründete (1170) mit Gleichgesinnten einen Verein, der unter dem Namen der Armen von Lyon das Wort Gottes öffentlich und in den Häusern verkündigte, ohne übrigens mit der Kirche zu brechen. Der vorgesetzte Bischof verbot solche Laienpredigt, aber unbefangen suchte Petrus Waldus

beim Papst selbst um Bestätigung seiner Genossenschaft nach. Doch der römische Stuhl bestätigte nur das bischöfliche Verbot und verfolgte den frommen Stifter des Vereins, der nun flüchtig ward und nach langem Umherirren (1197) in Böhmen starb.

Die Verfolgung des Stifters erstreckte sich auch auf die — nun Waldenser genannten — Glieder des Vereines, wiewohl denselben kaum etwas Strafbares nachzuweisen war. Ein römischer Priester schildert sie vielmehr also: „Sie sind in ihren Sitten ordentlich und bescheiden, tragen weder zu kostbare noch zu geringe Kleidung, meiden allen Lug und Trug und leben nur von ihrer Hände Arbeit. Sie sammeln keine Schätze, sondern begnügen sich mit dem Nothdürftigen. Sie halten sich züchtig, besuchen keine Schenken noch öffentliche Tänze, sondern arbeiten, lernen und lehren.“ Dazu waren sie — selbst die Kinder — mit der heiligen Schrift so vertraut, daß die Geistlichen darüber nicht wenig staunten. Um solchen guten Gerüchtes willen gedachte Papst Innocenz III. sie mit der Kirche zu versöhnen, indem er aus ihnen einen Verein „katholischer Armen“ bilden und denselben zur Armen- und Krankenpflege verwenden wollte. Aber das Lehren und Verbreiten des Evangeliums wollte er ihnen nicht gestatten, da das wider die Grundsätze der römischen Kirche war. Die Waldenser hatten inzwischen so fleißig in der Schrift geforscht, daß ihnen die falschen Lehren der römischen Kirche nicht mehr verborgen waren. Darum wollten sie nun nicht mehr dem Papst unterthan sein, und von Neuem begann ihre Verfolgung. Sie zogen sich in die Alpenthäler Piemonts zurück und griffen dort zuweilen selbst zum Schwert, wenn der wilde Haß des aufgeregten Volkes sie in ihren friedlichen Zufluchtsstätten beunruhigte. Am hartnäckigsten stritten sie (1488), als der römische Stuhl ein großes Heer zu ihrer Ueberwältigung sandte, und während die Männer im heißen Kampfe standen, hoben daheim — wie einst Mose in der Amalekiterschlacht — die Frauen die Hände auf zu Gott und beteten für den Sieg der Ihren. Das Gebet fand Erhörung; der Feind wich zurück. Und so haben sich die Waldenser bis auf diesen Tag erhalten, von den Herzögen und Königen des Landes geduldet, im Augenblick der Gefahr durch das mächtige Wort der preußischen Könige geschützt. Der beschränkte Raum ihrer Wohnsitze veranlaßte (1857) ihre theilweise Auswanderung nach Montevideo in Amerika. Doch bald nachher gewährte ihnen die staatliche Neugestaltung Italiens (1861) volle Bekenntnißfreiheit, daher sich ihre Gemeinden rasch über die ganze Halbinsel verbreiteten und zur Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten eigene Synoden einrichteten. Die Geistlichen erhalten ihre Ausbildung auf den evangelischen Hochschulen Frankreichs und der Schweiz. Mit der evangelischen Kirche stehen sie in einer natürlichen inneren Verbindung, da sie die Schrift als einzige Quelle der Wahrheit ansehen. Die Bergpredigt gibt ihnen die Grundlage der Sittenlehre, das apostolische Zeitalter ist das Vorbild ihrer Gemeindeverfassung. Aber freilich fehlt ihnen die wissenschaftliche Durchdringung der heiligen Schrift,

und ihre wenig ausgebildeten kirchlichen Ordnungen passen eben nur für die schlichte Einfalt kleiner und von der Welt getrennter Gemeinden.

Je drohender die Gefahr war, die aus der albigensischen und waldensischen Bewegung der päpstlichen Herrschaft erwuchs, desto gewaltigere Mittel bot die letztere auf, sich gegen den allgemeinen Unwillen und Unglauben der wankend gewordenen Christenheit zu behaupten. So ward schon (1229) auf einer Synode zu Toulouse von den Priestern bestimmt: „Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig sein. Jedes Haus, worin man einen Ketzer findet, wird niedergerissen. Zu Ketzern oder der Ketzerei Verdächtigen wird auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens gelassen. Aufrichtig Reuige werden aus ihrer Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt, erhalten besondere Tracht und sind aller öffentlichen Rechte verlustig, bis sie der Papst begnadigt. Wer aber ein guter katholischer Christ sein will, muß alle Jahre Treue gegen die Kirche geloben und dreimal im Jahr das Abendmahl empfangen. Wer sich davon ausschließt, soll selbst der Ketzerei verdächtig gehalten werden." Das waren strenge Beschlüsse. Streng war auch ihre Durchführung. Ja der Papst fürchtete, die französischen Bischöfe möchten ihrer Landsleute schonen und minder streng einschreiten. Darum bestellte er eigne Gerichtshöfe, aus Gliedern des ursprünglich zur Bekehrung der Ketzer gestifteten Dominikanerordens bestehend, zur Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer. Diese sogenannten Inquisitionsgerichte erhielten die ausgedehntesten Vollmachten, die auch von den weltlichen Fürsten theils aus Furcht, theils aus Anhänglichkeit an die Kirche bestätigt wurden. Die Inquisitoren konnten jeden Angeklagten verhaften lassen, auch ohne ihm den Kläger zu nennen. Ebenso war ihnen gestattet, Geständnisse durch die Folter zu erpressen und selbst den Bekennenden und Bereuenden — meist durch lebenslängliches Gefängniß — für immer unschädlich zu machen. Wer aber nicht widerrief, ward dem weltlichen Gericht übergeben, daß dieses ihn dem Flammentode weihe. Denn die Priester stellten, wiewohl sie den Tod ihrer Opfer wollten, den heuchlerischen Grundsatz auf, die Kirche verlange nicht Blut. Anfänglich nur in Frankreich wirksam, verbreiteten sich diese furchtbaren Gerichte auch über die anderen Länder des Abendlandes, überall eine Schmach der Kirche und ein Fluch der Völker. Kein Land hat ihre Schrecken mehr erfahren als Spanien, wo der Fanatismus der Könige viele tausend Juden und Mauren zum Uebertritt zum Christenthum gezwungen hatte und nun durch die Inquisition im Gehorsam gegen den aufgedrungenen Glauben erhalten wollte. Und weil die Inquisition dort ganz von den Königen abhängig war, wurde sie auch zur Bestrafung und Beseitigung der dem Thron gefährlichen oder mißliebigen Personen gebraucht. Man hat berechnet, daß in Spanien fünfunddreißigtausend Menschen verbrannt, dreihunderttausend mit Kerker und Gütereinziehung bestraft worden sind. In Deutschland hat der hier bestellte Inquisitor Konrad von Marburg

nur zwei Jahre sein schreckliches Amt verwaltet. Etliche erbitterte Edelleute erschlugen ihn.

---

§. 46.

Wiklef und Huß.

Die Fürsten der Kirche waren in ihrer Verblendung so weit gegangen, zum Schutz ihrer selbstsüchtigen Zwecke die Macht des weltlichen Armes aufzurufen wider die Macht der Wahrheit. Aber der Geist des Herrn weckte immer neue Zeugen des lauteren Evangeliums, und war auch ihr Zeugniß oft noch ein ungeklärtes, so scholl es doch als eine verheißungsvolle Prophetenstimme in den Kampf der Zeit hinein und bereitete die Christenheit vor zu dem immer näher schreitenden Tag der Erneuerung der Kirche. Während man in Deutschland und Frankreich in Schriften und auf Concilien davon handelte, wie man die Kirche reformiren möge an Haupt und Gliedern, trat ein bis dahin unbekannter Mann in England wider alle Sünde des Papstthums auf, auch wider die Verfälschung der reinen Lehre. Das war John Wiklef.

Geboren 1324 in dem Orte Wikleffe, nach dem er nun genannt wird, lebte Wiklef zu Oxford als einer jener älteren Studirenden, die nach der eigenthümlichen Verfassung der englischen Hochschulen oft zeitlebens der Universität angehören und als Aufseher und Helfer der eintretenden Jünglinge verwendet werden. Die mannichfachen Freiheiten und Vorrechte der Universität reizten die Eifersucht der Bettelmönche, die hier geringeren Einfluß als anderwärts übten. So entspannen sich allerlei Streitigkeiten, in denen Wiklef die Rechte seines Standes mannhaft wider die Anmaßung der Mönche verfocht. Und als der König Eduard von England in Uebereinstimmung mit den Wünschen seines Volkes dem Papste die fernere Entrichtung des von diesem in Anspruch genommenen jährlichen Zinses verweigerte und auch das päpstliche Recht der Anstellung von Priestern in seinem Reiche bestritt, vertheidigte Wiklef die Sache seines Königs in Wort und Schrift. Das alles gewann ihm hohe Gunst beim Könige, während es ihm den Haß aller Anhänger des Papstthums zuzog. Er ward zum Professor der Universität ernannt und einer Gesandtschaft zugetheilt, die zur Schlichtung des Streites zum Papst gesendet wurde. Dadurch aber sah Wiklef mit eignen Augen die Bestechlichkeit und Ungeistlichkeit der ganz verweltlichten Kirchenhäupter, und immer kühner ward nun seine Sprache und immer ernster sein Forschen in der Schrift. Ja er trug kein Bedenken, den Papst für den Antichrist zu erklären, der Christi ärgster Feind sei. Ablaß und Heiligendienst wie die lateinische Sprache im Gottesdienst verwarf er auf Grund seiner Schriftforschung, aber freilich gerieth er auch in manchen Irrthum. Indem er die Lehre von der Brotverwandlung angriff, leugnete er geradezu die Gegenwart des Herrn im Abend-

mahle und sagte: „Die geweihete Hostie, die wir auf dem Altar sehen, ist weder Christus noch ein Theil von ihm, sondern nur ein kräftiges Zeichen.“ Auch nahm er die Lehre von der Prädestination an, wie sie früher von Gottschalk im Widerspruch mit der Kirche aufgestellt ward. Doch ob auch seine Erkenntniß in manchen Stücken noch getrübt war, durfte er doch von sich sagen: „Gott sei mein Zeuge, daß ich vor Allem nur die Ehre Gottes und das Heil der Kirche suche, aus Ehrerbietung gegen Gottes Wort und aus Gehorsam gegen Christi Gebot. Wenn aber bei dieser Absicht eine unlautere Sucht nach weltlichem Ruhm, nach niederem Gewinn oder boshafter Rache sich mir unbewußt mit eingeschlichen haben sollte, so bereue ich dies aufrichtig und will durch Gottes Gnade dagegen auf meiner Hut sein.“ Damit er aber auch das Volk lehre, übersetzte er die heilige Schrift aus der Vulgata, und da ihm selbst die Gabe fehlte, schlicht und einfältig zum Volk zu reden, sandte er eigene Prediger — Lollharden — aus, das reine Evangelium in den Gemeinden zu verkündigen. Aber wie ernstlich er auch der Sache Gottes zu dienen gedachte, schien sein Wirken doch ungesegnet sich zu verlieren. Das englische Volk hielt sich meist gleichgültig, eine durch Mißverstand seiner Predigten herbeigeführte aufrührerische Bewegung war der guten Sache mehr schädlich als förderlich, und selbst der König mißbilligte Wiklefs allzuweit gehenden Eifer. Er verfiel einer kirchlichen Untersuchung und ward seiner Professur enthoben, doch durfte er die ihm anvertraute Pfarrei Lutterworth bis an seinen Tod (31. December 1384) verwalten. Seine Anhänger wurden mit großer Strenge verfolgt und endeten zum Theil auf dem Scheiterhaufen. Auch Wiklefs Gebein ward (1428) auf Beschluß des Costnitzer Concils ausgegraben und verbrannt.

Wiklefs muthige Rede fand ein wunderbares Echo in dem entlegenen Böhmen, das für eine reformatorische Bewegung mehr als andere Länder vorbereitet war. Denn während unser deutsches Vaterland von seinem Apostel Bonifacius gleichzeitig dem Christenthum und der päpstlichen Hoheit unterworfen wurde, hatte Böhmen das Evangelium durch die Predigt griechischer Mönche empfangen, und ob auch die böhmische Kirche sich frühe an Rom anschloß, bewahrte sie doch allezeit eine gewisse Selbstständigkeit. Dieselbe wurde erhöht durch die staatliche Unabhängigkeit Böhmens vom deutschen Reich. Denn in Folge dieser freieren Stellung ward Böhmen in die Kämpfe Deutschlands mit Rom und darum auch in die Abhängigkeit von Rom nicht mit hineingezogen. Hierzu gesellten sich die stilleren und doch nicht spurlos vergehenden Einwirkungen eines Petrus Waldus, dessen Freistatt Böhmen geworden war.

Unter dem so vorbereiteten Volke ward am 6. Juli 1373 einem geringen Landmann in dem Flecken Hussinecz ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Johannes empfing. Der heranwachsende Knabe theilte die Armuth wie die Arbeit des elterlichen Hauses. Die Armuth wuchs, als der Vater frühe starb. Da erweckte Gott das Herz des edlen Grundherrn im Orte, daß er des

Knaben sich annahm und denselben für die Wissenschaft erziehen ließ. Johannes Huß — denn also wird er nun genannt — machte solche Fortschritte, daß er bereits in seinem 16. Jahre die Universität Prag beziehen konnte. Hier erlangte er (1396) die Würde eines Magisters der freien Künste und ward zwei Jahre später zum Professor der Philosophie ernannt.

Nun aber müssen die Männer Gottes erst den großen inneren Kampf der Wiedergeburt durchkämpfen, ehe sie hervortreten in den Streit des Lebens. Auch Huß hat jenen Kampf in sich ausgefochten und zwar in derselben Zeit, in welcher er eine feste äußere Lebensstellung erlangte. Er selbst äußerte sich darüber also: „Nun wurde ich arm und zerknirscht, und indem ich mit Furcht und Zittern das Wort Gottes betrachtete, begann ich die darin liegenden Schätze der Weisheit zu bewundern. Nun wurde mein Herz durchdrungen von einem neuen, gewaltigen und beseligenden Feuer, das bis jetzt in mir fortwirkt und desto mehr entzündet wird, je mehr ich mich im Gebete zu Gott und zu Jesu Christo dem Gekreuzigten erhebe." Und als dieses Feuer entzündet und Erkenntniß des Heiles eingezogen war in Hussens Seele, da gab ihm Gott alsbald Gelegenheit zur Verkündigung der erkannten Wahrheit. Bereits ein Jahrzehnt zuvor hatte ein angesehener Mann aus dem Rathe des Königs in Verbindung mit einem Kaufmanne der Stadt eine Capelle gegründet, worin täglich eine Predigt in der Landessprache gethan werden sollte. Die Capelle ward Bethlehem genannt, darum daß Bethlehem ein Haus des Brotes bedeutet, jenes Kirchlein aber zu einer Austheilungsstätte geistlichen Brotes bestimmt war. An diese Capelle nun ward (1402) Huß als Prediger berufen. Er wartete seines Amtes mit großem Eifer. Weil er aber im Leben der Menschen sogar viel Unchristliches gewahrte, war seine Rede meist eine strafende. Bald aber sollte seine Aufmerksamkeit von dem christlichen Volke auf den Priesterstand gelenkt werden.

Denn um dieselbe Zeit kehrte ein junger Böhme von edler Geburt aus England, wo er seine Studien gemacht hatte, nach Prag zurück. Der hieß Hieronymus von Faulfisch, welcher Name ihm später von seinen Feinden gar arg gedeutet ward. In der Geschichte wird er insgemein Hieronymus von Prag genannt. Dieser Mann war in England Zeuge gewesen von dem großen Kampfe, den dort John Wiklef wider Rom begonnen hatte. Ganz erfüllt von den dort geweckten Gedanken, kam er nach Prag und verbreitete hier Wiklefs Lehren und Schriften. Nicht lange nachher fanden sich zwei junge englische Theologen ein, die auch die Ideen ihres Meisters Wiklef verkündigten und nicht mit Worten allein. Denn sie stellten in ihrer Wohnung zwei Reihen von Gemälden aus, worauf der Gegensatz zwischen dem Herrn Christus und seinem angeblichen Statthalter auf Erden gar seltsam abgebildet war. Auf einem Bilde sah man Christum in Jerusalem einziehend, die Jünger barfuß hinter ihm, und daneben den Papst mit seinen Cardinälen prunkvoll in Rom Einzug haltend. Auf einem anderen Gemälde war Christus mit der Dornenkrone und daneben

der Papst mit der dreifachen goldnen Krone. Dadurch ward natürlich eine große Erregung der Gemüther hervorgerufen.

Johannes Huß hatte diesem Streit über Wiklef anfänglich scheinbar theilnahmlos zugesehen, wie er denn ein ruhiger und besonnener Charakter war und erst nach sorgsamer Prüfung urtheilte. Als er aber Wiklefs Schriften las und mit der heiligen Schrift verglich, erkannte er immer tiefer und klarer den großen Schaden der Kirche. Und weil Wiklef bei manchem Irrthum im Einzelnen diesen Schaden erkannt und gerügt hatte, so konnte Huß nicht umhin, sich vielfach günstig über Wiklef auszusprechen. Er äußert sich darüber also: „Das gestehe ich, daß ich die richtigen Gedanken Wiklefs anerkenne, nicht weil er sie gesagt, sondern weil das göttliche Wort oder das nothwendige Gesetz des Denkens dafür zeugt.“ Der also eingetretene Umschwung in Hussens Anschauungsweise zeigte sich in seinen Predigten, worin er auch Wiklefs öfters gedachte. Seine Predigten machten einen um so größeren Eindruck, als die eigene Ueberzeugung daraus sprach und darum auch überzeugend wirkte. Aber auch an die Priesterschaft wandte sich Huß und strafte ihre Sünde mit kühnen Worten. Wir besitzen noch Synodalreden von ihm, worin es heißt: „Saget selbst, ihr Geistlichen, ob wir nicht eine härtere Gewalt über die Christen ausüben als heidnische Könige über ihre Unterthanen?“ Und nun rügt er, wie die Priester aus persönlichem Groll die Waffen ihrer geistlichen Gewalt mißbrauchen, wie sie nicht selten ein lasterhaftes Leben führen und niedere Sinnenlust zu ihrem Abgott machen. Er rügt, daß sie Männer seien von wortreicher Zunge und müssiger Hand, von ernsten Mienen und leichtfertigem Wandel; er nennt sie blinde Wächter, stumme Herolde, langsame Läufer, unwissende Aerzte und lahme Fechter. Das hörten freilich die Priester nicht gern, und der Erzbischof von Prag beschwerte sich darüber bei dem böhmischen Könige Wenzel. Der aber antwortete: „So lange der Magister Huß wider uns Laien predigte, habt ihr euch darüber gefreut. Nun ist die Reihe an euch gekommen, so mögt ihr es auch zufrieden sein.“

Bald aber schienen die Verhältnisse eine für Huß bedrohliche Gestalt annehmen zu wollen. Die Ursache hiervon war eine doppelte. Zuerst die Einrichtung der Hochschule zu Prag. Lehrer und Schüler derselben waren in vier Nationen getheilt. Das waren die Böhmen, Sachsen, Baiern und Polen. Da aber zu der polnischen Nation die Bewohner vieler deutscher Länder gerechnet wurden, so standen der einen slavischen drei deutsche Nationen gegenüber, und weil in allen Universitätsangelegenheiten nach Nationen abgestimmt wurde, so war der überwiegende Einfluß allezeit auf Seiten der Deutschen. Je gewichtiger damals die Bedeutung der Hochschulen für Wissenschaft und Volksleben war, desto mehr war das angedeutete Verhältniß der Nationen für die Böhmen ein Gegenstand des Aergernisses. Die hieraus entstehende Eifersucht der Nationen sollte nicht ohne Einfluß auf Hussens Leben bleiben, der selbst der nationalböhmischen Partei anhing.

Ein zweiter folgenschwerer Umstand war der, daß die auf alle Gebiete der Wissenschaft einwirkende philosophische Theologie jener Zeit in zwei Richtungen gespalten war, davon die eine von den allgemeinen Begriffen, die andere von den thatsächlichen Erscheinungen ausging. Die Anhänger der ersteren hießen Realisten, die der anderen Nominalisten. Huß gehörte gleich Wiklef der realistischen Schule an, während die Deutschen meist der nominalistischen huldigten. Da nun Wiklef ein Gegner des römischen Stuhles war, so erschien auch die ganze von ihm vertretene theologische Richtung als unkirchlich, und die Freunde Roms unterstützten um so mehr die entgegengesetzte Anschauung. In Folge dieses Unterschiedes der wissenschaftlichen Richtungen wie jener nationalen Eifersucht traten auf der Prager Universität zwei Parteien auf, die wiklefitisch gesinnte national-böhmische und die römisch gesinnte deutsche. Die letztere veranlaßte durch ihre Stimmenmehrheit einen Universitätsbeschluß, durch welchen 45 Sätze aus Wiklefs Schriften verdammt wurden. Als Antwort hierauf erwirkte Huß in Verbindung mit Hieronymus durch seinen persönlichen Einfluß einen königlichen Befehl, wodurch in Universitätssachen den deutschen Nationen nur eine Stimme, der einzigen böhmischen Nation aber drei Stimmen zugetheilt wurden. Allgemeine Aufregung war die Folge, und mehrere tausend Professoren und Studenten verließen Prag und wanderten nach Leipzig, die Gründung der dasigen Universität veranlassend.

Huß hatte gesiegt, aber der Sieg stürzte ihn nur tiefer in schwere Kämpfe. In Deutschland zürnte man ihm, weil er in Prag das Recht der deutschen Nation gekränkt hatte. Die Böhmen erkannten, daß durch seinen Einfluß die Universität entvölkert und ihr Glanz getrübt sei. Vor Allem aber trat wider Huß der Priesterstand auf, da er gerade nach Entfernung der ihm günstig gesinnten Deutschen aus Prag sich in Gefahr sah.

An der Spitze der Prager Priester stand damals Erzbischof Sbinko, ein Mann von mildem, aber charakterlosem Wesen und dabei über die Maßen unwissend. Der berichtete nach Rom über Hussens Vorliebe für Wiklef. Die Antwort war ein päpstlicher Befehl, daß alle Schriften Wiklefs verbrannt werden sollten und alles Predigen in Privatcapellen zu unterlassen sei. Letzteres bezog sich natürlich auf Huß. Sbinko ließ hierauf mehrere hundert Bände wiklefitischer Schriften und darunter auch mehrere von Huß verfaßte verbrennen. Darüber ward im Volke viel gespottet, da man des Erzbischofs Unwissenheit kannte, und es wird erzählt, man habe hinter ihm auf den Gassen gesungen: „Sbinko greift die Ketzer an, er, der gar nicht lesen kann, läßt die Bücher gar verbrennen, ehe er sie hat lesen können.“

Huß war inzwischen durch eigenes Forschen wie durch die ihm günstige öffentliche Meinung kühner geworden. Er predigte nach wie vor in der Bethlehemskirche und erklärte, wer aus Furcht vor irdischem Bann die Predigt des göttlichen Wortes unterlasse, der werde auch vom Reiche Gottes ausgeschlossen

und am jüngsten Gerichte als ein Verräther an der Sache Christi angesehen werden. Zugleich wandte er sich an den Papst Johann XXIII. und forderte neue Untersuchung. Dieser betrachtete den ganzen Handel mit vornehmer Gleichgültigkeit und übertrug die erbetene Untersuchung dem Cardinal Colonna. Huß ward nach Rom citirt. Er ging nicht, Roms Hinterlist und die Rache der Deutschen fürchtend. Darauf hin sollte er aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, allein der Hof und die Universität verwandten sich für ihn und erhielten die Vergünstigung, daß in Prag selbst ein Gerichtshof zur Untersuchung niedergesetzt ward. Da legte nun Huß, der bereits in mehreren Schriften seine Sache geführt, ein Glaubensbekenntniß ab (1. Sept. 1411), in dem er sich gegen alle wider ihn erhobenen Beschuldigungen verwahrte und die Gründe seiner Handlungsweise offen und doch bescheiden angab. Der Erzbischof erkannte sich für überwunden und berichtete nach Rom, er sei mit Huß vollständig ausgesöhnt, und alle kirchliche Unruhe im böhmischen Lande habe aufgehört. Aber der Friede dauerte nicht lange.

Der Erzbischof starb. An seine Stelle trat ein Anderer, der zuvor Leibarzt beim Könige gewesen. Ein päpstlicher Legat erschien, ihm die Insignien der neuen Würde zu überreichen. Derselbe brachte zugleich eine päpstliche Bulle, worin ein Kreuzzug gepredigt ward wider den König Ladislav von Neapel. Zwischen diesem und dem römischen Stuhle hatte sich Fehde erhoben, und der Papst hatte den König für einen Feind der Kirche und den Streit für einen heiligen Krieg erklärt. Wer daran Theil nehme oder Geld dazu gebe, dem ward Vergebung der Sünden verheißen. Nun zogen Ablaßkrämer durch das böhmische Land und trieben Handel mit der Gnade Gottes. Aber dies Treiben des Legaten erregte nur Spott und Zorn. Tausend Stimmen legten Zeugniß ab wider jenen Ablaß. Und es blies nicht beim Wort allein. Aufläufe entstanden, wo man die Bulle anschlug. Am heftigsten eiferte der ungestüme Hieronymus. Der ließ die Bulle in ärgerlichem Aufzug durch die Straßen tragen und unter dem Pranger verbrennen. Die Obrigkeit schritt strafend ein, aber da ward die Unruhe nur ärger.

Mitten in solch leidenschaftlichem Treiben offenbarte Huß seine gewohnte Ruhe und Klarheit. Auch er schrieb wider den Ablaß, doch in christlich ernster Weise. Er zeigte, wie widersinnig es sei, Einem Sündenvergebung zu ertheilen, weil er recht viel Christenmenschen umgebracht habe. Er verwies auf Christum, der alle Gewalt in eigener Sache verschmäht habe. Er legte dar, wie der Priester nur dem Reuigen Absolution ertheilen, ja wie im höchsten Sinne des Wortes nur Gott die Schuld vergeben könne.

Inzwischen hatte der neue Erzbischof bereits wieder abgedankt. Statt seiner ward gewählt Konrad von Vechta, ein strenger Mann, der alsbald wider Huß einschritt.

Im Jahre 1413 erschien ein päpstlicher Befehl, wodurch Huß mit dem Bann und sein Aufenthaltsort mit dem Interdict belegt wurde. Gehorsam dem päpstlichen Gebot, erklärte der Erzbischof die Stadt Prag als unter dem Bannfluch stehend. Da verließ Huß die Stadt, damit sie nicht seinetwegen leide. Zuvor aber verfaßte er eine Schrift, die die Aufschrift führt: Von der Kirche. Darin versucht er im Gegensatz zu der verderbten Kirche seiner Zeit zu zeigen, was die rechte Kirche sei. Da ist er freilich nicht immer auf dem rechten Weg. So meint er, die Kirche sei die Gemeinschaft der von Gott Erwählten, und redet gering von der Kirche äußerem Brauch und Band. Nun aber vergißt er, daß es neben jener unsichtbaren Kirche doch auch eine sichtbare gibt und geben soll, die auch todte und ungläubige Glieder umfaßt, um sie zu lebendigen und gläubigen zu erziehen. Würde nun jener Satz ausgebildet und ausgeführt worden sein, so hätte Huß wohl eine Separatistengemeinde, nimmer aber eine festgeschlossene Kirche zu gründen vermocht. Trotz jener Einseitigkeit ist doch das angeführte Buch Hussens Hauptschrift und enthält viel Treffliches. Bedeutungsvoll ist darin der Satz, daß Christus der Kirche alleiniges Haupt und ein Papst unnöthig sei.

Nachdem Huß Prag verlassen, begab er sich zunächst auf das Land zu einem Freunde, der ihn auf seinem Schlosse Kozi beherbergte, und dann nach Hussinecz. Hier fuhr er fort zu predigen und zu schreiben. Er predigte aber auf freiem Felde, da für ihn jede Kirche geschlossen war. Alles Volk hing ihm an.

Nun war zu selbiger Zeit die Kirchenversammlung zu Constanz zusammengetreten, den Schaden der Kirche zu heilen. Da sollte auch über die kirchlichen Bewegungen in Böhmen entschieden werden, weshalb Huß von dem damaligen Kaiser Siegmund gen Constanz entboten wurde. Wohl warnten ihn die Freunde vor solchem Gange, und mancher böhmische Ritter bot ihm seinen Schutz und Schirm an. Huß aber ging, auf die Wahrheit seiner Lehre vertrauend. Und daß er nicht abgewichen sei von der Lehre der Kirche, ward ihm sogar von dem päpstlichen Inquisitor in Prag bezeugt. Derselbe gab nämlich folgende Erklärung ab: „Ich habe mich zu vielen Malen mit dem Magister Johannes Huß unterredet, habe mit ihm gegessen und getrunken und oft seinen Vorträgen beigewohnt, auch verschiedene Unterredungen über Gegenstände aus der heiligen Schrift mit ihm gehabt, aber ich habe niemals einen Irrthum oder eine Ketzerei an ihm bemerkt, sondern in all seinen Worten und Werken ihn allezeit als einen aufrichtigen und rechtgläubigen Mann erfunden." Und der Kaiser stellte ihm einen Geleitsbrief aus, worin es hieß: „Wir nehmen den ehrwürdigen M. Johannes Huß in Unseren und des heiligen römischen Reiches Schutz und Schirm und wollen, daß man denselben ohne ein einiges Hinderniß frei reisen und wiederkehren lasse." So traf Huß den 13. Nov. 1414 in Constanz ein.

Hier aber war die allgemeine Stimmung eine ihm entschieden ungünstige. Ein nicht geringer Theil der Versammlung bestand aus eifrigen Anhängern des

Papstthums; die wollten Huß um jeden Preis stürzen. Nun gab es zwar zu Constanz auch viel wackere Männer, welche das Verderben der Kirche aufrichtig beklagten und bessern wollten. Aber gerade diese sagten sich von Huß los, um nicht auch mit der Kirche zu zerfallen und dadurch der guten Sache zu schaden. Dazu kam der früher berührte Unterschied der wissenschaftlichen Richtungen Hussens und der versammelten Väter, sowie der alte Groll, den die Deutschen wider Huß hegten. Das waren die Ursachen, warum der böhmische Reformator einen so traurigen Ausgang nahm.

Wochen vergingen, ehe er nur gehört ward. Den 28. Nov. ward er zum ersten Verhör abgeholt. Aber kaum hatte er den päpstlichen Palast betreten, als er verhaftet und in den Kerker geworfen wurde. Wohl erhoben die Freunde nah und fern schwere Klage, wohl gebot der Kaiser selbst Hussens Freilassung, aber der Klagen ward nicht geachtet und der allzu nachgiebige Kaiser mit den Worten beschwichtigt, er als Laie habe in dieser geistlichen Sache nichts zu reden, und einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten. Nun stellten etliche gelehrte Männer aus Hussens Schriften seine angeblich falschen Lehren als Klagepunkte zusammen und sandten sie ihm zu. Er aber war im Gefängniß krank geworden. Wie er nun die Artikel erhielt, forderte er um seiner Schwachheit willen einen Sachwalter. Der ward ihm abgeschlagen. Da sprach er: „So sei denn der Herr Jesus Christus mein Sachwalter."

Den 5. Juni 1415 erschien Huß zum ersten Male vor der Versammlung, der auch der Kaiser beiwohnte. Aber wie er eintrat, entstand solcher Lärm, daß er nicht zum Sprechen kam. In den folgenden Tagen ward er wieder vorgefordert, und die Klagepunkte wurden ihm vorgelesen. Zuerst habe er gelehrt, das Brot im Abendmahl bleibe auch nach der Consecration natürliches Brot. Dem widersprach er feierlich. Dann sollte er sich günstig über Wiklef ausgesprochen haben. Das gab er theilweis zu. Dann sollte er die Böhmen aufgefordert haben, Gewalt wider den Papst und seine Priester zu brauchen. Er antwortete, daß er allezeit mit den Worten der Schrift gemahnt habe, die geistlichen Waffen wohl zu führen. Dann hieß es, er habe in Böhmen und insonderheit auf der Prager Hochschule Zwietracht hervorgerufen. Das stellte er in Abrede. Er mochte wohl denken, daß die vorgekommenen Bewegungen die unbeabsichtigten und großentheils von den Gegnern veranlaßten Folgen eines lauteren Strebens wären.

Während der ganzen Verhandlung zeigte Huß eine seltene Ruhe und Besonnenheit und gewann selbst viele seiner Gegner. Die Forderung unbedingten Widerrufs wies er fest zurück. In die Heimath aber sandte er in diesen Tagen manch ergreifendes Schreiben und äußert darin, er lerne jetzt erst in der Trübsal die köstlichen Psalmen recht verstehen.

Die Trübsal sollte bald mit dem Tode enden.

Am 5. Juli 1415 sandte der Kaiser vier Bischöfe und zwei Edelleute in den Kerker, Huß noch einmal zum Widerruf aufzufordern. Unter den Edelleuten war ein alter Freund Hussens, Johannes von Chlum geheißen. Der sagte: „Ich bin ein ungelehrter Mann und weiß Euch nicht zu rathen. Wisset Ihr Euch eines Irrthums schuldig, so widerruft. Doch sonst will ich Euch nicht rathen, etwas wider Euer Gewissen zu thun.“ Huß entgegnete unter Thränen, daß er ja willig zum Widerruf sei, so er aus der Schrift widerlegt würde. Da sprach einer von den Bischöfen: „Ich würde doch nimmer von mir selbst so viel halten, daß ich die eigene Meinung höher stellte als den Ausspruch des Concils.“ Huß antwortete: „Auch ich denke gleich also. Wenn der Geringste aus der Versammlung mich eines Irrthums überführt, so will ich ihm gern zu Willen sein.“ Die Abgeordneten gingen. Hussens Loos war entschieden.

Am andern Tage — es war Hussens Geburtstag — war das ganze Concil und der kaiserliche Hof in der Domkirche versammelt. Huß ward hereingeführt. Einer der Bischöfe hielt die Predigt, worauf ein Mönch des Concils Anklage und Urtheil wider Huß vorlas. Huß unterbrach ihn mehrmals mit Betheuerungen seiner Unschuld. Nun ward dem Verurtheilten unter vielem Spott die priesterliche Kleidung ausgezogen; er duldete gelassen jegliche Schmach. Als aus der Kirche ausgestoßen ward er der weltlichen Obrigkeit übergeben; Kurfürst Ludwig von der Pfalz übernahm ihn und ließ ihn zum Tode führen. Auf der Richtstatt betete Huß so gewaltig, daß alles Volk sich wunderte, wie doch ein Ketzer also beten könnte. Er ward an den Pfahl gebunden und der Scheiterhaufen angezündet. Da rief er: „Herr Jesu, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten, erbarme dich meiner!“ Wie er zum dritten Male betete, erstickte der Rauch seine Stimme. Bald verschied er. Die Asche ward in den Rhein gestreut.

Huß hat nicht die Kirche reformirt. Er war nur bestimmt, als der Kleinere des Größeren Vorläufer zu sein. Dieser Bestimmung ist er sich stets bewußt gewesen, wie er denn einst mit weissagendem Geist über seinen Namen, der im Böhmischen Gans heißt, scherzend sprach: „Die Gans ist nur ein zahmes Thier, das sich nicht hoch erheben kann mit seinem Fluge, aber nach mir werden Falken und Adler kommen, die sich durch Gottes Wort und einen heiligen Wandel höher aufschwingen und Viele mit sich reißen werden zu dem Herrn Jesu.“

Während Huß in Constanz in Banden lag, fand sich auch sein treuer Gehülfe Hieronymus daselbst ein und versuchte, ob er für den Freund und dessen Sache etwa wirken könnte. Aber als er die eigene Sicherheit gefährdet sah, entwich er bald von dannen. Da ward er verfolgt und gefangen zurückgebracht. Anfänglich heldenmüthiger Ergebung voll, ward er in der langen Kerkerhaft und unter dem eifernden Drängen der Priester endlich so matt, daß er am 23. Sept. 1415 alle früher von ihm wider die Kirche gethane Rede widerrief und Hussens Tod eine verdiente Strafe nannte, wie man es von ihm verlangt hatte. Weil

aber etliche böhmische Mönche meinten, wenn Hieronymus nach seiner Heimath wiederkehre, werde er dort Unruhen erregen, so hielt man ihn auch nach seinem Widerruf im Gefängniß. Da ermannte sich der Gefangene, forderte ein neues Verhör und nahm feierlich seinen Widerruf zurück, indem er zugleich seine Uebereinstimmung mit Huß offen erklärte. Damit hatte er sein Urtheil gesprochen. An der Stätte, wo des Freundes Scheiterhaufen gestanden, ward nun der seinige errichtet. Auch sein Todestag — der 6. Juli — war Hussens Todestag. Hieronymus sang heilige Lieder auf dem Todesgang und war fröhlichen Herzens. Seitdem er den Widerruf widerrufen, war ihm die Last von der Seele genommen. Noch scheidend rief er den Richtern zu, er lade sie selbst binnen hundert Jahren vor den Richterstuhl Gottes. Da kam ein Landmann und legte noch eine schwere Bürde Holz auf den Scheiterhaufen, um auch zum Tode des Ketzers beizutragen und also ein gutes Werk zu thun. Hieronymus aber sprach: „O heilige Einfalt! Tausendfach sündigt, wer dich irre leitet.“ Der Scheiterhaufen ward angezündet. Der Märtyrer rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Langsam tödteten ihn die Flammen. Sein Todeskampf war ein beständiges Gebet.

---

§. 47.

Die hussitischen Unruhen.

Während zu Constanz noch Gericht gehalten ward über Hussens Lehre, hatte man in Böhmen diese Lehre bereits im Leben verwirklicht. Denn der Priester Jakob von Misa zu Prag spendete im Abendmahl den Kelch auch den Laien, sich gebunden achtend durch des Herrn Wort: „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch.“ (Joh. 6, 53.) Auf die Kunde hiervon warnte Huß aus seinem Kerker vor eigenmächtiger Neuerung und rieth, man sollte in geziemender Weise den Papst selbst um Gestattung des Kelches angehen. Aber die Kirchenversammlung forderte unbedingte Unterwerfung unter das Gebot der Kirche, welche die ursprüngliche Anordnung Christi aus guten Gründen abgeändert habe. Je haltloser und eigensinniger diese Erklärung war, desto einmüthiger beharrten nun die Böhmen auf Wiederherstellung der von Christo selbst angewendeten Spendeform, und der Kelch ward zum Losungszeichen ihrer ganzen Erhebung. Nun beschloß die Kirche Gewalt zu brauchen, wie sie es einst wider die Albigenser gethan hatte. Doch anders war der Widerstand, den sie in Böhmen fand. Der blinde Ziska stellte sich als „Hauptmann in der Hoffnung Gottes“ an die Spitze seines bedrohten Volkes und überwand (1420) den Kaiser Siegmund auf dem nach ihm genannten Ziskaberg bei Prag. Und als der Besiegte neue Heere aufbot und der Papst einen Kreuzzug predigen ließ wider

die Empörer, da loderte unter den Böhmen ein Haß gegen den Papst und die Deutschen auf, wie die Geschichte ihn kaum sonst zu nennen weiß. Denn während die Einen im Inneren des Landes Kirchen und Klöster verwüsteten und jede Spur römischen Gottesdienstes vertilgten, überflutheten die Anderen in zahllosen Schaaren die nahen sächsischen und brandenburgischen Länder, ihren Märtyrern Huß und Hieronymus furchtbare Todesopfer bringend. Neue Führer erstanden, wenn die alten vom Schauplatz abtraten. Des an der Pest gestorbenen Ziska Stelle nahm Prokopius der Aeltere ein, während etliche Schaaren den heimgangenen Feldherrn wie einen todten Vater für unersetzlich achteten und sich im zornigen Schmerz Waisen nannten. Aber in dem wilden Kriegslärm erstarb das edlere christliche Gefühl, das in Huß und seinen Freunden gelebt, und hatte man erst nur aus Nothwehr zum Schwert gegriffen, so gingen jetzt die aufgeregten Schaaren zum mord- und beutelustigen Angriff über. Und da Huß in seiner vorzugsweise auf das Leben gerichteten Thätigkeit weder ein bestimmtes Glaubensbekenntniß, noch einen klaren zusammenhängenden Lehrbegriff aufgestellt hatte, so entbehrten die Hussiten ebensowohl der tieferen Erkenntniß wie der inneren Einheit. Darum schieden sie sich bald in zwei Parteien. Die eine nämlich wollte der römischen Kirche sich wiederum unterwerfen, wenn ihnen der Kelch im Abendmahl gestattet würde. Davon wurden sie Calixtiner — das ist Kelchgenossen — genannt. Die andere Partei hatte eine feste Stadt gebaut und Tabor genannt, wie denn die Hussiten überhaupt biblische Namen liebten und anwandten. Darum hießen die Männer dieser Richtung Taboriten. Dieselben wollten von einem Frieden mit Rom nichts wissen und eine eigne Kirche des lauteren Evangeliums sein. Aber ohne alle Wissenschaft und eines geistlichen Führers entbehrend, verloren sie sich in schwärmerische Meinungen und eitle Lehren, wie sie denn die Wiederkehr des Herrn zum Gericht für nahe bevorstehend achteten.

Zu der Zeit war die Kirchenversammlung zu Basel zusammengetreten. Diese baute gerade auf die Uneinigkeit der Hussiten den Plan, mindestens mit der milderen Richtung derselben eine Versöhnung einzuleiten und so den unseligen Krieg zu enden. Auf ihre Einladung erschienen (9. Januar 1433) dreihundert Abgeordnete der Hussiten zu Basel, und fünfzig Tage währten nun die Verhandlungen. Fast schien die Versöhnung zu scheitern an der Hartnäckigkeit des Concils. Schon waren die hussitischen Gesandten wieder unverrichteter Sache abgezogen, als man sie zurückrief und nun in allen Stücken nachgab. Denn es wurden ihnen vier Forderungen zugestanden, die sie als Preis ihrer Rückkehr unter die Hoheit des Papstes gestellt hatten. Zuerst ward ihnen der Gebrauch des Kelches gestattet, welche Erlaubniß von dem Concil indeß nur als eine durch besondere Gründe herbeigeführte Ausnahme bezeichnet wurde. Darnach sollte das sehr bedeutende Kirchengut unter bessere Verwaltung gestellt werden. Ebenso wurde die Predigt in der Landessprache und eine strengere Kirchenzucht, nament-

lich unter den Geistlichen selbst, verheißen. Darauf hin unterwarfen sich die Calixtiner der Kirche und erkannten auch den Kaiser Siegmund als böhmischen König an, nachdem sie ihm bisher wegen seines an Huß begangenen Treubruches den Gehorsam verweigert hatten. Die Taboriten aber beharrten auf ihrem Widerstand; doch war ihre Kraft gebrochen. Von Calixtinern und Katholiken angegriffen, erlagen sie (1434) in der Schlacht unfern der Hauptstadt Prag. Aber der römischen Kirche wuchs der Muth, als die Gefahr sich minderte. Da man die Calixtiner nicht mehr zu fürchten hatte, entzog man ihnen allmählich alle zugestandenen Rechte wieder, und 1462 wurde der Vertrag von Basel völlig aufgehoben. Das böhmische Volk sah sich in seiner Hoffnung getäuscht; die römische Kirche schien wieder einen völligen Sieg gewonnen zu haben.

Doch ganz konnte eine Sache nicht untergehen, deren Grund die Treue gegen das lautere Evangelium war. Eben als die Kirche wortbrüchig ward an den Calixtinern, sammelte der ehrwürdige Prediger Michael von Bradacz (1457) ein Häuflein Taboriten, in denen ein stilles Leben im Herrn an die Stelle des einstigen fleischlichen Eifers getreten war. Dieselben traten zusammen zu einer Gemeinschaft von „Brüdern des Gesetzes Christi"; später wurden sie böhmische — oder mährische — Brüder genannt. Sie wählten nach apostolischem Vorbild ihre Gemeindeverfassung und faßten ihren schlichten Glauben an das Wort Gottes in ein Glaubensbekenntniß, in welchem sie unter Verwerfung der von Rom aus in die Kirche gedrungenen Irrthümer den Glauben der alten Kirche festhalten und in der Abendmahlslehre eine wunderbare Aehnlichkeit mit der späteren lutherischen Kirche zeigen. Dabei erklären sie sich bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen, und wußten in ihrer demüthigen Stille selbst der Verfolgung der Kirche zu entgehen. Wollte die Gefahr zu groß werden, zogen sie sich in Wälder und Schluchten zurück, daher sie auch Grubenheimer hießen. Und als es ihnen an Geistlichen gebrach, sonderten sie nach ernster Berathung drei verständige Männer aus, die vor Anderen des göttlichen Wortes kundig waren, und wählten sie zu Predigern, indem sie ihnen zugleich Treue und Gehorsam gelobten. Und weil damals nur solche Amtsweihe gültig schien, die ein Bischof vollzog, so sandten sie drei ältere Geistliche zu einem Bischof der Waldenser, um von diesem zu Bischöfen geweiht zu werden und darnach die neuen Geistlichen weihen zu können. Und so mehrten sich die Gemeinden der Brüder in der Stille und zählten ein halbes Jahrhundert nach ihrer Begründung bereits an zweihundert Kirchen.

---

§. 48.

Zeichen der neuen Zeit.

Auch jenseit der Alpen weckte das Verderben der Kirche mahnende und rächende Stimmen, die ungeblendet durch den Glanz des nahen Papstthums

demselben Fall und Untergang weissagten. So bewegte der große Dichter Dante († 1321) die Herzen seines Volkes durch eine großartige Dichtung, die unter dem Namen der divina comedia die göttliche Vergeltung alles menschlichen Strebens darstellt und demnach in drei Theilen das Fegefeuer, die Hölle und das Paradies schildert. In der Hölle aber begegnet man den Namen mehrerer Päpste, die der kühne Dichter der ewigen Pein werth achtet. Hatte hier nur ein Dichterwort über die ungeistlichen Fürsten der Kirche gezürnt, so weckte in den Tagen der Kindheit Luthers der Dominikanermönch Savonarola zu Florenz den Zorn des Volkes wider alle Sünde der Kirche und entzündete eine Bewegung, die den Papst auf seinem Throne zittern ließ. Voll tiefchristlicher Erkenntniß, durch unbefleckten Wandel und glänzende Rednergaben ausgezeichnet, dazu heißblütigen Wesens nach der Italiener Weise, stellte sich der kecke Mönch an die Spitze des Volkes und gedachte zu gleicher Zeit das geistliche wie irdische Wohl desselben zu begründen und einen Gottesstaat herzustellen, dessen Bürger nach Gottes Gesetz ein freies und frommes Leben führten. Dieses Ziel hoffte er durch gewaltige Predigten zu erreichen, denen er in prophetischer Begeisterung allerlei Weissagungen einflocht. So sprach er: „Schnell wird die Erneuerung der Kirche kommen; man fängt schon an, das neue Licht zu sehen. Rom wird dieses Feuer nicht löschen, so sehr es sich auch anstrengt, und wenn es eines löscht, so werden andere und stärkere wieder aufgehen.“ Auch verhieß er, ein fremder Herrscher werde in Italien einziehen und der Kirche mit dem Schwerte das Heil bringen. Das schien sich zu erfüllen, als der französische König Carl VIII. einen Kriegszug nach Italien unternahm und das bisher hochberühmte Fürstenhaus der Medici in Florenz gestürzt ward. Florenz ward Freistaat, den Savonarola durch die Macht seines Geistes und seiner Rede beherrschte. Doch der Adel grollte, da der neue Herrscher alte Rechte verletzte und in ernster Bußpredigt wider alle Ueppigkeit des Reichthums eiferte. Der Papst ließ dem gefährlichen Mann den Cardinalshut anbieten, ihn dadurch für sich zu gewinnen. Aber Savonarola begehrte nur den rothen Hut eines Märtyrers. Florenz ward mit dem Bannfluch belegt, unter dem Geläute der Todtenglocken ward der Spruch dort verlesen. Die Gunst der leichtbeweglichen Menge wandte sich. Savonarola wurde in den Kerker geworfen und grausam gefoltert. Unter der Qual rief er schmerzlich aus: „Es ist genug, Herr, so nimm du meine Seele!“ Vor den Richtern schwieg Savonarola stille, da er von ihrem Haß und Fanatismus keine Gerechtigkeit zu erwarten hatte. Der Papst aber sprach: „Dieser Mensch muß sterben, und wenn er ein Johannes der Täufer wäre.“ Zum Tode verurtheilt, reichte Savonarola sich selbst das Abendmahl und ging getrost zum Richtplatz, wo er gehängt und sammt dem Galgen verbrannt wurde (1498). Er hatte geeifert für den Herrn, aber ohne Weisheit. Aus eigner Kraft wollte er die Kirche reformiren, Geistliches und Weltliches vermengend. Darum ging sein Wirken vorüber, ohne eine andere Spur zu

hinterlassen als den dumpfen und unklaren Unwillen der Menge über den Schaden der Kirche.

Während so das Christenvolk mit bald guten und bald bedenklichen Mitteln nach der Predigt des göttlichen Wortes strebte, wandte sich gleichzeitig der stille Fleiß gelehrter Männer auf die Erforschung der heiligen Schrift in ihren Ursprachen, die bisher nur von Wenigen verstanden worden waren. So veröffentlichte (1520) der spanische Cardinal Ximenez eine Bibelausgabe, welche in übersichtlicher Zusammenstellung den Urtext der heiligen Schrift sammt allen altkirchlichen Uebersetzungen enthielt, auch mit den zum Verständniß dieser Uebersetzungen nöthigen Wörterbüchern und Sprachlehren versehen war. Zu derselben Zeit lenkte in Deutschland der Rechtsgelehrte Reuchlin aus Pforzheim in Baden († 1522) nach längerer Beschäftigung mit den Schriften jüdischer Gelehrten die Aufmerksamkeit der Theologen auf die bisher ganz vernachlässigte hebräische Sprache, und der geistvolle und gelehrte Niederländer Erasmus von Rotterdam († 1536) gab das neue Testament in genauem griechischen Text heraus, indem er dessen Verständniß zugleich durch eine die Vulgata an Richtigkeit übertreffende lateinische Uebersetzung förderte. Dabei achteten es diese Männer für ihre höchste Aufgabe, durch ihre Wissenschaft dem Evangelium zu dienen, wie sie denn durch die Früchte ihres Wissens selbst die Kirche zu reformiren meinten. Und während sie die fremden Zungen erforschten, in denen der Geist Gottes zu den Menschen geredet, waren Andere geschäftig, diese fremden Zungen unserem Volke in die heimische Sprache zu verdolmetschen, und es gab vor Luther bereits vierzehn hochdeutsche und sechs plattdeutsche Uebersetzungen der heiligen Schrift, die aber freilich nur die Vulgata und nicht den unverfälschten Grundtext wiedergaben. Auch waren diese Uebertragungen gar unvollkommen und wunderlich im Ausdruck. Luthers Freund Matthesius sagt darüber: „Ich habe in meiner Jugend auch eine undeutsche deutsche Bibel gesehen, aber die war dunkel und finster.“ So lautet die Stelle Hebr. 3, 14—17 bei Luther:

„Denn wir sind Christi theilhaftig geworden, so wir anders das angefangene Wesen bis an das Ende festbehalten, so lange gesagt wird: Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht, wie in der Verbitterung geschah. Denn Etliche, da sie hörten, richteten eine Verbitterung an, aber nicht Alle, die von Egypten ausgingen durch Mosen. Ueber welche aber ward er entrüstet vierzig Jahre lang? Ists nicht also, daß über die, so da sündigten, deren Leiber in der Wüste verfielen?“

Dagegen nach einer jener Uebersetzungen: „Wann wir seind theilhaftig Christo. Jedoch ob wir behaben den Anfang seiner Substanz. Verstehe bis an das Ende. Als lang bis es wird gesagt. Ob wir heut hört sein stymme. Nit wölt erherten euer Herzen. Als in der Bitterkeit. Wann etlich horten und erbitterten, aber doch nit all. Die da ausgingen von egypt durch Moysen.

Wann wölichen was er löydig 14 Jahre. War ist er nit den leydig. Die do syndeten. Der aß wurden niedergeschlagen in der wüst."

Ob auch solche Verdeutschung nur unvollkommen des Volkes Verlangen nach dem Worte Gottes stillte, so trug doch auch sie nicht wenig bei, die allgemeine Sehnsucht nach einer Erneuerung der Kirche zu steigern. So sehr auch die Kirche sich von dem Evangelium gelöst und Menschensatzung und Heiligendienst an die Stelle der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gesetzt hatte, so sehr sie selbst mit Gewalt alle freiere Regung des Geistes niederdrückte, so hielten sich doch viele fromme Herzen in treuem und rechtem Glauben an den Herrn Christus und zeugten wider das Verderben der Kirche. Ein alter Mönch betete täglich in seiner Zelle: „Ich glaube, daß du, mein Herr Jesu Christe, allein meine Gerechtigkeit und Erlösung bist." Ein Bischof bekannte offen: „Meine Hoffnung ist das Kreuz des Herrn, ich baue auf Gottes Gnade und nicht auf meine Werke." Ein anderer sprach sterbend, als man ihn mit der Hinweisung auf die Verdienste der Mönche tröstete: „Meines Herrn Jesu Werke müssen es allein thun, darauf verlasse ich mich." So fühlte die christliche Welt trotz aller Werkheiligkeit, die die Kirche lehrte, daß nur der Glaube an Gottes Gnade in Christo selig mache. Und die Kirche selbst baute an ihrem Fall, indem sie nach allen Siegen über die Ketzer dem sicheren Uebermuth sich ergab und jenes Bedürfniß des christlichen Volkes verachtete. Der vorhin genannte Matthesius erzählt von der Osterfeier seiner Zeit: „Etwa pflegt man um diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Buße betrübet und in der Marterwochen mit dem Herrn Christo Mitleid getragen, durch solche ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet, wie ich solcher Ostermährlein in meiner Jugend etliche gehört. Als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam und mit seinem Kreuze anstieß, haben zween Teufel ihre lange Nasen fürgestecket zu Riegeln. Als aber Christus angeklopft, daß Thür und Angeln mit Gewalt aufgingen, hab' er den zweien Teufeln ihre Nasen abgestoßen." Und ein römischer Cardinal selbst gesteht: „Einige Jahre zuvor, ehe die Lutherische und Calvinische Ketzerei aufkam, war nach dem Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht der Sitten, keine Kenntniß einer heiligen Wissenschaft, keine Ehrerbietung vor göttlichen Dingen, und kaum war noch etwas von der Religion übrig geblieben."

Nun aber sind die Wege gar wunderbar und mannichfaltig, auf denen der Herr seine Gemeinde durch allen Streit und Irrthum zu leiten weiß, und die Natur wie der Gang des Völkerlebens muß der Ausrichtung der großen Thaten Gottes dienen. Die mittelalterliche Welt war alt geworden; ihr sollte eine Verjüngung kommen durch die Wiederaufrichtung des Evangeliums. Darum ist die ganze Geschichte jener Zeit nur ein Zusammengreifen von göttlichen Führungen, solche Verjüngung vorzubereiten. Indem Columbus (1492) eine neue

Welt auffand und Copernikus zu Frauenburg in Preußen († 1543) neue und ungeahnte Aufschlüsse gab über die Verhältnisse und Gesetze der Sternenwelt, ward durch Beide der Geist der Menschen den engen Schranken des Herkömmlichen und Alltäglichen enthoben und zum höheren Aufschwung der Gedanken befähigt. Und auf daß die weltumbildenden Gedanken der neuen Zeit wie das Wort Gottes rascher verbreitet würden, mußte Gutenberg (1440) die Buchdruckerkunst erfinden. Ja ohne es zu wissen und zu wollen, stürzte selbst Sultan Muhamed II. (1453) das Kreuz in Constantinopel nur, um eine desto lebhaftere Predigt vom Kreuz Christi zu ermöglichen. Denn vor ihm flüchtend, eilten viele griechische Gelehrte in das Abendland und förderten hier die Kenntniß der griechischen Sprache und damit des Evangeliums von Christo.

Und dies Zusammenfallen des Alten, das einer Erneuerung alles Menschenlebens weicht, mahnt lebhaft an die Zeit, da das kraftlose Heidenthum wie das erstarrte Judenthum die Herzen nicht mehr befriedigte und die Erlösung durch Christum das Sehnen der Völker erfüllte. Und wie damals das Heil von den Juden kam, die Gott dazu erwählt und erzogen hatte, so ging jetzt die Erneuerung der Kirche von den germanischen Völkern aus, die auch durch Gottes Gnade seit einem Jahrtausend dieser Bestimmung entgegengeführt worden waren. Wie damals das Römerreich durch seine innere Einheit und gesetzliche Ordnung die Ausbreitung des Christenthums begünstigte, wiewohl der Regent des Reiches ein Heide war, so verlieh auch jetzt die eigenthümliche Verfassung des deutschen Reiches dem Werk der Reformation Schutz und Pflege, so streng auch der Herrscher des Reichs an der alten Lehre hing. Auch die Erscheinung unseres Herrn im Fleisch zeigt manche Aehnlichkeit mit Luther, sofern wir einen sündigen Menschen mit dem eingeborenen Sohne Gottes zu vergleichen wagen dürfen. Dort ein Zimmermannssohn, hier eines Bergmanns Kind. Beide gehören niederem Stande an und leben bis zum männlichen Alter in anspruchsloser Verborgenheit. Beide lassen die staatlichen und kirchlichen Ordnungen ihrer Zeit unangetastet und suchen allein die Herzen der Menschen zu Gott zu führen, wohl wissend, daß äußere Formen von selbst allmählich sich besser gestalten, ist erst der Geist geheiligt. Ja gerade dadurch hat die Reformation des 16. Jahrhunderts gesiegt und ausgeführt, was all den früheren Reformationsversuchen nicht gelungen ist, daß sie nicht mit Besserung äußerer Zustände begann, sondern sofort auf die Lehre einging und das Wort Gottes als ihr Banner erhob. Denn die Reformation war nichts Anderes als die Zurückführung der Kirche auf das alte Bekenntniß: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ (Röm. 3, 28.)

Fünfter Zeitraum.

Jahr 1517—1877.

§. 49.

Martin Luther.

In jener Zeit des allgemeinen Harrens geschah es, daß ein Bauersmann aus dem Dörflein Möhra — im jetzigen Herzogthum Sachsen-Meiningen gelegen — mit seinem Weibe gen Eisleben zog, dort für eine Zeit zu wohnen. Der Mann hieß Hans Luther, welches derselbe Name wie Lothar ist; seine Hausfrau aber ward Margaretha genannt und war eine geborene Lindemann. Dieselbe genas in den Abendstunden des 10. Novembers 1483 eines Söhnleins, das am andern Tage in der Peterskirche getauft ward. Und weil derselbe Tag im Kalender nach dem heiligen Martin genannt war, hießen die Eltern ihr neugeborenes Kindlein auch Martin. Darnach verließen sie Eisleben und wandten sich nach Mansfeld, wo der Hausvater ein Bergmann ward. Etliche Jahre lang lebten sie in großer Armuth, also daß die Mutter das Holz auf ihrem Rücken in das Haus trug. Aber trotz der Armuth waren sie wackere Leute und hatten ein gutes Gerücht in der Gemeinde. Gott aber segnete sie, daß der Vater endlich zwei Schmelzhütten hatte und auch in den Rath der Stadt gewählt wurde. Ihren Sohn Martin erzogen sie streng und hielten ihn mit Fleiß zur Schule an, wo er gute Gaben zeigte und rasche Fortschritte machte. Wie er vierzehn Jahr alt war, ward er nach Magdeburg in eine Schule der Franziskanermönche gethan, dort weiter der Wissenschaft zu pflegen. Doch schon im anderen Jahre (1498) ging er auf die lateinische Schule zu Eisenach, wo er durch die Nähe mehrerer Verwandten manche Unterstützung zu finden meinte. Aber die Hoffnung trog, die Verwandten achteten seiner nicht, und als Currendschüler mußte Martin vor den Thüren der Leute um das Brot singen. Da nahm sich die Wittwe Hans Schweikard Kottas des Knaben an, den sie um seines andächtigen Singens und Betens willen lieb gewonnen hatte.

Zum Jüngling erwachsen, ging Martin (1501) auf die hohe Schule zu Erfurt. Sein Vater aber freute sich des fleißigen Sohnes, den er künftig als einen kaiserlichen oder fürstlichen Rath zu sehen hoffte. Darum sollte Martin die Rechtswissenschaft studiren. Zuvor aber mußte er nach der Sitte der Zeit noch die Künste der Scholastik und sonderlich die alten Sprachen treiben. Sein tägliches Studiren begann er mit Gebet, wie denn sein Grundsatz war, fleißig gebetet sei über die Hälfte studirt. Dabei war er auch ein fröhlicher Gesell, der der Jugend sich freute in Ehren. Doch sollte der Ernst des Lebens ihm bald sehr nahe treten. Zuerst gerieth er in eine schwere Krankheit, daran er zu ster-

ben meinte. Da trat ein alter Priester an sein Lager und sprach prophetischen Geistes: „Seid getrost! Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute trösten wird.“ Er ward auch wieder gesund. Und wie er einst auf einer Reise war, fuhr ihm der Degen aus der Scheide und verletzte ihm den Fuß so schwer, daß er fast daran gestorben wäre. Da rief er: „Maria hilf!“ Gott erhörte des Flehenden Stimme und half. Luther aber sprach später: „Damals wäre ich auf Marien dahingestorben.“ Ein anderes Mal ward er im freien Felde von einem Wetter ereilt, das ihn fast erschlagen hätte. Dazu ward sein Freund Alexius erstochen. Nun fand Martin einmal in der Büchersammlung der Universität eine lateinische Bibel, während er zuvor nur die Evangelien und Episteln für die Bibel gehalten hatte. Um so mehr freute er sich und begehrte, Gott wolle ihm auch ein solch Buch bescheeren. Wie er aber mehr und mehr die Bibel gelesen, kam im Anschauen der göttlichen Gnaden das Gefühl der eignen Schuld so gewaltig über ihn, daß er mit Zittern und Zagen fragte, wie er wohl möchte selig werden. Und weil zu jener Zeit das Klosterleben für gar verdienstlich vor Gott galt, erwählte er es, damit er Frieden mit Gott fände. Darum lud er noch einmal seine Freunde zu einem Mahl und ging dann im Dunkel der Nacht (1505) in das Augustinerkloster zu Erfurt, wo er Mönch wurde und hinfort Augustinus hieß. Darob waren seine Freunde sehr bestürzt, vor Allen der Vater, der alle seine Hoffnungen getäuscht sah und von dem Sohne fürder nichts wissen mochte. Luther aber sagt von sich, er habe nicht gern oder willig, sondern unter Schrecken und Angst des Todes ein gezwungen und gedrungen Gelübde gethan. Erst als dem Vater zwei Kinder gestorben, ward der strenge Mann erweicht und ließ sich durch der Freunde Zureden bewegen, Luthern zu verzeihen.

Im Kloster aber ward der neue Mönch gar hart gehalten. Als bettelnder Bruder mußte er die Stadt durchziehen und daheim die niedrigsten Arbeiten verrichten. Er that Alles mit demüthigem Herzen, als sei es ein Dienst vor Gott. Daneben vergaß er das Studiren nicht, las die Bibel mit großem Fleiß und vertiefte sich auch in die Schriften der Kirchenväter, besonders Augustins und Taulers. Endlich ward er (1507) zum Priester geweiht und las seine erste Messe. Dabei war sein Vater gegenwärtig, wiewohl noch nicht völlig versöhnt.

Aber Frieden fand Luther im Kloster nimmer. Denn Gott wollte ihm zeigen, daß wir durch den Glauben und nicht durch die Werke gerecht werden. Wie sehr darum Luther mit Beten und Fasten sich selbst zwang, also daß sein Leib verfiel und sein Gemüth finsterer Schwermuth voll ward, dennoch ging er umher, Ruhe suchend und nicht findend. Zuweilen hielt er sich Tage lang in seiner Zelle eingeschlossen, ohne Jemandes Antlitz zu sehen oder Speise zu sich zu nehmen. Ein anderes Mal mußte man die Thür erbrechen und fand ihn ohnmächtig; nur die Töne einer sanften Musik gaben ihm das Bewußtsein wieder. Da tröstete ihn ein schlichter Klosterbruder mit dem einzigen Wort: „Ich glaube

an eine Vergebung der Sünden." Auch sandte ihm Gott noch einen anderen Tröster. Das war der Oberaufseher der mitteldeutschen Augustinerklöster, Johann von Staupitz. Der hielt in wunderbarer Ahnung der Zukunft Luthern besonders werth und tröstete ihn nun mit viel Weisheit. So sprach er zu Luther: „Ihr wisset nicht, daß Euch solche Versuchung gut und noth ist. Ohne sie würde nichts Gutes aus Euch." Darauf erklärte er ihm, wie die Versöhnung in Christo gar ein gewaltig und ernstes Ding sei und darum auch nur mit geängstigtem und zerschlagenem Geiste angeeignet werde. Luther aber schildert sein Mönchsleben also: „Wahr ists, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineinkommen sein. Das werden mir zeugen meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit."

Auch in Luthers äußeres Leben griff Staupitz mit Freundeshand fördernd ein. Denn auf sein Wort ward (1508) Luther von dem sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen als Professor der Weltweisheit an die neue Hochschule zu Wittenberg berufen. Nur zögernd nahm er den Ruf an, aber bald war er eine Zierde der Lehranstalt. Ein Jahr darauf ward er Lehrer der Gottesgelahrtheit, die er anders als die meisten Lehrer vortrug. Denn während man sonst vornehmlich die Kirchenväter studirte, ging er überall auf das Wort Gottes zurück. Da sagte ein anderer Professor von ihm: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren. Denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und steht auf Jesu Christi Wort."

Noch hatte Luther nicht zu predigen gewagt. Staupitz ermunterte ihn dazu. Da antwortete er: „Herr Doctor, Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Doch überwand er sich und predigte erst im Kloster, dann in einem kleinen Kirchlein, bis er (1512) vom Rath zum Prediger an der Pfarrkirche berufen wurde.

Wie nun Luther so fleißig in der Schrift forschte, fand er darin das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" (Röm. 1, 17.). Das stärkte ihn, da er sich bisher bemüht hatte, durch selbsterwählte Werke selig zu werden. Seine Erkenntniß sollte noch tiefer werden. Denn der Augustinerorden trug ihm auf, nach Rom zu wallen und den Papst anzugehen, daß kranken Mönchen auch an Fasttagen möchte gestattet sein, Fleisch zu essen. Mit Freuden zog Luther seines Weges, denn es dünkte ihn ein großes Glück, des Papstthums hochheilige Stadt zu sehen. Staunend gewahrte er, in Italien sei größere Gottlosigkeit denn daheim. Und wie er die Mönche eines Klosters strafte, daß sie so unmäßig lebten und der klösterlichen Zucht vergaßen, wollten sie ihn tödten. Doch Gott beschützte ihn, daß er entrann. Als er nun Rom von ferne schaute,

fiel er auf sein Antlitz und rief: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Aber die Augen wurden ihm aufgethan, als er all das unheilige Wesen zu Rom sah. Denn selbst die Priester spotteten der heiligen Handlungen, die sie verwalten sollten, und aller Gottesdienst war eitel äußerlich Werk, daß Luther sich zürnend abwandte von solchen feilen Dienern der Kirche. Wohl lief er noch in frommer Meinung zu allen Heiligthümern der Stadt, aber lauter und lauter rief es in seinem Herzen: „Der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Roms alte künstlerische Herrlichkeit ließ er unbeachtet, aber einen reichen Schatz geistiger Freiheit und Erkenntniß trug er mit hinweg. Darum bekannte er einst: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.“

Etliche Jahre später beredete sich Staupitz mit den anderen vornehmen Mönchen des Ordens, Luther solle Doctor der Theologie werden. Denn diese Würde pflegten alle angesehenen Lehrer der Gottesgelahrtheit zu erlangen. Luther aber weigerte sich deß, weil er zu schwach und kränklich dazu sei. Staupitz aber sagte: „Es läßt sich ansehen, unser Gott werde bald im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen. Darum wird er viel junge und arbeitsame Doctores haben müssen, durch die er seine Händel verrichtet.“ Luther gehorchte und leistete den üblichen Eid, daß er allezeit die heilige Schrift erforschen und darnach lehren wolle. Das ist ihm hernach ein großer Trost gewesen, wenn er unter den Kämpfen der Reformation zagen wollte. Denn er sprach: „Ich habe meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben müssen, sie treulich und lauter zu predigen. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in den Weg gefallen und hat es mir wollen wehren. Darüber aber ist es ihm auch ergangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen, und sollen sich meiner nicht erwehren.“

Nun war einmal Staupitz vom Kurfürsten in die Niederlande gesendet worden. Statt seiner ward unterdeß Luther zum Aufseher der Ordensbrüder bestellt, daher er (1516) eine Rundreise durch alle sächsischen Augustinerklöster unternahm. Dabei konnte er sich recht überzeugen, wie gesunken das Klosterwesen war. Mit großer Treue suchte er die rechte Ordnung herzustellen und schrieb viele Briefe, die Brüder zu ermahnen und zu bessern.

So war der stille tiefsinnige Mönch von Erfurt zu einem hochangesehenen Mann geworden, der schon die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Er aber blieb demüthig wie zuvor, trachtete nicht nach hohen Dingen und wollte nur seines Amtes warten. So kam damals die Pest nach Wittenberg, und ein Freund rieth ihm, die Stadt zu verlassen. Er aber entgegnete: „Wo soll ich hinfliehen? Ich hoffe, die Welt wird mit Bruder Martin nicht zusammenfallen. Die Brüder will ich zwar, wenn die Pest überhandnimmt, überall hin zerstreuen, ich aber bin hierher gestellt und darf aus Gehorsam nicht fliehen.“

Unverkennbar ist in Luthers Lebensgang die göttliche Weisheit, die ihn zum Reformator erzog. Die Niedrigkeit und Armuth seines Elternhauses gab ihm ein Herz voll Liebe zum Volke und die Gabe volksthümlicher Rede, während

er andererseits abgehärtet und gestählt wurde auch für die Noth des Lebens. Sein Herz hing nicht am Irdischen, seine Bedürfnisse waren gering, und so war er auch bereit, in das Elend zu gehen, wenn Gott ihn also führte. Daneben aber gewann er so viel Tiefe der wissenschaftlichen Erkenntniß, daß er das Wort Gottes auch gegen die Hohen und Gelehrten zu vertheidigen im Stande war. Und weil alle wahrhafte Erkenntniß des Evangeliums nur auf der eignen Erfahrung beruht, mußte er unter vielen Kämpfen und Anfechtungen an sich selbst gewiß werden, daß alle Gerechtigkeit und aller Friede nur aus Gottes freier Gnade komme, und nun war er der Mann, das Evangelium von der freien Gnade Gottes zu predigen. Und was einem Streiter Gottes vor Allem noth ist, die Demuth, war ihm so eigen, daß er sich allen Auszeichnungen und allen Erweiterungen seines Wirkens nur widerstrebend fügte, während doch eben diese äußeren Lebensführungen ihm diejenige Stellung verliehen, in der er ein gewaltig Wort in die Kirche seiner Zeit konnte hineinschallen lassen. Selbst die prophetischen Stimmen um ihn her mußten dazu dienen, ebensowohl ihn wie seine Zeit auf sein Werk vorzubereiten.

---

§. 50.

Des großen Werkes Anfang.

Das stille fröhliche Wirken Luthers ward plötzlich durch das Aergerniß getrübt, das Papst Leo X. um des Baues der Peterskirche willen anrichtete. Der hatte dem Erzbischof Albrecht von Mainz aufgetragen, Ablaßkrämer durch das deutsche Land zu senden und die Hälfte des Gewinnes nach Rom fließen zu lassen, während die andere Hälfte dem Erzbischof zufallen sollte. Albrecht sandte den Dominikanermönch Tezel aus Leipzig — eigentlich Diez geheißen — aus, den Ablaßhandel zu treiben. Tezel aber war ein frecher Mensch, der früher einmal wegen Ehebruchs zu Innsbruck zum Tode verurtheilt und nur von dem Kurfürsten zu Sachsen losgebeten worden war. Jetzt zog er nahe an den Grenzen des Sachsenlandes hin, das ihm aber durch seines Landesherrn Weisheit verschlossen blieb. Er verkündigte dem Volk, er hätte solche Gnade und Gewalt, auch die schwersten Sünden zu vergeben, ja er hätte mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöst als St. Petrus mit seinem Predigen. Das rothe Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen sei eben so kräftig als Christi Kreuz, und es sei weder Reue noch Buße nöthig, wenn Einer die Ablaßbriefe löse. Es hatte eben jede Sünde ihren Preis. Zauberei kostete zwei, Mord acht, Kirchenraub und Meineid neun Dukaten. Mit solchem Thun verwirrte Tezel die Gemüther. Nun gewahrte Luther, wie die Leute mehr zu Tezel denn zu ihrem Beichtvater gingen. Und wenn er Beichte hörte und die Beichtenden zur Reue ermahnte, hielten sie ihm die Ablaßzettel entgegen und weigerten sich der Buße. Das verdroß den

frommen Prediger, und weil zum Allerheiligentage viele Leute zur Allerheiligen- und Schloßkirche in Wittenberg gingen, heftete er am Vorabend des Festes (31. October 1517) ein Papier an die Kirchthür an, worauf 95 lateinische Streitsätze vom Ablaß standen. Denn es war Sitte, daß in den schwebenden Fragen der Kirche oder Wissenschaft die Gelehrten in öffentlicher Rede mit einander handelten und also die Wahrheit fanden. Darum lautete auch der Anfang von Luthers Thesen also: „Aus Liebe und Verlangen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wird unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, Augustiners, der freien Künste und heiligen Schrift Magisters und ordentlichen Lehrers, über nachfolgende Sätze disputirt werden. Darum bittet er die, so gegenwärtig sich mit ihm davon nicht unterreden können, daß sie Solches wollten abwesend durch Schrift thun.“ Die Sätze aber heben also an:

1. These. „Da unser Herr und Meister sprach: Thut Buße — wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei.“ Darnach heißt es:

3. These. „Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße. Ja die innerliche Buße ist nichtig und keine Buße, wo sie nicht äußerlich allerlei Tödtung des Fleisches wirkt.“

5. These. „Der Papst will noch kann nicht andere Strafen erlassen außer die, welche er nach seinem Gefallen oder laut der Kirchengesetze aufgelegt hat.“

6. These. „Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei, oder aber daß er es thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat, und wenn dies verachtet würde, bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben.“

20. These. „Demnach versteht der Papst unter der vollkommenen Vergebung aller Strafen nicht, daß insgemein alle Strafe vergeben werde, sondern nur die, die er selbst hat aufgelegt.“

21. These. „Daher irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und selig werde.“

22. These. „Darum muß der größte Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei gar kein Unterschied gemacht wird.“

25. These. „Gleiche Gewalt, die der Papst hat über das Fegefeuer ins Allgemeine, haben auch jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bisthum und Pfarrei insbesondere.“

32. These. „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.“

36. These. „Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört.“

38. These. „Doch ist des Papstes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten. Denn wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine Erklärung göttlicher Vergebung.“

41. These. „Vorsichtiglich soll man von dem päpstlichen Ablaß predigen, damit der gemeine Mann nicht fälschlich dafür halte, derselbe solle den anderen guten Werken der Liebe vorgezogen werden.“

50. These. „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut sein.“

53. These. „Das sind Feinde Christi und des Papstes, die wegen der Ablaßpredigt das Wort Gottes in anderen Kirchen zu predigen ganz und gar verbieten.“

62. These. „Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“

92. These. „Mögen daher alle die Propheten hinfahren, die da sagen der Gemeinde Christi: Friede, Friede! — und ist doch kein Friede.“

94. These. „Man soll die Christen ermahnen, daß sie Christo, ihrem Haupte, durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen“ —

95. These. „— und also mehr durch viele Trübsale als durch Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten.“

An demselben Tage sandte Luther die Sätze sammt einem Briefe an den Kurfürsten von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg und als solcher Sachsens kirchlicher Oberhirt war. In dem Schreiben heißt es: „Ach lieber Gott! Solchergestalt werden die Seelen, die Ew. Hochwürden Pflege befohlen sind, zur Verdammniß unterwiesen, und die Rechenschaft wird immer größer und schwerer, die Ew. Hochwürden für diese alle geben müssen.“

Nun aber erregten Luthers Sätze großen Streit im deutschen Lande, also daß seine Klostervorsteher ihn ermahnten, um des Ordens willen abzustehen vom Streite wider den Ablaß. Aber Luther sprach: „Lieben Väter, ists nicht in Gottes Namen angefangen, so ists bald gefallen; ists aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselbigen machen.“ Da schwiegen sie. Aber die Mehrsten im Volke freuten sich des kühnen Mönchs, als sie von den Thesen hörten. Ein Klosterbruder frohlockte: „Ho, ho! Der wird es thun! Er kommt, auf den wir lange gewartet haben.“ Und ein alter Priester in Westfalen sprach: „Min leever Broder Marten, wenn du dat Fegeführ und die Papenmarketenderei störmen und wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herr.“ In zwei Wochen waren die Thesen in ganz Deutschland verbreitet, in sechs Wochen in ganz Europa, und nach etlichen Jahren wurden sie selbst in Jerusalem verkauft. Und Kaiser Max sagte zu einem Sachsen: „Was macht euer Mönch? Wahrlich, seine Thesen sind nicht zu verachten.“

Luther staunte selbst, welche große Bewegung seine Sätze hervorgerufen hatten. Fast zitterte er, allzurasch gehandelt zu haben. Noch dachte er nicht daran, vom Papst sich loszusagen. Aber die Gegner selbst nöthigten ihn, wie er sich ausdrückt, von Tage zu Tage geschickter zu werden.

Zu Rom in dem weltlich gewordenen Vatikan sah man die plötzlich von Wittenberg ausgehende Bewegung für eine jener Mönchszänkereien an, wie sie damals so häufig waren. Doch schrieb der Priester Prierias, ein Hausbeamter des Papstes, gar scharf wider Luther und warf ihm vor, wider päpstliche Gewalt sich aufzulehnen. Der Papst aber verwies ihm selbst sein Schreiben um seines unziemlichen Tones willen. Manche aber riethen, man solle Luthern „etliche hundert Gulden in den Hals stecken.“ Doch ein Päpstlicher selber sagte: „Die deutsche Bestie achtet keines Geldes und nimmt keines, wenn man es ihm schon anbeut.“

Nun hielten die Augustiner eine große Ordensversammlung (1518) zu Heidelberg. Luther ging auch dahin. Da ward auch über seine Thesen geredet, und er vertheidigte sie durch neue Thesen. Eine davon lautete: „Nicht der ist gerecht, der viel äußerliche Werke thut, sondern der, welcher ohne äußeres Werk viel Glauben hat an Christum.“ Seine Rede aber gefiel Allen gar wohl und gewann ihm viele Freunde im Schwabenlande, die nachmals die Kirche dort reformirt haben in Luthers Sinn.

Endlich bestimmte der Papst, ein geistliches Gericht sollte über Luthern entscheiden. Darum ward Luther gen Rom entboten. Die Freunde zitterten für sein Leben. Der Kurfürst von Sachsen aber wollte Luthern mindestens schirmen wider alle Gewalt, wiewohl er sonst gut katholisch war. Und weil sich der Papst dem Kurfürsten als einem angesehenen Fürsten des Reiches gern wollte gefällig erweisen, erlaubte er, daß Luther auf deutschem Boden zu Augsburg sich vor dem päpstlichen Gesandten Thomas de Vio aus Gaëta (Cajeta) — daher Cajetanus geheißen — verantworten durfte. Insgeheim aber empfing der Cardinal Auftrag, Luthern gefangen gen Rom zu bringen. Luther aber ging getrosten Muthes nach Augsburg, und sein Kurfürst sandte Briefe an den Rath der Stadt, daß man auf seine Sicherheit Acht habe. Auch hielt Luther sich klüglich und ging erst zum Cardinal, als der Kaiser ihm freies Geleit zugesagt hatte. Vor dem Cardinal fiel er (12. October 1518) demüthig auf sein Angesicht und sprach, er sei als ein gehorsamer Sohn der Kirche auf päpstliche Ladung hier erschienen zur Verantwortung und wolle sich auch gern eines Besseren belehren lassen. Der Cardinal hieß ihn aufstehen und forderte von ihm, er solle Alles widerrufen, was er wider Papst und Ablaß gelehrt. Wie aber Luther mit Gründen der Schrift antwortete, hatte es der Cardinal seinen Spott und sagte, der Papst habe aller Dinge Macht und Gewalt. Da nun Luther übertäubt wurde und mit Worten nichts ausrichtete, bat er um einen Tag Bedenkzeit. Darnach war er zum andern und zum dritten Male vor dem Cardinal und über-

gab auch eine Schrift, worin er seine Lehre vom Ablaß begründet und vertheidigt hatte. Der Cardinal aber wollte weder hören noch lesen, sondern sprach heftig: „Gehe hin und komme mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest.“ Luther ging und bat wiederholt um ein billiges Urtheil und um Belehrung aus der Schrift. Aber Cajetan schwieg und gedachte vielmehr, Luthern heimlich aufheben und nach Rom führen zu lassen. Darum ward Luther gewarnt und flüchtete, von einem Boten des Rathes geleitet. Der Cardinal aber soll gesagt haben: „Ich mag mit dieser Bestie nicht weiter handeln; denn sie hat tiefe Augen und wunderliche Gedanken in ihrem Kopfe.“ Luther aber hatte wieder erfahren, daß die Kirche von der Schrift abgewichen war und sich durch dieselbe auch nicht wollte lehren noch strafen lassen. Seiner guten Sache gewiß, war er voll Friede und Freude, und seine Freunde stärkten ihn.

Der Cardinal zwar schrieb an den Kurfürsten, derselbe solle Luthern selbst gen Rom senden oder doch des Landes verweisen. Luther aber verglich das Schreiben mit dem Verfahren der Juden, die Christum vor Pilatus brachten und doch keinen Beweis zu führen vermochten. Und darauf baute auch der Kurfürst seine ebenso feste als vorsichtige Antwort, indem er zugleich eine gerechte und eingehende Untersuchung über Luthers Lehre verlangte. Inzwischen erwartete Luther den Bannstrahl und hielt sich bereit, „hinzugehen, wohin der barmherzige Gott wolle.“ Zu seiner Gemeinde aber sprach er in einer Predigt: „Ich bin jetzt ein sehr ungewisser Prediger, wie ihr erfahren habt, und bin öfters weggegangen, ohne euch gegrüßt zu haben. Wenn das etwa wieder geschehen sollte, so will ich euch Lebewohl gesagt haben für den Fall, daß ich nicht wieder käme.“ Zugleich ließ er eine Appellation an ein künftiges allgemeines Concilium ausgehen.

Indessen wollte der Papst um des Kurfürsten willen Luthers schonen. Darum sandte er seinen Kämmerer Carl von Miltitz, der ein geborener Sachse war, daß er dem Kurfürsten eine geweihete goldene Rose als Ehrengeschenk überbringe und zugleich wider Luthern einschreite. Aber wie der des Volkes Liebe zu Luthern gewahrte, wagte er denselben nicht zu fangen, sondern handelte mit ihm auf einer Zusammenkunft zu Altenburg (Januar 1519) gar freundlich. Luther aber schrieb darnach an den Papst, er wolle künftig sich stille halten und auch eine Schrift ausgehen lassen zur Beruhigung der Gemüther, wenn seine Gegner auch aufhörten, wider ihn und seine bisher gethanen Reden zu streiten. Luther hielt Wort, aber die Gegner schwiegen nicht.

Da starb der alte deutsche Kaiser Maximilian. Bis zur Wahl des neuen Reichsoberhauptes hatte der Kurfürst von Sachsen an des Kaisers Statt das Regiment im Reich zu führen. Darob fürchtete der Papst noch mehr, Gewalt gegen Luther zu brauchen. Das war der Reformation nicht wenig förderlich.

Noch war Luthers Lehre nicht wissenschaftlich von den Römischen angegriffen worden. Das sollte nun auch geschehen.

Der Dr. Eck, Professor an der damaligen Hochschule zu Ingolstadt, Luthern selbst persönlich befreundet, hatte eine Schrift verbreitet, die Luthers Thesen hart angriff, wiewohl sie eigentlich wider Luthers Amtsgenossen Carlstadt gerichtet war. Das verdroß Luthern dergestalt, daß er sagte, er wollte „einmal mit einer ernsten Schrift gegen die römischen Drachen losziehen.“ Nun ward eine öffentliche Disputation auf dem Schlosse zu Leipzig gehalten, die den 27. Juni 1519 begann. Täglich ward zweimal disputirt. Anfänglich redete Eck mit Carlstadt, darnach mit Luthern. Sie redeten aber über die Gnade Gottes und über die Gewalt des Papstes und den Ablaß. Luther achtete Christum allein für das Haupt der Kirche und stützte sich auf das Wort der Schrift, Eck aber hielt ihm das Ansehen der Kirche entgegen und warf ihm hussitische Ketzerei vor. Da sagte Luther, Huß habe auch manches wahre Wort geredet. Darüber war der Landesherr Herzog Georg sehr zornig und wollte sein Lebenlang von Luther nichts wissen, weil er einen neuen Hussitenkrieg fürchtete. Die Disputation (12. Juli geschlossen) blieb unentschieden, und Luther achtete die aufgewendete Zeit für verloren. Ein Augenzeuge der Disputation schildert die Streitenden also: „Martinus ist von mittlerer Statur, mageren Leibes und von Sorgen und Studiren so mitgenommen, daß man, sieht man ihn in der Nähe, alle Knochen zählen kann. Er ist im rechten Mannesalter und hat eine helle und durchdringende Stimme. Eck ist lang, stark gebaut und vierschrötig und hat eine volle Stimme, die aus einer gewaltigen Brust hervorkommt. Sein Aussehen ist wie eines Fleischers oder Soldaten.“

Nicht lange nachher starb Tezel zu Leipzig.

Eck aber bewog den Papst zum Aussprechen des Bannes wider Luther und brachte die Bulle selbst nach Deutschland. Darin ward geboten, alle gegenwärtigen und zukünftigen Schriften Luthers zu verbrennen und ihn selbst zu fangen oder doch auszutreiben. Wo er aber Wohnung habe oder mache, derselbe Ort solle unter dem Interdict stehen. Die Bulle ward von des Papstes Anhängern überall angeschlagen, aber Obrigkeit und Volk vernichteten sie meist wieder. Luther war getrost und blieb die Antwort nicht schuldig.

Er lud (10. December 1520) alle Studenten vor das Elsterthor zu Wittenberg. Dort richtete einer seiner Freunde einen Holzstoß auf und zündete ihn an. Luther aber warf die Bannbulle sammt des Papstes Gesetzbüchern oder Decretalen in das Feuer mit den einer Schriftstelle (Jos. 7, 25.) nachgebildeten Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“

Somit hatte Luther mit dem Papste gebrochen. Schüchtern hatte er begonnen, des Herzens Zorn über Roms unchristlich Wesen auszusprechen. Aber immer muthiger ward er, als Rom ihn nicht lehren noch hören wollte. Das wahrhafte Oberhaupt der Kirche im Himmel ward sein Ein und Alles, das Haupt der Kirche zu Rom erschien ihm mehr und mehr als Christi Feind.

Alle seine Schritte begleitete Luther mit Schriften, die bald für die Gelehrten und bald für das Volk bestimmt, daher auch bald lateinisch und bald deutsch abgefaßt waren. Dem innersten Glaubensleben entströmt, frei von allem Ehrgeiz und kunstreichem Wesen, in Allem nur Gottes Ehre vertheidigend und suchend, sind diese Schriften so wahr in ihrem Inhalt, so schlagend in ihrer Beweisführung, so kernig und mannhaft in ihrem Ton, daß sie bleibenden Werth für alle Zeit haben und jedes Lesers Gemüth ansprechen und gewinnen. In jener Zeit aber haben sie das große Werk mächtig gefördert, indem sie des Schreibers Geist auf Tausende übertrugen und die Sache des Evangeliums zur Volkssache machten.

Unter diesen Schriften ist eine der vornehmsten das Buch: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung."

Luther hatte hinreichend erfahren, wie gerade Diejenigen alles Unchristliche in der Kirche aufrecht erhielten, die Gott zu Wächtern über die Kirche gesetzt hatte. Darum gedachte er die Laien zur Besserung der Kirche aufzurufen und wandte sich zunächst an die Fürsten und Edlen des Volkes, die vornehmlich die Macht wie den Anlaß zu dem Kampf mit Rom zu haben schienen. Ihnen hält Luther all den Uebermuth vor, welchen je und je Deutschlands Fürsten und Völker von Rom erfahren, und kommt dann auf die „drei Mauern," hinter welche sich des Papstes Anhänger vor allem Dringen und Sehnen der Christenheit nach einer Reformation der Kirche flüchteten. Die erste Mauer sei die Lehre, daß die Kirche höher sei als alle weltliche Obrigkeit und letztere nicht reden dürfe in der ersteren Sache. Dagegen sei zu sagen, daß die ganze Christenheit ein priesterlich Volk und Laienstand und Priesterstand nur um der Predigt des Wortes willen geschieden sei. Die andere Mauer sei, daß nur der Papst die Schrift deuten könne. Das sei aber widersinnig, da man einer heiligen Schrift überhaupt nicht bedürfen würde, wenn der Papst unfehlbar sei. Die dritte Mauer sei, daß der Papst über den Concilien stehe. Aber es sei offenkundig, daß der Papst oft geirrt. Wo dann die Wahrheit suchen? So fordert er nun die Fürsten und Edlen auf, des Papstes schmachvolles Joch abzuwerfen, den Priestern die Ehe zu gestatten, die Klöster zu mindern und vor Allem Alt und Jung fleißig im Worte Gottes unterrichten zu lassen. Zum Schluß gesteht er, hohe Dinge zu fordern, und fährt fort: „Ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir denn mit Gott; man wird mir ja nicht mehr denn das Leben können nehmen. Ich habe bisher meinen Widersachern vielmals Friede angeboten, aber Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun."

Eine andere Schrift führt die Aufschrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen." Die römische Kirche stellt ihre Meßopfer, ihren Ablaß und Werkdienst zwischen Gott und Menschen, also daß der Mensch beständig abhängt von des Priesters Wort und Gebot. Nun zeigt Luther die rechte Würde eines

Christen, der im Glauben aller Dinge Herr und in demüthiger Liebe aller Dinge Knecht sei. Allein durch den Glauben erlange er Gnade bei Gott, und in diesem Glauben werde er frei von allen Fesseln, die eigne Sünde oder fremde Gewalt ihm anlegen wolle. „Das ist die christliche Freiheit, der einige Glaube, der da macht, nicht daß wir müßig gehen oder übel thun mögen, sondern daß wir keines Werkes bedürfen, die Frömmigkeit und Seligkeit zu erlangen."

Am schärfsten aber braucht Luther das Wort in der Schrift: „Von dem babylonischen Gefängniß der Kirche." Darin greift er „die römische Tyrannei" schärfer denn je an, da er seit etlichen Jahren immer mehr des Papstthums Unrecht eingesehen habe. Es ist aber die Schrift wider die falschen Sacramente der römischen Kirche gerichtet und wider die Entstellung des Abendmahls. Das sind die Bande, um derer willen die Kirche mit Israel in der Gefangenschaft verglichen wird.

Doch immer kräftiger sollte Luthers Zeugniß werden.

---

§. 51.

Der Tag zu Worms.

Jahre waren vergangen, seitdem Luthers Hammerschläge die Kirchthüren Wittenbergs und den Bischofsstuhl von Rom erschüttert hatten. Immer lauter und kräftiger war seine Stimme geworden, immer fröhlicher lauschte die deutsche Christenheit der neuen Botschaft von der freien Gnade Gottes in Christo. Aber noch hatte kein Gesetz, kein Fürstenwille das verwirklicht, was Luther aussprach und erstrebte. Der treffliche Kurfürst Friedrich der Weise bewährte seine Weisheit gerade darin, daß er nicht eigenmächtig eine Kirchenverbesserung unternahm und sich begnügte, Luthers Freiheit und Leben zu schirmen. Denn eben weil Luther die Reinheit des Evangeliums wiederherstellen wollte durch Ausscheidung aller Menschensatzung, mußte sein eignes Werk unberührt bleiben von weltlicher Gewalt und allein durch die Macht der Wahrheit erstarken.

Diese Macht sollte jetzt erprobt werden, als die höchsten geistlichen und weltlichen Gewalten sie auf Tod und Leben zu bekämpfen unternahmen. Denn als der neugewählte deutsche Kaiser Carl V. einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben hatte, begehrten die Fürsten des Reiches von ihm eine gerechte Untersuchung der Sache Luthers. Der päpstliche Gesandte Aleander widersprach, da der Reichstag als eine Versammlung von Laien nicht über eine geistliche Sache richten könne. Die Kirche aber habe schon gerichtet, da sie Luthern mit dem Bann belegt habe. Der streng katholische Kaiser war geneigt, sofort der Kirche seinen Arm zu leihen zur Vollziehung des Bannspruches. Doch die Fürsten beharrten auf ihrer Forderung, und der Kurfürst von Sachsen hob nachdrücklich hervor, daß Luther bisher trotz alles Bittens und Erbietens von der

Kirche nicht belehrt noch überführt worden sei. Ja man übergab dem Kaiser eine eigene Schrift, worin hundert und eine Beschwerden wider die päpstliche Anmaßung namhaft gemacht waren. So gedrängt, fertigte der Kaiser seinen Herold Caspar Sturm ab mit einem würdig gehaltenen Schreiben, worin er Luthern gen Worms entbot. Für die Reise wie für die Heimkehr ward demselben freies Geleit zugesagt. Der Geforderte machte sich getrost auf den Weg, wiewohl er unwohl war und unterwegs ernstlich erkrankte. Doch der Herr half ihm und erhielt ihm den fröhlichen Muth, auch als ängstliche Leute ihn an Huß erinnerten und sagten, man werde ihn zu Worms zu Pulver verbrennen. Denen antwortete Luther: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so wollte ich im Namen des Herrn erscheinen und Christum bekennen, und denselbigen walten lassen." Die aber das Evangelium lieb hatten, stärkten den theuren Mann mit guten Worten und allerlei Zeichen der Liebe.

Wie er nun nahe bei Worms war, ward ihm angesagt, er solle nicht hineinkommen und die Gefahr vermeiden. Er aber sprach: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, dennoch wollte ich hinein."

Am 16. April 1521 traf Luther in Worms ein. Mehrere Freunde aus dem Sachsenland — Amsdorf und Jonas — begleiteten ihn ebenso wie der Herold. Tausende von Menschen harrten seiner auf der Straße und folgten ihm zur Herberge.

Am anderen Morgen ging er zu dem todtkranken sächsischen Ritter Hans von Minkwitz, ihm das Abendmahl zu reichen. Nachmittags vier Uhr aber begab er sich, erhaltener Weisung zufolge, in die Reichsversammlung. Er stärkte sich dazu durch ein brünstiges Gebet. Denn er war ein Held im Beten; durch's Beten ist er auch ein Held vor der Welt geworden. Zur angesetzten Stunde ward er von dem Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim auf das Rathhaus geführt. Aber das Volk drängte um das Gebäude so heftig, daß man nur auf Nebenwegen dahin gelangen konnte. An der Pforte des Versammlungssaales stand der kaiserliche Feldhauptmann Georg von Freundsberg und klopfte Luthern auf die Achsel mit den treuherzigen Worten: „Münchlein, Münchlein, du gehest itzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost. Gott wird dich nicht verlassen." Die Flügelthüren öffneten sich, Luther trat ein.

Nicht ohne Spannung wartete der Kaiser mit den Fürsten des Augenblicks, da sie den kühnen Mönch von Wittenberg von Angesicht sehen würden. Wie sie nun den blassen kränklichen Mann sahen, der überdies bei aller Freudigkeit mit sichtlicher Befangenheit in den glanzvollen Kreis der Fürsten trat, wandte sich der Kaiser zu den neben ihm sitzenden Fürsten und sprach: „Der brächte mich nicht dazu, ein Ketzer zu werden."

Luther aber wartete bescheiden, bis man ihn fragen würde. Da erhob sich ein Rath des Kurfürsten von Trier und fragte Luthern im Namen kaiserlicher Majestät, ob er die Bücher, die man daneben auf einen Tisch gelegt hatte, geschrieben habe und bereit sei, Alles zu widerrufen, was er über den Papst geredet habe. Ehe Luther noch antwortete, forderte sein wackerer Anwalt, Hieronymus Schurf, daß man die Titel der Bücher vorlese. Dies geschah. Luther erkannte die Bücher als von ihm geschrieben an und bat wegen des Widerrufs um Bedenkzeit, damit er ohne Nachtheil des göttlichen Wortes wie seiner Seele sich entscheiden möge. Da ward ihm noch ein Tag vergönnt, doch nicht ohne die scharfe Bemerkung, daß er zur Ueberlegung genugsam Zeit gehabt habe.

Tags darauf (den 18. April) ward Luther um die gleiche Stunde in das Rathhaus geführt. Aber die Fürsten redeten noch mit einander von des Reiches Geschäften. Darum mußte er zwei Stunden warten. Als er in den Saal trat, war derselbe schon erleuchtet. Die gleiche Frage wie gestern ward ihm vorgelegt. Da hielt Luther in deutscher Sprache eine eben so feste als demüthige Vertheidigungsrede. Nachdem er die Fürsten um Vergebung gebeten, wo er aus Unkenntniß der Hofgebräuche etwas versehe, machte er einen dreifachen Unterschied unter seinen Büchern. Etliche habe er einfältig zur Darlegung der christlichen Lehre, etliche wider das Unrecht des Papstthums, etliche wider einzelne Widersacher geschrieben. Sei er nun auch in den letzten vielleicht zu heftig gewesen, so könne er doch nichts widerrufen, weil er durch solchen Widerruf nur all das unchristliche Wesen stärken und fördern werde, wider das er aufgetreten sei. Wo er aber mit evangelischen und prophetischen Schriften überwunden werde, wolle er ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen und seine Bücher selbst in das Feuer zu werfen.

Auf solche Rede antwortete der Gegner, nicht Streitens wegen sei man hergekommen und begehre von ihm „eine schlechte und runde Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht.“

Da sprach Luther: „Weil denn Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlechte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, — denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die Sprüche, so ich angezogen habe, und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“

Das war ein kräftig Wort und machte Luthers Freunde nur gewisser. Der Kurfürst von Sachsen sagte zu seinem Hofprediger: „Gar schön hat heute Pater Martinus vor Kaiser und Reich geredet. Er ist mir viel zu kühn.“ Zwar

sprach der Kanzler: „Martine, du hast unbescheidener geantwortet, als es sich gebühret und der Sache dienet. Denn wozu dient es, eine neue Disputation vorzunehmen von den Dingen, die vor so viel hundert Jahren von den Kirchen und Concilien verdammt sind?“ Luther aber wandte sich an den Kaiser mit der Bitte, nicht wider sein Gewissen und ohne Ueberzeugung einen Widerruf zu fordern. Eine andere Antwort aber als die gegebene habe er nicht.

Um des Kaisers willen hatte Luther die ganze Rede in lateinischer Sprache wiederholt. Als er nun geendet, ward er entlassen. Etliche Ritter geleiteten ihn. Da erhob sich ein Murren, weil man glaubte, er werde gefangen geführt. Doch Luther beschwichtigte die erregten Herzen. Weil es ihm aber gar warm war, sandte ihm der Herzog Erich von Braunschweig, der mit in der Reichsversammlung war, einen Krug Eimbecker Bieres zur Erquickung. Luther sprach: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, also gedenke unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“ Zu seinen Freunden aber sagte er ganz fröhlich: „Wenn ich tausend Köpfe hätte, so wollte ich sie mir eher lassen alle abhauen, als einen Widerruf thun.“

So war Luther gehobenen Muthes mitten in der Gefahr. Unvergeßlich aber ist der Tag zu Worms und das an demselben gesprochene Heldenwort Luthers dem Gedächtniß aller Evangelischen eingegraben. Darum ward auch (25. Juni 1868) jenes Denkmal errichtet, das heute als ein Meisterwerk der Kunst die Stadt Worms schmückt und in tiefgedachter Gruppirung die hervorragendsten Personen und Thatsachen der Reformation anschaulich darstellt.

Am Tage nach jener Sitzung erklärte der Kaiser den Reichsfürsten, er müsse nach dem Vorbilde seiner Ahnen den alten Glauben schirmen und Luthern mit Bann und Acht und jedem anderen gesetzlichen Wege verfolgen. Als aber etliche Stimmen laut wurden, man solle das Geleit brechen und Luthern sogleich fangen, erhob sich die Versammlung mit Entschiedenheit dagegen. Selbst der Kaiser — so wird erzählt — sprach: „Ich will nicht wie Siegmund erröthen. Und ob Treue und Glauben von der Welt gewichen wären, sollen sie bei mir gefunden werden.“ Ja er verlängerte das freie Geleit, auf daß man noch der Güte mit Luthern pflegen möge.“

Letzteres geschah denn auch zu wiederholten Malen. Endlich redete der Erzbischof von Trier selbst sehr leutselig mit Luther, daß er möchte ablassen von seinem Kampfe. Luther aber sagte: „Gnädigster Herr, ich weiß keinen besseren Rath als den Gamaliel in der Apostelgeschichte gab, da er sprach: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehn; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Ist nun meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in zwei oder drei Jahren nicht mehr sein; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“

Wie nun Luther sich nicht weisen ließ, ward ihm die kaiserliche Erklärung mitgetheilt, die zuvor an den Reichstag gelangt war. Da sprach er: „Wie es

dem Herrn gefallen, also ist's geschehen. Der Name des Herrn sei gelobt." Darauf trat er die Heimreise an.

Doch sein Landesherr wurde um ihn sehr besorgt und gedachte ihn eine Zeitlang zu verbergen. Das ließ er ihm auch anzeigen.

Luther zog fröhlich seine Straße. Allerwärts wartete seiner ein freundlicher Empfang. Als er aber seine Verwandten im thüringischen Waldgebirge besucht hatte und eben (4. Mai 1521) gen Waltershausen fuhr, ward plötzlich der Wagen von den Rittern Hans von Berlepsch und Burkhard von Hund — auf kurfürstlichen Befehl — mit verstelltem Ungestüm angehalten und Luther entführt. Sie zogen ihm einen Reiterrock an und brachten ihn mit Einbruch der Nacht auf die Wartburg.

Und es war hohe Zeit, daß Luther der Gewalt der Feinde entrückt ward. Denn wenige Wochen nachher erschien ein in den strengsten Worten gefaßter kaiserlicher Befehl, wodurch Luther in die Acht erklärt und Jedermann gewarnt wurde, Luthern zu unterstützen oder auch nur mit Speise und Trank zu erquicken.

Alles Volk erschrak, als Luther so plötzlich verschwunden war. Man wußte ja nicht, ob er todt sei oder lebe. Da war große Trauer. Der Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg schrieb in sein Tagebuch: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätte er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen anderen erleuchteten Mann sende." Man fürchtete, Luther sei heimlich von den Päpstlichen gefangen oder getödtet worden. Darüber kam es zu Unruhen an etlichen Orten, und der päpstliche Legat Aleander wäre fast erschlagen worden.

Und doch sollte Luthers stille Zufluchtsstätte nur ein neuer Segensquell für das Reich Gottes werden.

---

§. 52.

Die kirchlichen Unruhen.

Vier Jahre lang hatte jetzt Luther in einem Kampfe gestanden, der ihn an Leib und Seele in beständiger und immer wachsender Anspannung erhielt. Raschen Geistes von Natur und geneigt zur Kühnheit in Wort und That, stand er in Gefahr, in dem großen Streite wider die Gegner des lauteren Evangeliums die eigene innere Vertiefung in dieses Evangelium zu versäumen und in allerlei Schwachheit und Einseitigkeit zu verfallen. Dadurch aber hätte das Reformationswerk nicht wenig gelitten, das bisher einzig an Luther sich knüpfte. Da war es nun die unfreiwillige Muße auf der Wartburg, welche dem vielbewegten und vielgeschäftigen Mann Anlaß ward wie zur stillen Sammlung, so zu einem

friedlicheren und doch überaus folgenreichen Wirken. Ob er auch anfänglich fast zürnend schrieb, er wolle „lieber für die Ehre des göttlichen Wortes auf glühenden Kohlen braten als so halb lebend verfaulen“, so entwickelte er doch bald eine für ihn wie für sein Werk heilbringende Thätigkeit. Der ruhigen wissenschaftlichen Erforschung des göttlichen Wortes sich zuwendend, lernte er das Ganze der Heilslehre klarer überschauen und tiefer erfassen. So hatte er in seinem Eifern wider die römische Werkheiligkeit die evangelische Lehre von der Glaubensgerechtigkeit so ausschließlich hervorgehoben, daß er den neutestamentlichen Brief Jacobi mit seiner Forderung eines thätigen Christenthums verächtlich eine „stroherne Epistel“ nannte. Solch übereiltes Wort hat er zurückgenommen, als ruhigere Zeiten ihn zu einem ruhigeren Urtheil befähigten. Hatte er früher vorzugsweise Streitschriften abfassen müssen, so gab er auf der Wartburg in der „Kirchenpostille“ eine treffliche Predigtsammlung zur Erbauung der Gemeinde heraus. Und indem er vielfach wider leibliche Schwachheit und geistliche Anfechtung zu ringen hatte, ward er in der Demuth erhalten, die eines Gottesmannes Schmuck und Kennzeichen ist.

Die köstlichste Frucht aber seiner Einsamkeit war die Uebersetzung der heiligen Schrift, ein so vollendetes Meisterwerk, wie kein anderes Volk eines zweiten sich zu rühmen hat. Auf der Wartburg übersetzte Luther das neue Testament, das alte folgte allmählich. Endlich war (1534) das Ganze beendet. Unermeßlich waren die Schwierigkeiten, die sich bei dem damaligen Stande der Wissenschaft dem Unternehmen entgegenstellten. Bewunderungswürdig war aber auch die Treue, mit der Luther sammt seinen gelehrten Freunden trotz aller Hemmniß das Wort Gottes wiederzugeben strebte. Er selbst äußert sich darüber also: „Ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tag, ja drei und vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern.“ — „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen! Gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie verlassen und dem Kuckuck nachsingen.“ Aber Luther hat wahrlich die hebräischen und griechischen Schreiber gezwungen, im „groben Deutsch“ zu reden. Und sein Werk hat durch diese Uebersetzung soviel gewonnen an Kraft und Förderung und Segen, wie Luther selbst wohl kaum ahnte. Darum hielt auch sein Freund Bugenhagen nach Beendigung der Uebersetzung ein eigenes Fest — das erste Bibelfest — in seinem Hause mit Kindern und Freunden, Gott für das herrliche Werk zu danken.

Doch zurück zur Wartburg oder zum Patmos, wie Luther es nennt, sich selbst mit Johannes vergleichend. Nur kurze Zeit währte Luthers scheinbare

Unthätigkeit. Durch Briefe blieb er in enger Verbindung mit den Freunden zu Wittenberg und unternahm selbst einmal einen geheimen Besuch daselbst. Dazu ließ er allerlei Schriften ausgehen, das begonnene Werk zu stützen und fortzusetzen. So hatte der Cardinal-Erzbischof von Mainz den Ablaß zu Halle von Neuem begonnen, als Luther verstummt und verschollen schien. Da schrieb Luther eine Schrift „wider den Abgott zu Halle" und zeigte dem Erzbischof an, er werde sie öffentlich verbreiten, wenn dem Ablaß nicht binnen vierzehn Tagen gewehrt werde. Er schrieb: „Ew. Gnaden denke nur nicht, daß Luther todt sei. Er wird auf den Gott, der den Papst gedemüthigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Cardinal anfahen, deß sich nicht Viele versehen. Darum sei Ew. Gnaden angesagt, wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut mir das lassen eine dringende Ursache sein, Ew. Gnaden und den Papst öffentlich anzutasten und aller Welt anzeigen Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Da mag sich Ew. Gnaden nach wissen zu richten und zu halten." Das ging dem Erzbischof durch's Herz. Er stellte den Handel ein und schrieb an Luther: „Lieber Herr Doctor, ich habe Euren Brief empfangen und gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber, die Ursach sei gänzlich abgestellt, so Euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehet."

Auf der Wartburg lebte Luther wenigstens im Anfang unter dem Namen eines Junkers Görge und trug auch Ritterkleidung, auf daß er von Niemand erkannt werde. Bald aber sollte er das angelegte Ritterschwert wiederum vertauschen mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Wo Gott auf Erden sein Reich bauen will, pflegt auch alsbald die menschliche Sünde hemmend in solches Bauen einzugreifen. Wie sich einst neben die gottgesendeten Seher des Alterthums auch falsche Propheten stellten, die Herzen verwirrend und von der Wahrheit ablenkend, so führte auch Luthers Streit wider Rom ihm allerlei Kampfgenossen zu, die bei allem vermeintlichen Eifer für das Reich Gottes doch nur das Ihre suchten und so die heilige Sache der Reformation trübten. Und als Luther abgetreten war, schien ihnen das Feld zu gehören. Ohne Luthers Demuth und Weisheit, meinten sie allen papistischen Mißbrauch mit Gewalt abstellen zu müssen und achteten die Eingebungen des eigenen hochmüthigen Geistes für Offenbarungen Gottes, daher sie selbst von dem göttlichen Worte nicht wenig abwichen, für das sie doch zu kämpfen vorgaben.

Der erste Schauplatz einer solchen fleischlichen Bewegung war die sächsische Stadt Zwickau. Dort hatte sich unter der aufgeregten Bürgerschaft eine zahlreiche Umsturzpartei gebildet, deren Häupter der Prediger Thomas Münzer und der Tuchmacher Nicolaus Storch waren. Die eignen Gedanken über

Gottes Wort stellend, redeten sie geringschätzig von den ehrwürdigen Ordnungen der Kirche und verwarfen selbst die Taufe der Kinder. Ueber Luther äußerte Einer von ihnen: „Martinus hab maistenthails Recht, aber nicht in allen Stücken; es werd noch ein ander über ihn kummen mit einem höheren Gaist.“ Aber der Rath der Stadt erwies sich als eine rechte christliche Obrigkeit, er steuerte dem Unwesen mit fester Hand und verwies Münzern aus der Stadt.

Unmuthig zogen die „Zwickauer Propheten“ gen Wittenberg, an der Pflanzstätte der Reformation ihre neue Lehre auszubreiten. Hier fanden sie einen kühnen Führer und gelehrten Vertheidiger an dem Pfarrer Andreas Bodenstein aus Carlstadt in Baiern, daher gewöhnlich Carlstadt genannt. Dieser muthige, aber unbesonnene Freund der Reformation war bereits viel weiter gegangen, als Luther selbst. Er hielt die Messe in deutscher Sprache und war in den Ehestand getreten.

Der Anschluß Carlstadts an die Zwickauer Propheten hatte bei ihrem gemeinsamen Ungestüm unruhige Auftritte zur Folge, zumal auch die leicht erregbare akademische Jugend dem Beispiel Carlstadts folgte. Die noch in dem alten Schmuck prangenden Kirchen wurden gestürmt, die heiligen Bilder zertrümmert, die geweihten Orte und Gefäße geschändet. Laut erhoben die Feinde der Reformation ihre anklagende Stimme, um seiner scheinbaren Früchte willen das Werk selbst verdammend. Der Kurfürst war tief ergriffen; seine milden Abmahnungen blieben ohne Erfolg. Melanchthon war rathlos und achtete Luthern für den einzigen Mann, der rathen und helfen könne. Luther half. Er verließ (3. März 1522) seine Wartburg und eilte — noch immer in Ritterkleidung — in sein geliebtes Wittenberg. Hatte er sich doch immer dorthin gesehnt und einmal tiefbewegt ausgerufen: „O wer doch in Wittenberg wäre!“

Wie er nun durch Jena reiste und dort in der Herberge saß, traten zwei Studenten aus der Schweiz ein, die nach Wittenberg wollten. Luther redete sie freundlich an und hieß sie zu ihm sitzen. Sie aber verwunderten sich, wer doch der Mann sein möchte, der ein Ritter schien und doch ein Psalmbuch vor sich hatte und so trefflich von geistlichen Dingen redete. Der Wirth sagte ihnen heimlich, es sei Luther. Da meinten sie verstanden zu haben, es sei Hutten. Zu Wittenberg aber trafen sie ihn wieder und freuten sich sehr der Begegnung.

Weil Luther gegen des Kurfürsten Gebot die Wartburg verlassen hatte, einem größeren Herrn gehorchend, so schrieb er von Borna aus an seinen Landesherrn einen Brief, der ein Muster christlicher Unterthänigkeit wie Freimüthigkeit ist. Er habe — schrieb er — nun dem Kurfürsten genug gethan, indem er ein Jahr lang sich still gehalten; jetzt aber treibe ihn der Jammer, daß er nichts mehr achte. „Solches sei Ew. kurfürstlichen Gnaden geschrieben, der Meinung, daß Ew. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinne, von Ew. Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wollte Ew. kurf. Gnaden mehr schützen,

denn sie mich schützen könnte. Wer am meisten gläubt, wird hier am meisten schützen." Dann schließt er: „Wenn Ew. kurf. Gnaden gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber noch nicht gläubt, hat sie noch nichts gesehen. Gott sei Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen."

Und nun predigt Luther in Wittenberg eine Woche lang täglich wider den Bildersturm voll Ernst und Milde. Da spricht er: „Ich wollte, daß die Messe wäre in der ganzen Welt abgethan, doch soll die Liebe hierin nicht gestrenge sein und mit Gewalt abreißen. Man soll Niemanden mit den Haaren davon ziehen, denn Gott soll man es heimgeben und sein Wort allein wirken lassen, nicht unser Zuthun und Werk." — „Nehmet ein Exempel an mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, allein mit keiner Gewalt. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben; sonst habe ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch kein Fürst noch Kaiser soviel abgebrochen hat." Und von den Bildern sagt er: „Als Gedenk- und Zeugenbilder sind die Crucifixe und die Bilder der Heiligen löblich und ehrlich." — „Ists nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christi Bild im Herzen habe, warum sollte es Sünde sein, wenn ich es im Auge habe?"

So stiftete Luther Frieden. Carlstadt hielt sich stille, die falschen Propheten verließen Wittenberg. Ihr geheimer Groll gegen Luther wagte sich nicht hervor.

Gefahrvoller noch war für das Evangelium die unselige Vermischung geistlicher und weltlicher Freiheit, wie sie zuerst unter Rittern und dann im niederen Volke sich in Wort und That aussprach.

Bei dem herrschenden Unwillen über den von Rom ausgehenden Geistesdruck hatte alle Welt Luthers Auftreten freudig begrüßt. Aber während Luther nur mit der Macht des göttlichen Wortes für das Reich Gottes kämpfte, stritten Andere im fleischlichen Zorne und mit fleischlichen Waffen wider Rom und seine Anhänger. So hatte der kühne Ritter Franz von Sickingen († 1523) die Cölner Priesterschaft mit Waffengewalt gezwungen, von einem ungerechten Prozeß wider den Gelehrten Reuchlin abzustehen, wie er denn auch Luthern seine Burgen als Zufluchtsort anbot, da über denselben die Reichsacht ausgesprochen worden war. So hatte der geistvolle und gelehrte Ritter Ulrich von Hutten († 1523), des Papstes unversöhnlicher Gegner, Luthern sein Schwert zur Verfügung gestellt, wie er auch die Feder gar scharf zu führen wußte. Luther aber wies solche Meinung ernstlich ab und sprach: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden."

Am größten war die Unklarheit über die von Luther erstrebte und vertheidigte christliche Freiheit im Bauernstande. Derselbe gedachte zunächst der Knechtschaft, in der er selbst schmachtete. Damals bestand ja noch die Leibeigen-

schaft, deren Härte durch den Uebermuth der Fürsten und Edlen oft über Gebühr gesteigert wurde. Das hatte schon lange vor der Reformation zu wiederholten Aufständen geführt, die indeß jederzeit unterdrückt worden waren. Auch jetzt verbreitete sich eine wachsende Gährung unter den Landleuten, als Luthers Wort von der Freiheit eines Christenmenschen bekannt und doch nicht verstanden worden war. Luther ahnte, was kommen würde. Er äußerte: „Ich fürchte mich übel vor einer großen Empörung in deutschen Landen, damit Gott deutsche Nation strafen wird. Denn wir sehen, daß dies Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nehmen es fleischlich auf, sehen, daß es wahr ist, wollen es doch nicht recht brauchen.“ Noch auf der Wartburg hatte er darum eine „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten“ aufgesetzt. Darin sagt er: „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr; sie haben es nicht von mir gelernt.“ — „Ich halte und will es allezeit halten mit dem Theil, das Aufruhr erleidet, wie unrechte Sache es immer habe. Denn es ist kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer habe. Aufruhr ist nichts anderes denn selbst richten und rächen. Das kann Gott nicht leiden.“ Doch die Ermahnung fruchtete nichts. Der Aufstand brach aus (1524) in Schwaben, von wo er sich über Franken und Thüringen verbreitete.

Anfangs noch gemäßigt in ihren Forderungen und angeweht vom Geiste des Evangeliums, stellten die Bauern zwölf Artikel auf, die alle ihre Beschwerden und Wünsche enthielten. Sie verlangten die lautere Predigt des Evangeliums durch selbstgewählte Pfarrer, freie Jagd und Fischerei, Aufhebung der Leibeigenschaft, Minderung der Frohnen und Abgaben. Luther ermahnte in einer neuen Schrift beide Parteien zur Versöhnung. Darin warnt er die Fürsten vor übergroßer Strenge, den Bauern zeigt er ihr unchristlich Thun aus der Schrift. Den Ersteren ruft er zu: „Ist euch nun noch zu rathen, meine lieben Herren, so weicht um Gottes willen ein wenig dem Zorn. Sucht es zuvor gütlich, weil ihr nicht wisset, was Gott thun will.“ Den Bauern sagt er, die Schrift ermahne, unterthan zu sein aller Obrigkeit. „Daraus ist nun leichtlich auf alle eure Artikel geantwortet. Denn ob sie gleich alle natürlich recht und billig wären, so habt ihr doch das christliche Recht vergessen, daß ihr sie nicht mit Geduld und Gebet, wie christlichen Leuten gebührt, erobert und ausgeführt, habt, sondern mit eigener Ungeduld und Frevel.“

Der Kurfürst zeigte große Milde gegen die Empörung, die auch im Sachsenlande keine rechte Wurzeln hatte. Aber da trat Thomas Münzer — jetzt Prediger zu Allstedt in Thüringen — an die Spitze der Bewegung. Mit umfassender Bibelkenntniß und glänzender Beredtsamkeit ausgerüstet, aber leidenschaftlichen Eifers voll und ohne Demuth, hatte dieser Mann sich und seinen Anhängern in eitler Schwärmerei eingeredet, er sei von Gott gesendet zur Rache über die Fürsten. Luthern nannte er das „geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg,“

sich selbst aber den „Knecht Gottes mit dem Schwerte Gideons.“ Die Landleute rief er unter den heftigsten Schmähungen wider alle Fürsten und Edlen zu den Waffen und verübte die schändlichsten Gewaltthaten im thüringischen Lande. Viel Aergeres war zuvor durch andere Haufen in Franken und Schwaben geschehen. Da hob Luther an in neuen Schriften die Empörer zu schelten und sagte offen: „Ich halte, es sei besser, daß alle Bauern erschlagen werden, als die Fürsten und Oberkeiten, weil die Bauern das Schwert ohne Gottes Befehl führen.“

Nun vereinigten die Fürsten des mittleren Deutschlands ihre Kriegsheere und zogen wider die aufständischen Schaaren. Bei Frankenhausen (15. Mai 1525) wurden die Bauern gänzlich geschlagen. Thomas Münzer gerieth in Gefangenschaft und ward enthauptet. Trotz der Ermahnung Luthers ward den Bauern nur ein schwereres Joch aufgelegt.

Inzwischen war Friedrich der Weise (5. Mai 1525) entschlafen. „Er war ein Sohn des Friedens, und in Frieden ist er gestorben,“ sagte der Arzt an seinem Todtenbette.

§. 53.

Die Zeit der stillen Entwicklung.

Carlstadt und Münzer hatten die reine Sache des Evangeliums durch Thorheit und Frevel entweiht. Aber die wachgewordenen Leidenschaften brachen sich an Luthers ruhigem Wort und an dem Sieg der Fürsten. Allen ward kund, das Reformationswerk habe nichts gemein mit Schwärmerei und Aufruhr. Darum ward das Volk immer gewisser, es sei Gottes Werk. Zwar versuchten einzelne Fürsten, die päpstliche Gewalt in ihren Landen aufrecht zu erhalten. So außer dem Kaiser vornehmlich die Herzöge von Baiern und Sachsen und die Bischöfe. Sie verboten die Schriften Luthers und bestraften ihre Unterthanen, wenn sich diese des Abfalls von der alten Kirche schuldig oder auch nur verdächtig machten. Aber nicht wenige Landesherren schlossen sich aus eigner Ueberzeugung der Reformation an oder wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen, die Lossagung von Rom forderte. Am schnellsten erklärten sich die freien Städte des Reichs für Luthers Lehre, da in ihnen nur der Volkswille maßgebend war. Daher traten nun die Grundsätze in das Leben, die bisher von Luther nur in Wort und Schrift waren ausgesprochen und vertheidigt worden. Tausende von Mönchen und Nonnen kehrten aus der finsteren Klosterzelle in des Lebens Lust und Streit zurück, da sie ihr Gelübde als dem Evangelium zuwiderlaufend und darum ungültig erkannt hatten. Die bisher einsamen Priester durften sich Lebensgefährtinnen wählen, da Gottes Gebot wieder mehr galt als Menschensatzung. Im Gottesdienst wurde die römische Abgötterei ent-

fernt und die deutsche Sprache eingeführt. Doch verfuhr Luther hierbei mit großer Schonung. Er ließ den Kirchen wie den heiligen Gebräuchen all den Schmuck, mit dem sie die Sitte früherer Zeiten ausgestattet hatte. Offen sprach er es aus: „Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musikam, gern sehen im Dienste Deß, der sie gegeben und geschaffen hat." Und von der alten lateinischen Kirchensprache wollte er, daß sie „um der Jugend willen" und zur Darstellung der inneren Einheit aller Kirchen noch immer in der Liturgie eine Stelle habe. Auf daß er nun anstatt der römischen Messe eine neue rechte Weise des Gottesdienstes herstelle, schrieb er (1526) seine „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes." Das Nachtmahl aber ward in allen evangelischen Landen unter beiderlei Gestalt gefeiert.

Nun aber pflegt jeder Uebergang von alten zu neuen Einrichtungen mit mannichfacher Verwirrung verbunden zu sein. So war es auch damals. Die alten Verhältnisse hatten sich aufgelöst, und noch war keine neue gleichmäßige Ordnung eingeführt worden. Viele nun evangelische Gemeinden entbehrten der Geistlichen oder hatten in der Noth das Pfarramt unkundigen Händen vertrauen müssen. Die kirchlichen Einrichtungen waren überall von Einzelnen getroffen worden, daher in ihnen viel Willkür herrschte. Darum that es noth, der neuen Kirche ihre bestimmten Gesetze zu geben. Und weil die bischöfliche Gewalt nicht mehr bestand, der sonst Priester und Gemeinden untergeben waren, so nahmen die Fürsten selbst die Ordnung der lutherischen Kirche in die Hand. So berief Landgraf Philipp von Hessen (1526) geistliche und weltliche Vertreter seines Volkes zu einer Synode nach Homburg, dort eine Kirchenordnung zu berathen. Und Kurfürst Johann von Sachsen gebot, daß etliche ausgewählte Prediger sein Land durchreisen und nach der Ordnung der Kirchen und Gemeinden sehen sollten. Zur Vorbereitung dieser ersten Kirchenvisitation gab Melanchthon ein treffliches Büchlein heraus, das den Titel führte: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen." Darin war allen Geistlichen vorgezeichnet, wie sie lehren und ihres Amtes warten sollten. Die Visitation ward (1528, 1529) mit großer Sorgfalt ausgeführt. Von anderen Freunden begleitet, durchreiste Luther die Wittenberger Gegend, Melanchthon das thüringische Land. Da fanden sie nun bei allem Volk, ja auch bei Predigern und Lehrern große Unwissenheit in göttlichen Dingen. Denn nicht augenblicklich konnte die Finsterniß weichen, die das Papstthum verbreitet hatte. Darum schrieb Luther (1529) den großen Katechismus für die Lehrer und den kleinen für die Jugend und das Volk, auf daß er die rechte Erkenntniß des Heils in die Herzen pflanze. Trefflichere Lehrbücher des christlichen Glaubens sind nie geschrieben worden, daher sie billig noch heute im Gebrauch sind. Auch sah Luther schöne Früchte seines Fleißes und durfte bald an den Kurfürsten schreiben: „Es

wächset jetzund die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein, mit dem Katechismo und Schrift wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanfte thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr lernen, gläuben und reden können von Gott, von Christo denn zuvorhin und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können." Eine weitere Folge der Visitation war die Anstellung von Superintendenten in den einzelnen Kreisen des Kurfürstenthums.

Wechselvoll war inzwischen der äußere Kampf der jungen Kirche. So lange als Kaiser Carl im schweren Krieg wider Frankreich begriffen war, suchte er eine Entscheidung des Kirchenstreites zu verzögern und ließ die evangelischen Reichsstände gewähren, Papst Hadrian VI. (1522—1523) hoffte durch Verheißung einer Reformation der Kirche die deutschen Fürsten und Völker für sich zu gewinnen und dadurch Luthers Reformation zu ersticken, aber sein Nachfolger hegte andere Gesinnung, und alle Aussicht auf Zugeständnisse von Rom schwand wieder. Ja es schien, als sollte der geistliche Kampf der Kirche durch das Schwert der Fürsten ausgefochten werden. Denn die süddeutschen katholischen Fürsten schlossen (1524) zu Regensburg ein Bündniß zur Erhaltung des alten Glaubens, worauf (1526) auf Landgraf Philipps Drängen die evangelischen Stände zu Torgau sich gegenseitige Hülfe im Fall eines feindlichen Angriffs gelobten. Aber Luther warnte ernstlich vor aller Auflehnung und Gewalt wider den Kaiser und wollte lieber aus dem Lande weichen, als Ursache eines Krieges werden. Und da auch die katholische Partei mit gewaltsamem Vorgehen zögerte, so ward auf einem Reichstag zu Speier (1526) festgesetzt, daß bis zum Zusammentritt einer allgemeinen Kirchenversammlung jeder Stand des Reiches so leben, regieren und es halten sollte, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Als aber der Kaiser über seine auswärtigen Gegner gesiegt hatte, faßte die katholische Partei neuen Muth und bestimmte auf einem zweiten Reichstag zu Speier (1529), daß fortan bis zu einem Concil kein Reichsstand die Lehre ändern dürfe und die der neuen Lehre einmal Zugefallenen doch nicht weiter gehen sollten. Den Predigern aber ward aufgegeben, das Wort Gottes nur im Sinn der katholischen Kirche zu lehren. Wider solche Ungerechtigkeit reichten die Evangelischen in rascher Entschlossenheit eine feierliche Verwahrung — Protestation — ein. Dieselbe war unterzeichnet von den Fürsten Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg, Ernst und Franz von Braunschweig, Wolfgang von Anhalt und von den Vertretern von 14 Reichsstädten. Daher hießen die Unterzeichner und mit ihnen alle Anhänger Luthers Protestanten. Die Protestation selbst aber wurde von dem Kaiser gar ungnädig aufgenommen.

Luthers Lebensgang war in diesen Jahren ruhiger denn zuvor und heilbringend für ihn wie für sein Werk. Noch hatte er bei allem Kampfe wider die klösterliche Heiligkeit selbst an der Gewohnheit des mönchischen Lebens festge-

halten. Als aber die Wittenberger Augustiner alle ihrem Mönchsgelübde entsagt hatten, verließ (1524) auch Luther sammt dem Prior als der Letzte das einsam gewordene Ordenshaus. Ja als die Nonne Katharina von Bora aus dem Kloster Nimbschen bei Grimma gen Wittenberg entflohen war und nun rathlos in der fremden Welt stand, nur auf Luthers Hülfe bauend, entschloß sich dieser, aus Gehorsam gegen göttliche und menschliche Ordnung, ihr die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Er sprach: „Ich habe einen Gefallen am Ehestand; Gott hat es also wollen haben und gemacht.“ Am 13. Juni 1525 wurden Beide von Luthers Freund Bugenhagen eingesegnet. Nicht irdische Liebe hatte das Band geknüpft, aber der Gatten gemeinsame Liebe zum Herrn vereinte sie schöner und inniger, als irdische Liebe es vermocht hätte. Katharina schaute stets mit ehrerbietiger Verehrung zu dem Mann auf, der so hoch über ihr stand, und er wiederum erholte sich unter den Mühen seines bewegten Lebens gern bei den Freuden des häuslichen Herdes, denen er sich mit all der schlichten Herzlichkeit seines reichen Gemüthes hingab. Die von ihm bei zeitweiliger Abwesenheit an Katharina geschriebenen Briefe sind voll heiteren Scherzes, zwischen dem gleichwohl ein tiefer und heiliger Ernst hindurchschimmert. So trägt ein Brief die Aufschrift: „Der tiefgelehrten Frauen Katharina Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen.“ Ein anderer: „Der heiligen sorgfältigen Frauen Katharina Lutherin D., meiner gnädigen lieben Hausfrauen.“ In dem letzteren Briefe ermahnt er sie zum Gottvertrauen also: „Allerheiligste Frau Doctorin. Wir danken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen kunnt. — Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erden verschlingen und alle Element verfolgen. Lehrest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen.“ Ebenso weiß der große Streiter Gottes sich zur Kindereinfalt herabzulassen und beschreibt seinem Söhnlein Hänschen das Paradies als einen lustigen Garten, da die frommen Kinder eingehen dürfen und goldne Röcklein und schöne Pferdlein mit goldenen Zäumen bekommen. Und wenn er im Kreis der Freunde war, ward Frohes und Trauriges besprochen und manch ernstes und heiteres Wort aus Luthers Mund vernommen. Viele dieser gelegentlichen Aeußerungen Luthers im Freundeskreise sind nachmals gesammelt und als ein Büchlein unter dem Titel: „D. Martin Luthers Tischreden“ herausgegeben worden. Solche Aussprüche sind: „Die Biblia ist ein schöner Wald, darinnen kein Baum ist, an den ich nicht mit meiner Hand geklopfet habe.“ — „Wenn ich Ordnung zu stellen hätte, ließ ich mir gefallen, daß man Keinen zum Diacon oder Pfarrer wählte, er hätte denn zuvor ein Jahr oder drei in Schulen neben guten Künsten den Katechismum die Kinder gelehrt und fleißig mit ihnen repetirt. Schulen sind auch Tempel Gottes.“ — „Ein Prediger soll drei Dinge thun: die Bibel fleißig lesen, herzlich beten und ein Schüler bleiben. So ist er ein großer Doctor.“

Die drei Stücke hat Luther selbst treulich gehalten.

Daneben fuhr Luther fort, zu dichten und zu schreiben. Und was er dichtete und schrieb, das ergreift noch heute die Herzen mit eigenthümlicher Gewalt. Denn alle Worte Luthers kommen aus einem Herzen, das durch Sturm und Anfechtung zum Frieden Gottes gelangt ist. Nun steht er gleichsam auf der freien Höhe des Glaubens und schaut mit klarem Geiste zum Irdischen hinab und zum Himmlischen hinauf. Er fühlt sich als ein vom Herrn Gerufener, dem darum auch der Herr allewege zur Seite steht. Daher die wunderbare Frische und Freudigkeit seines Wesens, die selbst in trüben Tagen ihn nimmer verläßt. Mit herzlicher Liebe und Bewunderung umstanden ihn auch die Freunde, und aus allen Landen strömten Jünglinge und Männer nach Wittenberg, zu Luthers Füßen zu sitzen und seinen Worten zu lauschen.

---

§. 54.

Das Bekenntniß der Lutheraner.

Seit einem Jahrzehnt hatte Kaiser Carl in seinen steten Kämpfen wider andere Fürsten des deutschen Arms bedurft und darum der deutschen Gewissen geschont. So hatte die Lehre des reinen Evangeliums Raum und Kraft gewonnen im deutschen Lande, wenig gehemmt durch äußere Gewalt. Nun kam ihren Freunden die Zeit, sich zu bewähren durch einen guten Kampf des Glaubens. Denn es gefiel der göttlichen Weisheit, dem Kaiser den Sieg zu geben über die auswärtigen Feinde. Der französische König ward zum Frieden gezwungen, die Türken zogen nach einem fruchtlosen Sturm auf Wien in ihr Land zurück, und selbst der Papst krönte den Kaiser, dessen Uebermacht er lange gefürchtet und bestritten hatte. Aber gerade vor dieser Krönung gelobte der Kaiser, die Abtrünnigen zum Gehorsam gegen den Papst zurückzuführen. So glaubte er die Pflicht wie die Kraft zu haben, den lange beschlossenen Kampf wider die neue Lehre zu beginnen.

Als nun die Boten der lutherischen Reichsstände ihm die Protestation von Speier überbrachten, wurden sie in das Gefängniß gelegt. Die endliche kaiserliche Antwort auf die Zuschrift forderte Gehorsam gegen den Reichstagsbeschluß, der von der Mehrheit der Reichsfürsten gefaßt sei. Durch solche drohende Anzeichen veranlaßt, hielten die Unterzeichner der Protestation einen Rath (1529) zu Schwabach in Franken. Und auf daß sie recht Eins wären im Glauben, zeichnete Luther siebzehn Lehrsätze — die Schwabacher Artikel — auf als Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens. Wohl hätte der rasche Philipp von Hessen gern sogleich das Schwert gezogen zur Abwehr des kaiserlichen Gegners, aber Luther beharrte fest bei seiner Meinung, man solle nicht Aufruhr stiften wider den Gesalbten des Herrn, noch weltliche Waffen brauchen im heiligen Streit.

Jetzt berief der Kaiser die Fürsten zu einem Reichstag nach Augsburg, wo auch von den großen Fragen der Kirche gehandelt werden sollte. Kurfürst Johann erkannte mehr denn je die Nothwendigkeit, ein offenes und klares Glaubensbekenntniß aufzustellen, auf daß Luthers Lehre aller Welt kund würde als die lautere Wahrheit des Evangeliums. Auf seinen Wunsch unterwarf Luther im Bunde mit seinen Freunden Melanchthon, Jonas und Bugenhagen die Schwabacher Artikel einer nochmaligen Bearbeitung. Zugleich erklärten sich die vier Gottesgelehrten bereit, selbst hinzuziehen und ihres Glaubens sich zu verantworten, damit der Kurfürst nicht in Gefahr komme. Aber Johann entgegnete: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurem Mittel ausgeschlossen sein sollte. Ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen." Darauf gebot er noch, man solle in allen Kirchen des Landes um einen gesegneten Ausgang des Reichstages beten. Das Gebet ist wahrlich erhört worden. Darnach reiste der Kurfürst getrosten Muthes ab und kam als der erste aller Fürsten in Augsburg an. In seinem Gefolge war Melanchthon, Jonas und Spalatin. Luther folgte ihm nur bis Coburg und blieb da zurück. Der Gebannte und Geächtete konnte füglich nicht vor den Augen des Kaisers erscheinen. Aber wie Moses während der Amalekiterschlacht, so hat Luther während der Augsburger Tage zu Gott gerufen und durch sein Gebet die Freunde in ihrem Kampfe gestärkt. Sich selbst aber erbaute er am Gesang des — vielleicht schon 1529 gedichteten — Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Dem Liede sieht man es ja an, daß es in einer Zeit schweren Kampfes gedichtet ist. Darum ist es auch das Streit- und Siegeslied unserer Kirche geworden.

Nach längerem unheilweissagendem Zögern hielt (15. Juni 1530) der Kaiser seinen Einzug in Augsburg. Da nun des anderen Tages das römische Frohnleichnamsfest gefeiert ward, so gebot er den lutherischen Fürsten, in gleicher Weise wie die katholischen dem glänzenden Festzug sich anzuschließen. Sie weigerten sich deß, und der Kaiser gab nach. Aber er verlangte weiter, daß die von ihnen mit nach Augsburg gebrachten Prediger alsbald das Predigen einstellen sollten. Da entgegnete Georg von Brandenburg mit Eifer: „Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollte ich hier vor Ew. kaiserlichen Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen." Der Freimuth gefiel dem Kaiser, der lächelnd in seiner niederdeutschen Mundart sagte: „Nit Kop ab, löver Först." Endlich bestimmte er, es sollten nur etliche von ihm bestellte Prediger zu Augsburg predigen und zwar ohne Bekämpfung oder Verspottung irgend einer Partei.

Unterdessen hatte Melanchthon auf Geheiß seines Kurfürsten noch einmal die zu Schwabach und Torgau aufgezeichneten Glaubenssätze durchgesehen und so ein Glaubensbekenntniß verfaßt, das seitdem unter dem Namen der Augsburgischen Confession das gemeinsame Bekenntniß der lutherischen Kirche ist. Entworfen von dem besonnensten Gottesgelehrten jener Zeit, täglich noch

mit großem Fleiß gebessert und geprüft, zeigte dies Büchlein mit ebensoviel Festigkeit als Milde, wie die Lutherischen nichts Anderes als unevangelische Menschensatzung ausscheiden und das reine Evangelium wiederherstellen wollten, daher sie auch mit den Aposteln und der ganzen alten Kirche auf Einem Glaubensgrunde ständen. Wie es vollendet war, ward es gen Coburg an Luther geschickt. Der sandte es zurück und schrieb dazu: „Es gefällt mir fast wohl, und weiß nichts daran zu bessern und zu ändern. — Christus unser Herr helfe, daß es viele und große Frucht schaffe."

Als nun (24. Juni) der Kaiser mit allen Ständen des Reichs in feierlicher Sitzung vereint war, erhoben sich die lutherischen Fürsten und ließen durch den sächsischen Kanzler Brück erklären, daß sie zu öffentlicher Vorlesung und Uebergabe ihres Bekenntnisses bereit wären. Der Kaiser wollte zwar die Schrift annehmen, verweigerte aber die Vorlesung. Doch mit muthiger Offenheit forderte der Kanzler die Erlaubniß zur Vorlesung, da nur so die wider die Lutherischen erhobenen Anklagen entkräftet werden könnten. Und als der Kaiser noch immer zögerte, erinnerte ihn der Kanzler an die Gerechtigkeit, mit der er sonst in geringeren Dingen seinen Unterthanen gnädiges Ohr geliehen hätte. Da gebot der Kaiser, daß man anderen Tages das Bekenntniß vorlese. Doch an jede Gewährung knüpfte er eine Härte. Denn er berief (25. Juni) die Reichsversammlung nicht in den großen Saal des Rathhauses, sondern in ein viel kleineres Gemach des bischöflichen Palastes, das nicht viel Hörer faßte. Doch stand viel Volk an der Pforte und unter den offenen Fenstern, das Bekenntniß der Lutherischen zu hören. Da gebot der Kaiser, daß man nur das für ihn bereit gehaltene lateinische Exemplar lese. Aber Kurfürst Johann begehrte Gehör in deutscher Zunge, da man auf deutschem Boden stehe. Der Kaiser gab nach. Nun las des Kurfürsten Kanzler das herrliche Bekenntniß so laut und langsam vor, daß seine Stimme weithin vernommen wurde. Das war ein erhabener Augenblick, und Luther nennt es gar fröhlich „eine feine Klugheit und großen Witz", daß statt etlicher Gottesgelehrten „der Kurfürst von Sachsen auftritt sammt anderen Fürsten und Herren und predigen frei vor kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich, daß sie es hören müssen und nicht dawider reden können."

Der Eindruck des abgelegten Bekenntnisses war ein gewaltiger. Selbst Dr. Eck gestand, mit der Schrift wären die Evangelischen nicht zu widerlegen, worauf der Herzog von Baiern entgegnete: „So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben." Der Bischof von Augsburg sagte offen, was gelesen worden, sei die lautere und unleugbare Wahrheit. Der Kaiser selbst war so bewegt, daß er den lutherischen Ständen sein gnädiges Wohlgefallen an ihrem Bekenntniß ausdrücken ließ. Das lateinische Exemplar nahm er zu sich. Dasselbe war ebenso wie das deutsche unterschrieben von den Fürsten zu Kursachsen und Hessen, von Wolfgang von Anhalt, Ernst von Lüneburg und Georg

von Brandenburg. Ihnen hatten sich die Gesandten der freien Städte Nürnberg und Reutlingen angeschlossen.

Durch dies Bekenntniß waren die Lutherischen zu einer Kirche geworden, die im Gegensatz zum römischen Irrthum als die Fortsetzung der alten apostolisch-katholischen Kirche gelten konnte. Denn sie waren nicht von der Apostel Lehre abgewichen, sondern im Gegentheil dazu zurückgekehrt. Abtrünnig von jener Lehre waren allein die Papisten.

Bald gewann in des Kaisers Brust der alte Groll wider die Lutherischen wiederum die Oberhand. Er ließ durch den Dr. Eck und etliche andere römische Priester eine Widerlegung — Confutation — des lutherischen Bekenntnisses entwerfen und (3. August) öffentlich vorlesen. Aber es schien, als habe er selbst kein Vertrauen zur Beweisführung seiner Priester. Denn er schlug den Lutheranern ihr billiges Begehren ab, als sie eine Abschrift jener Confutation zur Prüfung und Beantwortung verlangten. Gleichwohl erklärte er die lutherischen Stände für des Irrthums überwiesen und drohte, die Abtrünnigen mit Gewalt zu züchtigen. Da ermannte sich Melanchthon, dessen Aengstlichkeit zuvor verzagen wollte. Er hatte bei der Vorlesung jener Confutation sich rasch einzelne Aufzeichnungen gemacht und schrieb nun mit seiner gewohnten Umsicht und Klarheit auf Grund jener Niederschriften eine Vertheidigung — Apologie — der Confession, indem er alle zwischen beiden Parteien streitigen Lehrsätze noch einmal erörterte. So legt diese Apologie wesentlich die Unterschiede der beiden Kirchen dar, während die Confession zunächst ihre tiefere Glaubenseinheit zu zeigen bestimmt war. So trefflich aber auch die Apologie war, so ward sie doch von dem Kaiser weder angehört noch angenommen. Vielmehr erließ derselbe (7. September) zum Schluß des Reichstages ein strenges Edict, worin unter Vertröstung auf eine allgemeine Kirchenversammlung den Lutheranern eine halbjährige Frist gegeben wurde, binnen welcher sie zur römischen Kirche zurückkehren sollten. Zugleich erklärte er, als Schirmherr der Kirche die drohende Kirchenspaltung selbst mit Waffengewalt hindern zu wollen. So löste sich der Reichstag auf, ohne den harrenden Völkern die Freiheit des Glaubens zu geben. Mit Thränen im Auge schied Kurfürst Johann von dem Kaiser, der bewegt und zürnend zugleich zu ihm sagte: „Ohm, Ohm, dessen hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen.“

In Folge der strengen Worte Kaiser Carls schlossen die lutherischen Stände (29. März 1531) zu Schmalkalden ein Vertheidigungsbündniß, um im bevorstehenden Kampfe treu zusammenzustehen. Darüber betroffen, erwies sich Kaiser Carl milder, als man erst gedacht. Von den Türken aufs Neue gedrängt, schloß er mit den lutherischen Fürsten (23. Juli 1532) den sogenannten Nürnberger Religionsfrieden, worin er ihnen bis zur Entscheidung eines Concils Glaubensfreiheit zugestand. Nicht lange nachher starb Kurfürst Johann. Er hatte einen guten Kampf gekämpft und ein gutes Bekenntniß abgelegt vor vielen Zeugen.

Indessen war der Friede kein dauernder. Nur gezwungen hatte der Kaiser nachgegeben, und die Lutheraner mußten stets auf ihrer Hut sein.

Kaiser Carl hatte zu wiederholten Malen von dem Papst die Abhaltung eines allgemeinen Concils gefordert, damit er den Frieden des Reiches wie der Kirche herstelle und selbst den Wünschen der deutschen Katholiken gerecht werde. Doch der römische Hof fürchtete neben dem von den Lutherischen ihm entgegengehaltenen Worte Gottes zugleich auch die Klagen und Beschwerden der ihm noch anhangenden Völker. Darum zögerte er geflissentlich unter allerlei Vorwänden, in des Kaisers Wunsch zu willigen. Endlich fand Papst Paul III. (1536) eine List, scheinbar nachzugeben und doch ein Concil zu hindern. Er berief eine Kirchenversammlung nach der lombardischen Stadt Mantua, aber der dort wiederum wüthende Krieg zwischen den Kaiserlichen und Franzosen machte das Concil in Wahrheit unmöglich. Zugleich forderte er, die Protestanten sollten sich zur Annahme der Concilsbeschlüsse im Voraus verpflichten. Darum hielten die protestantischen Stände abermals (1537) einen Rath zu Schmalkalden und beschlossen unter gleichzeitiger Erneuerung ihres Bundes, sich zwar von Neuem ihres Glaubens vor dem Concil zu verantworten, aber die angesonnene vorzeitige Unterwerfung unter das Concil zu verweigern. Denn sie sagten mit Recht, von einem Concil auf italienischem Boden habe man keine Gerechtigkeit für das deutsche Volk zu erwarten. Auch könne der Papst nicht als Richter gelten in einer Sache, in der er zugleich Partei sei. Luther aber hatte auf Veranlassung des neuen Kurfürsten Johann Friedrich eine neue Bekenntnißschrift — die Schmalkaldischen Artikel — aufgesetzt, worin er nach kurzer Erwähnung der allen Christen gemeinsamen Grundlehren in einfacher und fester Weise Alles darlegt, was die römische Kirche von der evangelischen schied. Der Schluß lautet: „Dies sind die Artikel, darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, so Gott will, und weiß darin nichts zu ändern oder nachzugeben.“ Er wußte, eine Versöhnung sei nicht mehr möglich, aber doch war er bereit, auf das Concil selbst zu gehen. Die Schrift legte er seinen lieben Gehülfen vor, die sie guthießen und unterzeichneten. Doch fügte der milde und ängstliche Melanchthon die Worte bei: „Vom Papste halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen die Hoheit über die Bischöfe als nach menschlichem Rechte auch von uns zugelassen sei.“ Aber der Papst wollte eben weder das Evangelium zulassen, noch selbst um des Friedens willen auf sein angemaßtes Recht verzichten. Das Concil kam nicht zu Stande; die Schuld suchte man den Protestanten beizumessen. Der päpstliche Gesandte Vergerio, der die Verhandlungen in Deutschland geleitet hatte, trat nach kurzer Zeit zur evangelischen Kirche über.

Noch immer hoffte der Kaiser auf Versöhnung. Er veranstaltete verschiedene Religionsgespräche, zu welchen von Seiten der Evangelischen absichtlich statt Luthers Melanchthon zugezogen ward. Aber so nahe man zuweilen dem Ziel

sich wähnte, ward es doch immer wieder in weite Ferne gerückt. Die Römischen wollten sich dem Evangelium nicht beugen; darum war die Versöhnung unmöglich.

Dagegen wuchs der Evangelischen Zahl und Macht. Herzog Ulrich von Würtemberg führte (1534) die lutherische Lehre ein, die sein Trost in schwerem Unglück gewesen war. Kurfürst Joachim von Brandenburg und Herzog Heinrich von Sachsen schlossen sich (1539) mit ihren längst der Reformation zugethanen Völkern der Lehre Luthers an, nachdem ihre Vorgänger heftige Gegner derselben gewesen. Die Reichsstädte Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz traten der Augsburgischen Confession bei, nachdem sie sich zuerst zu den schweizerischen Reformirten gehalten. Selbst der Kurfürst-Erzbischof Hermann von Cöln gedachte die Reformation in seinem Bisthum einzuführen, doch Kaiser und Papst erzwangen (1547) seinen Rücktritt vom bischöflichen Stuhl und vernichteten, was er begonnen.

Nicht mit Worten allein bekannten die Lutheraner ihren Glauben; die neugepredigte evangelische Wahrheit hatte schon früh auch ihre Blutzeugen. So zuerst in den Niederlanden, wo Kaiser Carl ohne Rückhalt und Hemmniß wider Luthers Freunde einschritt. Zu Brüssel wurden (1523) die zwei noch im Jünglingsalter stehenden Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch aus Antwerpen auf dem Scheiterhaufen geopfert. Als man sie angeklagt hatte, sie seien durch Luther verführt, war ihre Antwort gewesen: „Ja, sowie die Apostel durch Christum verführt wurden." Zum Gedächtniß der zwei Jünglinge dichtete Luther das einfach liebliche Lied:

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre!
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein' Wunder macht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Ebenso gemeinsam litten (1529) zu Cöln Adolf Clarenbach und Peter Flystedt den Feuertod. Auf dem Todesweg sprach der Erstere: „Mir ist mein Herz so fröhlich, daß ich glaube, keine Freude der Welt ist dieser Freude gleich." Und zu Passau ließ der Bischof (1532) den Priester Leonhard Kaiser in den Flammen sterben, der von Wittenberg um seines todtkranken Vaters willen in seine Heimath Passau zurückgekehrt war. Aber solch Märtyrerthum diente der lutherischen Kirche ebenso zum Heil, wie es in der Apostel und Väter Zeiten gewesen. Darum freute sich Luther der todesmuthigen Zeugen und sprach: „Nun ist wiederkommen die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt gräulich ist anzusehen, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen."

§. 55.

Streit und Friede.

Im Rathe Gottes war Streit und Friede beschlossen über die Fürsten und Völker lutherischen Glaubens. Aber ehe der Streit begann, der zumal das Sachsenland traf, hatte der theure Gottesmann Luther selbst allen Streit des Lebens ausgekämpft und den ewigen Frieden gefunden. Der Eifer um das Haus des Herrn hatte seine Kraft gebrochen; schwere Krankheit suchte ihn heim. Der sonst so tapfere Mann war matt an Leib und Seele, also daß er schrieb: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner." Und die Freunde bat er: „Ich kann nicht mehr. Bittet Gott für mich, daß er mir ein selig Stündlein verleihe." Seine Vorlesungen und Predigten stellte er ein, nachdem ihn zu wiederholten Malen Ohnmachten auf der Kanzel befallen hatten. Sein Geist war trübe, wie es die Zeit war. Gleich einem Propheten Gottes schaute er in die Zukunft, die unerfreuliche Bilder ihm zeigte. Den Kampf wider die Feinde fürchtete er weniger als den Wissensdünkel Derer, welche die schwankenden Meinungen der menschlichen Vernunft höher stellten als Gottes ewiges Wort. Darum sprach er in seiner letzten Predigt zu Wittenberg: „Der Teufel wird das Licht der Vernunft anzünden und euch bringen vom Glauben. — Ich sehe vor Augen, wenn uns Gott nicht wird geben treue Prediger und Kirchendiener, so wird der Teufel durch die Rottengeister unsere Kirchen zerreißen. — Bittet Gott mit Ernst, daß er euch das Wort lasse." Und ein anderes Mal: „Ich weissage von Herzen ungern, denn ich oft erfahren, daß es allzu wahr worden ist. Aber es stehet ja leider allenthalben so, daß ich sorgen und nun schier mich darein ergeben und verschmerzen muß, es werde Deutschland auch gehen, wie es Sodom und Jerusalem gangen ist, und Deutschland gewest sein, es geschehe durch Türken, oder daß es durch sich selbst in einander falle."

Nun geschah es, daß die Grafen von Mansfeld einen Streit untereinander hatten. Da sie nun den Martin Luther gar werth hielten, luden sie denselben nach Eisleben ein, daß er ihren Streit schlichte. Der lebenssatte kranke Mann folgte willig (1546) dem Rufe, von zweien seiner Söhne und seinem Freunde Jonas begleitet. Trotz seiner Schwachheit predigte er mehrmals zu Eisleben; seine Aufgabe aber löste er zur Zufriedenheit der Grafen. Am 17. Februar überkam ihn von Neuem eine Ahnung, daß seine Geburtsstadt auch der Ort seines Heimgangs werde. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit schied er von den Seinen, als er sich zur Ruhe legte, sich und sein Werk ihrer Fürbitte empfehlend. Aber in derselben Nacht fühlte er des Todes Nähe. Er betete viel und mit großer Inbrunst. Als er aber vor Schwachheit nicht mehr zu reden vermochte, rief Jonas ihm noch einmal zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt habt, beständig sterben?" Da sprach er mit vernehmlicher Stimme: „Ja." Darnach entschlief er am 18. Februar gegen

3 Uhr früh. Die entseelte Hülle ward nach Wittenberg geführt und in der Schloßkirche dort begraben. Bugenhagen und Melanchthon sprachen an seiner Gruft, der Erstere in deutscher, der Andere in lateinischer Sprache. Wie groß aber des Volkes Klage war, ist kaum in Worte zu fassen.

So ging ein Mann zum Himmel ein, der ein erwählter Knecht des Herrn gewesen war. Durch ihn ist eines der größten Gotteswerke ausgeführt worden, aber aus sich und für sich hat er nichts sein noch schaffen wollen. Von dieser Demuth geleitet, bekannte er freimüthig, Gott könne ja täglich zehn doctores Luther schaffen. Er war berufen zu einem Streiter Gottes, und den Streit Gottes hat er geführt mit allem Ernst, der solchem Streit geziemte. Wohl hat die natürliche Heftigkeit seines Wesens wie die allgemeine Derbheit seiner Zeit ihn zu manchem Wort hingerissen, das in menschlicher Unbedachtsamkeit geredet ist. Hat er doch einmal gerathen, den Papst sammt seinem Gesinde im Meere zu ersäufen! Doch solche Aufwallungen des Augenblicks dürfen nicht befremden bei einem Mann, der im heißen Kampfe stand wider ungöttliche Lehre und That. „Zwar hat es unserem Doctor oftmals auch herzlich wehe gethan, daß seine Schriften so rauschten wie die Platzregen, und er wünschte vielmals, daß er so fein sachte und lieblich könnte regnen, wie Herr Philippus und Brentius, aber einerlei Geist hat mancherlei Wirkung. — Wem ein Ding ernst ist, der kann nicht allewege scherzen oder gar zu laulicht sein und zu leise gehen. — Wer um ihn gewesen, kann mit Wahrheit zeugen, daß sein Geist ein sanfter und bescheidener Geist gewesen ist.“ So berichtet der treuherzige Prediger Matthesius in Joachimsthal, der seiner Gemeinde Luthers Leben in eigenen Predigten schilderte.

Solchen sanften und bescheidenen Geist hat er denn auch im Umgang mit Hohen und Niederen, mit Fremden und Freunden bewiesen. Sein eigenes Leben war einfach, wie denn sein Gehalt nie mehr als dreihundert Gulden betrug. Ja als ihm sein Kurfürst einst Tuch zu einem schwarzen Kleid geschenkt, wollte er es nur aus Dank gegen den Geber tragen und schrieb demselben: „Ich bitte, Ew. kurfürstl. Gnaden wollen harren, bis ich selbst klage und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen Ew. kurfürstl. Gnaden nicht scheu werde, für Andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden. Denn Ew. kurfürstl. Gnaden thut mir ohne das zuviel.“

Im Kreise seiner Familienglieder war Luther sehr glücklich. Seine Katharina starb 1552. Die hatte ihrem Gatten sechs Kinder geboren. Unter ihnen war die liebliche Magdalena des Vaters Liebling, und als sie (1542) im dreizehnten Jahre starb, trauerte er sehr. Doch sprach er: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. — Ein wundersam Ding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und es ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.“ Auch ein anderes Mägdlein — Elisabeth — starb frühe. Aber vier Kinder — Johannes, Martin, Paul und Margaretha — haben Vater und Mutter überlebt. Doch ist Luthers Stamm im Laufe der Zeit erloschen.

Luthers Heimgang war wie ein Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn durch Luthers Friedensmahnung bewegt, hatten die lutherischen Fürsten bisher gezögert, zum Krieg wider den Kaiser sich zu rüsten. Diesem aber schien die Zeit zur Entscheidung durch die Waffen gekommen, nachdem er mit dem französischen Könige bleibenden Frieden geschlossen. Doch mied er den Schein, als ziehe er das Schwert um des Glaubens willen. Denn während die lutherischen Fürsten nur ihres Glaubens leben wollten, als welchem kein Kaiser gebieten könne, faßte er ihren Widerspruch gegen die Reichstagsbeschlüsse als weltliche Auflehnung gegen seine Majestät. Zugleich schloß er ein Bündniß mit dem Papst, der ihn mit Geld und Kriegsleuten unterstützte und offen erklärte, der Krieg sei als ein Kreuzzug gegen die Abtrünnigen anzusehen. Die zwei Häupter des schmalkaldischen Bundes versuchten, den Kaiser auf das Unrecht aufmerksam zu machen, das er zu begehen im Begriff stehe. Der Kaiser antwortete mit der Achtserklärung und fortgesetzten Rüstungen. Da endlich riefen die lutherischen Fürsten ihre Völker zu den Waffen und rückten rasch gegen den Kaiser vor, der noch nicht völlig kriegsfertig war. Aber das treue deutsche Herz Johann Friedrichs sträubte sich noch immer, wider das geheiligte Oberhaupt des Reichs zu streiten, während der rasche Philipp von Hessen zur kräftigen Kriegführung mahnte, vielleicht auch weltliche Zwecke verfolgend. So wurde die Kraft der Lutherischen gelähmt, und als gar die Nachricht eintraf, Herzog Moritz von Sachsen sei als des Kaisers Verbündeter in das Kurfürstenthum eingefallen, eilte der Kurfürst zurück, die vereinten Heere trennten sich, und die auf sich selbst angewiesenen kurfürstlichen Schaaren wurden (24. April 1547) vom Kaiser völlig geschlagen. Der Kurfürst ward gefangen; auch den Landgrafen hielt bei seinem freiwilligen Erscheinen der Sieger als seinen Gefangenen zurück. Nun war der Bund der Lutheraner gesprengt, ihre Waffen waren zerbrochen, sie selbst als Aufrührer geschmäht. Aber so sollte es sein. Das Evangelium bedarf nicht des Schwertes. Gott selbst ist seines Wortes Schirm und Rächer. Und er war es auch damals. Denn er lenkte des Siegers Herz wunderbar zum Frieden. Anders verfuhr der Kaiser, als man von seinem Zorne gefürchtet. Er war mild, wo man Strenge erwartete. Nachdenklich stand er am Grabe Luthers. Etliche von seinem Gefolge riethen, man solle das Gebein ausgraben und verbrennen. Er aber sprach: „Laßt ihn liegen; er hat seinen Richter. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten.“ Und als er vernahm, man habe in Wittenberg seinetwegen den lutherischen Gottesdienst eingestellt, rief er unmuthig: „Wer richtet uns das an? Geschieht Solches in unserem Namen, so thut man uns keinen Gefallen.“ Auch äußerte er: „Wir haben es in diesen Landen viel anders gefunden, als uns gesagt worden ist.“ Und noch hoffte er durch gütlichen Vergleich den Kirchenstreit zu enden.

Zwar die Hoffnung auf einen künftigen Concilsbeschluß hatte auch den Kaiser betrogen. Denn der Papst hatte bereits in den ersten Sitzungen der in=

zwischen zusammengetretenen Kirchenversammlung zu Trient die Lehre der Protestanten verdammt und darnach die Versammlung selbst auf italienischen Boden verlegt. Darum versuchte der Kaiser eine Schlichtung des Kirchenstreites durch deutsche Gottesgelehrte. Er beauftragte den milden katholischen Priester Julius von Pflugk und den gelehrten brandenburgischen Hofprediger Johann Agricola, eine Vergleichsschrift zu entwerfen. Die Frucht ihrer gemeinsamen Bemühungen war ein als einstweilige Lehrvorschrift — Interim — am 15. Mai 1548 zu Augsburg veröffentlichter Vergleich, in welchem in unbestimmter Weise neben der Rechtfertigung allein aus dem Glauben auch die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der guten Werke gelehrt und zugleich das ganze römische Kirchenwesen unverändert bestätigt wurde. Nur ausnahmsweise war den Protestanten die Ehe der Geistlichen wie der Kelch im Abendmahl gestattet. Dieser Vereinigungsversuch scheiterte an seiner inneren Unwahrheit und äußeren Unmöglichkeit. An einigen Orten zwar ward seine Annahme vom Kaiser mit Gewalt durchgesetzt, aber den tieferblickenden Lutheranern wie den eifrigen Katholiken genügte die Halbheit eines solchen Vergleichs nicht. Kurfürst Johann Friedrich lehnte selbst im Kerker die Annahme desselben ab und wollte bei der theuren Augsburgischen Confession bis an sein Ende beharren. Der neue Kurfürst Moritz gebot den Wittenberger Theologen, das Interim zu prüfen, und diese veröffentlichten eine Ueberarbeitung desselben — das Leipziger Interim — mit gleich ungünstigem Erfolg. Denn allzu ängstlich und schwach hatten auch sie das römische Kirchenwesen stehen lassen und sogar die päpstliche und bischöfliche Gewalt wenigstens bedingungsweise anerkannt. So herrschte überall Unentschiedenheit, die nimmer zum wahren Frieden führen konnte, als mit einem Mal eine unerwartete Entscheidung gebracht wurde.

Mit bewegtem Herzen hatte Kurfürst Moritz von Sachsen den Ereignissen der Zeit zugeschaut. Früher des Kaisers Freund und Waffengefährte, hatte er mit diesem wider die eigenen Glaubensgenossen gestritten, ohne sich jedoch den Dank der Katholischen zu verdienen. Nun fand seine Bitte um Loslassung der gefangenen Fürsten beim Kaiser kein Gehör; dazu war die Verfassung des Reiches von Carl vielfach verletzt worden. Da gedachte Moritz, mit Einem Schlage des Reiches wie der Kirche Frieden zu erkämpfen und das Unrecht zu sühnen, das er an seinem Glauben begangen. Gestützt auf des Kaisers widerrechtliches Auftreten, erklärte er diesem den Krieg, und erzwang (1552) in einem kurzen Feldzuge den Passauer Vertrag, in welchem bis auf Weiteres den lutherischen Reichsständen Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung mit den katholischen zugesichert wurde. Die gefangenen Fürsten wurden freigegeben. Moritz fiel ein Jahr darnach in der Schlacht von Sievershausen, geachtet von Feinden, betrauert von den ihm wieder zugewandten Freunden. Der Kaiser aber war der Krone müde, da er die Erfolglosigkeit seines Widerstandes wider das Evangelium erkannt hatte. In seinen letzten Lebenstagen soll er allein auf Christi Barmher-

zigkeit vertraut haben, was auf eine Nachwirkung der Reformation in ihm schließen läßt. Alle Reichsstände fühlten es, nur durch gegenseitige Anerkennung könne dem ganzen Reiche wie den einzelnen Herzen der Friede widergegeben werden. So vermittelte des Kaisers Bruder Ferdinand zu Augsburg (25. Sept. 1555) den endlichen Religionsfrieden. Darin ward allen Reichsständen — nicht den einzelnen Unterthanen — Freiheit des Glaubens, den Unterthanen freie Auswanderung in jedes andere Land ihres Glaubens gewährt. Nur wenn ein katholischer geistlicher Fürst den Evangelischen beitrete, solle er des geistlichen Fürstenthums verlustig sein.

So war mehr durch Gottes Fügung denn durch der Menschen Waffen der Streit der Kirchen zu einem Abschluß gekommen. Zwischen beiden Kirchen war das deutsche Land fast gleich getheilt. Die neubegründete lutherische Kirche war gesichert und konnte in wohlthätiger Ruhe ihrem inneren Ausbau sich zuwenden.

---

§. 56.

Luthers Gehülfen.

Wie anderen Gotteshelden, so hatte der Herr auch Luthern helfende Freunde zur Seite gestellt, erst mit und nun auch nach ihm sein Werk zu fördern und zu pflegen. Der größte unter ihnen ist Philipp Schwarzerd, der seinen Namen nach der damaligen Gelehrten Sitte in den griechischen Melanchthon wandelte. Geboren (16. Februar 1497) in dem badischen Städtchen Bretten als eines kunstreichen Waffenschmiedes Sohn, war er bestimmt, der lutherischen Kirche in ihren ersten und vorzüglichsten Bekenntnißschriften gleichsam Schild und Schwert als ein geistlicher Waffenschmied zu bereiten. Darum war er von Gott mit so reichen Anlagen ausgestattet, daß Luther später von ihm sagte: „Es ist auf Erden Keiner, der solche Gaben hat wie Philippus." Fast noch im Knabenalter bezog er die Hochschule zu Heidelberg; als siebzehnjähriger Jüngling war er bereits Schriftsteller und Lehrer griechischer Sprache und Weisheit. Seinen höchsten Ruhm aber gewann er zu Wittenberg, wohin er während der ersten reformatorischen Kämpfe (1518) berufen worden war. Hier knüpfte er mit Luthern jene wunderbar innige Freundschaft, die für die Verbesserung der Kirche ein unaussprechlicher Segen geworden ist. Denn ausgezeichnet durch reiches Wissen und tiefes Gemüth, durch milden Sinn und eine anmuthige Sprache, wußte Melanchthon die evangelische Wahrheit ebenso scharfsinnig zu erforschen als lichtvoll darzustellen, und während er bei seinem schüchternen Wesen nie allein ein Reformator geworden wäre, durfte er doch des großen Reformators berathender und liebender Gehülfe sein. Luther drückt dies also aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und

Stämme ausreuten, Dornen und Hecken wegräumen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." Melanchthon wiederum nannte Luthern einen „einzigen, heldenmüthigen Mann, durch den Gott Großes ausrichten wolle." So ehrten beide Männer sich gegenseitig als von Gott selbst gegeben und gesandt zum Heil seiner Kirche. Von Luther veranlaßt, wandte sich Melanchthon fast ausschließlich der Gottesgelahrtheit zu, deren öffentlicher Lehrer er (1524) wurde. Als solcher war er eine Zierde der Universität, und außerordentlich war die Zahl derer, die zu seinen Füßen zu sitzen kamen. Nicht minder wirkte er durch seine Schriften, unter welchen seine christliche Glaubenslehre eines der tiefsten theologischen Werke unserer Kirche ist. So konnte er mit Recht der „Lehrer des deutschen Landes" — praeceptor Germaniae — genannt werden. Doch konnte er sich nie entschließen zu predigen. Wie Luther war auch er überaus herzlich im Umgang und liebenswürdig im Kreise seiner Familie. Doch all sein Leben und Wirken war nur stark durch die Verbindung mit Luther, durch dessen überlegene Willenskraft er sich — zuweilen selbst widerstrebend — leiten und beherrschen ließ. Als nun nach Luthers Tode alle jene Stürme hereinbrachen, die des Heimgegangenen ahnungsvoller Geist vorausgesehen, als selbst inmitten der lutherischen Kirche mannichfacher Streit sich erhob, in dem es die Wahrheit mannhaft zu bekennen und zu vertheidigen galt, da zitterte und trauerte Melanchthon wohl, aber jene Glaubenszuversicht und Bekenntnißfreudigkeit ward nicht an ihm erfunden, wie die ernste Zeit sie forderte. Eintracht und Frieden für die Kirche ersehnend und erflehend, verschied er im herzinnigen Glauben an seinen Erlöser (19. April 1560) und ward in derselben Kirche begraben, in welcher auch Luther ruht.

Unter den übrigen Gehülfen des Reformationswerkes zeichnete sich Johann Bugenhagen († 1558) aus Wollin — daher D. Pommer genannt — durch die ihm eigene Gabe aus, die Kirchenverwaltung zu ordnen und zu leiten. Darum ward er mehrfach in auswärtige Staaten berufen, dort die Einführung der Reformation zu leiten. Zuletzt war er Generalsuperintendent von Kursachsen zu Wittenberg. Neben ihm war der kurfürstliche Hofprediger Spalatin († 1545) — zuletzt Superintendent zu Altenburg — durch seine Doppelstellung als Freund des Fürstenhauses wie Luthers von großem Einfluß für des Letzteren Werk. Näher noch stand dem Herzen Luthers Friedrich Mykonius († 1546 als Superintendent zu Gotha), der als ein armer Knabe zu Annaberg in Sachsen Tezeln vergeblich um Ablaß gebeten hatte und so zuerst zur späteren Predigt von der freien Gnade Gottes in Christo vorbereitet war. Er hatte dann als Mönch ähnlich wie Luther nach Frieden gerungen, und eben diese Verwandtschaft des inneren Lebens verband ihn mit dem großen Reformator. Der eifrige Nicolaus von Amsdorf († 1565 als Superintendent zu Jena) war so von

Bewunderung Luthers hingerissen, daß er nach dessen Tode mit aller Strenge Luthers Geist und Lehre unter den Kämpfen der Zeit festzuhalten strebte. Justus Jonas († als Superintendent zu Eisfeld in Thüringen 1555) war als ein gelehrter und beredter Prediger Luthern werth. Dagegen beharrte der edle, aber unentschiedene Johann Staupitz († 1524) nicht in der Liebe zu Luthern, die anfänglich sich so verdient um denselben gemacht hatte. Er scheute den Kampf wider Rom und lebte in stiller Zurückgezogenheit als Abt des Benedictinerklosters zu Salzburg. Noch sei der treffliche Würtembergische Prediger Johannes Brenz erwähnt, der im südlichen Deutschland für Luthers Lehre wirkte. Als er das Augsburger Interim verwarf, ward er von den kaiserlichen Kriegsleuten, die damals Würtemberg besetzt hielten, gesucht, aber durch Gottes Allmacht wunderbar erhalten. Er hatte sich in den Dachraum eines Hauses geflüchtet, ohne daß man ihn fand, wiewohl das Haus durchsucht und besetzt gehalten ward. Und damit er nicht sterbe vor Hunger, lenkte Gott es also, daß eine Henne dort sich zugleich mit ihm verborgen hatte und täglich ein Ei legte, welches ihm nun zur Nahrung diente. So hatte denn jeder dieser Mitreformatoren seine Gabe und seinen Kreis, in dem er an seinem Theile das große Werk vollenden half.

---

§. 57.

Die Ausbreitung der lutherischen Kirche.

Trotz des Eifers Carls V. für Aufrechterhaltung der römischen Lehre hatten auch die Völker Oestreichs Ohr und Herz nicht verschlossen vor der lauteren Predigt des Evangeliums, die von Wittenberg ausgegangen war. Selbst in dem Stephansdom zu Wien erklang diese Predigt durch den Mund des frommen Paul Speratus, der auch das Lied dichtete: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad' und lauter Güte." Die Folge seines Freimuthes war Verfolgung und Flucht, bis er im Herzogthum Preußen eine ehrenvolle Anstellung und (1554) ein friedliches Grab fand. Aber die Verfolgung lutherischer Prediger erstickte das Verlangen des Volkes nach dem Evangelium nicht, und Hohe und Niedere wandten sich in großer Zahl der lutherischen Kirche zu. Die östreichischen Herrscher achteten eine Zeit lang die Zahl wie das Gewissen ihrer evangelischen Unterthanen, und Rudolf II. verhieß ihnen (1609) in einem eigenen Gesetz — Majestätsbrief — gleiches Recht mit den Katholiken. Doch schon sein Nachfolger Matthias verletzte diese Bestimmung, und der Zorn darüber entzündete (1618) in Prag jenen Aufstand, aus welchem der jammervolle dreißigjährige Krieg sich entwickelte. Die aber solchen Aufruhr und Krieg heraufbeschworen, wurden minder von evangelischem Sinn, als vielmehr von Leidenschaft und Ehrsucht bewegt. Denn der Gläubige ficht nur in äußerster Nothwehr mit fleischlichen Waffen und bleibt selbst der ungerechten Obrigkeit unterthan um des Herrn

willen. Auch haben die evangelischen Fürsten nie als verbündete Macht dem Kaiser widerstanden, wie dies im Schmalkaldischen Kriege versucht worden war. Vielmehr besteht der dreißigjährige Krieg aus einer Reihe von Einzelkämpfen, zu denen die Gewaltthätigkeit der katholischen Partei wie die Ehrsucht einzelner — katholischer und evangelischer — Fürsten den Anlaß gab. Auch erdrückte Kaiser Ferdinand II. (1620) den böhmischen Aufstand ohne Mühe, der ihm freilich den Vorwand bot zur gänzlichen Vernichtung der lutherischen Kirche in seinen Landen. Wie er nun aber nach den ersten glänzenden Siegen seiner Feldherren Tilly und Wallenstein am 16. März 1629 das Restitutionsedict — das ist Wiedererstattungsbefehl — erließ, worin in der strengsten Weise den evangelischen Fürsten die Herausgabe aller seit dem Passauer Vertrag von ihnen eingezogenen kirchlichen Stiftungen befohlen und den katholischen Fürsten die gewaltsame Unterdrückung ihrer evangelischen Unterthanen gestattet wurde, da war solches alles ein Angriff auf das Recht der evangelischen Kirche, der alle Gemüther mit Furcht und Entrüstung erfüllte. Deshalb kam (1630) der fromme Schwedenkönig Gustav Adolf über das Meer herüber, der ungerechten Gewalt des Kaisers ein Ziel setzend. Aber als er (1632) bei Lützen als Held gefallen, als darauf die Franzosen in selbstsüchtiger Absicht den deutschen Protestanten Hülfe leisteten, während sie daheim das Evangelium mit blutiger Gewalt verfolgten, erhielt der Krieg wiederum das Gepräge fluchwürdiger Eroberung und Ländersucht, und die Fremden schalteten wie Herren im deutschen Lande. Zwar sicherte der endliche Friede (1648) den evangelischen Reichsständen volle Gleichheit mit den katholischen zu, und gewährte selbst den evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten eine beschränkte Glaubensfreiheit, wie denn hinsichtlich der kirchlichen Stiftungen der Stand des Jahres 1624 maßgebend sein sollte; aber dieses neue Recht ward eben vielfach nur als ein erzwungenes angesehen und darum gemindert und verkümmert, die Gemüther blieben erbittert, und die schroffe Scheidung des deutschen Reiches in eine evangelische und eine katholische Hälfte erstickte auf lange Zeit ein einmüthiges Zusammengehen der deutschen Volksstämme. Auch wiederholten sich immer noch einzelne Verfolgungen, unter denen die der Salzburger vornehmlich das Herz ergreift. In den Bergen des Salzburger Landes nämlich lebten in stiller Abgeschiedenheit viele evangelische Landbauer und Bergleute, der Prediger entbehrend, aber an der Bibel und an Luthers Schriften sich im Glauben stärkend und erhaltend, dabei fleißig und ihrem Landesherrn gehorsam. Aber der Erzbischof Graf Firmian gedachte (1731) sie zur katholischen Kirche zurückzuführen, indem er alle gottesdienstliche Ordnung und die Sacramente ihnen entzog und endlich gar östreichisches Kriegsvolk unter sie sandte. Nun hielten hundert Aelteste der Bedrängten in der Dämmerung eines Sonntagsmorgens Rath in einer einsamen Felskluft und schwuren auf die Hostie und auf geweihtes Salz, am evangelischen Glauben und an der brüderlichen Liebe unter einander auch im Unglück festzuhalten. Doch diese Verabredung — der sogenannte Salz-

bund — ward den wackeren Männern als Verschwörung wider den Landesherrn gedeutet, daher neue und härtere Bedrückungen die Folge waren. Als endlich die evangelischen Fürsten ihre Fürsprache einlegten, gebot gleichsam als besondere Gnadenerweisung der Erzbischof allen seinen evangelischen Unterthanen die Auswanderung. In unmenschlich erzwungener Eile mußten die Verbannten das Land verlassen, mitten im Winter, unter Hinterlassung ihrer Habe, zuweilen selbst ihrer Frauen und Kinder. So lange sie durch katholische Länder zogen, ward ihr Weh noch vermehrt durch den Spott der Menge. Um so herzlicher war ihre Aufnahme in den evangelischen Ländern, und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen wies ihnen in Ostpreußen Land und Wohnung an. Der Salzburger Bischof aber empfing vom Papst den Ehrentitel des „Erhabenen."

Das deutsche Reich zerfiel (1806); der deutsche Bund trat (1815) an seine Stelle. Derselbe bestimmte zwar, daß die Evangelischen mit den Katholischen innerhalb des Bundesgebietes gleiche bürgerliche Rechte besitzen sollten, aber er ließ unbestimmt, ob in dieser bürgerlichen auch die kirchliche Gleichberechtigung inbegriffen sei. Daher durften die Evangelischen Oestreichs in den meisten Provinzen des Reiches statt der Kirchen nur Bethäuser ohne Thurm und Glocken haben und waren vielfachen Beschränkungen unterworfen, ja es konnte noch (1837) geschehen, daß viele evangelisch gesinnte Einwohner des Zillerthales in Tyrol freiwillig auswanderten, um den Anfechtungen des katholischen Heimathlandes zu entgehen. Sie fanden bei Preußens König Friedrich Wilhelm IV. gastliche Aufnahme und durften unweit seines Lieblingsschlosses Erdmannsdorf in Schlesien eine Colonie gründen, deren romantische Umgebung an die Berge ihres Vaterlandes erinnerte und die auch nach dem Namen ihres heimischen Thales genannt wurde. Doch sind ihrer Viele später nach Oestreich zurückgekehrt. In neuester Zeit (1860) hat die hochherzige Gerechtigkeit des gegenwärtigen Kaisers Franz Joseph I. seinen evangelischen Unterthanen volle Glaubensfreiheit gegeben und selbst eine gemeinsame Kirchenverfassung in Aussicht gestellt, und wenn auch die Entwicklung wie die Segnungen derselben augenblicklich noch durch die dem östreichischen Staate eigenthümlichen nationalen Gegensätze und durch die Nachwirkungen einer minder glücklichen Vergangenheit vielfach gehemmt werden, so ist doch immer durch Gottes Führung das gute Recht der evangelischen Kirche nunmehr in einem Lande anerkannt worden, in welchem sie so lange hat darum kämpfen und leiden müssen.

In solchem Streit waren lange Sachsens erlauchte Fürsten die Vorkämpfer des Evangeliums gewesen. Aber Kurfürst Friedrich August I. trat (1697) wiederum zur römischen Kirche über, dadurch der Polen Königskrone erkaufend. Das Sachsenvolk trauerte, doch bewahrte es seinem Fürstenhaus die schuldige Treue. Und die nun katholischen Fürsten des Landes ehrten die lutherische Kirche, indem sie den Rechtszustand derselben unverrückt aufrecht erhielten. Die Hoheit über die Kirchenverwaltung ging auf einen Ministerrath über, den sie

mit der höchsten Leitung des Kirchenwesens betrauten, und so ist gerade das Sachsenland vor manchen Eingriffen fürstlicher Willkür bewahrt geblieben, die anderwärts Verwirrung und Unheil stifteten. Auch einzelne andere Fürsten Deutschlands wurden durch den Bekehrungseifer des Jesuitenordens der römischen Kirche wieder zugeführt, und selbst Gustav Adolfs Tochter Christine schwor zu den Füßen des Papstes den Glauben ab, für den ihr Vater sein Leben gelassen. Aber dieser Uebertritt Einzelner blieb ohne Nachfolge von Seiten ihrer Häuser. Dagegen hat das preußische Königshaus zu wiederholten Malen das Schirmherrnrecht über die evangelische Kirche ausgeübt. In der Gegenwart hat (1841) der Blick auf die oft ohne Kirche und Schule in katholischen Ländern zerstreuten Evangelischen die Gründung des Gustav-Adolf-Vereins durch den Hofprediger Zimmermann in Darmstadt und den Superintendenten Großmann in Leipzig veranlaßt. Derselbe will denjenigen lutherischen oder reformirten Gemeinden, welche in katholischer Umgebung leben und doch nicht aus eigener Kraft ein eigenes Kirchenwesen gründen können, die Mittel hierzu gewähren und hat schon zahlreiche Kirchen erbaut oder doch bauen helfen und viele Seelen der Kirche erhalten. Wohl hat er nach seiner eigenen Erklärung ein so „weites Herz, daß er lutherische und reformirte Gemeinden und selbst die Waldenser mit seiner Sorge umfaßt.“ Da haben nun an solcher Weitherzigkeit viele treue Freunde der Kirche Anstoß genommen und ihre helfende Liebe nur lutherischen Glaubensbrüdern zuwenden wollen, wie dies der in Leipzig begründete „Gotteskasten“ zu seiner Aufgabe gemacht hat. Aber jener Verein will doch wiederum auf keinem anderen Grunde ruhen, als dem, der gelegt ist, Christo dem Herrn. Und wie er sich zum Herrn bekennt, so hat sich der Herr zu ihm bekannt und ihn reich gesegnet. Darum bleibt der Verein trotz seiner confessionellen Unentschiedenheit ein schönes Zeugniß evangelischen Sinnes und ist eine weithin greifende wohlthätige Macht in der Kirche geworden.

Während in Deutschland die Zersplitterung der fürstlichen Gewalt in so viele Träger einen langen Kampf der alten und neuen Kirche herbeiführte, wurde in den einheitlichen Staaten des Auslandes der Sieg oder Untergang der reformatorischen Bewegung rascher durch der Fürsten Gunst oder Ungunst entschieden. So zuerst in dem geistlichen Ordenslande Preußen. Der Ordenshochmeister Albrecht von Brandenburg hörte (1522) zu Nürnberg eine lutherische Predigt und erbaute sich daran so sehr, daß er im andern Jahre zwei lutherische Prediger in sein Land berief. Ja der preußische Bischof Georg von Polenz wagte zuerst unter allen Bischöfen den Uebertritt zur lutherischen Kirche, der nun der ganze Orden sich zuwandte. Dies geschah mit wunderbarer Uebereinstimmung des gesammten Volkes, unter dem frühe (1526) eine feste lutherische Kirchenordnung eingeführt ward. Da aber damit der geistliche Orden als solcher sich auflöste, erklärte der Hochmeister das bisherige Ordensland zu einem erblichen Herzogthum und sich selbst zum Herzog des Landes.

Wie Preußen, war auch Lievland ein Ordensland gewesen und ward durch den Hochmeister Conrad Kettler (1561) sammt Kurland in ein lutherisches Herzogthum umgewandelt, nachdem lange zuvor die Bürger von Riga aus eigner Macht die Predigt des lauteren Evangeliums eingeführt hatten.

Ueber die Königreiche Schweden und Dänemark gebot in der ersten Zeit der Reformation König Christian II., ein gewaltthätiger Mann, der überall selbstsüchtige Zwecke verfolgte. So geschah es, daß er in Dänemark die Reformation beförderte, um die mächtigen Bischöfe zu stürzen, während er in Schweden die bischöfliche Macht und damit die römische Kirche schützte, um durch ihren Einfluß das ihm abgeneigte Volk im Gehorsam zu erhalten. Aber auf diese Stimmung des schwedischen Volkes sich stützend, machte der ritterliche Gustav Wasa sein eignes Recht an den Thron geltend und brach die dänische Herrschaft. Mit dieser mußten auch die Bischöfe weichen, und die längst im Volke verbreitete lutherische Lehre fand nun ungehinderte Einführung. Es hatten nämlich schon die Brüder Olav und Lorenz Peterson das reine Evangelium dort gepredigt, wie sie es zu Wittenberg aus Luthers und Melanchthons Mund empfangen. Nun wurde der thatkräftige Olav zum Kanzler der Hochschule von Upsala, der milde Lorenz zum Erzbischof der schwedischen Kirche erhoben. Der neue König aber wollte, es sollte die neue Lehre nur auf dem friedsamen Wege der Ueberzeugung sich Bahn brechen. Olav unterstützte ihn hierbei in Verbindung mit dem königlichen Kanzler Anderson durch Uebersetzung der heiligen Schrift, und so ward (1544) auf einem Reichstag zu Westerås das römische Kirchenwesen einmüthig abgethan und die lutherische Kirchenordnung eingeführt. Einzelne folgende Könige versuchten vergeblich die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft, und ein neuer Reichstag zu Upsala (1593) erklärte die Augsburger Confession zum Lehrgrund der schwedischen Kirche. Der Katholicismus verschwand so gänzlich, daß er erst in der Gegenwart zur bürgerlichen und kirchlichen Gleichberechtigung gelangt ist; so einmüthig hing das ganze Schwedenvolk am lutherischen Glauben. Der bischöfliche Name ward dort beibehalten, wie denn überhaupt die schwedische Geistlichkeit eine angesehene Stellung im Staatswesen einnimmt. Ein Erzbischof und zehn Bischöfe stehen an ihrer Spitze.

Auch in Dänemark hatte Peter Lilie (1519) schon die Herzen durch und für die lutherische Predigt gewonnen. Christian II. ward abgesetzt, der auf den Königsthron erhobene Friedrich I. war selbst der lutherischen Lehre zugethan, sein Nachfolger ließ (1536) alle Bischöfe überfallen und einkerkern, und ein Reichstag zu Kopenhagen erklärte sich für die lutherische Kirche. Nun berief man Bugenhagen, welcher den König krönte und statt der Bischöfe Superintendenten weihte, die später ebenso wie in Schweden den Bischofstitel erhielten. Unter seiner Leitung ward auf dem Reichstag zu Odensee (1539) lutherische Kirchenordnung eingeführt. Die ehemaligen Bischöfe entsagten ihren Stellen;

Einer starb im Kerker, seiner Kirche und Stellung treu. Von Dänemark aus verbreitete sich die neue Lehre in die davon abhängigen Länder Norwegen und Island. In dem ersteren floh der Erzbischof mit den Schätzen der Kirche, im letzteren ward ein Schüler der Reformatoren Bischof, in beiden Ländern stand das Volk wie Ein Mann zu Luthers Sache.

Minder glücklich war das Reformationswerk in Polen, wiewohl es hier schon durch zahlreiche böhmische Brüder vorbereitet war. Denn frühe zwar verbreiteten sich Luthers Schriften und Lehren, der mächtige Adel trat kühn wider die Priesterherrschaft auf, und der Priester Johann von Lasko († 1560) ging zur lutherischen Kirche über, deren eifriger und gesegneter Verkündiger er ward. Aber die römische Kirche wandte zu ihrer Behauptung List und Gewalt an, und da neben die lutherischen Gemeinden sich bald zahlreichere reformirte stellten und zugleich ein unseliges Sectenwesen sich bildete, so entbehrte die protestantische Bewegung der inneren Einheit und vermochte nur mühsam sich zu erhalten. Wohl ward den protestantischen Parteien in einem eigenen Religionsfrieden (1573) volle Freiheit des Glaubens zugesagt, aber die Zusage ward um so weniger gehalten, als in dem auch staatlich zerrissenen Lande Recht und Ordnung überhaupt kaum zu finden war. Selbst zu blutiger Verfolgung der Evangelischen fehlte es nicht an einem Vorwand, als Unruhen zu Thorn (1724) dazu Anlaß gaben. Dort bestand eine Schule der Jesuiten neben einem lutherischen Gymnasium. Bei einer Prozession will ein katholischer Schulknabe evangelische Schüler zum Niederknieen zwingen, es entsteht ein heftiger Streit, und die Bürger beider Bekenntnisse mischen sich darein. Aus den Fenstern des Jesuitenklosters fallen Schüsse, und nun wird das Haus von dem erbitterten lutherischen Volke gestürmt. Darnach läßt der polnische König den siebzigjährigen Bürgermeister der Stadt und neun angesehene Bürger — lauter Lutheraner — enthaupten und legt auch sonst den dortigen Lutheranern schwere Bußen auf. Und so durften unsere polnischen Glaubensgenossen erst dann sich voller Bekenntnißfreiheit freuen, als das Polenreich fiel und fremde Herren ein gerechteres Regiment führten.

Aehnliches geschah in den ungarischen Ländern. Zöglinge der Wittenberger Hochschule — so vornehmlich Matthias Devay († 1549) — und Kaufleute, die Luthers Schriften von der Leipziger Messe in das Land brachten, wurden die Werkzeuge Gottes, auch dorthin das Licht der gereinigten Lehre zu verbreiten. Ein Theil des Adels war für, die einflußreiche Geistlichkeit gegen die Reformation, und die Erstarkung der letzteren scheiterte an der eigenen Spaltung der Evangelischen, indem die zahlreichen Deutschen der lutherischen, die Magyaren der reformirten Kirche anhingen. So wurden auch dort mehrfach den Evangelischen Versprechungen gemacht, die man nicht hielt, bis die Gegenwart auch dort der lutherischen Kirche freie Bewegung erlaubte.

In Frankreich entstand sehr frühe um die Stadt Meaux eine kleine lutherische Gemeinde, geschützt von dem dortigen edelmüthigen Bischof Wilhelm Briçonnet. Später wurden durch die Eroberung des Elsasses dem Reiche zahlreiche lutherische Unterthanen zugeführt, die indessen noch in der neuesten Zeit über manche erfahrene Ungerechtigkeit zu klagen hatten. Als dieselben (1871) durch die Siege der Deutschen ihrem alten Vaterlande zurückgegeben worden waren, verloren die französischen Lutheraner ihre bisherige Stütze und die wichtige Universität Straßburg. Sie sind nun zu einer Neugestaltung ihrer Verhältnisse genöthigt, die aber durch die innere Spannung ihrer aus eingewanderten Deutschen und geborenen Franzosen bestehenden Gemeinden nicht wenig erschwert wird. Ihr Hauptsitz ist die Stadt Montbeliard, die Bildungsstätte ihrer Geistlichen die Hochschule zu Montauban.

Auch in Italien fehlte es nicht an Verbreitern lutherischer Lehre. In der edlen Herzogin von Este in Ferrara fanden sie eine fürstliche Schützerin. Der fromme Priester Paleario schrieb ein berühmtes Werk „von der Wohlthat Christi," worin er ganz im Geist der deutschen Reformation die Rechtfertigung allein aus dem Glauben lehrte. Ein Anderer — Antonio Brucciolі — übersetzte (1532) die heilige Schrift in die Landessprache. Aber der Papst errichtete ein Glaubensgericht, das nun mit empörender Grausamkeit, an die Heiden Roms erinnernd, alle lutherisch Gesinnte marterte und tödtete. Nicht selten geschah das finstere Verfolgungswerk in der Stille, auf daß nicht der fröhliche Zeugenmuth der Märtyrer das Herz des Volkes ihrem Glauben gewinne. Auch Paleario ward (1570) — ein siebzigjähriger Greis — gehängt und verbrannt. Viele edle Männer flüchteten, der Verfolgung zu entgehen. Rom hatte seine Herrschaft behauptet.

Durch gleiche Mittel behauptete es sie in Spanien. So fest das spanische Volk an Rom hing, stolz auf Reinheit des Blutes wie des Glaubens, so ward doch Carl V. selbst das Mittel, die reformatorischen Gedanken nach Spanien zu bringen. Durch ihn kamen Spanier nach Deutschland, Deutsche nach Spanien, und bald ward auch in diesem Lande ein Verlangen nach dem reinen Worte Gottes offenbar. Franzesko Enzina übersetzte das neue Testament in das Spanische; dafür ward er (1546) in Rom verbrannt. Nun wüthete auch in Spanien die Inquisition mit unerhörter Strenge, und die Blutgerichte — Autodafé's oder Glaubenshandlungen — bildeten ein Vergnügen für den Hof und das bethörte Volk. Gegenwärtig suchen englische Bibelboten die Schrift dort zu verbreiten und bezeugen, daß dieselbe mit großem Verlangen vom Volke gesucht und gelesen werde.

In England war seit und durch Wiklef das Volk der römischen Kirche entfremdet; der Ablaßhandel steigerte die Verachtung des Papstes. Wilhelm Tindal übersetzte (1526) das neue Testament in das Englische; auch er starb dann als Blutzeuge der Wahrheit. In Schottland verkündigte frühzeitig der

königlichem Stamm entsprossene **Patrik Hamilton** das Evangelium, wie er es auf deutschen Hochschulen gelernt hatte. Noch im Jünglingsalter starb er (1528) auf dem Scheiterhaufen. Bald entstand in ganz Britannien eine tiefgehende Spaltung der Kirche, doch schlossen sich die britischen Protestanten der schweizerischen Reformation an. Aber überall war es deutscher Geist und deutsche Wissenschaft, wodurch die Reformation vorbereitet wurde.

Auch unter den deutschen Einwanderern in den vereinigten Staaten Nordamerikas ist ein reges evangelisches Leben erwacht. Da aber der dortigen lutherischen Kirche die wohlwollende Mitwirkung einer fürstlichen Gewalt abging, wodurch ihr im Heimathlande Ordnung und Recht gewahrt wurde, so schlossen sich die Lutheraner Nordamerikas zu mehreren größeren Kirchenbezirken — Synoden — zusammen, um sich vor Zerrissenheit und Trennung zu bewahren. Die bedeutendsten dieser Bezirke sind die Ohio- und die Missourisynode, welche letztere allein achthundert Gemeinden mit nahezu sechshundert Predigern zählt. Und weil es drüben trotz der einheimischen Lehranstalten doch an Geistlichen fehlt für die sich stets mehrenden Gemeinden, so hat sich das eigens für diesen Zweck gegründete Seminar des P. Brunn zu Stedten in Nassau ebenso wie die Hermannsburger und Neuendettelsauer Missionsanstalt der Ausbildung geistlicher Kräfte für Nordamerika gewidmet. Auch in Brasilien sind eine Anzahl deutscher lutherischer Gemeinden zu einer Synode zusammengetreten und haben — gleich den übrigen zerstreuten Evangelischen in Südamerika — ihre Prediger und ihre kirchlichen Einrichtungen zumeist der preußischen Landeskirche entlehnt.

---

§. 58.

Der lutherische Glaube.

In dem großen Streit der Kirchen hatte Rom den weltlichen Arm aufgerufen, die Völker im Gehorsam zu erhalten. Die lutherische Kirche aber braucht und billigt keine andere Waffe als das Wort Gottes. Sie ist die Kirche des reinen Wortes und Sacramentes; alle Willkür und Satzung der Menschen weist sie ab. Damit hat sie sich auf einen Grund gestellt, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen. Auf diesem Grunde hat sie ihre Lehre einheitlich aufgeführt und verbunden, also daß dieselbe nun dasteht als ein mächtiger Bau, den Domen des Mittelalters vergleichbar. Zwei Grundpfeiler tragen den Bau. Der eine ist der alte Schrift- und Erfahrungssatz, daß der Mensch vor Gott gerecht werde allein durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Damit wird dem Wahn entgegengetreten, als vermöchten wir die Seligkeit zu verdienen durch unsere Tugend. Der andere ist die Anerkennung der heiligen Schrift als der untrüglichen und zugleich vollkommen ausreichenden Quelle, aus

der wir alle Erkenntniß göttlicher Dinge schöpfen. Damit wird ebensowohl die Irrlehre der römischen Kirche von einer Tradition, wie der Unglaube derer zurückgewiesen, welche die menschliche Vernunft als höchste Richterin über das Wort Gottes setzen. So ist die Reformation keine Revolution, die das Bestehende nach der Willkür einer Zeitrichtung umstößt. Sie ist vielmehr die ebenso demüthige als muthige Wiederherstellung alten christlichen Rechtes und Bekenntnisses, das seither getrübt oder beseitigt war durch die Verirrung der Menschen. Und indem sie überall zurückging auf das Wort Gottes in seiner ursprünglichen Gestalt und Schöne, erzeugte sie einen lebhaften Eifer zur Erforschung dieses Gotteswortes und damit eine hohe Blüthe der christlichen Wissenschaft. Zugleich hat durch diese Freiheit von der Willkür eines einzelnen Menschen die lutherische Kirche eine solche innere Einheit der Lehre gewonnen und bewahrt, daß alle ihre Völker demselben Bekenntniß zugethan sind. Aber freilich ward diese Einheit — ebenso wie in der altchristlichen Kirche — erst durch manchen inneren Kampf errungen.

Der erste Lehrstreit war der antinomistische. Bei allem Kampf wider die Werkgerechtigkeit der römischen Kirche forderte Luther doch mit großem Ernst den thätigen Gehorsam gegen Gottes Wort, und Melanchthon hielt darum auf Anlaß der Kirchenvisitation die Geistlichen an, ihren Gemeinden fleißig die zehn Gebote zu predigen. Dagegen trat nun der Prediger Johann Agricola zu Eisleben auf, zumal seit er Professor zu Wittenberg und somit Luthers Amtsgenoß geworden war. Geistvoll, aber unbesonnen und nicht ohne Eitelkeit, behauptete er, einem Christen gezieme nur das Evangelium zu halten, das Gesetz sei nichts nütze zum christlichen Wandel. Mit seltsamer Schroffheit sagte er: „Das Gesetz gehört auf's Rathhaus. — Alle, die es mit Mose halten, müssen zum Teufel fahren." Da ließ Luther auch eine Schrift ausgehen, solch Mißverständniß zu widerlegen. Mit überzeugender Klarheit wies er nach, wie alle Erkenntniß der Sünde und somit auch die Buße durch das Gesetz angeregt werde, wie dasselbe auch zur täglichen Heiligung des Gläubigen nothwendig sei. Da ließ sich Agricola zurechtweisen und widerrief in einer neuen Schrift seine frühere Lehre. Dieser Streit heißt der antinomistische oder der Streit wider das Gesetz.

Aber als Luthers Weisheit nicht mehr unter den Seinen vermittelnd waltete, erregte gerade der lebendige Eifer für das Evangelium neue Gegensätze der Meinungen. Melanchthons Schüchternheit war nicht geeignet, die Geister zu beherrschen. Vielmehr ließ der theure Mann sich beherrschen durch Rücksicht auf die Bewegungen der Zeit und wollte auch da nachgeben, wo er hätte stehen und streiten sollen. Nun theilten zwar etliche unter den lutherischen Gottesgelehrten diese seine Weise, Andere aber zürnten darüber und hielten um so fester an Luthers Worten, auf daß des Gottesmannes Werk nicht verflacht noch verderbt werde. So entstand eine mildere und eine strengere Richtung, von welcher die

erstere — nach Melanchthons Namen Philippisten genannt — zu Wittenberg, die andere auf der (1557) neuerrichteten Hochschule zu Jena vorwaltete.

Der erste Anstoß zum Kampf beider Parteien ging aus von dem Leipziger Interim. Daselbst war im Anschluß an die römische Kirche gesagt, die guten Werke seien nothwendig zur Seligkeit. Darüber griff nun Nicolaus Amsdorf den Prediger Georg Major in Wittenberg an, der Antheil hatte an der Abfassung des Interims und demgemäß lehrte. Amsdorf wagte in der Hitze des Streites die Behauptung, die guten Werke seien gerade schädlich zur Seligkeit. Wie aber dies nur eine Uebereilung war, so zog auch Major seine irrige Lehre bald zurück. Dieser Streit ward der majoristische genannt.

Gleiche Veranlassung hatte der adiaphoristische Streit. In jenem Leipziger Interim hatte Melanchthons und seiner Gesinnungsgenossen Friedensliebe fast all die äußeren Kirchengebräuche der römischen Kirche beizubehalten sich bereit erklärt, indem dieselben für adiaphora — das ist gleichgültige Dinge — erklärt wurden. Aber hinter solche weitherzige Erklärung konnte sich auch Nachgiebigkeit in wesentlichen Dingen verstecken, daher die strengen Lutheraner sich mit Eifer gegen die Annahme solcher adiaphora verwahrten. Die gewaltsame Durchführung des Interims steigerte solchen Unwillen nur noch mehr, und der Streit trennte die Gemüther noch lange, bis endlich durch die Verträge von Passau und Augsburg jeder Vereinigungsversuch zwischen Katholiken und Lutheranern und damit das Interim sammt seinen adiaphoris für immer abgethan wurde. Damit erlosch auch der Streit.

Tiefer noch ward der Friede unter den Lutheranern gestört durch die Streitfrage, in wie weit bei der Bekehrung und Heiligung des Herzens der Mensch selbst mitwirke. Luther hatte einfach auf Grund der Schrift und Erfahrung gelehrt, der natürliche Mensch sei untüchtig zu allem Guten, daher seine Bekehrung nur durch den heiligen Geist gewirkt werde. Melanchthon dagegen hielt dafür, auf Seiten des Menschen müsse doch ein Beistimmen und demnach eine Hinneigung zu jenem Werk des heiligen Geistes sein. Beide Männer hatten indeß nie darüber gestritten, da sie ihrer Glaubensgemeinschaft zu gewiß waren. Als aber in der neuen Kirche Luthers strenge Freunde so besorgt über die Reinheit der Lehre wachten, nahm man Anstoß an jener Lehre Melanchthons, die das natürliche Verderben des Menschen zu mindern und der semipelagianischen Oberflächlichkeit der römischen Kirche ein Zugeständniß zu machen schien. Der Streit ward auch nach Luthers Tode zwischen den Hochschulen zu Wittenberg und Jena so heftig geführt, daß einmal Herzog Johann Friedrich von Sachsen, Johann Friedrichs des Großmüthigen Sohn, an dreißig Prediger entsetzte, weil sie gegen die mildere Ansicht der Philippisten waren. Doch entschied sich die lutherische Kirche endlich gegen eine synergia — Mitwirkung — des natürlichen Menschen, wie denn solche in der That schon das Gebrochensein der Erbsünde durch die bereits erfolgte Wiedergeburt voraussetzt. Der bedeutendste Vorkämpfer

dabei war der gelehrte und reichbegabte Matthias Flacius, der aber durch die allzugroße Schroffheit seiner Worte sich viel Gegner erwarb und (1575) nach einem unruhigen Leben zu Frankfurt a. M. starb. Der Streit aber heißt der synergistische.

Nicht der römischen Kirche allein, auch den reformirten Brüdern gegenüber war Melanchthon in Gefahr, einen scheinbaren Frieden höher zu stellen als das offene Zeugniß von der evangelischen Wahrheit. Um sie zu gewinnen, änderte er (1540) eigenmächtig in der Augsburgischen Confession den zehnten Artikel, in welchem von dem Abendmahl gehandelt wird. Dort heißt es ursprünglich:

„Vom heiligen Abendmahl des Herrn wird also gelehrt, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter der Gestalt des Brots und Weins im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgetheilt und genommen wird. Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen."

Nun ließ Melanchthon den gerade gegen die Reformirten gerichteten Schlußsatz weg und änderte auch die vorhergehenden Worte, so daß der Artikel also lautete:

„Vom Abendmahl wird gelehrt, daß mit dem Brot und Wein Christi Leib und Blut wahrhaft an die Empfangenden im Nachtmahl ausgetheilt wird."

Gegen solch willkürliches Verfahren aber erhob sich einmüthig die lutherische Kirche. Luther selbst strafte Melanchthon mit den Worten: „Philippe, das Buch ist nicht Euer, sondern der Kirche Bekenntniß. Darum habt Ihr nicht Macht, es so oft zu ändern." Auch hat Melanchthon selbst in seinem Alter die ursprüngliche Fassung als seinen und der Kirche Glauben hingestellt. Seit der Zeit redet man von einer geänderten und einer ungeänderten Augsburgischen Confession.

Ungleich gefahrvoller für die lutherische Kirche und zugleich verwerflicher in ihren Mitteln ward die calvinistische Bewegung nach Melanchthons Tod. Dessen Schwiegersohn Peucer war Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und stellte sich an die Spitze der Krypto- — das ist geheimen — Calvinisten, die nun eine förmliche geschlossene Partei in dem lutherischen Lande bildeten und nichts Anderes als Verdrängung der lutherischen Lehre durch die reformirte beabsichtigten. Gleichwohl betrogen sie in unwürdiger Weise ihren arglosen Landesherrn ebenso wie das ganze Volk durch erheuchelten Anschluß an die lutherische Lehre. Der Kurfürst selbst war mit ganzem Herzen dem lutherischen Glauben zugethan, daher er sagte: „So ich eine calvinistische Ader im Leibe hätte, sollte sie der Teufel mir ausreißen." Aber seine vertrauende Güte ward so schnöde gemißbraucht, daß die geheime reformirte Partei einen neuen Katechismus mit offenbar reformirter Lehre veröffentlichte, nachdem sie schon zuvor die Bekenntnisse der lutherischen Kirche in ihrem Sinne verstümmelt und verfälscht hatte. Jetzt erkannte der Kurfürst, wie er getäuscht sei. Sein gerechter Zorn sandte Peucern wie die übrigen Parteihäupter in den Kerker, den sie durch

Mißbrauch des kurfürstlichen Namens und Vertrauens nach dem Rechtsgefühl jener Zeit verdient zu haben schienen.

Nun lag es dem Kurfürsten sehr am Herzen, daß in der lutherischen Kirche dauernder Friede hergestellt und alle Trübung der reinen Lehre vermieden würde, damit ein Jeglicher in seinem Glauben klar und gewiß sei. Darum berief er im Einverständniß mit anderen evangelischen Fürsten fünf ausgezeichnete Gottesgelehrte nach Torgau zu einer Berathung, wie man die lutherische Lehre in ein ausführliches und über allen Streit erhabenes Bekenntniß fassen möge. Also kamen da zusammen der gelehrte Propst Jacob Andreä aus Tübingen, der umsichtige Chyträus, Superintendent in Rostock, der milde Martin Chemnitz aus Braunschweig, Andreas Musculus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, und Christoph Körner aus Frankfurt a. O. Chemnitz und Andreä hatten schon in Würtemberg mit einander gehandelt; nun ward von Allen gemeinsam berathen und eine neue Glaubensdarstellung — das Torgauische Buch — ausgearbeitet. Nachdem das sorgsam geprüft und auch vielen fremden Gelehrten zur Begutachtung zugesendet worden war, versammelten sich jene fünf Männer sammt dem Leipziger Superintendenten Nicolaus Selnecker noch einmal in dem ehemaligen Kloster Bergen bei Magdeburg und verfaßten hier auf Grund so mühevollen Forschens und Rathens das letzte und ausgeführteste Bekenntniß der lutherischen Kirche, das um seines Zweckes willen den Namen der Eintrachtsformel — formula concordiae — empfing. Dieselbe erklärt sich selbst für eine auf dem göttlichen Worte als alleiniger Erkenntnißquelle ruhende Ergänzung der Augsburgischen Confession, zur Verhütung alles Mißverständnisses der letzteren bestimmt. Indem die früheren Bekenntnisse zumeist den Unterschied der evangelischen Lehre von der römischen hervorhoben, wendet sich diese Schrift zugleich auch gegen die reformirte Kirche, deren Irrthümer in der Abendmahls- und Prädestinationslehre von der lutherischen Kirche ferngehalten werden sollten. In den meisten lutherischen Ländern ward die Eintrachtsformel als kirchenrechtliches Bekenntniß eingeführt, zu dessen sorgsamer Nachachtung Geistliche und Lehrer sich durch Namensunterschrift verpflichten mußten. Aber auch wo es nicht geradezu eingeführt wurde, weil solche Einführung unnöthig schien, ward doch auch kein Widerspruch gegen sie erhoben, und die Einheit der lutherischen Kirche ist bereits durch die allgemein anerkannten früheren Bekenntnisse gesichert. Am meisten freute sich Kurfürst August der Vollendung des Werkes und ließ am Jubelfest der Augsburgischen Confession (25. Juni 1580) in Verbindung mit 86 anderen lutherischen Reichsständen die sämmtlichen Bekenntnisse der Kirche als geschlossenes Ganzes ausgehen. Wohl tauchten nach seinem Tode die kryptocalvinistischen Bestrebungen im Sachsenland wieder auf doch nur um nach rascher Unterdrückung für immer zu verschwinden.

Durch diese Vollendung der lutherischen Bekenntnisse wurde für den Augenblick eine Spannung der beiden evangelischen Kirchen herbeigeführt, indem sich

dieselben ihrer Unterschiede bewußt wurden, aber die Reinheit lutherischer Kirche blieb gewahrt, und an Stelle der Spannung ist im Lauf der Zeit Friede und gegenseitige Achtung getreten.

Heilsam zwar, aber auch versuchungsvoll war dieser Streit um die reine Lehre. Einerseits erwuchs der jungen lutherischen Kirche in jenem ersten Jahrhundert ihres Bestehens eine große Zahl geist- und glaubensvoller Gottesgelehrter, welche die Wahrheiten des Evangeliums wissenschaftlich darstellten und zu einem durch Scharfsinn und kunstvolle Ordnung ausgezeichneten Ganzen verbanden. Der hervorragendste unter ihnen war der Professor Johann Gerhard († 1637) zu Jena, der außer seinen gelehrten Schriften auch tiefsinnige „heilige Betrachtungen" zur Förderung christlichen Lebens verfaßt hat. Andererseits versäumten die Prediger nicht selten die Seelsorge und die schlichte Predigt des göttlichen Wortes, während sie über die Lauterkeit lutherischen Glaubens stritten und wachten. Ihre Tüchtigkeit pflegte allein nach der Uebereinstimmung ihrer Lehre mit dem Wort des Bekenntnisses gemessen zu werden, während auf das stille Wirken für das Reich Gottes innerhalb der Gemeinde minder geachtet ward. So verlor sich die an sich berechtigte und wohlgemeinte Rechtgläubigkeit — Orthodoxie — vielfach in eine traurige Erstarrung, wobei dem Volk die lautere Milch des Evangeliums nicht gereicht wurde. Zur Ausgleichung solcher Einseitigkeit entzündete der Herr der Kirche in vielen Christenherzen ein tiefsinniges evangelisches Gefühlsleben, welches nach Verwirklichung der christlichen Lehre auch im Leben der Menschen strebte. Dasselbe ward mit dem Namen des Pietismus bezeichnet und stellte sich der Orthodoxie jener Zeit als wohlthätiges Gegengewicht in ähnlicher Weise zur Seite, wie im Mittelalter der Mysticismus der Scholastik. Der Urheber aber jener neuen Richtung des christlichen Lebens war Philipp Jacob Spener.

Zu Rappoltsweiler im Elsaß (13. Januar 1635) geboren, ward Spener noch sehr jung Prediger in Straßburg und noch im ersten Mannesalter (1666) zum obersten Geistlichen der Stadt Frankfurt berufen. Denn weil er in geistlichen und weltlichen Dingen gelehrt war und durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit alle Herzen gewann, hatte er frühe schon einen guten Namen im deutschen Lande sich erworben. Seine Liebe zum Herrn drängte ihn, auch in Liebe zum Volk sich herabzulassen. Und weil er sah, daß in den Gemeinden so wenig Erkenntniß des Heiles sei, hielt er besondere geistliche Versammlungen in seinem Hause, worin die Schrift in einfacher und erbaulicher Weise ausgelegt wurde. Mit der Jugend veranstaltete er eigene Katechismusexamina, auf daß er auch sie erziehen helfe in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Dazu gab er eine berühmte Schrift heraus unter dem Titel: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche." Darin forderte er, daß von den Predigern das Wort Gottes den Gemeinden einfältig und erwecklich ausgelegt und auch in den Gemeinden selbst gelesen und getrieben

werde. Auch erinnerte er wieder an die alte Lehre von einem geistlichen Priesterthum, das unbeschadet des geistlichen Amtes von jedem Gemeindeglied in seinem Kreise zu üben sei. Vor Allem aber drang er darauf, daß das christliche Wissen zu einem christlichen Leben werde. So achtete er eine Reformation der lutherischen Kirche für nothwendig und wollte ein Scherflein zu ihrer Anbahnung beitragen, wenn auch sein demüthiger Sinn sich selbst nicht tüchtig achtete zu solcher Reformation. Seine Gedanken fanden viele Freunde und seine Bibelstunden viele Nachahmer. Ja sein Ruhm stieg so, daß er (1686) als Oberhofprediger und somit als erster Geistlicher des Landes nach Dresden berufen wurde. Aber zugleich mit dem Beifall seiner Freunde erhoben sich auch mannichfache Angriffe wider ihn, die bald auf Mißverstand seiner Meinung und bald auf den wirklichen Mängeln des Pietismus beruhten. Denn diese neue Richtung schien die nothwendige wissenschaftliche Bildung der Geistlichen wie die Würde ihres Amtes zu beeinträchtigen, verlor sich oft in schwärmerisches Gefühlswesen und führte selbst zu hochmüthiger Verachtung Aller, die nicht ihr zugehörten. Predigte doch Spener bei aller seiner Milde wider Theater und Kartenspiel, und einzelne Pietisten fanden selbst ein heiteres Lachen eines Christen unwürdig, der vielmehr immer nur in der Trauer der Buße einhergehen müsse. Dazu schien der Pietismus zu wenig Gewicht auf die reine lutherische Lehre zu legen. Wohl hatte der fromme Spener selbst nicht immer die Anklagen der Gegner verdient, aber doch erkannten diese die in dem Pietismus liegenden Gefahren. Die meisten Gegner fand Spener in Sachsen, wo überdies die große Einfachheit seines Wesens mißfiel. „Wir haben einen Schulmeister statt eines Hofpredigers bekommen," pflegte man dort zu sagen. Ebensowenig entsprachen seine — oft zwei Stunden langen — Predigten den Erwartungen der Hörer; sie entbehrten höheren Schwunges und gefälliger Form. Und als Spener an einem Bußtage ein beichtväterlich ernstes Ermahnungsschreiben an den Kurfürsten Johann Georg richtete, fiel er in Ungnade und folgte darum (1691) einem Rufe nach Berlin, wo er das Amt eines Consistorialrathes und Propstes erhielt. Unter seinem Einfluß gründete der König Friedrich I. von Preußen (1694) die Hochschule zu Halle, die nun die Pflegerin des Pietismus wurde. Ueberhaupt fand er in Berlin einen günstigeren Boden für sein liebevolles Wirken. Dort entschlief er auch (5. Febr. 1705) in seligem Frieden. Vor seinem Tode ließ er sich das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17.) dreimal vorlesen. Er hatte es sonderlich geliebt, doch hatte er nie darüber zu predigen gewagt. Früher schon hatte er verordnet, daß man seinen Leib statt in ein schwarzes, in ein weißes Todtenkleid hülle. Denn nun gehe er in die triumphirende Kirche ein, nachdem er als ein Trauernder auf Erden gewandelt.

Zahlreich waren Speners Schüler. Der größte unter ihnen ist August Hermann Francke. Derselbe war (1663) zu Lübeck geboren und eines Rechtsgelehrten Sohn; mit den Eltern zog er frühe schon nach Gotha. Im Eltern-

haus wuchs er unter der Mutter Leitung als ein frommes Kind auf; im zehnten Jahre bat er die Mutter um ein eigenes Betkämmerlein. Aber im Jünglingsalter ward er geblendet von Ehrgeiz, umsomehr als reiche Gaben und anhaltender Fleiß ihn auszeichneten. Als er in etlichen Orten Theologie studirt hatte, sollte er zu Lüneburg predigen. Da gedachte er, wie er noch so ganz unbekehrt und nicht werth sei, Gottes Wort zu verkündigen. So kam eine tiefe Bewegung über ihn, die ihn den Herrn suchen und finden lehrte. Und als er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig ging, empfing er durch Spener Anregung zu lebendigem Wirken für das Reich Gottes. In Speners Weise legte er sammt zwei Freunden in eigenen Sonntagsversammlungen das Wort Gottes aus. Da erhob sich auch gegen ihn vielfacher Widerspruch, und er mußte Leipzig verlassen. Nun ging er als Diakonus nach Erfurt, aber seine ernste Predigt und die Vertheilung von Bibeln unter die Armen zog ihm den Unwillen des Kurfürsten von Mainz zu, unter dessen Hoheit die Stadt stand. Francke empfing Befehl, binnen zwei Tagen die Stadt zu verlassen. Doch gleichzeitig mit diesem Befehl traf ein Schreiben aus Berlin ein, das ihn als Professor und Prediger nach Halle berief (1692). In seiner neuen Gemeinde herrschte geistliche und leibliche Noth; beiderlei Bedrängniß wollte er mildern. Kamen nun die Armen zu ihm, ein Almosen erbittend, so nahm er sie zu sich und unterrichtete sie im Katechismus. Auch befestigte er eine Armenbüchse in seinem Hause, worein wohlhabende Freunde ein Scherflein von ihrem Ueberflusse legen möchten. Einst fand er darin sieben Gulden. Hocherfreut rief er: „Das ist ein ehrlich Capital; davon muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Und nun entstand aus geringem Anfang unter Gottes wunderbarem Segen eine so umfang- und segensreiche Anstalt, wie kaum eine andere gefunden werden mag. Erst ließ er arme Kinder durch Studenten unterrichten. Dann wurden ihm Kinder höherer Stände vertraut, und es entstand das Pädagogium sammt dem Gymnasium. Endlich faßte er den Entschluß, ein Waisenhaus zu bauen, damit die armen Kinder nicht verloren gingen durch das Elend des Elternhauses. Wohl hatte Francke nicht das Geld, solch ein Haus zu bauen. Aber er hatte jenen Glauben, der da Berge versetzt. Auch war ihm eine seltene Gebetsfreudigkeit eigen, die auf ofterfahrener Erhörung ruhte. Wenn er des Geldes mangelte, betete er, und alsbald kam — oft aus fernen Landen — Geld zum Bau des Hauses. Endlich war das Haus fertig, ein Wunderbau göttlicher Hülfe. Noch trägt es die von Francke gesetzte Inschrift: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ (Jes. 40, 31.) Der Erbauer aber schilderte die Geschichte des Baues in der Schrift: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen Gottes.“ Die von ihm gegründeten Anstalten zählen jetzt Tausende von Kindern und mehr denn hundert Lehrer. Nicht zu messen aber ist der fromme Sinn, der sich von den Franckischen Stiftungen aus über viele Prediger und Gemeinden

verbreitete, wie denn der treffliche Woltersdorf († 1761) zu Bunzlau in Schlesien voll inniger Liebe zu den „Lämmern Christi“ ebenfalls ein Waisenhaus gründete. Auch für innere und äußere Mission wirkte das Hallische Waisenhaus, indem ihm der Freiherr von Canstein († 1719) eine besondere Anstalt zum Druck und zur Verbreitung wohlfeiler Bibeln beifügte und Dänemark seine Missionare für Indien aus Francke's Schülern wählte.

So reich Francke durch die Liebe war, so arm blieb er für sich. Gleichen Sinnes waren seine Gehülfen. Einst ließ König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich im Waisenhause herumführen und wandte sich an einen der Lehrer mit den Worten: „Was hat Er denn aber von dem allen?“ Der antwortete: „Ihre Majestät, wie ich geh' und stehe.“ Da sprach der König zu Francken: „Nun begreife ich, wie Er so etwas zu Stande bringt. Ich habe solche Leute nicht.“

Von Vielen beweint, schied (1727) Francke aus dem Leben, das er zur Ehre Gottes geführt hatte. Er hatte sich auf seinen Heimgang gefreut und oft gesagt: „Herr, ich warte auf dein Heil.“

Zu der großen Zahl der durch Spener und Franke Erweckten gehört auch der dem Christenvolke sonderlich lieb gewordene Carl Heinrich von Bogatzky († 1774) aus Jankowe in Schlesien. Eines kaiserlichen Kriegsobersten Sohn und selbst ursprünglich zum Waffendienst bestimmt, begehrte er bald nur ein Streiter Christi zu werden und hat dem Reiche Gottes in Wort und Schrift mit aufopfernder Liebe gedient, ohne jedoch ein besonderes Amt zu bekleiden. In einem prüfungsreichen Leben stellte er und zwar zunächst nur zum eigenen Gebrauch eine Anzahl tröstlicher Bibel- und Liedesworte in jenem „goldnen Schatzkästlein“ zusammen, aus welchem sich seitdem so viele Christenherzen erbaut haben. Seine geistlichen Lieder sind alle von dem brennenden Verlangen erfüllt, das eines unter ihnen ausdrücklich ausspricht: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.“

---

§. 59.

Kirchliches Leben der Lutheraner.

Seitdem Luther das Joch zerbrochen, das Rom den Gewissen aufgelegt hatte, ward innerhalb der durch ihn reformirten Gemeinden alle Kirchenzucht zumeist nur durch seelsorgerliche Ermahnung auf Grund des göttlichen Wortes geübt, und nur hier und da hat man einen Unbußfertigen von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, der sich ganz zu verstocken schien gegen jene höchste Autorität. Aber gerade dieser demüthige Anschluß an das Wort Gottes erfüllte das ganze Leben des lutherischen Volkes mit sittlichem Ernst und gläubiger Tiefe; schlicht und einfältig pflegten Hausväter und Hausmütter unter Kindern und Gesinde auch das geistliche Leben. Solch christliches Walten des Hauses

ward gefördert durch jenen Schatz der trefflichsten Erbauungsschriften, den die Gegenwart aus langer Vergessenheit wieder hervorsucht. So schrieb Valerius Herberger († 1627) zu Fraustadt in Posen seine „evangelische Herzpostille", Heinrich Müller († 1675) zu Lübeck „geistliche Erquickstunden", Christian Scriver († 1693) zu Quedlinburg den „Seelenschatz" und die sinnigen „zufälligen Andachten". Wohl mischte sich in den Glauben des Volkes auch mancher Aberglaube, und im unseligen Wahn wurden vermeintliche Hexen von weltlicher und geistlicher Obrigkeit verfolgt, aber auch der Aberglaube war meist nur Hülle und Ausdruck eines treugemeinten, wenn auch dunklen Glaubenslebens. Auch gelang es dem klardenkenden Lehrer der Hallischen Hochschule Thomasius († 1728), unterstützt von dem frommen Streben des Pietismus, seine Zeit von der Thorheit des Hexenglaubens zu überzeugen. Zur Verbreitung christlicher Erkenntniß trug wesentlich der Unterricht der Jugend bei, den Luther überaus hochachtete und allen Obrigkeiten und Pfarrern dringend an's Herz legte. Die Reformation ward die eigentliche Begründerin der deutschen evangelischen Volksschule, welche heute allen anderen Ländern ein Vorbild ist und damals — auch in unvollkommener Gestalt — die Kirche mächtig stützte und förderte. Aber während die von der katholischen Kirche vernachlässigte christliche Volksbildung in evangelischen Ländern zur vollen Blüthe reifte, ward in ihnen das allerdings verderbte Ordenswesen völlig aufgelöst und somit vielen einsamen und unbefriedigten Herzen der Anschluß an eine Gemeinschaft und die Gelegenheit zu geordnetem christlichen Wirken genommen. Erst die Gegenwart hat durch die verschiedenen Anstalten der innern Mission eine berechtigte evangelische Nachahmung des katholischen Klosterwesens geschaffen.

Der römische Gottesdienst erfuhr die Umwandlung, die ein Zurückgehen auf Glauben und Sitte der alten Kirche nöthig machte. Den Kirchen blieb der Altar wie der Schmuck durch Bilder und Kerzen, aber die Capellen und Altäre der Heiligen mußten weichen. An die Stelle der Messe trat eine reiche Liturgie in deutscher Sprache; der priesterliche Chorgesang ward ersetzt durch den volltönenden Gemeindegesang. Dieser letztere ließ in lebendigem Melodieenreichthum die langen und kurzen Noten wechseln, weshalb man ihn den rythmischen Gesang zu nennen pflegt. Er war durch diese seine Frische und Lebhaftigkeit dem Volkslied ähnlich, wie denn viele geistliche Lieder aus Volksliedern entstanden waren. Denn eben weil das Volksleben in seinem innersten Kerne ein christliches war, erschien auch Volkslied und geistliches Lied nahe verwandt. Allmählich aber ward die ruhigere und gehaltnere Tonweise der Gegenwart eingeführt, und jener rythmische Gesang beschränkte sich auf die neu aufgekommenen geistlichen Concerte und Kirchenmusiken. Eine große Anzahl von tiefernsten Tonmeistern ging aus dem Schooße der lutherischen Kirche hervor, und schon Luther fand einen solchen in dem kurfürstlichen Capellmeister Hans Walter zu Wittenberg. Der größte unter allen aber ist der Leipziger Musikdirector Sebastian

Bach († 1750), dem Händel aus Halle († 1759) ein nicht unwürdiger Zeitgenosse war.

Mit der römischen Heiligenverehrung fiel auch die Mehrzahl der kirchlichen Feste, und es blieben nur die Feste, welche die großen Thaten Gottes in der Erlösungsgeschichte der Gemeinde vorzuführen bestimmt waren. Dazu gesellte sich (seit 1688) das Reformationsfest sowie die Feier besonderer Buß- und Bettage, welche der demüthige Sinn des Volkes zumal bei drohender Gefahr durch die Türken einführte. Die kirchliche Kunst ward zwar von Luther geliebt und durch den treuen Lucas Cranach auch der Reformation dienstbar gemacht, aber der schwere Druck der Zeit wie der Kampf zunächst nur um das reine Wort hinderte ihr fröhliches Aufblühen in der evangelischen Kirche. Namentlich die Kirchengebäude verfielen einem geistlosen Geschmack, zumal der alte gothische Baustyl für eine lutherische Kirche minder geeignet erschien.

Die schwere Frage einer lutherischen Kirchenverfassung fand in dem Drang der Zeit nur eine vorläufige Lösung. Luther war ursprünglich der Meinung, daß die gläubige Gemeinde auf Grund göttlichen Wortes und unter Leitung ihrer berufenen Hirten sich selbst zu bauen und zu regieren habe. Bald aber ward ihm klar, daß es hierzu den meisten Gemeindegliedern an Glaubenskraft und Verständniß fehle. Dazu hielten die Bischöfe fest an dem päpstlichen Stuhle. Nun konnten die lutherischen Gemeinden vor Kaiser und Reich nur durch ihre Fürsten und Obrigkeiten vertreten werden. So wurden die weltlichen Herren der Länder und Städte als Nothbischöfe von der lutherischen Kirche anerkannt und ihnen die höchste kirchliche Gewalt übertragen, die dann bei bleibendem Rechtszustand ihnen als den obersten Bischöfen verblieb. Sie setzten eigene kirchliche Behörden — Consistorien — ein, welche aus geistlichen und weltlichen Räthen bestanden und zunächst nur als Gerichtshöfe über die Person der Geistlichen wie über Ehesachen und Kirchenzucht galten. Durch diese staatliche Oberaufsicht blieb die Kirche vor innerer Zerklüftung bewahrt, aber freilich griff die Staatsgewalt oft auch lähmend und hemmend in das rein kirchliche Gebiet über. Das Patronatrecht ward beibehalten und höher geachtet als in der römischen Kirche. Wo vorher die Bischöfe den Pfarrer ernannt hatten, ging dies Recht nun auf den Landesherrn über. Das geistliche Amt galt im Gegensatz zur römischen Kirche als ein einiges, also daß nach göttlichem Rechte jeder geweihte Prediger alle geistliche Handlungen zu vollziehen berechtigt war, aber nach menschlichem Recht ward zur Herstellung guter Ordnung ein Unterschied unter den Geistlichen gemacht und den Pfarrern eines Bezirks ein Superintendent vorgesetzt. Die reichen Güter der römischen Kirchen und Klöster wurden vielfach von den Fürsten und Edelleuten zu ihrem Gewinn eingezogen, aber edler denkende Fürsten — zumal die aus dem Hause Wettin — stifteten daraus Schulen und Pfarreien zum Dienst des reinen Evangeliums.

Das kirchliche Leben einer Zeit erhellt aus dem einzelner Männer. Lassen wir darum drei Lebensbilder an uns vorübergehen, dem Gelehrten-, Handwerker- und Fürstenstande entlehnt.

Johannes Arndt. Derselbe war ein Predigersohn aus dem anhaltischen Städtchen Ballenstedt, geboren am 27. December 1555. Nachdem er frühe den Vater verloren, gedachte er anfänglich der Heilkunde sich zu widmen, bis er in der Gefahr schwerer Krankheit das Gelübde that, sich im Fall der Genesung dem Dienst des Evangeliums zu widmen. Er genas und studirte Theologie. Seine Lieblingslectüre bildeten nun die tiefsinnigen Schriften eines Bernhard von Clairvaux, eines Thomas von Kempis und Tauler. Als er in seinem Heimathlande als Lehrer und Prediger eine Zeit lang gewirkt, wollte der Fürst von Anhalt die reformirte Lehre einführen und zum Zeichen dessen den gebräuchlichen Exorcismus in der Taufe beseitigen. Arndt widersprach dem und ward abgesetzt. Doch schon hatte ihm der Herr eine andere Stätte bereitet. Er ward in Quedlinburg angestellt, wo er namentlich in der schrecklichen Zeit der Pest mit aufopfernder Liebe die Kranken pflegte und die Sterbenden tröstete. Später noch nach Braunschweig und Eisleben berufen, ward er zuletzt Generalsuperintendent zu Celle. Hier führte er eine neue Kirchenordnung ein und unternahm eine allgemeine Kirchenvisitation. Aber sein gesegnetstes Werk war und ist noch heute sein treffliches Erbauungsbuch „Vom wahren Christenthum" mit dem „Paradiesgärtlein." In der Vorrede des ersteren heißt es: „Jedermann wollte gern Christi Diener sein, aber Christi Nachfolger will Niemand sein. — Dazu werden dir, lieber Christ, diese Büchlein Anleitung geben, wie du nicht allein durch den Glauben an Christum Vergebung deiner Sünden erlangen sollst, sondern auch wie du die Gnade Gottes recht sollst gebrauchen zu einem heiligen Leben. — Das wahre Christenthum stehet nicht in den Worten oder im äußerlichen Schein, sondern im lebendigen Glauben, aus welchem allerlei Früchte und christliche Tugenden entsprießen." Das Paradiesgärtlein aber soll ein „Betbüchlein" sein und somit eine Anleitung, durch das Gebet allerlei Tugenden in das Herz zu pflanzen, wie im Paradiese die Lebensbäume gepflanzt waren. Einst predigte Arndt über das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." (Ps. 126, 5.) Heimkehrend sagte er matt: „Heute habe ich meine Leichenpredigt gehalten." Er erkrankte, und schon nach acht Tagen schlug ihm die Todesstunde (11. Mai 1611). Als die Seele scheiden wollte, rief er plötzlich aus: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als die des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14). Jetzt habe ich sie gesehen! Ei welch eine Herrlichkeit ist das!" — Darnach war sein letztes Wort „Nun habe ich überwunden."

War Arndts Streben auf die Heiligung des Lebens gerichtet, so wurden Andere durch einen nicht immer demüthigen Wissensdrang und durch die Fülle einer angespannten Phantasie in eine wunderbare Schwärmerei hineingeführt,

die unmittelbarer Erleuchtung sich rühmte und darum als Theosophie — Gottweisheit — bezeichnet wurde. Der größte und edelste unter ihnen ist der Schuhmacher Böhme (1575—1624) zu Görlitz. Derselbe hatte als Knabe das Wort Christi vernommen: „So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten?" (Luc. 11, 13.) Darauf betete er fleißig, der heilige Geist möchte doch auch ihm gegeben werden. In oft seltsamer Weise meinte er nun, durch den Geist Gottes erleuchtet zu sein. Einst fühlte er sich „sieben Tage lang von einem göttlichen Licht umfangen." Ein anderes Mal war er eben in tiefes Sinnen versunken, als sein Blick auf ein blankes Zinngefäß fiel, in dem der Glanz der Sonne sich spiegelte. Da war es ihm, als käme über ihn eine solche Klarheit, daß er nun auch die Tiefen der Gottheit ergründen könnte. Zehn Jahre lang verschloß er seine Gedanken in sich. Endlich schrieb er ein Buch: „Die Morgenröthe im Aufgang." Die Folge war heftige Verfolgung von Seiten eines Ortsgeistlichen, der das seltsame Buch als Abfall oder Widerspruch mit der Kirche faßte. Böhme entwich endlich nach Dresden, wo die höchsten Geistlichen ihn nicht unwerth fanden, ein Glied der Kirche zu bleiben. Darauf schrieb er soviel Bücher, daß sie sich folgten „als ein Platzregen". Endlich starb er im Kreise seiner Freunde in Schlesien. Böhme meinte eben, daß zwar die Bibel das Gefäß sei, welches Gottes Wort enthalte, aber das innere Licht im Menschen sei der Schlüssel, der dieses Gefäß öffne. Da aber dies Licht doch ihm allein oder vorzugsweise eigen war, blieb er nicht frei von Selbstüberhebung und achtete die Kirche seiner Zeit für ein abgöttisches Babel. Und weil ihn dies sein Licht oft über die Schrift hinausführte, deren tiefere Erkenntniß ihm abging, so gerieth er auf seltsame Vorstellungen, die er überdies in unbehülflicher Sprache und wunderlichen Bildern ausdrückt. Trotz dieser Verirrung seiner Gedanken hing sein Herz in fröhlichem Glauben an Christo, daher er auch manch gutes Wort vom Reiche Gottes geredet hat. Gott sei — so behauptete er — Urheber der Bösen und Guten zugleich, weil in ihm die „süße und bittere Quallität" (Quell oder Urkraft) enthalten sei. Die Welt sei entstanden aus der ersten Geburt vom Vater und der anderen durch die sieben Geister der Natur. Adam sei vor dem Sündenfall Mann und Weib zugleich gewesen. — „Das Herz des Menschen ist der Quellborn alles Lebens, und alle Freude entspringt aus ihm. So ist in Gott das Herz sein Sohn. Aus ihm entspringt die große Freude." — „Was wir aus uns machen, das sind wir." — „Gott ist im Himmel und der Himmel im Menschen. Will aber der Mensch im Himmel sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden." Die leidenschaftlichen Lehrstreitigkeiten seiner Zeit strafend, spricht er: „Spricht auch ein Kraut, Blume oder Baum zum anderen: Du bist sauer und dunkel, ich mag nicht neben dir stehen? Haben sie nicht alle eine Mutter, daraus sie wachsen?" Sein Wahlspruch aber war der Reim:

„Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit.“ Seinen Todestag ahnte er drei Tage zuvor. Als derselbe gekommen, fragte er plötzlich seinen Sohn, ob er nicht die schöne Musik höre. Dieser verneinte es. Böhme aber rief fröhlich zum Herrn und entschlief mit den Worten: „Nun fahre ich hin in das Paradies.“

Viele Christen jener Zeit theilten Böhmens Irrthümer, ohne sein frommes Herz zu haben. Einer unter ihnen war der Rechtsgelehrte Gichtel (1638—1710) aus Regensburg, nach dem die Secte der Gichtelianer sich nannte. Dieselben meinten durch Unterlassung aller irdischen Lust und Arbeit und selbst der Ehe den Engeln Gottes gleich zu werden, indem sie allein in schwärmerische Betrachtung der menschlichen Sünde sich vertieften. Darum hießen sie auch Engelsbrüder; es soll ihrer noch in der Gegenwart etliche geben.

Ein ganz anderes Bild wiederum gewährt Herzog Ernst der Fromme (1601—1675) von Sachsen-Gotha, Johann Friedrichs des Großmüthigen Urenkel. Er war ein Bruder des berühmten Herzogs Bernhard von Weimar und „unter elf Brüdern der Joseph.“ Schon als Kind hatte sein Gemüth eine fromme Richtung genommen, so daß er einst die Mutter um eine Bibel als liebste Weihnachtsgabe bat. Er ward wenig und nicht immer gut unterrichtet, aber er lernte viel durch eignen Fleiß. Insonderheit las er eifrig in den Urkunden und Büchern im Schlosse Weimar, wodurch er sich eine genaue Kenntniß des Landes aneignete. Der Drang der Zeit machte ihn auch zum Kriegsmann, wie er denn unter den Fahnen Gustav Adolfs bei Lützen ruhmvoll kämpfte. Als darnach die fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg von den Schweden erobert wurden, bestellte man ihn zum Statthalter über dieselben. Nun regierte er unter schwierigen Verhältnissen über jene katholischen Länder mit solcher Treue und Gerechtigkeit, daß der endlich zurückkehrende Bischof von Würzburg bezeugte, Herzog Ernst habe besser für ihn hausgehalten, als er selbst es vermocht hätte. Seit 1640 wohnte und herrschte Ernst zu Gotha, welches ihm durch die erfolgte Erbtheilung der fürstlichen Brüder zugefallen war. Nun war er ein Vater seines Volks und mag ein großer Fürst genannt werden trotz der Kleinheit seines Landes. Wohl wissend, daß er als christlicher Fürst vor Allem Gottseligkeit im Lande zu pflegen habe, ließ er eine Bibelausgabe mit einfacher und ausführlicher Erklärung verfassen und verbreiten. In derselben war er selbst in knieender Stellung abgebildet mit der Ueberschrift: „Herr, ich bin zu geringe all der Barmherzigkeit, die du an deinem Knecht gethan hast.“ (1. Mos. 32, 10.) In gleicher Weise veranstaltete er für die Jugend die Herausgabe einer biblischen Geschichte unter dem Titel: „Christliche gottselige Bilderschule.“ Nun lag das Schloß zu Gotha in Trümmern, als er dort Herzog ward. Ehe er aber zu einem Neubau schritt, forderte er von einigen klugen und gelehrten Männern ein Gutachten, ob es auch in so schwerer Zeit ihm zieme, ein kostbares Haus sich zu bauen. Erst als diese es für unbe-

denklich achteten, baute er das jetzt noch stehende Schloß, welches er Friedenstein nannte. Davon ward die Schloßkirche zuerst fertig. In den Heimsuchungen jener stürmischen Zeit hatte er nicht allein leibliche Hülfe bereit, sondern auch geistliche, wie er denn sich nicht scheute, auf einem Landtage öffentlich die herrschenden Sünden zu strafen und als Ursache der göttlichen Strafgerichte zu bezeichnen. Wohl ward er darüber von den Spöttern der Bet-Ernst genannt, aber er beharrte bei seinem Grundsatz: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, taugt nicht, Menschen zu regieren.“ Im Glanz des Herrschers vergaß er des Todes und der Rechenschaft nicht, und als er sich matter fühlte, legte er freiwillig die Regierung in die Hand seines ältesten Sohnes nieder, nachdem er zuvor unter Dank und Ermahnung von seinen Räthen und durch eine von allen Predigern zu verlesende Bekanntmachung von seinen Unterthanen Abschied genommen hatte.

---

§. 60.

Das lutherische Kirchenlied.

Die römische Kirche hatte durch ihren Chorgesang und ihre lateinische Sprache die Gemeinde zu einem geisttödtenden Schweigen im Gotteshause verurtheilt. Luther that der Gemeinde Mund und Herz auf, indem er mit dem deutschen Gottesdienst auch das deutsche Lied einführte. Wie er selbst ein Meister war im heiligen Gesang, davon ist schon früher die Rede gewesen. Durch die neuen geistlichen Lieder ist die Reformation unglaublich gefördert worden; dieselben wurden in den Häusern und auf den Straßen gesungen und machten Haus und Straßen zu Kirchen und Predigtstätten des Evangeliums. Diesen Liedern der Reformationszeit ist eine so reiche und tiefe Fülle des Glaubenslebens eigen, daß sie nicht sowohl von dem einzelnen Sänger aus seiner augenblicklichen Stimmung heraus, denn vielmehr von der ganzen gläubigen Gemeinde gesungen zu sein scheinen. Darum sind sie auch vorzugsweise Bekenntnißlieder, in kernhafte Sprache gekleidet, wenn auch in Versmaß und Reim noch die mindere Ausbildung der damaligen deutschen Sprache verrathend. Und bald wurde die Zahl der Sänger wie der Lieder so groß, wie keine andere Kirche eine gleiche aufzuweisen hat. Die Zahl aller geistlichen Lieder unserer Kirche wird auf achtzigtausend geschätzt; unter den Sängern sind alle Stände und selbst der fürstliche Rang vertreten. In der Zeit nach der Reformation zeigen die Kirchenlieder zwar dieselbe Innigkeit des Glaubens, aber die alte Kraft und Kühnheit der Gedanken weicht nicht selten einer gewissen herzlichen Breite und erbaulichen Ausführlichkeit, während auf Reinheit der Sprache größere Sorgfalt verwendet wird. In dieser Zeit dichtete Herzog Wilhelm († 1662) zu Weimar sein „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend',“ und der Prediger Philipp Nicolai

(† 1608) zu Hamburg die schwungreichen Lieder: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ Die unglückliche Zeit des dreißigjährigen Krieges hat die Liederdichtung gefördert, indem die Noth die Herzen zu Gott lenkte, aber sie hat auch nicht selten den Liedern eine gewisse Wehmuth eingehaucht.

Der größte unter den Dichtern dieser Zeit ist Paul Gerhardt (1606—1676). Zu Gräfenhainichen geboren, konnte er im Drange der Zeit lange keine geistliche Anstellung erhalten, bis er (1651) in Folge seiner bereits bekannt gewordenen Lieder ein Predigtamt in Mittenwalde und dann in Berlin empfing. Nun war das kurfürstliche Haus Brandenburg zur reformirten Lehre übergetreten, die es dann auch begünstigte. Die lutherischen Prediger glaubten die Gemeinden durch öffentliche Besprechung der Lehrunterschiede vor reformirtem Irrthum bewahren zu müssen, aber der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große wehrte solchem Streit, indem er alle Prediger zur Unterlassung desselben verpflichtete. Wer sich dem entzog, ward abgesetzt. Dies widerfuhr auch dem Paul Gerhardt, der zwar durch Fürsprache seiner Gemeinde wie der Kurfürstin eine Zeit lang noch des Amtes pflegen durfte, aber doch endlich weichen mußte. Indessen ward er bald nach Lübben in der damals sächsischen Niederlausitz berufen, wo er nach gesegneter Wirksamkeit starb. Seiner Lieder sind hundert und zwanzig, die durch ihre Einfalt und Innigkeit zu dem Herrlichsten gehören, was unsere Kirche erzeugt hat. Zeitgenossen von ihm waren der Prediger Johannes Heermann († 1647) in Schlesien, der von den Katholiken viel zu dulden hatte und den eigenen Sohn zum Katholicismus übertreten sah. Von ihm ist außer vielen anderen das Passionslied: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ Dann die Gräfin Ludämilia Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt († 1672) und die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg († 1667), die Verfasserin von: „Jesus meine Zuversicht.“ Einen neuen Aufschwung gewann die Liederdichtung durch den Pietismus, der vornehmlich gemüthvolle Erbauungslieder schuf. Dieser Zeit gehören an Anastasius Freylinghausen († 1739), Franckes Nachfolger, dem wir das schöne Lied verdanken: „Wer ist wohl wie du?“ Ebenso der Professor Johann Jacob Rambach († 1735) zu Gießen, Dichter des Liedes: „König, dem kein König gleichet,“ und der Prediger Benjamin Schmolke zu Schweidnitz († 1737), der da sang: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

Als aber in der Kirche eine Zeit kam, in der der Glaube der Väter in seinen Grundfesten erschüttert ward, schwand die heilige Sangeslust immermehr, und wenn auch noch religiöse Lieder entstanden, waren es meist dürre Morallieder, denen Tiefe und Wärme mangelte. Doch noch einen ausgezeichneten Sänger gebar das Sachsenland in dem frommen Leipziger Professor Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), der durch die gewinnende Freundlichkeit seines Wesens, wie durch die ungeheuchelte Frömmigkeit, von der all sein

Thun lebendiges Zeugniß ablegte, zu einem Lieblinge des evangelischen Volks geworden ist. Wohl athmen seine Lieder nicht mehr die hohe Glaubenszuversicht der früheren Zeit und tragen mehr ein nüchtern-verständiges Gepräge, aber sie sind den Gemeinden wegen ihrer einfachen Herzlichkeit theuer geworden und haben Unzählige getröstet und gebessert. Wohl scheint der Dichter zu oft von der menschlichen Tugend und ihrem Lohne zu reden, aber sein demüthiges Herz meint nur jene Tugend, die aus dem Glauben stammt und kindlichen Gemüthern eine Freude ist, wie ihre Uebung seine Freude war. Zugleich wirkte er viel durch seine berühmten Erzählungen, in denen schalkhafte Laune und tiefes Gefühl für alles Heilige wunderbar gemischt sind, und die um so bedeutsamer waren in einer Zeit, da man das Heilige zu verspotten und zu meistern gewohnt war. Ein Zeitgenosse Gellerts war Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803), der von glühender Begeisterung für die liebenswürdige Gestalt des Mittlers sich gedrungen fühlte, dessen Leiden und Herrlichkeit in dem großartigen Gedichte „Messias" zu besingen. Auch einzelne geistliche Lieder hat er gedichtet. Aber anders dichtet Klopstock als die früheren Dichter der Kirche. Indem er einen hohen Flug zu nehmen versucht, hat er sich eine schwere gekünstelte Sprechweise angeeignet, die der wirklich erbauenden Einfalt und Faßlichkeit entbehrt. Daß aber in einer Zeit wachsender Glaubenslosigkeit ein deutscher Dichter den Herrn selbst zum Helden eines Gedichtes zu machen gewagt hat, haben wir als eine unserem Volke erwiesene besondere Wohlthat Gottes anzusehen.

---

§. 61.

Ulrich Zwingli.

Als die Schloßkirche zu Wittenberg von Luthers Hammerschlägen widerhallte, ließ auch im Schweizerlande ein frommer Mann sein muthiges Wort wider den römischen Aberglauben erklingen. Das war der Priester Ulrich Zwingli zu Zürich, des Ammanns zu Wildhaus Sohn (geb. den 1. Januar 1484). Der hatte auf heimischen und fremden Hochschulen mit Eifer studirt und war wohlbewandert im Worte Gottes. Dabei wohnte der alte Freiheitssinn seines Volkes in ihm und machte ihn stark und kühn ungerechter Bedrückung gegenüber. Noch im Jünglingsalter (1506) ward er zum Pfarrer in Glarus erwählt, wo er eines mühevollen Amtes mit großem Ernste wartete. Nun war es der Schweizer Sitte, fremden Kriegsdienst zu nehmen, wodurch freilich die alte Einfalt der Sitten mehr und mehr untergraben ward. Zwingli erkannte das wohl und predigte oftmals dagegen. Aber als die Männer von Glarus auszogen, den Oestreichern im gerechten Streit wider Frankreich zu helfen, schloß Zwingli sich als Feldprediger den Kämpfern an und scheute auch die Schrecken des Schlachtfeldes nicht, wenn es Verwundete und Sterbende zu trösten galt.

Reich an mannichfacher Erfahrung, übernahm er (1516) auf den Ruf des Abtes ein Priesteramt an der berühmten Wallfahrtskirche zu Einsiedeln, in der ein „wunderthätiges“ Marienbild alljährlich Tausende von Pilgern herbeizog. Da entbrannte Zwinglis Zorn über solchen Aberglauben, und er lehrte ohne Scheu, daß man Christum anrufen müsse und nicht die Maria. Darauf ward er (1519) am Münster zu Zürich als Leutpriester angestellt. So hieß der Vertreter des durch die mönchische Regel gebundenen Stiftsgeistlichen. Nun predigte Zwingli auch dort das Evangelium allein statt der alten römischen Lehren.

Inzwischen war der Franziskanermönch Bernhardin Samson aus Mailand über die Alpen gekommen, in der Weise eines Tezel und nur wohlfeiler als dieser den Schweizern die Vergebung der Sünden zu verkaufen. Da widersprach Zwingli so entschieden und überzeugend, daß selbst die Obrigkeit ihm beistimmte und dem Ablaßkrämer die Thore Zürichs schloß. Zwingli aber fuhr fort, freimüthig gegen Roms Irrthümer und Sünden zu zeugen, sich stützend auf das klare Wort der Schrift und die Erfahrungen seines Amtes. Ein mächtiger Fürst stand ihm nicht entgegen, das Volk und dessen erwählter Rath stimmte dem hochangesehenen Prediger gern bei, und der Papst zögerte einzuschreiten, weil er die Schweizer in seinem Kriegsheer brauchte. So geschah es, daß rasch und ohne alle Hemmniß eine völlige Reformation zu Stande kam. Denn nachdem Zwingli vergebens den ihm vorgesetzten Bischof von Constanz gebeten hatte, die Priesterehe zu gestatten, lud er (1523) die römische Priesterschaft zu einer Disputation ein, in welcher er 67 von ihm aufgestellte reformatorische Lehrsätze siegreich wider des Bischofs Boten vertheidigte. Der kurze Inhalt aber dieser Sätze war: „Christus ist unser einziger Erlöser und Fürbitter. Gott allein kann die Sünde vergeben. Gute Werke werden nur in der Kraft Christi vollbracht. Ablaß und Meßopfer sind wider die Schrift.“

Jetzt erließ der Rath der Stadt eine neue Kirchenordnung im Sinne Zwinglis und gebot den Predigern, allewege nur nach der heiligen Schrift zu lehren. Die Messe ward abgeschafft. Zwingli aber vermählte sich (1524) mit der Wittwe Anna Reinhard.

Was in Zürich geschehen war, fand Nachahmung in den benachbarten kleinen Freistaaten. In Appenzell und Basel, in Bern und Schaffhausen änderte man in gleicher Weise das Kirchenwesen. Zu St. Gallen entwich der Abt des altberühmten Klosters; die Klosterleute führten ungehindert die Reformation ein. Wohl schritt man zuweilen zur Gewalt, die katholisch-gesinnten Rathsherren wurden entsetzt und einzelne Freunde Roms gleichsam als Verräther am Leben gestraft, aber in allen Ständen des Volks war die Mehrzahl froh der Neuerung, und solche Einmüthigkeit schien das Einzelnen angethane Unrecht zu entschuldigen.

Nur die Landleute der ehrwürdigen Urcantone am Vierwaldstädter See — Schwyz, Zug, Uri, Unterwalden, Lucern — zürnten den abtrünnigen Eidge-

nossen und schwuren feierlich auf einen Tag, dem alten Glauben treu zu bleiben. In ihrer Mitte unterdrückten sie jeden Versuch einer Reformation und standen den reformirten Cantonen drohend gegenüber.

Diese letzteren aber führten aus, was Zwingli auf Grund der Schrift bestimmen zu müssen glaubte. Denn es sollte Alles auch aus dem Gottesdienste gethan werden, was sich nicht aus der Schrift erweisen lasse. Dies geschah so schroff und einseitig, daß auch der einfachste und unverfänglichste Schmuck der Kirchen weichen mußte. Glocken und Orgeln verstummten, die Altäre wurden niedergerissen und die Bilder zertrümmert.

Alle christliche Wahrheit aber faßte Zwingli zusammen in ein Büchlein „von wahrer und falscher Lehre." Wohl stellt er darin den evangelischen Grundsatz auf, daß die Schrift die einzige Richtschnur des Glaubens sei, doch nicht immer beugt er den eigenen Verstand unter das Wort Gottes, von dessen klarem Ausspruch er darum nicht selten abweicht. Die Erbsünde ist ihm nur eine Krankheit der Seele, das Abendmahl nur eine Gedächtnißfeier, und die ausgezeichneten Heiden der Vorzeit stellt er den Christen gleich.

Auch zu Zwingli gesellten sich gleichgesinnte Freunde als seines Werkes Förderer und Gehülfen. Einer unter ihnen war der Züricher Prediger Leo Judä († 1542), der die heilige Schrift in die Mundart der Schweizer übertrug, und zwar das neue Testament aus Luthers Uebersetzung, das alte aber aus der Ursprache. Ein anderer war der milde Johann Oecolampadius — also hatte er seinen Namen Hausschein in das Griechische übersetzt — aus dem Städtchen Weinsberg in Schwaben, der damals in Basel lebte und Zwinglis Melanchthon genannt werden kann.

Inzwischen hofften die Katholischen, dem Abfall der Schweizer noch wehren zu können. Darum luden sie Zwinglin zu einer Disputation nach Baden. Dahin beriefen sie auch den Dr. Eck von Ingolstadt, auf daß er den Gegner seines Irrthums überführe. Zwingli — Luthern unähnlich — erschien nicht, Gefahr für sich besorgend, und begnügte sich, seinen Freund Oecolampadius statt seiner zu senden. Die Unterredung selbst (1526) blieb fruchtlos, da Eck den ruhigen Gründen seines Gegners nur tobende Heftigkeit entgegenstellte und also weder siegte noch sich besiegt geben wollte.

Ueberaus anziehend ist es, eine Vergleichung zwischen Luther und Zwingli anzustellen. Beide Männer wurden erweckt und geführt durch den Geist Gottes; Beide sind auch erwählte Rüstzeuge des Herrn zur Wiederherstellung des reinen Evangeliums geworden. Und wie sie fast zu gleicher Zeit geboren, so sind sie auch fast zu gleicher Zeit und in gleichem Sinne wider Roms Abfall vom Evangelium aufgetreten, ohne von einander zu wissen. Aber es hat doch die göttliche Weisheit Beide ganz verschiedene Wege geführt, und nicht in gleicher Weise hat sich die ewige Wahrheit in Beider Gemüth gespiegelt. Schon die verschie-

dene Heimath übte ihren Einfluß auf Beide. Denn während Luther in deutscher Treue seinem Fürsten anhing und auch in der größten Gefahr vor allem Aufruhr wider kaiserliche Majestät warnte, so achtete Zwingli mit dem Freiheitssinn eines Republikaners es nicht unrecht, wenn ein schlechter Fürst vom Volke abgesetzt werde. Ebenso verschieden war beider Männer Entwickelungsgang. Denn so reich auch Zwingli war an gelehrtem Wissen wie an amtlicher Erfahrung, so fehlte ihm doch die tiefe Kenntniß des Menschenherzens mit seinen Sünden und Kämpfen, sowie die demüthige Unterwerfung alles eigenen Seins und Wollens unter das göttliche Wort, wie sie Luther unter schweren Anfechtungen in der Stille des Klosters wie im Streit des Lebens sich angeeignet hatte. Auch war Zwingli kälteren Sinnes und ohne das tiefe und bei aller Heftigkeit doch so milde Gemüth Luthers, daher ungleich mehr als dieser zu schroffer Einseitigkeit geneigt. Hieraus entstand ein solcher Unterschied in der Geistesrichtung beider Männer, daß sie trotz vielfacher Uebereinstimmung im Glauben und Wirken doch nicht Hand in Hand gingen, sondern selbst feindlich sich entgegentraten. War doch ihre erste Begegnung ein Kampf, hervorgerufen durch einen Angriff Zwinglis auf Luther.

Als nämlich Luther und Carlstadt in eigenen Schriften über das Abendmahl mit einander handelten, mengte (1524) auch Zwingli sich hinein und bezeichnete die lutherische Abendmahlslehre als eine „gottlose und leichtfertige." Er übersetzte die Worte des Herrn „Das ist mein Leib" ohne Weiteres in „Das bedeutet meinen Leib," und Oecolampadius erklärte das Wort „Leib" als „Zeichen des Leibes." Da ergrimmte Luther über solche Deutung des heiligsten Wortes und ließ das Buch ausgehen: „Daß die Worte Das ist mein Leib noch feststehen!" Dann folgte ein anderes: „Bekenntniß vom Abendmahl." Darin hielt er fest und bestimmt den Gegnern das im ernstesten Augenblicke vom Herrn gesprochene klare Wort entgegen. Indessen hatte Zwinglis Lehre in den evangelischen Städten des südlichen Deutschlands viel Freunde gewonnen, da diese mit der Schweiz in lebhaftem Verkehr standen und überdies die Zwinglische Auffassung der natürlichen Vernunft leichter erschien. So war es, als sollte in die neugestifteten evangelischen Gemeinden ein Riß kommen und zwar gerade in dem Augenblicke, als der nahe Augsburgische Reichstag alle reformatorisch Gesinnten zur Einigkeit gegenüber den Drohungen des Kaisers gar dringend aufforderte. Um solche Einigkeit herzustellen, betrieb Landgraf Philipp mit großem Eifer ein Gespräch zwischen den deutschen und schweizerischen Reformatoren, auf daß sie sich über ihre Lehre vergleichen möchten. Die Geladenen versprachen zu erscheinen. Luther ahnte die Erfolglosigkeit des Planes und schrieb dem Landgrafen: „Ich weiß es wohl, daß ich nicht weichen werde, kann auch nicht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren, dazu sie selbst ungewiß sind in ihrer Meinung." Doch um des Friedens willen wollte er nicht außen bleiben.

So kam (1.—3. October 1529) das Gespräch zu Marburg in Hessen zu Stande. Der Landgraf hatte bestimmt, daß Zwingli mit Melanchthon, Luther aber mit Oecolampadius sich unterrede, auf daß nicht die beiden Führer der zwei reformatorischen Richtungen allzu heftig werden möchten, wenn sie unmittelbar wider einander sprächen. Wiewohl man sich nun über vierzehn zuvor aufgesetzte Lehrpunkte einigte, vermochte man doch im fünfzehnten — eben der Abendmahlslehre — keine Einigung zu bewirken, da Luther mit all seinen Freunden so wenig wie Zwingli von seiner Lehre weichen wollte. Zwingli drang zwar zuletzt mit Thränen in Luther, er solle nachgeben, dieser aber entgegnete entschieden und wehmüthig zugleich: „Ihr habt einen anderen Geist denn wir.“ Doch war das Gespräch durchweg in würdiger und herzlicher Weise gehalten worden, die Männer waren sich alle näher gekommen und gelobten sich beim Scheiden, nimmer wider einander ein herbes Wort zu reden oder zu schreiben.

So war der lutherischen wie der reformirten Kirche ihr eigenthümliches Gepräge gewahrt.

Nicht lange nach jenem Friedenswerk und Friedenswort ging Zwingli zum ewigen Frieden ein. Die evangelischen und die katholischen Landschaften der Schweiz hatten schon lange kampfgerüstet und voll Hasses einander bedroht, und Zwingli hatte nichts gethan, der blutigen Entscheidung vorzubeugen, eher noch dazu gerathen. Aber die Katholischen griffen an, ehe noch die Züricher gewaffnet waren oder Unterstützung von ihren Glaubensgenossen empfingen. So ward (15. October 1531) die unglückliche Schlacht bei Cappel geschlagen, in welcher der Sieg den Katholischen blieb. Zwingli hatte die ausziehenden Schaaren seiner Vaterstadt begleitet und fiel im Streit, von Lanzenstichen und Steinwürfen schwer verwundet. Da traf ihn ein feindlicher Kriegsmann, der ihn aufforderte, zur Maria zu beten. Als er sich deß weigerte, durchstieß ihm Jener den Hals. Seiner Gattin aber mußte die Nachricht gebracht werden, daß am gleichen Tage Gatte, Sohn und Bruder ihr gefallen seien.

Zwingli war todt, aber sein Werk dauerte fort. Nachdem die streitenden Parteien einen Frieden geschlossen, in welchem die katholische wie die reformirte Kirche als zu Recht bestehend anerkannt wurde, verfaßten (1536) drei Gottesgelehrte — Bullinger aus Zürich, Myconius und Grynäus aus Basel — die erste und in der ganzen Schweiz anerkannte reformirte Bekenntnißschrift, die mild und versöhnlich gegen die deutsche Reformation und deren Lehre gehalten ist.

Kurz nach Zwingli entschlief auch Oecolampadius. Die Freunde fragten den Sterbenden, ob er Licht begehre. Da deutete er auf die Brust und sprach: „Hier ist Licht genug.“

---

§. 62.

Johann Calvin.

Es ist die Weise Gottes, die großen Werkzeuge seines Reiches nicht eher abzurufen, als bis er andere sich erzogen hat. So irrte in Zwinglis Todesjahr ein flüchtig gewordener Jüngling durch die Alpenländer, der an des Heimgegangenen Stelle zu treten bestimmt war — Johann Calvin.

Derselbe war zu Noyon im nördlichen Frankreich (10. April 1509) geboren und als Kind schon dem geistlichen Stand bestimmt worden. Darum gab man ihm bereits in seinem zwölften Jahr eine geistliche Stelle, von der er freilich zunächst nur die Einkünfte genoß. Als aber die Kunde von Luthers Wort und Werk auch Frankreich durchdrang, ahnte Calvins lebhafter Geist die Wahrheit der neuen Lehre und verzichtete auf ein Wirken in der erschütterten alten Kirche. Er wandte sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu, das er jedoch bald wieder mit dem der Theologie vertauschte. Wie er nun freimüthig zu Paris im Geiste der Reformation redete und wirkte, ward er von der dortigen Universität weggewiesen und begann ein unstetes Wanderleben. Während eines längeren Aufenthaltes zu Basel schrieb er (1535) einen „Unterricht über die christliche Lehre" in lateinischer Sprache, worin er in eben so klarer als gefälliger Darstellung den reichen Schatz der christlichen Wahrheit zu enthüllen versuchte. Die Schrift sandte er dem französischen König, auf daß dieser erfahre, wie die verfolgten Ketzer nichts als das lautere Evangelium Gottes lehrten. Freilich ward des Königs Herz nicht bewegt noch geändert durch das treffliche Buch.

Jahre lang war Calvin ruhelos umhergezogen, aber unter der äußeren Unruhe und in der Begegnung mit erleuchteten Männern hatte er Gewißheit des Glaubens und Ruhe in Gott gefunden. So kam er (1536) nach Genf. Hier war kurz zuvor die Reformation im Sinne Zwinglis eingeführt worden und hatte in dem männlich entschiedenen Farel einen beredten Verkündiger gefunden, aber auch unedle Bewegungen waren durch die von Vielen nicht verstandene evangelische Lehre wach geworden und hatten seltsame und verderbliche Schwärmerei erzeugt. Man achtete den eigenen Geist für Christi Geist und warf mit der römischen Zwangsherrschaft auch das Gebot Gottes mit seiner Zucht und Ordnung hinweg, so daß selbst die Ehe nicht mehr heilig gehalten ward. Solchem Wesen zu widerstehen, suchte Farel Gehülfen, die mit ihm der Seelsorge warteten und Gottes Wort frei predigten. In Calvin glaubte er einen solchen gefunden zu haben und beschwor ihn, in Genf zu bleiben. Aber schüchtern überall, wo er Gottes Ruf noch nicht vernommen, weigerte Calvin sich lange. Da sprach Farel in seiner gewaltigen Weise: „So verkündige ich dir im Namen des Allmächtigen, daß Gottes Fluch auf dir ruhen wird, da du nicht Christi, sondern deine eigene Ehre suchst." Das entschied. Calvin blieb. Sein ganzes Leben hindurch sah

er Farel mit der gehobenen Hand vor sich stehen, und es war ihm, als „hätte ihn Gott vom Himmel mit seinem furchtbaren Arm ergriffen."

Mit ungeahntem Ernst trat nun, auf Gottes Befehl und Verheißung bauend, Calvin wider jene Schwarmgeister auf, die mit ihrer Thorheit die gute Sache des Evangeliums befleckten. Strenge Kirchenzucht sollte die bethörten Geister zur Besinnung bringen, und selbst von der Obrigkeit forderte Calvin Unterstützung seines Strebens. Aber noch verstand man ihn nicht und wollte sich ihm nicht beugen. Da besprach er sich mit Farel und anderen Predigern und erklärte an einem Osterfeste (1538) nach gehaltener Predigt der Gemeinde, es werde derselben das Abendmahl nicht gereicht werden, so lange jenes zuchtlose Wesen in ihr bestehe. In zorniger Aufregung traten die Bürger zusammen und bestimmten, Calvin und Farel sollten binnen dreier Tage aus der Stadt weichen. Farel († 1565) ging nach Neuenburg, Calvin nach Straßburg, wo ihm ein Predigtamt vertraut ward. Hier wirkte er im Verein mit Lutheranern und wohnte selbst zu Worms einem auf Kaiser Carls V. Verlangen gehaltenen Religionsgespräche bei, wobei er Melanchthon persönlich kennen und lieben lernte. Auch vermählte er sich in Straßburg mit Idelette de Bures. Uebrigens hing sein Herz immer an dem verlassenen Genf, und als er vernahm, ein Cardinal trachte die Stadt wieder katholisch zu machen, sandte er seiner ehemaligen Gemeinde ein Warnungsschreiben. Da gedachten die Genfer des Vertriebenen, und es reute sie, was sie ihm gethan. Sie riefen ihn zurück, in Allem Gehorsam versprechend. Er kam, von nun an ein geistlicher Herrscher der Stadt. Rath und Gemeinde unterwarfen sich den Anordnungen, die Calvin mit fester Entschiedenheit durchführen zu müssen glaubte. Die höchste Leitung des Kirchenwesens ward in Uebereinstimmung mit schweizerischer Sitte und Verfassung in die Hand eines Aeltestenrathes gelegt, der aus sechs Geistlichen und zwölf Laien bestand und die Gemeinde als oberste Trägerin aller Kirchengewalt vertrat. Das äußere Leben ward unter so strenge gesetzliche Zucht gestellt, daß Spiel und Tanz nur unter großen Beschränkungen gestattet war. Die Lehre war wesentlich die von Zwingli vorgetragene, nur geklärt und entschiedener ausgesprochen. Vom Abendmahl hielt Calvin, es empfange der Gläubige durch eine vom erhöhten Leibe des Herrn ausgehende Kraft diesen Leib und das Blut Christi in geistiger Weise. So näherte er sich zwar der lutherischen Lehre, wich aber doch von der Einfalt und Schriftmäßigkeit derselben durch eine gekünstelte Auslegung ab. Auf der anderen Seite schloß er sich an die augustinische Lehre von der Gnadenwahl in so unbedingter und schroffer Weise an, daß er erklärte, Gott habe aus freier Gnade aus der verdammten und verlorenen Menschheit Einzelne erwählt, die er nun zum Glauben und dadurch zur Seligkeit führe, während er die anderen zur Offenbarung seiner Gerechtigkeit in ihren Sünden dahingehen lasse zur Verdammniß. Wie sehr aber auch diese Lehre dem menschlichen Gefühl und dem göttlichen Worte widerstrebte, wußte Calvin sie doch zur allgemeinen Geltung inner-

halb der schweizerischen Kirche zu bringen. Denn Genf mit seiner Hochschule bildete damals durch seine Lage an der Grenze dreier Länder den Sammelplatz vieler Männer und Jünglinge, die freiwillig oder als Flüchtlinge dort evangelische Bildung und Förderung suchten und fanden und Calvins Grundsätze dann in der eigenen Heimath verwirklichten.

In rastloser Thätigkeit als Prediger und Lehrer, als Schriftsteller und Seelsorger, dazu ungestümen Geistes und doch kränklichen Leibes, war Calvin früh gealtert und sah seine Kräfte schwinden. Da setzte er sein Testament auf, ein Zeugniß des fröhlichsten Glaubens wie der tiefsten Demuth. Denn er schrieb: „Wehe mir! der gute Wille, den ich gehabt, und der Eifer, wenn man ihn so nennen kann, ist so lau und kalt gewesen, daß mir unendlich viel gefehlt hat zur Erfüllung meines Amtes.“ Und wie er schwer erkrankt war, ließ er die Rathsherren und Geistlichen der Stadt an sein Lager kommen und ermahnte sie zur Treue gegen Gottes Wort und zur einmüthigen Liebe unter einander. Oft betete er voll schmerzlicher Sehnsucht: „O wer giebt mir die Flügel der Taube, daß ich zu dir hinfliege!“ Endlich entschlief er (27. Mai 1564) im Frieden des Glaubens. Kein Stein bezeichnet sein Grab. „Sowie Niemand in Israel wußte, wo Moses auf dem Berge bestattet wurde, so weiß Keiner, wo Calvins Gebeine ruhen, und der Staub der folgenden Geschlechter in Genf ist in seinen Staub versenkt worden, wie sie im Geiste innig mit ihm verbunden sind.“ Henry.

Calvin gehört der reformirten Kirche an, aber auch die lutherische Kirche freut sich seiner. Denn fehlte ihm auch das deutsche Gemüth, welches Luthern so innig an die Schrift glauben und schroffe Einseitigkeit vermeiden lehrte, so steht doch Calvin hoch im Reiche Gottes durch die Lauterkeit seines Glaubens wie durch die Tiefe seines Wissens. Seine Auslegung der heiligen Schriften wird auch heute noch von den Gottesgelehrten gern und mit Segen gelesen. Mit Luther hat er nie in engerer Beziehung gestanden, aber ihn hochgeachtet und das ihn und Luthern ehrende Wort ausgesprochen: „Wenn er mich auch einen Teufel schelten sollte, würde ich ihn doch ehrenvoll als einen außerordentlichen Diener Gottes anerkennen, dem wir alle viel verdanken. — Offen bekennen wir, daß wir Luthern für einen großen Apostel Christi halten.“ Luther wiederum sagte einst beim Lesen einer Schrift Calvins: „Diese Schrift hat Hände und Füße, und ich freue mich, daß Gott solche Leute erweckt, die, ob Gott will, dem Papstthum völlig den Stoß geben und, was ich wider den Antichrist angefangen, mit Gottes Hülfe hinausführen werden.“

---

§. 63.

Die reformirte Kirche.

Calvins gewaltiger Geist und Genfs berühmte Hochschule drückten ihren eigenthümlichen Stempel auch den reformatorischen Bewegungen auf, welche ur-

sprünglich durch Luthers zündendes Wort in den westlichen Ländern Europas geweckt worden waren. Das galt zunächst von Frankreich, dem Calvin und die Mehrzahl der Bevölkerung Genfs nach Sprache und Abstammung angehörte. Das französische Volk hatte unter den meist siegreichen Kämpfen seiner Könige mit dem römischen Hofe eine freisinnigere Anschauung gewonnen; durch Waldenser und Albigenser war der Reformation mächtig vorgearbeitet worden. Das war die Ursache, warum sich zahlreiche Gemeinden vorzugsweise schweizerischen Bekenntnisses bildeten. Am zahlreichsten waren dieselben in den südlichen Provinzen, aber selbst in der Hauptstadt fühlten sich die Reformirten so stark, daß sie daselbst (1559) eine allgemeine Synode hielten und ein eigenes streng calvinistisches Bekenntniß entwarfen. Ihr Vertrauen und ihre Bedeutung wuchs, als das königliche Haus Bourbon von Navarra ihnen beitrat. Freilich wandten sich die französischen Könige mit feindseliger Strenge gegen sie, während dieselben im Auslande die protestantische Partei aus Staatsklugheit unterstützten. Viele Zeugen der Wahrheit endeten auf dem Scheiterhaufen, doch die Wahrheit selbst konnte nicht unterdrückt werden. In der Verborgenheit hielten die Calvinisten ihre Gottesdienste und Versammlungen. So namentlich bei Tours in einer sumpfigen Haide, wo nach dem Aberglauben des Volkes der Geist des alten Königs Hugo umher wandeln sollte. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum die französischen Calvinisten Hugenotten genannt wurden. Als aber während mehrmaliger Minderjährigkeit der Könige und bei dem nahenden Erlöschen des ganzen Königshauses die navarresischen Prinzen von Bourbon und die französischen Herzöge von Guise um die höchste Gewalt im Reiche stritten, wobei die Ersteren auf die reformirte und die Letzteren auf die katholische Kirche sich stützten, ward die reine Sache des Evangeliums in den Streit weltlichen Ehrgeizes hineingezogen und — wie auch anderwärts — die reformirte Kirche zu einer politischen Partei. So entstand ein langer grauenvoller Bürgerkrieg, in welchem die entflammte Leidenschaft alles Recht mit Füßen trat und selbst den dreimal geschlossenen Frieden immer wieder brach, bis (1570) den unbesiegten Reformirten ein bleibender Friede und das fernere Bestehen als geschlossene Partei zugesichert ward. Aber gerade diese ihre Verwicklung in die Unruhen des Reiches veranlaßte die Königin-Mutter Catharina von Medici, die als Vormünderin ihres Sohnes Carls IX. die Regentschaft führte, zu einem blutigen Unternehmen, wodurch sie die gesammte Macht der Hugenotten zu brechen gedachte. Sie leitet eine Vermählung ihrer Tochter Margaretha mit dem Könige Heinrich von Navarra ein und stellt sich, als wolle sie damit eine dauernde Versöhnung zwischen den kämpfenden Parteien stiften. Auf ihre Einladung versammeln sich zum Hochzeitsfest alle Häupter der Calvinisten zu Paris, an ihrer Spitze der ehrwürdige Greis Coligny, Admiral des Reichs. Aber als (23. August 1572) unter den Festlichkeiten die Nacht des hochzeitlichen Tages niedersinkt, ertönt unglückverkündend die Glocke des königlichen Schlosses. Auf

dieses Zeichen überfallen bereitgehaltene Mörderbanden, geführt von den Edlen des Hofes, die arglosen Hugenotten, die nun ohne Schonung des Alters oder Geschlechtes erwürgt werden. Eines der ersten Opfer ist Coligny, dessen entseelter Leib noch beschimpft wird. Der König selbst schießt von dem Balkon aus auf einzelne Hugenotten, die flüchtig vorübereilen. Sieben Tage dauert das Morden in Paris, während Eilboten in die Provinzen gehen, die Statthalter zu gleicher Vernichtung der Reformirten aufzufordern. Wohl giebt Einer unter ihnen die schöne Antwort, er achte des Königs Namen zu hoch, als daß er diesen Namen durch Ausführung eines solchen Blutbefehls schänden möge, und selbst ein katholischer Bischof schützt die Reformirten seines Sprengels gegen die Grausamkeit der Seinen; aber nicht alle Diener des Königs und der Kirche dachten so menschlich, und vierzigtausend Hugenotten fielen als Opfer jener fürchterlichen Tage. Der Papst ließ zur Feier des schmachvollen Sieges die Glocken läuten und ein „Herr Gott, dich loben wir!“ singen; aber mit Abscheu wendet sich noch die Nachwelt ab von solchem königlichen Treubruch, und die vergeltenden Gerichte Gottes wurden schon an dem jugendlichen König Carl IX. offenbar, der in angstvollen Träumen stets die Schrecken der Mordnacht zu sehen und zu hören wähnte und einem frühen Tode anheimfiel. Dazu erhoben sich die Hugenotten im bittern Zorne gegen die Todfeinde, und der neubeginnende Krieg endete nicht eher, als bis (1589) das alte Königshaus Valois ausstarb und Heinrich von Navarra den französischen Thron bestieg. Doch das katholische Frankreich weigerte sich, dem calvinistischen Könige zu huldigen. Da wandte sich Heinrich in den Schooß der römischen Kirche zurück, um dem zerrütteten Reiche Frieden zu geben. Aber die Verleugnung der Wahrheit konnte ja nimmer zum Frieden führen. Wohl erließ (13. April 1598) der König ein eigenes Gesetz — das Edict von Nantes — zu Gunsten der ehemaligen Glaubensgenossen, denen völlige Gewissensfreiheit und gleiche Berechtigung mit den Katholiken zugesichert wurde. Ihren Gottesdienst sollten sie an einzelnen Orten öffentlich, an anderen wenigstens in der Stille ungestört halten und sogar zum Schutz und Unterpfand gewisse Festungen besitzen, daher sie gleichsam einen Staat im Staate bildeten. Aber doch trauerten sie tief um Heinrichs Abfall, während die Katholiken wiederum diesen Abfall nur als kluge Heuchelei ansahen und dem König mißtraueten. So mußte Heinrich durch die Mordwaffe eines Sendlings der Jesuiten enden (1610), und nicht lange darnach unterdrückte der Cardinal Richelieu, König Ludwigs XIII. allmächtiger Minister, die den Hugenotten gewährten bürgerlichen Rechte, indem er zunächst ihre Festungen durch königliche Truppen besetzen ließ. Die Bedrückung stieg, jemehr das Aufblühen der reformirten Kirche die Eifersucht der Römlinge reizte. Und als nun König Ludwig XIV. nach einem Leben voll Ueppigkeit und Laster zur Reue erwachte, stellten ihm seine Beichtväter die Ausrottung der Ketzer als die beste Sühne seiner Sünden dar. Nun erfolgten rasch auf einander die schärfsten Maßregeln des

Königs, seine reformirten Unterthanen mit Gewalt dem Papste wieder zu unterwerfen. Unter schmachvoller Verletzung des verbürgten Rechtes wurden die Dragoner des königlichen Heeres wider die Evangelischen ausgesendet, welche dieselben durch Erpressungen und Schandthaten so lange plagen sollten, bis sie den römischen Glauben annehmen würden. Zugleich ward der Klang des Goldes und der Reiz der königlichen Gunst aufgeboten, Proselyten zu machen. Da wanderten viele der Bedrängten aus, wiewohl der König auch das zu wehren suchte. Eine halbe Million Calvinisten verließ die Heimath und fand zumeist im evangelischen Deutschland gastliche Aufnahme. Nun erklärte (17. October 1685) der König das Edict von Nantes für unnöthig und aufgehoben, wiewohl noch zwei Millionen Calvinisten im Lande waren. Sechzehnhundert reformirte Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger bluteten auf dem Blutgerüst, die Männer aus den Gemeinden wurden auf die Galeeren geschmiedet, die Frauen in die Kerker geworfen, die Kinder den Eltern entrissen und katholisch erzogen. Heldenmüthig duldeten die Verfolgten, Wenige nur zeigten sich schwach. Aber grimmiger Zorn ergriff die heißblütigen Bewohner des Südens, als ihnen so bitteres Unrecht gethan ward vom Throne, von dem sie doch Recht und Schutz erwarteten. Sie ergriffen die Waffen und warfen sich in die Wälder und Schluchten des wilden Sevennengebirges, das nun ihre natürliche Festung bildete. Ihr öfterer Sieg erhöhte nur ihren Muth wie ihren Haß, und voll wilder Begeisterung erstanden Männer unter ihnen, die in prophetischem Geiste ihre Führer waren. Aber es gefällt Gott nicht, wenn ein Volk in Waffen seinem König sich entgegenstellt. Und im Reiche Gottes werden durch gläubigen Muth im Dulden mehr Siege erfochten als durch Tapferkeit in der Schlacht, an die so leicht die Sünde sich knüpft. Wohl gelang den wilden Banden der Camisarden — so hießen die Kämpfer der Sevennen — theilweis ihr Aufruhr, und es mußte ihnen (1704) Friede und das alte Recht bewilligt werden, aber als sie die Waffen niedergelegt hatten, ward ihnen allmählich alles Zugestandene wieder entzogen, und die grausame Verfolgung erneuerte sich. Doch wie schwer sie auch war, der Glaube der Verfolgten leuchtete nur desto herrlicher. Nicht mehr in Waffen, aber Gott mehr gehorchend denn den Menschen, versammelten sich die Reformirten im Dunkel des Waldes, in der Stille der Nacht, und die Prediger, geächtet und heimathlos und darum die Prediger der Wüste genannt, fuhren muthig fort, das Wort Gottes zu predigen. Viele wurden darum ergriffen und zum Tode geführt, aber neue Boten erweckte sich Gott statt der getödteten. Noch im Jahre 1762 wurden ihrer Etliche zum Tode verurtheilt, nur weil sie Diener des Evangeliums waren. Als der Eine — Roghette war sein Name — den letzten Gang zu thun sich anschickte, weinten selbst die Kriegsleute um ihn. Da sprach er zu Einem derselben: „Freund, du bist in jeglichem Augenblick bereit, für deinen König zu sterben; warum beklagst du mich, daß ich für meinen Gott sterbe?“ An einem anderen Orte wurden zwei reformirte Prediger gefangen

genommen, Benezet und Molines. Der Erstere ging muthig zum Tode, der Letztere schwor in der Todesangst seinen Glauben ab. Aber da erwachte sein Gewissen. Verzweiflungsvoll flüchtete er aus dem Lande und kehrte zur verlassenen Kirche zurück, doch seine düstere Schwermuth endete erst mit dem Tode, und immer glaubte er den letzten Blick des treuen Benezet zu sehen.

Als nun die fluchwürdige französische Revolution (1789) wider alle menschliche und göttliche Ordnung sich auflehnte, ward freilich der römischen Kirche die Macht zur Verfolgung der Evangelischen genommen, aber einen guten Frieden haben die Letzteren doch nicht erlangt, da sie fort und fort einzelne Ausbrüche, des Volkshasses zu dulden hatten. Auch der Kaiser Napoleon III. war in den ersten Jahren seiner Regierung geneigt, durch Bedrückung der evangelischen Kirche die Gunst der katholischen sich zu erkaufen. Aber trotz dieser langen Zeit des Druckes und des Rechtsbruches hat die reformirte Kirche Frankreichs die Treue dem Evangelium bewahrt und namentlich durch Stiftung einer „evangelischen Gesellschaft", welche die Bibel und geistliche Schriften vertheilt, das Reich Gottes auszubreiten gestrebt.

In den Niederlanden hatte Luthers Wort viele Herzen ergriffen und frühe schon muthige Blutzeugen gefunden, wie ja auch dort das Volk durch die frommen Brüderschaften, aus denen ein Thomas von Kempen hervorging, dem Werk der Reformation zubereitet war. Carl V. und mehr noch dessen Sohn Philipp II., Spaniens finsterer Herrscher, die damals Herren der Niederlande waren, schritten mit blutiger Gewalt wider alle Anhänger der Reformation ein, die zu Tausenden getödtet wurden, während andere Tausende flohen. Als aber Philipp auch in weltlichen Dingen die althergebrachten Rechte der Niederländer nicht achtete, erhob sich das freiheitliebende Volk wider einen Herrscher, der ihm das Recht des Gewissens wie das des Landes antastete. Die aufgeregten Massen stürmten die Kirchen und beschimpften die Bilder der Heiligen. Dies war dem König Anlaß, ein Kriegsheer unter dem gefürchteten Alba abzusenden, der nun in seines Herrn Namen mit eiserner Strenge im Lande nach Willkür schaltete. Da brach der Aufstand (1572) im verstärkten Maaße aus, der Herzog Wilhelm von Oranien stellte sich an die Spitze der Bewegung, und die sieben nördlichen Provinzen schlossen (1579) einen Bund unter einander, indem sie zugleich von Spanien sich lossagten und einen eigenen Freistaat gründeten. Sie erzwangen (1609) Waffenstillstand und (1648) Frieden, der ihre Freiheit sicherte. Aber indem sie dabei öfters auf Frankreichs Hülfe sich stützten, während andererseits viele ihrer trefflichsten Geistlichen zu Genf ihre Bildung empfingen, geschah es, daß sie dem reformirten Bekenntniß sich anschlossen. Nur gegen die harte Lehre von der Prädestination sträubte sich der verständige Sinn des holländischen Volkes, und als der Professor Arminius zu Leyden († 1609) auf Grund längeren Forschens in der Schrift und seelsorgerischer Erfahrung jene Lehre bekämpfte, fielen ihm namentlich aus dem Stande der Laien Viele zu. Die Spaltung ward

so groß, daß die Obrigkeit sich darein legte und Frieden gebot. Unglücklicher Weise standen sich damals zwei Parteien im Lande gegenüber, deren eine unter dem Herzog Moritz von Oranien Herstellung einer Monarchie bezweckte, während die andere die republikanische Verfassung aufrecht erhalten wollte. Die Häupter der letzteren waren Freunde des Arminius, weshalb im Gegensatz Herzog Moritz die strengen Calvinisten begünstigte. Er ließ (1618) die Führer der arminianischen Partei in den Kerker werfen und zur Entscheidung des Streites eine Synode nach Dortrecht berufen. Zu derselben erschienen 61 niederländische Abgesandte, die aber meist unter dem Einfluß der herzoglichen Partei aus den Calvinisten gewählt waren. Auch die reformirten Kirchen des Auslandes waren zur Beschickung des Concils aufgefordert worden, doch kamen aus ihnen nur 28 Geistliche und Lehrer. So hatte die niederländische herzogliche Partei einen leichten Sieg; die vorgeforderten Arminianer wurden sowie ihr (1610) eingereichtes Glaubensbekenntniß — Remonstranz — verworfen und nun unterdrückt. Viele flohen und gründeten in Holstein die Stadt Friedrichstadt. Herzog Moritz starb, ohne seine Pläne erreicht zu haben, und die Arminianer — auch Remonstranten genannt — sammelten sich wieder zu einzelnen Gemeinden. Sie bestehen heute noch, freilich auch in anderen Stücken als in der Prädestinationslehre von der reformirten Kirche abweichend.

Ein ähnliches Schauspiel gewährt die Schottische Kirche. Der Gegensatz zwischen den katholischen Herrschern und dem der Reformation geneigten Volke erzeugte dort einen unheilvollen Kampf, worin Geistliches und Weltliches vermengt wurde. Da ward der Prediger Johann Knox (1505—1572) des Volkes Führer, ein Mann voll unbeugsamer Festigkeit und stürmischen Eifers. Nachdem er selbst zur Erkenntniß gekommen, predigte er dieselbe frei auch vor den Gemeinden, bis er in die Gewalt der Franzosen fiel, die der katholischen Partei Hülfe gesendet hatten. Von ihnen ward Knox nach Frankreich als Galeerensclave gebracht. Zwar durfte er nach einigen Jahren heimkehren, aber neue Verfolgung nöthigte ihn zur Flucht und führte ihn nach Genf, wo er mit Calvin sich befreundete. Endlich wieder zurückkehrend, brachte er einen tiefen Haß gegen die römische Kirche und zugleich die eigenthümlichen Anschauungen der schweizerischen Reformation nach Schottland mit. Hier herrschte (seit 1560) die schöne, aber eitler Weltlust volle Königin Maria Stuart. Die Ueppigkeit ihres Hofes und ihre streng katholische Gesinnung reizte den allzueifrigen Prediger, selbst von der Kanzel unter Verleugnung der schuldigen Ehrerbietung wider die Herrscherin zu sprechen. Vergebens bat die Königin unter Thränen, ihrer zu schonen. Das ohnedies gereizte Volk ward immer unruhiger, Marias Verblendung stürzte sie tiefer ins Verderben, bis sie, vor ihrem Volke flüchtig, in England statt der erbetenen Gastfreundschaft lange Kerkerhaft und endlich einen blutigen Tod fand. Nun hatte die Reformation in Schottland gesiegt, aber zugleich von Knox die Lehre wie die Einrichtung der Calvinisten in strengster

Fassung erhalten. Die letzten Jahre Knox' wurden getrübt durch die schweren Schicksale, die in Frankreich und anderen Ländern die reformirte Kirche heimsuchten. Seine Grabschrift war: „Hier ruht der Mann, der keines Menschen Antlitz gescheut hat."

Im Bewußtsein des deutschen evangelischen Volks hat Luther allewege als der rechte Reformator gegolten, aber fürstlicher Wille und der Einfluß einzelner Gottesgelehrter haben in einzelnen Ländern das reformirte Bekenntniß an die Stelle des lutherischen gesetzt. Das geschah zunächst im Kurfürstenthum Pfalz, das am Rhein und Neckar gelegen war. Hier führte (1559) Kurfürst Friedrich die reformirte Lehre ein, sein Nachfolger gebot wieder lutherisch zu lehren, aber der folgende Herrscher entfernte mit Gewalt alle Prediger und Lehrer lutherischen Bekenntnisses und sicherte den Bestand der reformirten Kirche. Wie aber die nunmehr entstehende deutsch-reformirte Kirche überhaupt vor mancher Einseitigkeit der schweizerischen Reformation bewahrt blieb, so bildete auch der auf Kurfürst Friedrichs Befehl (1562) verfaßte Heidelberger Katechismus die ausgezeichnetste Bekenntnißschrift der Reformirten, gläubig tief und erbaulich zugleich. Wohl wird die Abendmahlsfeier darin wesentlich im Geiste Zwinglis dargestellt, aber der Lehre von der Gnadenwahl ist ihre Schärfe genommen und die mildere Seite abgewonnen, wonach jeder Christ der von Gott ihm gebotenen Gnadenmittel sich freuen und getrösten soll. Die Verfasser des Buches waren die Heidelberger Prediger Caspar Olevianus († 1587) und Zacharias Ursinus († 1583), der ein Schüler Melanchthons gewesen. Aber nach hundert Jahren brach über die Reformirten wie über die bis dahin unterdrückten Lutheraner des Landes eine schwere Heimsuchung herein. Denn das Kurhaus erlosch (1685), und durch Erbrecht kam das fürstliche Haus Pfalz-Neuburg zur Regierung, welches katholisch war und nicht immer Gerechtigkeit übte gegen seine evangelischen Unterthanen. Ueber das alles brachen in den damaligen unseligen Kämpfen der Deutschen und Franzosen die zügellosen Kriegerschaaren Ludwigs XIV. in die Pfalz ein und erzwangen gewaltsam die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes in vielen evangelischen Gemeinden, und der endliche Friede hielt diesen unnatürlichen Zustand aufrecht.

In dem lutherischen Brandenburg trat Kurfürst Johann Siegmund (1613) zur reformirten Kirche über. Er hatte freilich seinem Vater zu wiederholten Malen in eigener schriftlicher Urkunde — Revers — beständiges Bleiben in der lutherischen Kirche geloben müssen, aber er band sich nicht daran unter der an sich richtigen Bemerkung: „In Gottes Sache gilt kein Revers." Seinem Uebertritt lag freilich wohl auch weltliche Klugheit zu Grunde, indem er eben das Land Cleve am Rhein zu erwerben gedachte und sich darum die Hülfe der nahen Niederländer sichern wollte. Doch erklärte er seinen tiefbewegten Landständen feierlich, daß der lutherische Glaube des Volkes in keiner Weise solle

angetastet werden. Zerwürfnisse blieben aber nicht aus, wie solche in der Geschichte des Sängers Paul Gerhardt erwähnt worden sind.

Auch Landgraf Moritz von Hessen-Cassel trat (1604) zur reformirten Kirche über. In der Stadt Bremen, wo nur die Domgemeinde das lutherische Bekenntniß bewahrte, und in den anhaltischen Fürstenthümern wurde ebenfalls die reformirte Lehre eingeführt.

In Ungarn breitete sich dieselbe vornehmlich unter der magyarischen Bevölkerung aus, mit der lutherischen Kirche das gleiche gedrückte Loos theilend. In der neuesten Zeit haben die gewaltsamen Versuche der Magyaren zur Herstellung nationaler Freiheit auch das kirchliche Leben vielfach verwirrt und getrübt und tiefes Mißtrauen auch gegen die wohlwollendsten Maßregeln der kaiserlichen Regierung erzeugt.

Die reformirte Kirche der Schweiz selbst hat in der neuesten Zeit einen schweren Kampf zu führen gehabt wider eine Partei im Lande, die nicht allein die alte Verfassung gestürzt, sondern auch den Glauben wie die Ordnung der Kirche in ihren Grundfesten bedroht. So schaffte man im Canton Waadt (1839) selbst das schweizerische Bekenntniß ab und würdigte die Diener der Kirche zu willenlosen Werkzeugen des Staates herab. Da trat die Mehrzahl der Geistlichen sammt ihren Gemeinden aus der unfrei gewordenen Staatskirche aus und bildete eine eigene Kirchengemeinschaft, vom Staate vielfach gedrückt und nicht unterstützt, aber trotz aller Armuth und Anfechtung den Glauben der Väter behauptend.

Unter dem Einfluß ihrer Geschichte hat sich nun in der reformirten Kirche ein eigenthümlicher Charakter ausgebildet. Außerhalb der deutschen Lande von Fürsten nicht geleitet, hat sie die der Republik entlehnte Presbyterialverfassung in sich ausgebildet. Dabei ist jede Gemeinde selbstständiger, jede Landeskirche hat ihr eigenes Bekenntniß, und darum sind die einzelnen reformirten Kirchen nur durch ein lockeres Band unter einander verknüpft. Ungleich leichter als in der lutherischen Kirche haben sich dort Secten bilden können. Die Prediger erscheinen mehr als Diener der Gemeinde denn als Diener der Gesammtkirche an der einzelnen Gemeinde. Der Gottesdienst ist so schmucklos, daß mindestens in den strengeren Gemeinden weder Altar noch Orgel, weder Kerzenschein noch Kruzifix sich findet und die Kirche mehr als ein Bethaus denn als ein hochgebauter Tempel Gottes sich darstellt. Der die Kirche durchwehende Geist erinnert in seiner strengen Zucht und ernsten Sonntagsfeier an die Gesetzlichkeit des alten Testamentes. Die Wissenschaft erstreckt sich vorzugsweise auf die genaue Erforschung der alten Sitte und Geschichte, dadurch die heilige Schrift gründlicher auszulegen. Aber der reiche frohe Sinn des deutschen Lutherthums hat der reformirten Kirche gefehlt, daher ihr eine heilige Dichtkunst fast abgeht, was von vielen ihrer Glieder selbst schmerzlich beklagt wird. In den Gottesdiensten werden meist Uebersetzungen der Psalmen gesungen, die aber weit hinter den

alttestamentlichen Dichtungen zurückstehen und jedenfalls eine aus dem Glaubensleben der Gemeinde selbst hervorgegangene Liederdichtung nicht ersetzen können. Nur die deutsche reformirte Kirche hat einige bedeutendere Liederdichter geboren, unter welchen der Prediger Joachim Neander († 1680) zu Bremen als Verfasser des herrlichen Liedes: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren", und der Bandmacher Gerhard Tersteegen († 1769) zu Mühlheim an der Ruhr hervorragen. Dagegen ist der reformirten Kirche die Gnadengabe verliehen, durch aufopfernde und muthvolle Thätigkeit in innerer und äußerer Mission das Reich Gottes auszubreiten und hierzu neben dem geordneten Amte des Wortes Gottes auch die freie Liebe der Gemeindeglieder in umfangreicher Weise zu verwenden.

---

§. 64.

Die britische Kirche.

In den Tagen der Reformation herrschte in England König Heinrich VIII., ein gewaltthätiger und wollüstiger Mann, der nach Gottes Wegen und Rechten wenig fragte. Früher war er dem geistlichen Stande bestimmt gewesen und hatte daher einige theologische Bildung empfangen, auf die er nicht wenig eitel war. Diese Eitelkeit veranlaßte ihn, ein Buch wider Luthers Schrift „von der babylonischen Gefängniß der Kirche" zu schreiben und darin die Siebenzahl der Sacramente zu vertheidigen. Das Buch führte den Titel: „Schutz und Handhabung der sieben Sacramente wider Martinum Luther." Der Ton der Schrift ist ein gar zorniger, wie denn von Luther gesagt wird: „O wie ein großer höllischer Wolf ist das, der da suchet, wie er die Schafe Christi zerstreuen mag." Des Königs Schmeichler achteten das Buch für vom heiligen Geist eingegeben, und der Papst in seiner Freude ertheilte ihm den Ehrennamen: „Vertheidiger des Glaubens." Luther blieb ihm die Antwort nicht schuldig, die auch nicht leise einhergeht und mit den gewaltigen Worten schließt: „Es sollen diesem Evangelio, das ich Martinus Luther gepredigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischof, Pfaffen, Mönche, Könige, Fürsten, Teufel, Tod, Sünde und Alles, was nicht Christus und in Christo ist. Dafür soll sie nichts helfen." Aber nicht lange darnach lag ihm der König von Dänemark an, er sollte den erzürnten König wieder versöhnen, da dieser dem Papst wenig geneigt und vielleicht für die Reformation zu gewinnen sei. Luther unterzog sich in seiner edlen selbstverleugnenden Weise der Demüthigung und gedachte: „Wer weiß denn, es sind des Tages zwölf Stunden, wenn du eine gute Stunde treffen könntest in Gottes Namen und den König von England gewinnen, wärest du ja schuldig, es zu thun, und wo es an dir sollte fehlen, thätest du Sünde." Also schrieb er dem König einen Brief des Inhaltes: Er habe vernommen, wie der König an-

gefangen habe, dem Evangelio geneigt zu werden, was seinem Herzen ein wahres Evangelium, eine frohe Botschaft, gewesen sei. Darum werfe er sich mit diesem seinem Briefe dem Könige zu Füßen und bitte um der Liebe Christi willen um Verzeihung; Gott möge helfen, daß der König von England bald ein ebenso vollkommener Bekenner des Evangeliums werde, als der Kurfürst von Sachsen. — Der schöne Brief blieb unbeachtet vom Könige.

Nun erglühte Heinrich in sündiger Liebe zu einem Hoffräulein Anna Boleyn. Aber er war vermählt mit der spanischen Prinzessin Catharina, die eine Tante Kaiser Carls V. war. Sie gedachte er zu verstoßen und begehrte vom Papst, daß dieser die Ehe scheide. Als Vorwand diente ihm der Umstand, daß Catharina zuvor schon mit des Königs Bruder Arthur vermählt und also ihres jetzigen Gemahls Schwägerin gewesen war. Indessen hatte diese Verwandtschaft zuvor weder bei dem König noch bei den Dienern der Kirche Anstoß erregt, und der Papst wollte umsoweniger in eine Trennung jener Ehe willigen, als er Kaiser Carls Rache zu fürchten hatte. Da griff der verblendete König zu einem kecken Ausweg. Er sagte sich vom Papst los und erklärte sich (1534) zum „obersten Regenten" der englischen Kirche. Das Parlament billigte den Schritt ebenso wie die eigenmächtige Scheidung des Königs. Durch das Volk von England ging ein tiefer Riß. Die Einen hielten an Rom fest, Andere mochten wenigstens eine solche Reformation nicht, noch Andere hofften auf eine wirkliche Reformation der Kirche und freuten sich darum der Lossagung von Rom. Zu den Letzteren gehörte der Priester Thomas Cranmer, der des Königs Ehescheidung rechtfertigen zu können meinte und darum hohe Gunst am Hofe genoß. Indem er von dem König als Gesandter zur Leitung der Unterhandlung nach Rom gesendet wurde und darnach mehrere Jahre lange in Deutschland verweilte, lernte er ebensowohl den unchristlichen Geist zu Rom wie die evangelische Lauterkeit der deutschen Reformation kennen. Bei seiner Rückkehr ward er zum Erzbischof von Canterbury erhoben und versuchte nun die englische Kirche zu reformiren. Aber schwer war seine Stellung einem Herrscher gegenüber, der in das Heiligste mit roher Hand einzugreifen pflegte. Denn der König hatte ein Glaubensbekenntniß ausgehen lassen, das an des Papstes Stelle den König setzte, sonst aber die römische Lehre beibehielt. Wer dem widersprach, sei es aus Anhänglichkeit an den Papst oder aus eigener evangelischer Erkenntniß, hatte das Leben verwirkt. Dazu wurden die reichen Klostergüter zum Nutzen des Königs eingezogen. Wohl berief man gelehrte Männer evangelischen Glaubens auf die Lehrstühle der englischen Hochschulen, daß sie eine rechte Besserung der Kirche herbeiführen möchten, aber doch blieben die kirchlichen Verhältnisse des Landes bis an des Königs Tod (1547) in unheilvoller Verwirrung. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Eduard VI., den man wohl den britischen Josias genannt hat. Denn er bestieg gleich jenem Könige von Juda den Thron im Kindesalter und unter ihm ward der Kirche Heiligthum gereinigt von dem

falschen Gottesdienst der Vergangenheit. Jetzt konnte Cranmer das Werk mit ruhiger Besonnenheit fortführen, das Heinrichs mehr zerstörende als bauende Gewalt begonnen hatte. Aber der königliche Knabe starb frühe (1553), und an seine Stelle trat Maria, Heinrichs Tochter aus jener geschiedenen Ehe, Philipps II. von Spanien Gemahlin. Gereizt durch das Leid der Mutter, das sie mit derselben getragen, glühend für die Wiederherstellung der alten Kirche, waffnete sie sich mit dem Schwerte der Gewalt wider die evangelisch Gesinnten und zeigte sich so grausam, daß ihres Volkes zorniger Schmerz sie mit dem Namen der blutigen Maria belegte. An dreihundert Menschenleben von jedem Alter und Geschlecht wurden auf dem Scheiterhaufen geopfert. Vornehmlich wandte sich der Zorn der Herrscherin gegen Cranmer, der ihr ebenso als der Urheber der kirchlichen Neuerungen wie als das Werkzeug König Heinrichs bei der Trennung seiner Ehe erschien. Er ward in den Kerker geworfen und des Bisthums entsetzt. Nachdem er lange in schwerer Haft geschmachtet, ward die Strenge plötzlich in schmeichelnde Milde umgewandelt. Dieser List unterlag der mattgewordene Greis und ließ sich zu einem Widerruf verleiten, der also anhub:

„Ich, Thomas Cranmer, letzthin Erzbischof von Canterbury, entsage jeder und verabscheue und verwerfe jede Art von Ketzereien und Irrthümern Luthers und Zwinglis und alle anderen Lehren, welche gegen die gesunde und wahre Lehre sind. Und ich glaube fest und beständig in meinem Herzen und will es noch mit dem Munde bekennen, daß es nur eine heilige sichtbare katholische Kirche gebe, außer welcher kein Heil ist, und demzufolge erkenne ich den Bischof zu Rom als das höchste Haupt der Kirche auf Erden an; ich bekenne, daß ich ihn für den höchsten Bischof und Papst halte, für den Statthalter Christi, dem die ganze Christenheit sich willig unterwerfen muß."

Trotz des Widerrufs empfing Cranmer seine Freiheit nicht; sein Tod war beschlossen. Auf einen bestimmten Tag führte man ihn in eine Kirche, daß er auch öffentlich widerrufe. Heimlich aber war schon die Anstalt getroffen, ihn aus der Kirche zum Tode zu führen. Er durchschaute den Plan. Wie er nun ermahnt wurde, seine Irrthümer zu bekennen, erhob er laut seine Stimme zu einem Zeugniß für die Wahrheit und widerrief seinen Widerruf. Deß freuten sich die Evangelischen, aber die Gegner riefen: „Stopfet dem Ketzer den Mund und führt ihn hinweg." Am Scheiterhaufen angelangt, hielt er die rechte Hand ruhig in die Flammen, auf daß sie zuerst verzehrt werde, weil er mit ihr jenen Widerruf unterzeichnet hatte. Dazu rief er mehrmals: „Unwürdige rechte Hand!" Bald raubten die lodernden Flammen ihm die Sprache. Sein letztes Wort war: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" (21. März 1556).

Zwei Jahre darnach endete auch Maria, nicht beweint von dem tiefgekränkten Volke. Nun fiel die Krone an die Königin Elisabeth, deren Regierung von den Engländern für die glänzendste Zeit ihrer Geschichte gehalten wird.

Sie war dem König Heinrich VIII. von Anna Boleyn geboren worden, aber der leidenschaftliche Mann hatte Anna bald auf das Blutgerüst gesendet und ihr Töchterlein gar hart gehalten. Doch hatte es Gott gefügt, daß sie nach Melanchthons Lehrbuch des Glaubens unterrichtet worden war. So hatte sich in ihr ein ernster und kraftvoller Sinn ausgebildet, und ihr Herz hing an der evangelischen Lehre. Darum löste sie sogleich die Fesseln derer, die auf Marias Gebot um des Glaubens willen in den Kerker geworfen waren, und erließ (1562) ein in 39 Artikel gefaßtes Glaubensbekenntniß als Richtschnur aller Lehre, welches auf den schon von Cranmer begonnenen Vorarbeiten ruhte und vom Parlament feierlich bestätigt wurde. Da nun auch Irland unter der britischen Hoheit stand, so wurde die englische Reformation auch in Irland eingeführt. Aber das Herz der Irländer haßte die englische Herrschaft und den von England herübergebrachten Glauben und blieb dem Papste treu; die von England aus angestellten Bischöfe und Priester empfingen zwar die Zehnten und die Stolgebühren, aber keine Gemeinde sammelte sich um sie. In England ward trotz der nicht unbedeutenden Zahl der Katholiken, die ihre Kirche nicht hatten verlassen mögen, ein Gesetz (1673) erlassen, nach welchem Niemand ein öffentliches Amt bekleiden sollte, der nicht den König als Regenten der Kirche anerkannt und in einer bischöflichen Kirche das Abendmahl empfangen hätte. In neuerer Zeit sind diese harten Gesetze geändert worden, aber damit hat sich auch die Zahl der englischen Katholiken in auffälliger Weise vermehrt.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt die englische Staatskirche — die sogenannte bischöfliche oder Hochkiche — unter den verschiedenen christlichen Kirchen ein, indem sie in der Lehre wesentlich der schweizerischen Reformation folgt, während ihre äußere Ordnung vielfach an die römische Einrichtung sich anschließt. Die neun und dreißig Artikel sind eine klare und milde Darstellung der reformirten Lehre, und vom Abendmahl wird gesagt, daß darin der Leib Christi auf eine himmlische und geistliche Art gegeben und empfangen werde durch den Glauben. Auch die Gnadenwahl ist in gemäßigter Weise gelehrt. Aber die Verfassung der Kirche ist wesentlich die katholische. Der König ist Regent der Kirche, die zahlreichen und reichbesoldeten Bischöfe gehören zu den Pairs des Reiches. Im Gottesdienst ist die Liturgie sehr lang, die Predigt wird minder geachtet und meist abgelesen. Aber eben weil weder die Verfassung der Kirche dem englischen Volke zusagte noch das göttliche Wort so gepredigt ward, wie es das Bedürfniß des christlichen Lebens erforderte, hat sich schon frühe ein großer Theil der britischen Protestanten von der Staatskirche getrennt und als Dissenters — d. h. Andersgläubige — eigene Kirchengemeinschaften gegründet. So ist eine gewisse Zerrissenheit in die englische Kirche gekommen, welche die Bildung von Secten und schwärmerischen Bewegungen begünstigt, zugleich aber auch einen edlen Wetteifer für praktisch christliche Bestrebungen geweckt hat. Uebrigens hat die Staatskirche lange einen schweren Druck auf die Dissenters

geübt und selbst unter Elisabeth Gewalt gegen dieselben gebraucht, bis die neueste Zeit auch dort mildere Behandlung der streitigen Fragen hervorrief.

Unter diesen Dissenters zeichnen sich vor Allem die Puritaner und die Methodisten aus. Die Ersteren sind die schon in der ersten Zeit der englischen Reformation sehr zahlreichen strengen Calvinisten, welche an der Beibehaltung katholischer Einrichtungen Anstoß nahmen und darum eigene Gemeinden bildeten. Bei ihnen gilt die Predigt als Hauptbestandtheil des Gottesdienstes, aller Schmuck der Kirchen und selbst das Knieen beim Gebet ist beseitigt, sogar die hohen christlichen Feste werden nicht gefeiert. Zugleich haben sich die Puritaner der Leitung des Staates entzogen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig durch Presbyterien und Synoden. Von England aus haben sie sich gleich allen kirchlichen Bewegungen dieses Landes auch nach Amerika verpflanzt.

Gleiches gilt von dem Methodismus. Derselbe ist ein wundersames Zeugniß, wie das christliche Leben sich da, wo es nicht in gesunder und kräftiger Weise mit einfacher Verkündigung des göttlichen Wortes gepflegt wird, selbst Bahn bricht und in vielfach erbaulicher, aber auch versuchungsreicher Weise sich äußert.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf der Hochschule zu Oxford zwei fromme Jünglinge, die Brüder John und Carl Wesley. Ergriffen von der Herrlichkeit des göttlichen Wortes, ohne es doch in seinen Tiefen zu erforschen, dazu verlangend nach der Verwirklichung der göttlichen Lehren im eigenen Leben, stifteten sie mit Gleichgesinnten einen Bund zu gemeinschaftlichem Bibellesen und zu Werken frommer Liebe. Weil sie also die verabredeten heiligen Uebungen nach einer gewissen Regel und Methode trieben, wurden sie erst im Spott und dann im Ernst — ähnlich wie die Pietisten in Deutschland — Methodisten genannt. Als die Brüder in das Mannesalter getreten waren, zeichnete sich besonders John (1703—1791) durch sein kräftiges Wirken für das Reich Gottes aus, während sich ihm sein gleichgesinnter Freund Georg Whitefield (1714—1770) anschloß. Diese Männer entzündeten nun in England und Amerika eine mächtige religiöse Bewegung, welche in vielfach wohlthätiger, aber auch in stürmischer und selbst befremdlicher Weise eine Umwandlung und Bekehrung der Gottlosen herbeizuführen bezweckte. Aber nicht durch gläubige Vertiefung in das göttliche Wort, nicht durch ein innerliches Ringen nach Gottes Gnade, sondern vielmehr durch einen äußeren und darum oft bedenklichen, dem deutschen Charakter mindestens ungewohnten Bußkampf meint der Methodismus zu jener Bekehrung zu gelangen. Wenn daher die Stifter des Bundes oder die von ihnen ausgesendeten Reiseprediger — meist dem Laienstand angehörig — auf freiem Felde ihre Predigten hielten, zu denen viele Tausende herbeiströmten, da äußerte sich unter den versammelten Massen die geweckte Bewegung der Gemüther bald in krampfhaftem Lachen oder Weinen, bald in gewaltsamen Be-

wegungen der Glieder oder selbst auch in wilden Verwünschungen und Fluchworten. Noch mehr hat sich dies an den Methodisten Amerikas gezeigt, vorzüglich seit den Gemeinden die immer noch besonnenere Leitung ihrer Stifter fehlte. Dort werden die gottesdienstlichen Versammlungen auch auf den Feldern gehalten, nicht selten in fast marktschreierischer Weise zuvor angekündigt. Der Prediger tritt auf. Sein Vortrag ist erst ruhig, straft die Sünde, mahnt zur Buße. Aber seine Stimme wird gewaltiger, seine Rede kühner. Lieder werden gesungen, halb weltlich, halb geistlich. Einzelne schreien laut, gerathen in Zuckungen, unterbrechen den Prediger. Ihre Zahl wächst, der Gottesdienst wird zu einem wüsten Geschrei, das bald den Schmerz der Buße und bald die Freude über die Gnade ausdrücken soll. Die Prediger schweigen und messen den Erfolg ihrer Predigt nach dem Lärm der Bewegung, die sie verursacht haben. Wie anders aber mag es bei den Predigten unseres Herrn gewesen sein!

Mit der dem englischen Volke eigenen Geschäftigkeit hat der Methodismus seine Boten ausgesendet unter Christen und Heiden und unter den Letzteren — sein ursprüngliches Wesen weise mäßigend — nicht unbedeutende Erfolge gewonnen. Aber es liegt in seiner Art, daß er die gewonnenen Seelen mehr der eigenen Richtung als dem Worte Gottes in seiner schlichten Einfalt und stillen Größe zuführt. Dazu hat er die Eigenthümlichkeit, die Größe seiner Erfolge viel zu sehr nach Zahlen und Raumverhältnissen zu messen.

Je zerrissener durch all diese Erscheinungen die evangelische Kirche Englands war, während sie doch in der Lehre wesentlich übereinstimmte, umsomehr entstand gerade dort unter den Freunden des Reiches Gottes der Wunsch, die Unterschiede der einzelnen evangelischen Kirchen zu übersehen und die letzteren zu gemeinsamem Wirken für das Evangelium — vorzüglich der römischen Kirche gegenüber — zu vereinen. Darum ward ein besonderer Bund — die evangelische Allianz — gestiftet (1846) und zeitweilig eine Versammlung aller Bundesglieder gehalten. Die großartigste dieser Versammlungen war die zu Newyork (1874), wo unter Vertretern aller Länder auch ein gläubig gewordener indischer Bramine in heimischer Tracht mit weißem Turban erschien und ein deutscher und ein französischer Prediger sich die Hand reichten zum Zeichen, daß sie und die Evangelischen ihrer Heimath sich gegenseitig trotz des Streites der Völker als Brüder in Christo fühlten. Dennoch hat die evangelische Kirche Deutschlands das Bedenken nicht zu unterdrücken vermocht, daß durch jene Verwischung der confessionellen Unterschiede die Treue gegen das eigene kirchliche Bekenntniß gefährdet werde und die bereits vorhandene brüderliche Eintracht zwischen den evangelischen Kirchenparteien eines erkünstelten Bandes nicht bedürfe.

§. 65.

Innerer Kampf der evangelischen Kirche.

Gleichwie es dem einzelnen Christen beschieden ist, Zeiten des Zweifels und selbst des Unglaubens zu durchkämpfen, ebenso brauste auch über die evangelische Kirche ein Sturm der Feindschaft wider das Evangelium dahin, in welchem aber eben dieses Evangelium seine göttliche Kraft durch endlichen Sieg bewährte. Ausgehend von der reformirten Kirche Englands, in welcher die innere Zerrissenheit und Unentschiedenheit das Auftauchen kecker Zweifelsucht begünstigte, ward jener Sturm am verheerendsten für die lutherische Kirche Deutschlands, in der Kirche des reinen Wortes dieses Wort am heftigsten bekämpfend. Seinen tieferen Grund aber hatte der Unglaube in der Abneigung der natürlichen Vernunft, sich im kindlichen Glauben unter das göttliche Wort zu beugen. Denn auch die Geschichte der Kirche bezeugt die Wahrheit des Wortes: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen" (Matth. 18, 3).

Wie früher im Heidenthume, so versuchten auch in der christlichen Kirche die selbstständigeren und kraftvolleren Geister die Tiefen der Gottheit durch vernünftige Forschung zu ergründen und die gegebene göttliche Offenbarung mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens und der Erfahrung zu vergleichen. Gerade die Reformation lenkte alle Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf das Wort Gottes und ließ dasselbe in seiner Größe und Herrlichkeit so gewaltig erscheinen, daß die Forschung und das Nachdenken der Gelehrten einen reichen Stoff in demselben fand. Nachdem aber die mächtigen Pulsschläge einer Zeit, in welcher man Leib und Leben an den Glauben wagte, ruhiger geworden waren, nachdem die Reformation selbst den früheren Geisteszwang gebrochen und mit ihrem Siege naturgemäß auch eine größere Milde gegen Andersdenkende erzeugt hatte, vertrauend auf die Macht der göttlichen Wahrheit, das Schwert nicht mehr brauchend gegen die Gewissen, da trat auch wieder der berechnende menschliche Verstand an die Schrift hinan, staunend über deren Geheimnisse und fragend, ob es sich denn so halte. Mit dieser Frage war ihm die Versuchung gegeben, sich selbst über Gottes Wort zu stellen und letzteres zu verwerfen, um so mehr, als ja dem ungläubigen Verstand Vieles als ein Mährlein erscheint, was von dem Gläubigen als die höchste göttliche Liebe und Weisheit bewundert wird.

Ihren Anfang nahm die angedeutete widerevangelische Bewegung in England. Da hier weder der priesterlich-gesetzliche Charakter der bischöflichen Kirche, noch die düstere Strenge der Puritaner dem prüfenden Verstande genügte, so begann der letztere um der unvollkommenen Gestalt des kirchlichen Leben willen das Evangeliums selbst für eine noch unvollkommene Ausprägung der Religion zu achten. So entstand die mehr philosophische als christliche Glaubensrichtung der Deisten — d. h. Verehrer eines Gottes im Allgemeinen — oder Frei-

denker, die in ihrem freien Denken über göttliche Dinge dem Glauben der Kirche völlig entsagten. Dieselben hielten nur — noch immer unbewußt unter dem Einfluß des Evangeliums stehend — die Anerkennung eines Gottes wie einer Vergeltung nach dem Tode fest, aber ebenso wie sie die menschliche Vernunft für ausreichend hielten zur Erkenntniß Gottes, so glaubten sie auch durch eigene Rechtschaffenheit ein glückliches Leben im Jenseit sich sichern zu können. Damit traten sie freilich den tiefsten und klarsten Lehren der heiligen Schrift entgegen. Aber diese heilige Schrift achteten sie eben für morgenländische bilderreiche Sage oder menschliche Lehre, dem Bedürfniß ferner Zeiten und Völker angemessen. Trotzdem bewahrten sie immer noch eine größere Achtung gegen dieselbe, als in dem Unglauben der Gegenwart sich kundgiebt. Auch forderten sie mit achtungswerthem Ernste ein sittlich reines Leben. Ihre natürliche Religion aber verbreiteten sie vielfach in Schriften, welche jedoch — meist lateinisch geschrieben — fast nur von Gelehrten gelesen wurden und darum dem Kerne des Volkes sein christliches Bewußtsein nicht zu nehmen vermochten. Die hervorragendsten unter jenen Freidenkern waren Herbert von Cherbury († 1648) und Thomas Hobbes († 1679).

Raschen Eingang fanden die Grundsätze der englischen Freidenker im nahen Frankreich. Aber ungleich größer war hier die Unwissenheit in göttlichen Dingen und der Leichtsinn der Gesinnung, frecher und verderblicher auch das Auftreten menschlicher Thorheit gegen das göttliche Wort. Dazu gesellten sich der vergiftende Einfluß eines üppigen Hofes, der die Gebote Gottes als für Könige nicht bestehend achtete, der Verfall des Familienlebens, welches der frommen Zucht entbehrte, und die stumpfen Waffen einer Kirche, die wider ihre Gegner mehr die äußere Gewalt als die Macht der Wahrheit aufbot. So geschah es, daß die große Mehrzahl der weltlich Gebildeten einem kecken Unglauben verfiel, der die ewige Wahrheit nicht blos leugnete, sondern auch mit frevelndem Spotte verhöhnte. Und dieser Geist ward im Volke verbreitet durch die glänzende Beredtsamkeit geistvoller Schriftsteller, deren Werke man mit Bewunderung las. Freilich rächte sich die Verachtung des lebendigen Gottes schon am Leben der Verächter selbst. Der Dichter Voltaire († 1778) schrieb an einen Freund, in zwanzig Jahren würde dem Gott der Christen kein Altar mehr stehen, und gerade nach zwanzig Jahren starb er in so furchtbarer Todesangst, daß er dem Arzt sein halbes Vermögen auch für die kürzeste Verlängerung seines Lebens bot. Der scheinbar ernste und doch innerlich verkümmernde Rousseau († 1778) wollte die Jugenderziehung umgestalten, indem er natürliche Menschen statt gläubiger Christen bilden lehrte, aber er selbst entbehrte so sehr aller erziehenden Weisheit und Liebe, daß er die eigenen Kinder dem Findelhause übergab. Unkundig einer Heilandsliebe, die gerade die Kinder zu sich kommen lassen will, meinte er, daß man erst mit dem achtzehnjährigen Jüngling von Gott reden dürfe. Der wüthende Diderot († 1784) hoffte den letzten König „mit den

Eingeweiden des letzten Priesters" erwürgen zu sehen. Wohl haben diese Männer zuweilen auch ein besseres Wort geredet, wenn ihnen die schlichte Einfalt der heiligen Schrift ehrfurchtgebietend entgegentrat. So spricht eben jener Rousseau: „Wenn das Leben und der Tod des Socrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. — Die Thaten eines Socrates, welche Niemand bezweifelt, sind minder beglaubigt als die Christi." Aber wenn auch der Unglaube sich einmal unwillkürlich beugte vor der Hoheit Christi, seine geistliche Unwissenheit war zu groß, als daß er die Herrlichkeit des Evangeliums selbst von der Unvollkommenheit kirchlicher Lehren und Einrichtungen besonnen hätte scheiden können. So bekämpfte er die göttliche Wahrheit selbst, indem er gegen Kirche und Priester eiferte. Solche Feindschaft wider den Quell alles Friedens war unheilweissagend für die Zukunft.

Nun war Frankreich das Land, dessen Sitte an deutschen Fürstenhöfen und in deutschen Familienkreisen unselige Nachahmung fand. Darum verbreitete sich — wiewohl in milderer Gestalt — jene leichtfertige Leugnung der ewigen Wahrheit auch über das deutsche Land. Mit dreistem Sinne verneinten oberflächliche Freigeister wie Edelmann († 1767) die Wunder der göttlichen Gnade ebenso wie die Erlösungsbedürftigkeit des menschlichen Geistes, und ein Privatgelehrter Schmidt († 1749) zu Werthheim in Baden verbreitete eine neue Bibelübersetzung, in welcher er alle die ursprüngliche Herrlichkeit des göttlichen Wortes verwischte und die großen Thaten Gottes nach den Gedanken des dürftigsten Menschenverstandes darstellte. Der Anfang darin lautete: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finstern Nebel umgeben und ringsum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen." Eine vielgelesene Zeitschrift — die deutsche Bibliothek von Nicolai in Berlin — verhöhnte den ehrwürdigen Glauben der Väter als Aberglauben und pries die neue vernünftige Aufklärung, und der wegen Unglaubens und groben Lasters abgesetzte Prediger Bahrdt († 1792 als Schenkwirth in Halle) kleidete ohne Scheu die neue Weisheit in ein für Jedermann verständliches Gewand. Doch konnten solche Lehren nur da sich verbreiten, wo im Strudel weltlichen Verkehrs auch weltliche Gesinnung überhand genommen hatte, daher sie noch wenig Eingang fanden bei den Landleuten des nördlichen Deutschlands. Am wenigsten wurde die schwedische Kirche von ihnen berührt; im Gegentheil entstand dort der weitverbreitete Verein der Läsare — das ist Leser — zur gemeinsamen Erbauung aus dem göttlichen Wort.

Auch die Lehrer der Kirche sollten endlich hineingerissen werden in die allgemeine Auflehnung wider den Herrn und seinen Gesalbten. Die Führerin der neuen Zeitrichtung war die Philosophie. Noch hatte in dem großen Leibnitz

(† 1716) zu Hannover das Volk einen Weltweisen, der bei allem Reichthum eigenen Wissens und Denkens doch dem Evangelium unterthan war und dasselbe die Vernunft übersteigend, aber derselben nicht widersprechend achtete. Aber nach ihm trat Wolf († 1754) in Halle mit einer Weisheitslehre hervor, welche alle Dinge in feste Begriffe zu kleiden und mit scharfbestimmten Beweisen zu begründen strebte, und so wurden die Geister gewöhnt, auch das göttliche Wort in weltlich=vernünftiger Weise erklären und beweisen zu wollen und dabei doch des tiefsten Beweises — des Zeugnisses des heiligen Geistes in uns — zu vergessen. Den Genannten reihte sich an der Königsberger Weltweise Kant († 1804), der mit dem Glauben an einen Gott und eine Unsterblichkeit die Forderung einer in männlicher Festigkeit geübten Tugend vereinte. Doch stellte auch er sich der Schrift nicht feindlich gegenüber, hielt sie vielmehr für ein gutes Buch zur Lehre des Volkes, wenn ihm auch ein großer Theil ihres Inhaltes unverständlich und unglaublich war. Durch die Vorträge und Schriften dieser Männer wurde nun mehr und mehr die menschliche Vernunft für die rechte Quelle aller Gotteserkenntniß geachtet und das göttliche Wort in den Schatten gestellt, so daß ihnen gegenüber die glaubenstreuen Diener der Kirche als Prediger einer veralteten und unfruchtbaren Lehre erschienen. Am schroffsten trat dieser Gegensatz zwischen den Gebildeten des Volkes und den Predigern des göttlichen Wortes hervor in dem gewandten Dichter Lessing († 1784), der in seinem vielbewunderten und doch höchst ungerechten Schauspiel Nathan das Christenthum neben einem geflissentlich verherrlichten Juden= und Türkenthum wie ein Aergerniß und eine Thorheit hinstellt. Zuvor hatte er eine von dem Hamburger Professor Reimarus († 1765) verfaßte Schrift — die Wolfenbütteler Fragmente — herausgegeben, welche die Evangelien für übertriebene Erzählungen von ganz einfachen und natürlichen Geschichten und Jesum für einen jüdischen Weisen erklärten, der auch irrige Vorstellungen sowohl selbst gehegt als auch in Anderen genährt habe und mit Verstellung und falscher Offenbarung „auf die Bühne" getreten sei.

Zu derselben Zeit lebte in Halle der Professor Semler († 1791), ein Mann von großer Gelehrsamkeit und frommem Sinn. Fortgerissen von dem zweifelsüchtigen Geist seiner Zeit, wagte er zuerst unter den deutschen Gottesgelehrten die Wahrheit der heiligen Schrift in Frage zu stellen, indem er eigene Gedanken in sie hineintrug, die Wunder leugnete und selbst die Aechtheit der apostolischen Ueberlieferung bestritt. Was er mit noch schüchterner Hand gethan, vollendeten Andere in keckerer Weise, und er selbst starb mit gebrochenem Herzen, betrübt über die ungeahnten Folgen des eigenen Thuns. Durch ihn zunächst ward auch unter den Gottesgelehrten jene vielgepriesene Aufklärung herrschend, durch deren Einfluß die christliche Lehrwissenschaft einer neuen eigenthümlichen Richtung — dem Rationalismus oder Denkglauben — verfiel. Desselben oberster Grundsatz ist, daß die Vernunft die höchste Richterin in allen

Glaubenssachen sei. Von diesem Gesichtspunkte aus werden die Lehren von der Dreieinigkeit ebenso wie die von der Erbsünde, von der Gnade und Erlösung verworfen, die Wunder aber als mißverstandene natürliche oder als erdichtete Begebenheiten dargestellt. Jesus wird zu einem israelitischen Lehrer, die Bibel zu einer Sammlung menschlicher und darum vielfach irriger Traditionen, die Tugend zur Führerin in das ewige Leben. Und so gewaltig war die Macht und die Ausbreitung dieser Grundsätze, daß die Männer dieses Denkglaubens immer noch Glieder und Diener der Kirche bleiben zu können meinten, so sehr auch ihre Anschauung dem kirchlichen Bekenntniß widerstritt. In der Kirche und im Kirchenregiment, in höheren und in niederen Schulen gewann die neue Richtung die Oberhand. Vergeblich suchte Friedrich Wilhelm II. von Preußen durch ein Gesetz (1788) ihr zu wehren, in dem für die Geistlichen und Lehrer jeder Confession verordnet wird, „ein jeder Lehrer des Christenthums solle dasjenige lehren, was der bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seiner Kirche mit sich bringe, als wozu ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingung verbinde, unter welcher er angestellt worden.“ Das Gesetz blieb unausgeführt, der alte Glaube war einmal untergraben.

Unaussprechlich groß waren die Folgen dieser kirchlichen Umwälzung. Auf den Kanzeln predigte man meist über die Sittenlehre und nicht selten über weltliche Gegenstände; das göttliche Wort ward oft nur wie ein Motto vor die Predigt gestellt und dann mit Stillschweigen übergangen, der Heilsrathschluß Gottes verflacht und all seiner Schöne entkleidet. Dazu wurden neue Gesangbücher als „verbesserte“ eingeführt, in denen die herrlichen Kirchenlieder einer gläubigen Vergangenheit entweder ganz fehlten oder doch schmachvoll verstümmelt waren. Die neuen Gesänge aber waren dürre Lehrlieder ohne Weihe des Glaubens und darum auch ohne Schwung der Rede. Freilich wurden auch unter den Rationalisten Viele gefunden, die trotz ihres Irrthums einen frommen Sinn und eine herzliche Verehrung für die heilige Schrift in sich trugen, die darum auch in redlichem Streben ihres Amtes warteten und Gott dienten nach dem Maaße ihrer Erkenntniß, und ferne sei es, über ihre Gewissen zu richten. Aber beklagenswerth bleibt die Zeit, in welcher selbst treue Herzen von dem Quell alles Heiles zu weichen versucht wurden.

Nun war jene Zeit die Blüthezeit der deutschen Dichtung. Aber diese Dichtung konnte keine heilige sein, indem ihr der höchste Gegenstand aller Poesie — der lebendige Gott — in weite Ferne gerückt war. Daher kam es, daß die beiden größten Dichter unseres Volkes unter den Tausenden ihrer Lieder keines hatten zur Ehre des Herrn. Denn während der hochbegabte Goethe († 1832) mitten in einem auch äußerlich glanz- und ruhmvollen Leben kaum etwas wußte von einem Heilsverlangen, ward der tiefgemüthvolle Schiller († 1805) durch die Willkür seines Fürsten den frommen Jugendeindrücken und dem beabsichtigten Studium der Theologie entfremdet und gerieth in den kalten Ernst der Kanti-

schen Weisheitslehre, die ihn so wenig befriedigte, daß er sich am liebsten zu den dichterischen Ideen des alten Heidenthums zurückwandte.

Indem so das christliche Bewußtsein gerade unter den Pflegern der allgemeinen Bildung mehr und mehr zurücktrat, erhielt sich dennoch in den niederen Schichten des Volkes vielfach der väterliche Glaube, vornehmlich sich nährend durch die alten und dem Volke lieb gewordenen Erbauungsbücher. Aber dieser Glaube flüchtete vor dem kalten Wehen des Zeitgeistes in das stille Heiligthum des häuslichen Lebens und vermied ein kräftiges Auftreten nach außen, wodurch er sich nur neue Versuchungen bereitet hätte. So lag über der Kirche gleichsam ein schwerer Bann, den freilich nur die Treugebliebenen empfanden. „Jüngst war's öde, niemals öder Auf dem Weg nach Canaan; Kaum zog hie und da ein blöder Wandrer schüchtern seine Bahn; Tausend spotteten und drohten, Sahn sie ihn vorüberziehn; Denn der Weg schien wie verboten Und das heil'ge Land verschrien. — Zions Kinder zwar vergaßen Ihrer Stadt zu keiner Zeit; doch an Babels Wassern saßen Sie in großer Traurigkeit. An den Trauerweiden hingen Ihre Harfen, Jeder mied, In dem fremden Land zu singen Seines Herren Lob und Lied." Spitta.

Trotzdem erweckte auch in dieser trüben Zeit der Herr seine Zeugen, welche öffentlich ihr — freilich meist unverstandenes — Wort erhoben, innerhalb ihres Kreises die Herzen auf das Eine hinweisend, was noth ist. Zu ihnen gehört Hamann (1730—1788) zu Königsberg, der bei einem weltlichen Amte — dem eines Packhofverwalters — dem gläubigen Studium der heiligen Schrift sich hingab und wegen seiner an tiefsinnigen Aussprüchen reichen Schriften der „Magier der Nordens" genannt wurde. Dann der treue Matthias Claudius (1740—1815), der in eigenthümlicher scherzender Herzlichkeit und treuem Glauben ein christliches Volksblatt — den „Wandsbecker Boten" — herausgab. Zu Weimar als oberster Geistlicher neben den dortigen gefeierten Dichtern lebend und selbst dichterisch begabt, suchte Johann Gottfried von Herder (1744—1803) das verachtete Evangelium doch als die rechte Quelle darzustellen von Allem, was von den Menschen für gut und schön gehalten werde. Im Elsaß war der Prediger Oberlin (1740—1826) zu Waldbach ein wunderbares Beispiel, wie ein treuer Diener des Herrn in guten und bösen Tagen seiner Gemeinde ein geistlicher und leiblicher Helfer sein kann. Die reformirte Kirche hat gleichfalls in dem kindlichgläubigen und gebetskräftigen Arzt Jung-Stilling (1740—1817) und in dem Züricher Prediger Lavater (1741—1801) hochverdiente Zeugen der Wahrheit. Im Würtemberger Lande aber, nicht fern von Stuttgart, ward (1817) von etlichen altgläubig-frommen Seelen die Gemeinde Kornthal gegründet, die sich nach dem Vorbild von Herrnhut gestaltete und wie dieses mit wunderbar gesegnetem Fleiß für das Reich Gottes wirkte. Von Kornthal aus ward in gleicher Weise die Colonie Wilhelmsdorf bei Ravensburg errichtet, wo zuvor ein weites wüstes Moor gewesen war. Man rieth dem

Könige, die Genehmigung hierzu zu versagen, da es unmöglich sei, das Moor urbar zu machen. Der König aber sprach in richtiger Voraussicht: „Meine Pietisten werden's schon machen."

Aber angewiesen auf die eigene, oft dürftige Bildung, der gesunden Pflege durch die Kirche entbehrend, verlor sich — zumal im Schweizerlande — das noch im Volke wohnende christliche Leben in mehrfache schwere Verirrungen. In frommer Schwärmerei oder hochmüthiger Selbstverblendung warfen sich einzelne Leute niederen Standes zu Stiftern neuer Gemeinden als Trägerinnen des wahrhaftigen Glaubens auf, die jedoch meist bald wieder untergingen, und in Wildenspuch bei Zürich ließ die Bauerntochter Margaretha Peter (1823) sich von ihren verblendeten Anhängern kreuzigen, um nach drei Tagen aufzuerstehen und durch Tod und Auferstehung die Seele aus Satans Macht zu erlösen. Aber die Auferstehung erfolgte nicht, die Erlösung war nur die Ausgeburt einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Schwärmerei, die freilich ihren letzten Grund in einem unbefriedigten Verlangen nach dem Heil in Christo hatte.

Doch schon war der in Fesseln liegenden christlichen Welt die Morgenröthe einer neuen besseren Zeit aufgegangen.

---

§. 66.

Wiedererstarkung der evangelischen Kirche.

Fürsten und Völker huldigten dem Unglauben, der über Staat und Kirche hereingebrochen war. Ueber Fürsten und Völker kam darum schwere Heimsuchung, herbeigeführt durch eigene Schuld. Denn nachdem der Glaube an den lebendigen Gott untergraben war, sank auch die fromme Scheu vor allen göttlichen Ordnungen, wodurch Recht und Friede auf Erden erhalten wird. Frankreich war der Herd, von dem aus die zerstörende Flamme der Empörung und des Krieges über ganz Europa sich verbreitete. Am furchtbarsten ward das deutsche Volk von ihr betroffen. Das tausendjährige heilige römische Reich deutscher Nation brach zusammen, die deutschen Waffen sanken vor den Adlern Napoleons I., die deutschen Fürsten wurden entthront oder mußten dem fremden Gewaltherrn dienstbar werden, die deutschen Völker verspritzten ihr Blut für fremde Herrschsucht. Aber in der Schmach suchte Gott der Herr sein deutsches Volk, das nun sich auf die großen Thaten seiner Vorzeit und damit auch auf den Glauben der Väter wieder besann. Und als die gewaltigen Heere des Feindes recht sichtbar, minder durch das Schwert ihrer Gegner als durch Gottes Hand, im russischen Winter vernichtet worden waren, als in allen Gauen unser Volk sich erhob zum begeisterten Kampfe, der wieder ein freies deutsches Land und Volk schaffen sollte, da schaute es auch wieder gläubig zu dem Gott empor,

durch dessen mächtige Hülfe allein Sieg und Friede kommen konnte. Arndts zornige Schlachtgesänge mahnten wieder an den „Gott, der Eisen wachsen ließ.“ Schenkendorf konnte flehen: „Du reicher Gott, in Gnaden Schau her vom Himmelszelt.“ Körner lehrte die „wilden Jäger Lützows“ demüthig singen: „Dem Herrn allein die Ehre!“ Das Kreuz ward Schmuck der preußischen Landwehr, und ihr Wahlspruch war: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Das gläubige Vertrauen ward gekrönt. Und als nun der Feind überwunden und den Völkern der Friede gegeben war, da schlossen (1815) in herzlicher Beugung unter den König aller Könige die Herrscher von Rußland, Oestreich und Preußen — gar schön zugleich die drei Confessionen der Christenheit darstellend — den heiligen Bund, indem sie die Gebote des Evangeliums auch zur Richtschnur für die Regierung ihrer Völker zu machen gelobten. Alle Fürsten Europas traten dem Bunde bei; der türkische Sultan und — seltsam genug — der Papst weigerten den Anschluß. Wohl sind jene Gelübde, wie alle Entwürfe der Menschen, nur in unvollkommener Weise ausgeführt worden, aber doch waren sie ein bedeutsames Zeichen der Zeit, die wieder unter göttliche Autorität sich demüthigen gelernt hatte.

Indessen begannen nun neue Kämpfe auf dem Gebiete des geistlichen Lebens. Denn die frommen Ahnungen einer gewaltigen Zeit bedurften der Klärung und Bewährung, sollten sie nicht sich verflüchtigen und mit eben jener Zeit, die sie geboren, auch wieder vergehen. Das dritte Jubelfest der Reformation (1817) legte die Frage nahe, ob man denn auch noch auf dem Glaubensgrunde eines Luther stehe. Der Prediger Claus Harms († 1855) zu Kiel wandte sich in Luthers Weise und Glauben in 95 neuen Thesen an seine Zeit, und war es auch noch die Stimme eines Predigers in der Wüste, so verkündigte sie doch, daß es in der Wüste lebendig zu werden beginne.

An demselben Tage (31. October 1817) erließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Aufruf an seine lutherischen und reformirten Unterthanen, sich unter Aufgabe ihrer bisherigen confessionellen Trennung zu einer unirten — vereinigten — evangelischen Kirche zu verbinden. Zugleich ward eine neue gottesdienstliche Ordnung veröffentlicht und allmählich im ganzen Lande eingeführt, die ein mehr reformirtes als lutherisches Gepräge trug. Wohl war des Königs Wort und Absicht aus lauterer Frömmigkeit entsprungen, aber doch ein beklagenswerther Eingriff der weltlichen Macht in die freie Entwicklung der Kirche, und wie schon damals viele Gewissen verwirrt und beunruhigt wurden, so ist auch der Gegenwart viel Schmerz und Streit durch jenes Königswort bereitet worden. Denn wenn auch jeder Kirche das Fortbestehen ihres eigenthümlichen Bekenntnisses zugesichert war, so konnte doch bei der nunmehr für Lutheraner und Reformirte gemeinsamen Predigt und Sacramentsfeier thatsächlich das besondere Bekenntniß nicht zur Geltung kommen. Dazu erschien diese erkünstelte Union um so unnöthiger, als beide Confessionen bisher trotz

ihrer geschichtlich gegebenen Trennung in ungestörtem Frieden neben einander bestanden hatten. Aber es war der Zeit alles entschiedene kirchliche Bewußtsein verloren gegangen, und so nahmen die meisten Gemeinden die Union gehorsam an, jedoch ohne daß dieselbe volksthümlich geworden wäre. Wo aber bekenntnißtreue Geistliche und Gemeinden widersprachen, da ward der Widerspruch selbst mit Gewalt unterdrückt und die Auswanderung der Ungehorsamen veranlaßt. Und da eine solche Union dem oberflächlichen Beobachter als Stärkung der evangelischen Gesammtkirche gegenüber der römischen Kirche erschien, so ward sie in einzelnen anderen deutschen Ländern — Baden und Nassau und in den hessischen und bairischen Rheinländern — eingeführt.

War nun bisher im deutschen Volke jene sogenannte denkgläubige Richtung herrschend gewesen, die trotz ihrer thatsächlichen Loslösung vom Evangelium doch dem letzteren eine gemüthvolle Achtung zollte und sich daher immer noch evangelisch nannte, so begann jetzt eine wohlthätige Klärung der Anschauung und damit zugleich eine Zeit der Entscheidung, indem man zu wählen hatte zwischen herzlichem Glauben oder bewußtem und eingestandenem Unglauben. Dem letzteren verfielen alle diejenigen, welche in dem von ihnen nicht begriffenen Evangelium nur eine Fessel geistlicher und staatlicher Freiheit sahen und darum erst von der Vernichtung des Christenthums das Heil der Menschheit erwarteten. Zahlreiche Dichter und Schriftsteller sprachen diese Meinung in rückhaltloser und oft lästernder Weise aus, und der Würtembergische Privatgelehrte David Strauß († 1874) erklärte in einem sehr gelehrten Werke die Evangelien für sagenhafte Uebertreibung und Entstellung der Geschichte eines gewöhnlichen jüdischen Rabbi. Andere gingen noch weiter und bezüchtigten die Evangelisten der geflissentlichen Erdichtung nie geschehener Begebenheiten, und alle diese frevelnden Angriffe auf das göttliche Wort wurden ungescheut unter dem Volk verbreitet und nicht selten selbst den künftigen Lehrern der Kirche auf den Hochschulen vorgetragen. Und im Volke schlugen sie — zumal unter den von dem Einfluß des Familienlebens losgelösten wandernden Handwerkern und Arbeitern — gar bald Wurzel und erzeugten die alle göttliche wie menschliche Ordnung verhöhnende socialistische Bewegung. Dieselbe stellt unter Aufhebung der Ehe und des Eigenthums alle Menschen als gleichberechtigt zur Arbeit wie zum Genuß dar und will eine gegliederte Gemeinde sammeln, in welcher freilich trotz allen Scheines der Freiheit der Einzelne gerade in den zartesten und heiligsten Menschenrechten ein Knecht der Gemeinschaft werden würde. Gleichwie eine neue Religion erhob sich der Pantheismus — Vergötterung des Weltalls — und lehrte statt eines lebendigen Gottes nur ein an die Welt gebundenes und von der Welt umschlossenes Etwas, das als blinde Macht die Welt geschaffen habe und erst im Menschengeiste sich sein bewußt werde. Die persönliche Unsterblichkeit wurde meist geleugnet und alle Sittlichkeit gefährdet. All diese ungöttlichen Bestrebungen des menschlichen Geistes hatten einen nicht unbedeu-

tenden Antheil an den Empörungen, durch welche (1848) selbst die altberühmte Treue unseres Volkes irregeleitet und in beklagenswerther Weise erschüttert worden ist.

Unter solchen Verhältnissen konnten die Obrigkeiten des Staates und der Kirche die Pflicht nicht verkennen, dem gewachsenen Unglauben einen festen Widerstand entgegenzustellen. Hier und da traf man, wenn auch mit Vorsicht und Schonung, die geeigneten Maßregeln, das vergessene Bekenntniß und die zertrümmerten Ordnungen der Kirche wieder zur Geltung zu bringen. Aber dies reizte auch den Widerstand derer, an welchen nothgedrungen solche Zucht geübt werden sollte. Als daher in Preußen unter Führung glaubensloser Prediger — vor Allen Uhlichs († 1872) aus Pömmelte bei Magdeburg — sich ein Verein von Lichtfreunden gebildet hatte, die freilich Feinde waren des „wahrhaftigen Lichtes, welches alle Menschen erleuchtet" (Joh. 1, 9.), erwuchsen aus ihnen (1845) die sogenannten „freien Gemeinden," die mit steigender Offenheit auch die letzten Reste christlicher Erinnerungen wegwarfen und in den anmaßenden Reden ihrer „Sprecher" doch nur die trostloseste Glaubensleere verriethen. Zusammengehalten allein durch die Feindschaft wider das Evangelium, selbst staatsgefährlicher Zwecke verdächtig, haben diese Gemeinden an einzelnen Orten in Folge öffentlichen Verbotes ein Ende genommen, an anderen, wo ihnen schonende Duldung zu Theil ward, nur ein kümmerliches Dasein gefristet und gerade dadurch ihre innere Haltlosigkeit gezeigt.

An und neben diesen Gegensätzen erstarkte aber auch Zahl und Muth der bekenntnißtreuen Glieder der Kirche. Und seitdem der reformirte Prediger und Professor Schleiermacher (1768—1834) zu Berlin — in seiner Jugend angeweht von dem frommen Geiste der Brüdergemeinde — die christliche Lehrwissenschaft zu einer gläubigen und demüthigen Auffassung des göttlichen Wortes zurückgeführt hatte, und in seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" den Apologeten der alten Kirche ähnlich geworden war, erstand der Kirche ein neues Geschlecht begabter und gesegneter Streiter, welche unter geistvoller Anwendung aller Hülfsmittel der Wissenschaft das Banner des Glaubens hoch emporhielten und in öffentlichen Vorträgen wie in vielgelesenen Schriften das Evangelium wider seine Feinde vertheidigten und seinen Freunden verständlicher machten. Selbst die Philosophie wandte sich durch ihre Meister Schelling († 1854) und Hegel († 1831) trotz ihrer verschlungenen und erkünstelten Gedanken und Ausdrücke der Anerkennung einer göttlichen Offenbarung zu, was immerhin ein Fortschritt gegen früher war und manchem Jünger der Wissenschaft eine Brücke zum Glauben an Christum sein mochte. Auch die Naturwissenschaft legte die langjährige Verachtung der heiligen Schrift ab und gestand, daß die Ergebnisse ihrer Forschungen dem Inhalt der göttlichen Offenbarung mehr und mehr sich näherten. Männer wie Henrik Steffens in Berlin († 1846) und G. H. v. Schubert in München († 1860) zeigten,

daß man ein großer Naturforscher und zugleich ein gläubiger Christ sein könne. Auch die Dichtung begann wieder eine christliche zu werden, und das geistliche Lied fand vornehmlich in den Predigern Albert Knapp († 1864) und Carl Gerok zu Stuttgart, Philipp Spitta († 1860) zu Burgdorf in Hannover und Julius Sturm zu Köstritz, in dem hochgestellten Rechtsgelehrten Victor v. Strauß zu Bückeburg und dem greisen Ernst Moritz Arndt († 1860) zu Bonn eine Reihe von Sängern, die ihre Harfen dem Lobe des Herrn weihten. Dazu arbeitete man wieder auf Einführung neuer Gesangbücher hin, welche den Glauben und die Lieder der Väter enthielten, und die gesegneten Erbauungsbücher der früheren Zeit wurden in zahlreichen neuen Ausgaben verbreitet, wie sie denn auch in den trübsten Jahren nicht ganz aus den Häusern der Bürger und Landleute verschwunden waren.

Nun aber hat auch für die Gläubigen jede Zeit ihre eigenthümlichen Versuchungen, denen zuweilen sonst gesegnete Werkzeuge Gottes unterliegen. Und für den gläubigen Prediger ist der Glanz seiner Gaben und der Erfolg seines Wirkens gerade dann um so versuchungsreicher, wenn er ohne Gehülfen den Streit für das Reich Gottes zu bestehen hat und das letztere gleichsam in seiner Person zu vertreten scheint. Ein warnendes Beispiel dieser Art ist der hochangesehene Prediger Stephan zu Dresden, der viele Jahre hindurch der Mittelpunkt für die Gläubigen jener Gegend war. Als seine nächtlichen Versammlungen bedenklich wurden und schweren Verdacht erzeugten, schritt die Obrigkeit wider ihn ein. Er aber erklärte das lutherische Bekenntniß für gefährdet und forderte alle seine Anhänger zur Auswanderung nach Amerika auf, dort ungehindert unter seiner Leitung als reine lutherische Gemeinde sich zu gestalten. Fortgerissen von der Macht seiner Persönlichkeit, folgten ihm (1838) etwa sechshundert Personen sammt einer Anzahl von Geistlichen, als ihrem nunmehrigen Bischof. Als er aber schon auf dem Schiff als Ehebrecher entlarvt ward, trennte sich seine Gemeinde von ihm, und er selbst kam im geistlichen und leiblichen Elend um (1846), den Feinden der Kirche ein Spott, ihren Freunden ein ernstes Zeugniß menschlicher Schwachheit und göttlicher Gerechtigkeit.

Ungehindert durch den Widerspruch seiner Gegner wie durch Fehlgriffe seiner Vertheidiger, entfaltete das wieder laut und lauter gepredigte Evangelium seine sichtende und treibende Kraft an der ganzen Zeit. Eng und brüderlich schlossen sich die bekenntnißtreuen Gliedern der Kirche an einander, aus ihrer bisher vereinsamten Stellung heraustretend. Unter sich wohl noch in manchen Fragen verschiedener Auffassung, wußten sie sich wieder als Glieder ihrer — sei es lutherischen oder reformirten — Kirche und machten daher auch den eigenthümlichen Charakter derselben geltend. So war es natürlich, daß sich zugleich mit der Rückkehr zum Glauben an das Evangelium auch eine Rückkehr zu dem besonderen kirchlichen Bekenntniß mit wachsender Entschiedenheit geltend machte. Aber diese Entschiedenheit des kirchlichen Bewußtseins vertrug sich nicht mit der

Union, die ja ein Festhalten des besonderen kirchlichen Bekenntnisses nicht gestattete. So entbrannte in Preußen der nie ganz unterdrückte Streit wider die Union in erneuter Stärke, jedoch in verschiedener Weise. Denn während die Mehrzahl der preußischen Lutheraner sich dahin entschied, im Gehorsam gegen das vierte Gebot die Union zu ertragen und nur durch fortgesetztes Zeugniß auf ihre Lösung hinzuwirken, fühlten sich Andere verpflichtet, aus der unirten Kirche ganz auszuscheiden und von der Staatsregierung unabhängige lutherische Gemeinden zu gründen. So entstanden unter vielen Opfern und selbst Verfolgungen (1845) die separirten — getrennten — lutherischen Gemeinden in Preußen, die sich ein Oberkirchencollegium zu Breslau als Kirchenregiment bestellten. Aehnliches geschah in Nassau und Baden.

Auch die einzelnen Landeskirchen traten sich näher, verbunden durch gleiches Streben und gleiche Gefahren. Als (1848) der Abgrund aufgedeckt ward, an welchen ein Volk durch Glaubenslosigkeit geführt wird, vereinten sich die Freunde der Kirche aus allen Ständen zu jährlich wiederkehrenden Versammlungen — Kirchentagen — zum Austausch der Gedanken und zu gemeinsamer Arbeit am Reiche Gottes. Auch beschickten die einzelnen Staaten zu wiederholten Malen die „kirchlichen Conferenzen" zu Eisenach durch Abgeordnete, zur Einigung in kirchlichen Ordnungen zu gelangen, und die seitdem fast überall angeordnete Fürbitte für das gesammte deutsche Vaterland als Einschaltung in das Kirchengebet ist eine schöne Frucht jener Besprechungen.

Hatten sich zumal in den niederen Volksschichten die traurigen Folgen des langgehegten Unglaubens als Roheit und Verwilderung der Sitte überhaupt wie insbesondere des Familienlebens gezeigt, so entsprang aus dem wieder lebendig gewordenen Glauben auch die barmherzige Liebe, die den Armen das Evangelium bringen will. Aber eben weil es der freie Drang der Liebe war, äußerte sich dieses Streben nach rettenden Liebesthaten nicht in öffentlichen Verordnungen, sondern in dem Zusammentreten Gleichgesinnter zu wohlthätigen Vereinen verschiedener Art. Man faßt diese rettende Liebe zu den geistlich Armen innerhalb der Christenheit im Gegensatz zu der Verkündigung des Reiches Gottes in der Heidenwelt unter dem Namen der inneren Mission zusammen, welche nun ebenso wie die Heidenmission zu einer unabweisbaren Pflicht jedes Gläubigen geworden ist. Diese Vereinsthätigkeit unter Anregung und Leitung ausgezeichneter Männer und Frauen hat schon Großes geschaffen und selbst die Theilnahme der Fürsten erregt, wie es kaum je geschehen ist. Sie erzeugte zunächst eine große Zahl sogenannter Rettungshäuser zur Erziehung von Kindern, die unter dem Druck leiblicher und geistlicher Verkommenheit Gefahr liefen, dem Reiche Gottes verloren zu gehen. Daran reihten sich die Diaconissenhäuser, welche den Kranken neben der leiblichen zugleich geistliche Pflege boten und ihre Dienerinnen auch in die Häuser zu gleicher Thätigkeit sandten, und die Brüderhäuser, welche für Gefängnisse und Strafanstalten christlich ernste Aufseher er-

ziehen. Die hervorragendsten Anstalten dieser Art sind die Diaconissenhäuser zu Kaiserswerth am Rhein unter Pastor Fliedner († 1864) und zu Neuendettelsau in Baiern unter Pastor Löhe († 1872), sowie das vielumfassende „rauhe Haus" bei Hamburg unter Wichern. Und zahllos fast sind die Vereine und Anstalten, welche in dieser Weise zur Uebung irgend einer frommen Pflicht der Liebe gegründet wurden und noch fort und fort gegründet werden. Ohne Beispiel in der Geschichte steht die großartige Fürsorge da, welche während der Kriege in Schleswig (1864), in Oestreich (1866) und Frankreich (1870/71) auf die geistliche und leibliche Pflege der streitenden wie der verwundeten und sterbenden Krieger verwendet worden ist. Das „rothe Kreuz" war das geweihte Zeichen, unter welchem mitten in blutigen Kampf die christliche Liebe ihre tröstende und helfende Kraft entfaltete. Diese innere Mission hat zugleich dem weiblichen Geschlechte einen schönen und seinen Gaben angemessenen Wirkungskreis im Reiche Gottes geöffnet und erscheint somit wie eine evangelische Veredlung des katholischen Klosterwesens. Indessen haben nicht mit Unrecht einsichtsvolle Männer ihre Stimme erhoben und gewarnt ebenso vor eitler Vielgeschäftigkeit, wobei die innere Sammlung des eigenen Herzens gefährdet wird, wie vor hochmüthigem Herabsehen auf Andere, die innerhalb der gewöhnlichen Lebensverhältnisse ihren Beruf haben und in diesem dem Herrn dienen.

---

§. 67.

Die evangelische Mission.

Die Heidenmission ward unter den lutherischen Kirchen zuerst von der schwedischen beachtet und geübt, indem dieselbe (1559) auf Veranlassung des Königs Gustav Wasa die schon im Mittelalter begonnene Mission unter den Lappen wieder aufnahm. Dieses arme und fort und fort der rauhen Natur sein Leben abringende Volk zeigte gerade in seinem einfachen Naturzustand viel religiöse Empfänglichkeit, aber die früheren Missionsversuche hatten nichts als die Einführung weniger äußerer christlicher Gebräuche erreicht, da das unstete Leben der einzelnen Stämme und Familien alle Pflege der Kirche durch Zucht und Lehre unmöglich machte, und so bestand die Religion der Lappen nur in unseliger Knechtung durch die Zauberer, die das ganze Volk in unlösbaren Banden hielten. Nachdem auch der große Gustav Adolf diese Mission begünstigt, errichtete endlich (1716) der Dänenkönig Friedrich IV. — als König von Norwegen zugleich Herr über den größten Theil von Lappland — zur völligen Christianisirung dieses Landes eine eigene Missionsanstalt in Drontheim, zu deren Leitung der Pastor Thomas von Westen (1682—1727) zu Wedöen berufen ward. Dieser Mann hatte anfänglich mit seiner in todtem Glauben erstarrten Gemeinde und selbst mit seinen Oberen viel Streit gehabt, da er mit jugendlich kräftiger

Entschiedenheit ein lebendiges Glaubensleben forderte, allein seine Liebe überwand das Böse mit Gutem und gewann die erst so widerspenstigen Gemüther in solchem Maaße, daß sie ihn nun um keinen Preis verlieren wollten. Mit Thränen sahen sie ihn scheiden, mit Thränen riß er sich los, in dem Ruf des Königs Gottes Ruf erkennend. Nun durchzog er dreimal das unwirthbare Lappland, kämpfend mit dem Mißtrauen und Haß des von seinen Zauberern aufgeregten Volkes, gefährdet selbst durch die Schrecknisse der Natur. Auch hier überwand er den Haß, die Lappen gewannen ihn lieb wie einen Vater, Kirchen erstanden in bis dahin fast unzugänglichen Gegenden, und er durfte endlich zur Ehre Gottes bekennen, jeder Finnmann habe auf seinen Zügen „das heilige Buch im Busen, Gott im Munde, Christum zum Freunde." Unter seiner Leitung bildeten sich zu Drontheim Männer, die das so schön begonnene Werk fortsetzten. Als er starb, hatte er all seine Habe im Dienst der Mission aufgewendet und hinterließ nicht einmal, wovon er bestattet würde. Aber die Lappen trauerten, wie sie sagten, um den „Lector, der den Finnmann lieb gehabt habe."

Zu derselben Zeit unternahm der Pastor Hans Egede (1686—1758) aus Wogen in Norwegen eine Missionsfahrt zu den fernen Grönländern, die unter Europas Kämpfen und Stürmen ganz vergessen worden waren. Unter unsäglichen Mühen ausharrend, von der Heimath nicht unterstützt, wanderte der treffliche Prediger durch die Eisfelder Grönlands, in die ärmlichen Hütten der Eskimos den Reichthum Christi bringend. Als seine Gefährten — dänische Kaufleute — das Land verließen, kamen drei von der kaum gegründeten Brüdergemeinde gesendete Missionare zu ihm. Endlich übergab er die nun gesicherte Mission seinem Sohne Paul und gründete unter Unterstützung des Königs ein Missionshaus zu Kopenhagen, dem er bis an sein Ende vorstand. Noch heute blüht, was er begonnen.

König Friedrich gedachte aber auch seinen ostindischen Unterthanen in der Colonie Trankebar das Heil in Christo verkündigen zu lassen. Doch wie ihm überhaupt die Anregung zu seiner Missionsthätigkeit durch den deutschen Pietismus gekommen war, so forderte er auch von dem hallischen Waisenhaus Männer, die Christum lieb hätten und bereit wären zum schweren Missionsdienst. Da ward ihm ein noch sehr junger Gottesgelehrter — Bartholomäus Ziegenbalg (1683—1719) aus Pulsnitz in Sachsen — gesendet sammt noch einem Gehülfen, die das Werk getrost beginnen wollten. Den Mann aber hatte sich der Herr durch Freud' und Leid besonders erzogen. Der Vater war ihm frühe in Folge einer Feuersbrunst gestorben, die Mutter hatte den Kindern als besten Schatz nur eine Hausbibel hinterlassen, darin „jedes Blatt mit ihren Thränen benetzt war", und der ernst gewordene Jüngling hatte auch noch durch den Spott seiner leichtfertigen Jugendgenossen hindurchgehen müssen. Seine geistliche Erziehung ward vollendet durch Franckes Leitung in Halle. Als er nun sich anschickte, nach Ostindien zu gehen, staunte man und spottete, in dem be-

müthigen Mann eitlen Golddurst vermuthend. Dazu war das Missionswerk den Leuten noch zu fremd und ungewohnt, und der Erfolg schien gar unsicher. Aber Ziegenbalg erklärte freudig, auch Eine Menschenseele dem Herrn zu gewinnen, wiege schon alle Mühen auf. Getrosten Muthes landete er in Indien, wo ein buntes Völkergewimmel sein unermeßlich Arbeitsfeld war. Und damit er tüchtig werde, reiche Garben zu sammeln, ging er zuerst mit den Hindukindern zur Schule, die Landessprache zu erlernen. Nachdem er aber dieselbe und mit ihr zugleich die weisen Bücher der Hindu rastlosen Fleißes studirt hatte, predigte er Heiden und Muhamedanern das Evangelium und zeigte dabei eine wunderbare Weisheit, sie zu gewinnen. Unerschrocken trat er selbst mit Drangebung seines Lebens ihnen entgegen, wenn sie drohend von ihm Achtung ihrer Götter forderten, und immer entwaffnete sein Muth ihren Zorn. Die Weisen beider Religionen mußten sich vor ihm beugen, wenn er in seiner offenen und doch milden Weise sich mit ihnen unterredete. Predigte er den Christen, standen die Heiden an Thür und Fenstern des Gotteshauses, auch zuzuhören. Aber die königlichen Beamten der Colonie widerstrebten ihm, vielleicht meinend, das Volk werde fügsamer der fremden Herrschaft sich unterwerfen, wenn man ihm die väterliche Sitte und Religion lasse. Die Missionare litten oft Mangel an aller Nothdurft; einmal ward sogar Ziegenbalg in das Gefängniß gesetzt, wo er indeß — wie Luther auf der Wartburg — die Bibel in das Tamulische zu übersetzen begann. Um aber auch in Europa die noch immer zweifelnden Gemüther aufzuklären und zu gewinnen, reiste er selbst dahin und ward von dem Könige mit Auszeichnung aufgenommen. Nach Ostindien zurückgekehrt, setzte er dort sein Werk fort, bis er in Folge seiner rastlosen Anstrengungen frühem Tode erlag. Dem Sterbenden war, als würde Alles hell vor seinen Augen. Die Umstehenden sangen: „Jesus meine Zuversicht.“ So schied er.

Seine Bibelübersetzung ward von dem Missionar Schulz vollendet, der zugleich einen neuen gewaltigen Heidenboten für die Kirche gewann. Das war Christian Friedrich Schwartz (1726—1798) aus Sonnenburg in Brandenburg. Auch dieser war wie Ziegenbalg schon im Elternhause fromm erzogen worden, wie denn seine Mutter auf dem Todtenbette ihn zu einem Diener des Herrn bestimmt hatte, und die von Halle ausgehende fromme Anregung hatte auch ihn ergriffen. Noch im jugendlichen Alter erlernte er auf des inzwischen heimgekehrten Schulz Veranlassung die tamulische Sprache und ging bald selbst als Missionar nach Ostindien. Als er gelandet, scheiterte das Schiff, auf dem er gekommen war. Nun durchzog er das weite Land, Ziegenbalgs würdiger Nachfolger, die Seelen suchend und mit wunderbarer Gewalt gewinnend. Ein indischer Fürst bestellte ihn zum Vormund seines unmündigen Sohnes. Ein vornehmer Hindu sprach zu ihm: „Du bist ein Priester Gottes für alle Völker.“ Auch an die rohen europäischen Soldaten wandte er sich. Einen unter ihnen, der grau geworden war in des Königs Waffendienste, fragte er: „Wie lange

dienst du dem Herrn Jesu?" — „Ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten," war die traurige Antwort des im tiefsten Herzen getroffenen Mannes. Da Schwartz als hochbetagter Greis des Todes Nähe fühlte, sang er noch: „O Haupt voll Blut und Wunden." Dann brach er zusammen und verschied. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch ist er ein Diener der Mission gewesen.

Die lutherische Kirche des deutschen Landes hatte über den eigenen äußeren und inneren Kämpfen ganz den Beruf vergessen, auch ihrerseits eine Missionskirche zu sein. Aber sie ermannte sich zum Eingang des gegenwärtigen Jahrhunderts, erweckt durch das Vorbild des Auslandes. Einsam zwar noch, aber reichgesegnet, errichtete (1800) der Prediger Jänike († 1827) zu Berlin ein Missionshaus, aus welchem mehr denn fünfzig Heidenboten ausgingen. Auch sein Amtsnachfolger Goßner († 1858), der zuvor ein Priester der römischen Kirche gewesen war und nun das reine Evangelium in und außer der Kirche verbreiten wollte, leitete ein eigenes Missionsinstitut. Unter solchen Anregungen trat endlich (1823) zu Berlin eine eigene Missionsgesellschaft zusammen, desto kräftiger das heilige Werk zu treiben. Unter den von Berlin Ausgesandten hat sich insonderheit Carl Gützlaff († 1851) aus Pommern durch die Kühnheit und Weisheit ausgezeichnet, mit der er in die sonst für Europa so verschlossenen Reiche China und Japan eindrang. Mit Paulus den Heiden ein Heide, nahm er im Aeußeren chinesische Sitte und Kleidung an, desto leichter des mißtrauischen Volkes Vertrauen zu gewinnen. Zugleich schloß er sich ganz an England an und ließ sich sogar als Vertreter des englischen Reiches in China anstellen, um einen kräftigen Schutz hinter sich zu haben. So entzündete sich eine mächtige christliche Bewegung in China; eine seit Jahren das chinesische Kaiserhaus bedrohende Aufruhrpartei verkündete sogar eine neue christlich klingende Lehre. Aber gerade diese Empörung bezeugte an sich schon, wie wenig ihre Unternehmer vom wirklichen Christenthum verstanden. Indessen hat England schon früher (1842) und neuerlich (1860) im Bunde mit Frankreich durch die Einnahme von Peking die Zulassung der Europäer erzwungen und somit auch der Mission neue Aussichten eröffnet, wenn gleich die von weltlichen Absichten hervorgerufenen Kämpfe und Verträge dieser Art die reine Sache des Evangeliums trüben und hindern müssen. Mit Japan versucht eben die junge deutsche Flotte Verbindung anzuknüpfen, die auch dem Evangelium Bahn brechen könnte in jenem Inselreich.

Aehnlich wie Gützlaff ist auch der von Berlin ausgegangene Rhenius († 1838) in Ostindien ein gesegneter Verkündiger des Evangeliums gewesen.

Eine neue Missionsgesellschaft entstand (1829) in dem auch sonst kirchlich so bedeutsamen Wupperthale zu Barmen, welche ähnlich wie die Berliner auf der Union ruhte und ihre Boten meist in das westliche Afrika sandte. Wohl traten ihnen hier theils in dem für die Fremdlinge oft tödtlichen Klima, theils in dem Stumpfsinn der Bewohner unendliche Hemmnisse entgegen, aber wie

beim Sturm eines feindlichen Bollwerkes, so traten auch hier statt der Unterliegenden nur immer neue Missionsboten in die Reihe der Kämpfer, und die endlich an nicht wenig gewonnenen Afrikanern gemachten schönen Erfahrungen lohnten reichlich die aufgewendete Anstrengung und verhießen noch reicheren Segen in der Zukunft.

Mehr zu lutherischem Gepräge sich hinneigend, bildete sich (1836) eine norddeutsche Missionsgesellschaft, deren Mittelpunkt Hamburg ist. Entschieden lutherisch aber ist die Dresdener Missionsgesellschaft (seit 1836), die ihr eigenes Missionshaus zu Leipzig im Anschluß an die dasige Universität errichtet hat. Ihr sind auch die meisten lutherischen Landeskirchen Deutschlands sowie die Lutheraner in Schweden und in den russischen Ostseeprovinzen beigetreten. Ihre Missionare haben das von einem Ziegenbalg und Schwartz begonnene Werk fortgesetzt und die ganze Gegend von Madras mit einem Netz lutherischer Missionsgemeinden überzogen. Zu diesen allen kommt das großartige lutherische Missionsinstitut zu Hermannsburg in Hannover, das von P. Ludwig Harms († 1865) gegründet wurde und jetzt der Leitung seines Bruders Theodor Harms untersteht. Es hat zuerst unter den Zulukaffern auf Afrika's Südostküste eine große Zahl blühende Stationen errichtet, aber auch nach Ostindien, Neuholland und Nordamerika Missionare gesendet und ein eignes Missionsschiff — die Kandaze — erbaut.

Das alte Bundesvolk Israel war viele Jahrhunderte lang aller Völker Spott gewesen, aber seine Bekehrung war weder von den Christen versucht noch von ihm selber ersehnt worden. Da ward (1728) zu Halle eine besondere Mission für Israel begründet, von welcher ausgesendet der Missionar Stephan Schulz († 1776) die ganze alte Welt durchzog und den Juden ihren Messias verkündigte. Wenn er auch kaum einen Erfolg erreichte und jene Mission einging, so ward doch die Pflicht fortgesetzter Judenmission, gestützt auf die göttlichen Verheißungen, nicht vergessen. Zu London und Berlin bildeten sich eigne Missionsgesellschaften für Israel, und auch der Dresdner Missionsverein hat die Bekehrung der Juden unter seine Aufgaben aufgenommen. Von den genannten Orten aus werden geeignete Persönlichkeiten als wandernde Prediger auf Messen und Märkte gesendet, dort mit Israeliten sich zu unterreden und Missionsschriften auszutheilen, und auch besondere Missionsstationen inmitten zahlreicher jüdischer Bevölkerungen errichtet, wie dies mit hervorragendem Erfolg in der südrussischen Provinz Bessarabien geschehen ist. Uebrigens ist das Judenthum der Gegenwart — ähnlich wie in den Tagen der Menschwerdung Christi — in zwei Richtungen gespalten, davon die eine starr am Alten hängt und die andere mit dem väterlichen Glauben mehr oder minder gebrochen hat. Das hieraus entstandene Gefühl des Nichtbefriedigtseins hat nicht wenige Israeliten dem Evangelium zugeführt und Manche unter diesen sind — wie der früher erwähnte

Kirchengeschichtschreiber August Neander — eine Zierde und Stütze der Kirche geworden.

Aber auch in dem gelobten Lande sollte eine deutsche Kirche erbaut werden. Alle christlichen Confessionen hatten dort ihre Klöster und Capellen, nur die evangelischen nicht. Da vereinten sich (1841) König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die Königin Victoria von England zur gemeinsamen Begründung eines protestantischen Bisthums zu Jerusalem, welches die heimathlichen Kirchen dort würdig vertrete und zugleich als Missionsstation für Juden und Araber gelte. So steht nun auf Zion ein evangelisches Gotteshaus, ein Diaconissenhaus für kranke Pilger daneben; Schulen für Unterweisung eingeborener Kinder sind errichtet und haben das Vertrauen der Bevölkerung. Auch in vielen anderen Orten des Morgenlandes sind seitdem evangelische Gemeinden und Kirchen entstanden, und ist auch der Haß der Muhamedaner gegen die „Ungläubigen" dadurch nur gewachsen, wie er sich denn (1860) in einem furchtbaren Blutbade im Libanon Luft gemacht hat, so deutet doch die geistige und nationale Erschlaffung der Türkei darauf hin, daß das Morgenland doch einst durch die geistige Macht des Christenthums werde erobert werden, nachdem es in der Zeit der Kreuzzüge dem Schwert der Christen widerstanden.

Die Völker reformirten Bekenntnisses — Engländer und Holländer — hätten in ihren zahlreichen Colonien und mächtigen Flotten hinreichend Gelegenheit gehabt, Heidenboten zu senden und zu schützen. Aber lange Zeit verwalteten sie ihre auswärtigen Besitzungen nur um Gewinnens willen und versäumten das Seelenheil ihrer heidnischen Unterthanen. Doch nachdem die Holländer auf den Inseln Ostindiens auch das Evangelium auszubreiten begonnen hatten, was sie mit der ihnen eigenen ruhigen Ausdauer bis heute fortsetzen, entzündete sich auch in England ein lebhafter Missionseifer, der mit großer Rührigkeit und reichen Mitteln für die Erweiterung des Reiches Gottes thätig ist. Früher schon war den rothen Indianern Amerikas die Botschaft von Christo gebracht worden, und der treffliche John Eliot († 1690) hatte ihrer mehr denn tausend bekehrt. Seitdem war unter den Kämpfen und Bestrebungen der einzelnen englischen Kirchenparteien immer eine gewisse Missionsthätigkeit geübt worden, doch ohne Zusammenhang und kräftiges Auftreten. Nun aber erließ (1794) der achtzigjährige Prediger David Bogue zu Gosport einen allgemeinen Aufruf zur Heidenmission, der dem ganzen Volke durch's Herz ging und die sonst so schroff getrennten Parteien wunderbar vereinigte. Es trat (1795) zu London eine allgemeine Missionsgesellschaft zusammen, den Heiden unter Beiseitsetzung aller menschlichen Lehrunterschiede das Evangelium einfach so zu verkündigen, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist. Ein Jahr später ward ein eigenes Missionsschiff nach den kaum entdeckten Inseln der Südsee entsendet, an dessen Bord sich achtzehn Missionare befanden. Doch lange schien das begonnene Werk zu scheitern an der Eigenthümlichkeit eines Volkes, das mit einer gewissen kinderhaften

Unschuld auch einen allen ernsten Dingen abgeneigten Leichtsinn und ungezügelte Sittenlosigkeit verband. Aber das Ausharren der Missionare ward belohnt, indem König Pomare von Tahiti Christ wurde und auch die vollständige Bekehrung seines Volkes veranlaßte. Er starb (1821) mit dem Bekenntniß: „Jesus Christus allein.“ Was er begonnen, ward wenig Jahrzehnte später durch die Zudringlichkeit der Franzosen wieder an den Rand des Abgrundes gebracht. Auf päpstliche Veranlassung landeten katholische Missionare, die protestantischen Insulaner dem römischen Stuhl zu unterwerfen. Als diese zurückgewiesen wurden, landeten französische Kriegsschiffe und erzwangen mit roher Gewalt die Anerkennung französischer Hoheit und die Zulassung katholischer Missionare. So ward dort der aufblühende Garten Gottes von einem christlichen Volke selbst wieder verwüstet. Uebrigens befinden sich jetzt auf vielen Inseln Australiens Missionsstationen und in Folge der zahlreichen europäischen Einwanderungen auch englisch-hochkirchliche und — namentlich zu St. Adelaide — deutsch-lutherische Gemeiden.

In gleicher Weise sind von England Missionare nach Ostindien ausgegangen, neben den deutschen dort zu wirken, und drei Bisthümer bestehen — zunächst freilich mehr für die dort lebenden Engländer in jenem Lande. Lange Zeit sah die englisch-ostindische Compagnie als die Herrin des Landes mißgünstig dem Missionswerke zu, indem sie von einer geistigen Ausbildung der Hindu Gefahr für ihre Herrschaft fürchtete. Seitdem aber (1857) ein furchtbarer Aufstand der muhamedanischen Bevölkerung die englische Herrschaft fast dem Untergange nahe gebracht hat, ist die Regierung des Landes in die Hand der Königin übergegangen und somit mehr Aussicht auf thatkräftige Unterstützung der Missionare vorhanden. In jenem Aufstand sind — wie kurz nachher bei einem ähnlichen in den holländischen Colonieen — auch viele Missionare ein Opfer des Volkshasses geworden, doch blieben die deutschen durch die gesicherte Lage ihrer Stationen verschont.

Besonders erfreulich waren die Erfahrungen der englischen Missionare auf der Insel Madagaskar, wo sich (1869) die Königin taufen und darnach feierlich krönen ließ. Während der Krönung lag neben ihr auf einem goldenen Tische eine Bibel in madagassischer Uebersetzung, und mit Bezug hierauf hielt sie eine Ansprache an die Versammlung, worin sie volle Freiheit des Bekenntnisses — also auch des christlichen — verkündete. Seitdem breitet sich dort das Evangelium aus und zählt bereits eingeborene Prediger und Lehrer.

Dem Vorbild Englands folgend, entwickelte auch die protestantische Kirche Nordamerikas eine rege, wenn auch zuweilen von methodistischem Parteisinn getrübte Missionsthätigkeit, indem sie (1810) eine eigene Missionsgesellschaft zu Boston errichtete, der dann andere nachfolgten. Ihre Missionare wandten sich vorzugsweise in die türkischen Provinzen, in der erstarrten griechischen Kirche durch Predigt, Austheilung des göttlichen Wortes und Errichtung von Schulen

das Evangelium zu verkündigen. Verhältnißmäßig gering waren ihre Erfolge unter der indianischen Bevölkerung des eigenen Landes, welche ihren einfachen Glauben an den „großen Geist" nicht vertauschen mochte mit der Lehre der „Blaßgesichter," in denen sie nur Fremdlinge und Räuber ihres Eigenthums sahen.

Die Schweiz errichtete (1816) zu Basel eine reichgesegnete Missionsanstalt, die, nahe an Deutschland gelegen und von diesem reich unterstützt, Großes geleistet hat. Ihre Glaubensboten gehen vornehmlich nach Afrikas Westküste, wo sie unlängst (1869—73) während des Krieges der Engländer gegen die wilden Aschanti muthig ausharrten und auch als Gefangene die Achtung der Heiden erzwangen und den Schirm des Höchsten erfuhren. Auch Frankreich begründete (1824) zu Paris einen Verein zu gleichem Zweck.

So hat denn durch die vereinte Macht aller ihrer Völker und Zungen die evangelische Kirche alle Theile der Erde mit ihren Missionen erfüllt, und man zählt in ihr gegenwärtig an viertausend Missionare auf fast zweitausend Stationen. Neben den theologisch gebildeten Missionaren arbeiten — namentlich auf den Hermannsburger Missionen — auch viele Handwerker, mit der Lehre zugleich die Kunst und Gesittung der Christen in die Heidenwelt verpflanzend. Von Lehrerweisheit geleitet, schildern die Missionare den Heiden zumeist das Leben des Herrn mit seinen Wundern, anknüpfend an die in jedem Volke schlummernde Sehnsucht nach einer Erlösung. Daneben errichten sie Schulen und Waisenhäuser für die Jugend, deren Erziehung von den Heiden ganz vernachlässigt zu werden pflegt. Da in vielen Ländern Missionare verschiedener Kirchen neben einander arbeiten, so ist es freilich nicht immer leicht geworden, den inneren Frieden zu bewahren und sich wie Paulus „zu freuen, wenn nur Christus gepredigt wird." Aber doch haben die Missionare meist die Brüderlichkeit unter einander bewahrt und gegenseitig sich gefördert und unterstützt.

Der Mission verwandt war die von England ausgehende Anregung auf Abschaffung des Sclavenhandels, der seit drei Jahrhunderten eine Schmach der Christenheit ist. Das Hauptverdienst hiervon hat der Engländer John Wilberforce († 1833), in welchem der Herr den Gedanken an ein solch Liebeswerk schon erweckte, als er noch ein Knabe war. Zum Jüngling gereift und als Vertreter in das Parlament gewählt, stellte er hier den Antrag, es solle die Sclaverei abgeschafft werden. Wohl fielen ihm viel treffliche Männer zu, aber jene unchristliche Sitte war so mit dem englischen Handel und Colonialwesen verflochten, daß der Antrag durchfiel. Doch unermüdet brachte ihn der wackere Wilberforce immer wieder ein, und nach langjährigem Kampfe siegte er, kurz bevor er aus dem Leben abgerufen ward. Das englische Volk traf Anstalten zum Loskauf aller Sclaven und begründete aus den Befreiten die auch als Missionsplatz für Afrika wichtige Negercolonie Liberia auf Afrikas Westküste, alle christlichen Mächte verbanden sich zur Unterdrückung des schimpflichen Handels, und englische Kriegsschiffe kreuzten im Ocean, alle Sclavenausfuhr zu hindern.

Zwar hat die List der Menschen und der Mangel an sittlicher Energie immer noch bewirkt, daß jährlich viele tausend Sclaven in Amerika eingeführt werden, aber ein Großes ist schon dadurch gewonnen, daß die christlichen Staaten jenen Handel als einen Frevel bezeichnet und somit gezeigt haben, das milde Evangelium müsse maßgebend sein für das Leben der Völker.

Nicht minder sind den Missionsvereinen die Bibelgesellschaften verwandt, deren erste (1804) durch einen englischen Geistlichen gegründet ward, als er bemerkte, wie ein großer Theil des Volkes zu arm sei, eine Bibel zu kaufen. Seitdem entstanden in allen größeren evangelischen Ländern Vereine, die Bibel zu verbreiten gegen geringe oder gar keine Bezahlung. Viele Millionen Bibeln sind seitdem in fast zweihundert verschiedenen Sprachen gedruckt und verbreitet worden. Die englischen Gesellschaften haben jetzt die Apokryphen ausgelassen, aber den deutschen hat es bis jetzt bedenklich erscheinen wollen, die einmal im Volke bekannten Apokryphen aus der Bibel zu entfernen, zumal jede Ueberschätzung derselben durch Luthers Eingangsworte verhindert wird.

Und so ist denn unserer Zeit gerade in dem Vereinswesen eine Eigenthümlichkeit verliehen, deren Segen außer in dem Wirken nach Außen sich auch zurückwendet auf die Vereinsglieder, für welche ihre Arbeit selbst eine Stärkung ist in der Liebe zur Kirche wie in der Erkenntniß des Heiles.

---

§. 68.

Die erneuerte Brüderkirche.

Die altehrwürdigen Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder hatten unter vielfachem Druck doch als die „Stillen im Lande" ein anspruchloses und gesegnetes Dasein behauptet und nicht lange nach ihrem Entstehen die Reformation Luthers freudig begrüßt, ohne jedoch ihre alten Ordnungen zu verlassen. Vielmehr erließen sie (1616) auf Grund ihrer herkömmlichen Sitten eine neue, von allen ihren Gemeinden angenommene Kirchenordnung. Aber ihre Gegner begannen immer wieder die Verfolgung, nahmen ihnen das theure Gotteswort weg und schlossen ihre Capellen. Da wanderten Viele aus und suchten Zuflucht in evangelischen Ländern. So ließen sich (17. Juni 1722) bei Berthelsdorf in Sachsen etliche Familien der Brüder unter Christian Davids Führung auf dem Grund und Boden des Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf nieder. Sie ahnten nicht, daß der hochgebietende Graf bald ein Bischof ihrer Gemeinde werden sollte.

Derselbe war (26. Mai 1700) zu Dresden im Schooße einer angesehenen lutherischen Familie geboren und von Spener aus der Taufe gehoben worden. Reich ausgestattet mit Geistesgaben, erwuchs er erst unter der Leitung einer frommen Großmutter, dann in Franckes Erziehungshaus zu Halle zu einem

Knaben und Jüngling, der schon mit seinem Heiland in einem traulichen Liebesbund in der Weise des damaligen Pietismus lebte. Er selbst sagt von seiner Kindheit: „Ich hörte von meinem Schöpfer erzählen, daß Er ein Mensch geworden sei. Das afficirte mich sehr. Ich dachte bei mir selber: Wenn der liebe Herr auch sonst von Niemand geachtet wird, so will ich mich doch an ihn hängen und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft mit ihm umgegangen, habe stundenlang mit ihm geredet wie ein Freund mit dem anderen, und bin in der Meditation die Stube vielmals auf- und abgegangen — bis auf einen gewissen außerordentlichen Tag, da ich so lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten hatte, daß ich zuerst tausend Thränen vergoß und mich hernach noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich continuirte mit ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß er ganz nahe um mich wäre." Schon damals begann Zinzendorf für das Reich Gottes zu arbeiten, indem er mit gleichgesinnten Knaben einen Verein gründete und unter Bezug auf ein liebliches Gleichniß Christi den Senfkornorden nannte. Nachdem er in Wittenberg studirt und nach der adligen Sitte jener Zeit auf größeren Reisen seine weltliche Bildung vollendet hatte, trat er als kurfürstlicher Rath in den Staatsdienst ein, ohne jedoch in demselben Befriedigung für sein inneres Leben zu finden.

In dieser Zeit ward jene Niederlassung der mährischen Brüder bei Berthelsdorf gegründet. Das war entscheidend für den Grafen. Derselbe trug sich mit dem schon von Spener angeregten Gedanken, innerhalb kleinerer Genossenschaften erweckter Seelen ein lebendiges Christenthum zu nähren. Darum fühlte er sich weit mehr zu der armen und kleinen Gemeinde der mährischen Brüder hingezogen als zu der großen lutherischen Kirche seines Heimathlandes. Mit lebhafter Theilnahme widmete er ihr seine Fürsorge und trat bald unter Aufgabe seiner öffentlichen Stellung ganz zu ihr über. Die neue Colonie empfing den bedeutungsvollen Namen Herrnhut, da sie auf wie unter der Hut des Herrn zu stehen bestimmt war. Um aber das kirchliche Amt ordnungsmäßig verwalten zu können, wandte sich Zinzendorf — schon im Mannesalter stehend — dem Studium der Theologie zu und unterwarf sich zu Tübingen und Berlin den erforderlichen theologischen Prüfungen, worauf er (1737) am letzteren Orte von dem Hofprediger Jablonsky, der zuvor selbst ein Mitglied und Bischof der mährischen Brüder gewesen war, zum Bischof ordinirt wurde. Inzwischen hatte er bereits in und mit der Gemeinde große Anstrengungen gemacht, in seinem Sinne am Reiche Gottes zu bauen. Schon waren durch ihn in vielen und selbst außereuropäischen Ländern Niederlassungen der Brüder gegründet worden. Aber weil diese Thätigkeit des Grafen eine außerordentliche war, schien sie das Ansehen und den Frieden der lutherischen Kirche zu gefährden, um so mehr, als den neuen Gemeinden neben schwärmerischer Gefühlsherrschaft noch große Unklarheit in der Lehre eigen war. Die sächsische Landesobrigkeit fand sich darum veranlaßt, den

Grafen von Zinzendorf um des kirchlichen Friedens willen aus dem Lande zu weisen, ohne jedoch die Gemeinde zu Herrnhut irgendwie zu hemmen oder zu verfolgen. Zehn Jahre währte Zinzendorfs Verbannung, die er demüthig auf sich nahm und zu großen Reisen verwendete. Als aber (1748) bei wachsender innerer Klärung und Entwicklung die Gemeinde sich ausdrücklich zur Augsburgischen Confession bekannte, wurde ihr auch im Sachsenland förmliche Anerkennung zu Theil und Zinzendorfs Verbannung aufgehoben.

Nach rastlosem Leben war (9. Mai 1760) dem Grafen ein friedvoller Heimgang beschieden. Mit kindlicher Fröhlichkeit ging er dem Tode entgegen, bis zum Ende die Seinen liebend nach des Heilandes Beispiel. Am Tage vor seinem Scheiden sprach er zu den Umstehenden: „Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich euch alle habe. Wir sind ja wie die Engel zusammen, als wenn wir im Himmel wären.“ Und an Einen wandte er sich mit der Frage: „Hättest du das im Anfang gedacht, daß Christi Gebet: Auf daß sie Alle Eins seien! (Joh. 17, 21.) so selig unter uns zu Stande kommen würde?“ Noch im Sterben hatte er nur Worte und Blicke der Liebe für die zahlreich versammelten Gemeindeglieder, die sein Todtenbett unter vielen Thränen umstanden. Als er endlich das Auge schloß zum letzten Schlafe, sprach sein Schwiegersohn den Segen über ihn. Und bei den Worten: „Und gebe dir Frieden!“ hauchte er den letzten Seufzer aus. Die Losung des Tages aber war: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank“ (Ps. 126, 6.). Acht Tage darnach ward der Geschiedene bestattet. Mehr als viertausend Leidtragende folgten ihm und sangen: „Ei wie so selig schläfest du!“

Zinzendorf vereinte in sich alle Fehler und alle Tugenden eines mächtigen Gefühlslebens. In kindlicher Liebe am Herrn hängend, achtete er gleichwohl alle Diener dieses Herrn gering, wenn sie nicht seiner Gemeinde angehörten. Ebenso einseitig schloß er sich an die Person des Heilandes an, aber Gott dem Vater stellte er sich gleichsam ferner und wollte seltsamer Weise ihn nicht Vater, sondern Groß- oder Schwiegervater der Menschen nennen. Er hat an zweitausend geistliche Lieder gedichtet, darunter das liebliche „Jesu, geh' voran,“ aber er hat auch in auffälliger Selbstüberschätzung geistlose Reimereien der Gemeinde zum Nachsingen improvisirend vorgesprochen. Seine hohe Stellung, seine überlegene Bildung und seine wirklich begeisterte Frömmigkeit gaben ihm eine solche Herrschaft über die Gemüther, daß man ihm unbedingt gehorchte, daher seine Fehler auf die Gemeinde übergingen. Uebrigens blieben ihm die eigenen Mängel nicht verborgen, und er bekannte offen, er habe „ein Genie, das zu Extravaganzen aufgelegt sei, so sehr als einiges Menschen seines.“ Und so steht Zinzendorf auch in seiner Schwachheit doch als ein treffliches Werkzeug des Herrn groß da in der Geschichte des Reiches Gottes.

Das erste Bedürfniß der jungen Gemeinde von Herrnhut war eine klare Stellung zu den bestehenden kirchlichen Confessionen. An die mährischen Brüder

als den Stamm und Mittelpunkt der ganzen Genossenschaft hatten sich ja erweckte Seelen aus der lutherischen wie aus der reformirten Kirche angeschlossen. Aber diese Unterschiede veranlaßten Streit in der Gemeinde, die wieder zerfallen zu wollen schien. Doch gelang es Zinzendorfs eifrigen Bemühungen, die verschiedenen Richtungen zum innigen Bruderbunde zu vereinen. So feierte die ganze, etwa dreihundert Glieder zählende Gemeinde (13. August 1727) zu Berthelsdorf gemeinsam das Abendmahl, dadurch alle confessionellen inneren Unterschiede aufgebend. Jener Tag wird seitdem wie ein zweites Pfingsten als ein Stiftungstag der Gemeinde gefeiert. Demnach will die „erneuerte Brüdergemeinde" keine eigene Kirche, sondern nur ein Verein von Gliedern aus der Gemeinde der mährischen Brüder wie aus der lutherischen und reformirten Kirche sein und fordert darum von den Letzteren keinen Austritt aus ihrer Kirche, wenn sie in die Brüdergemeinde eintreten. Als Grundbekenntniß aber hat man die Augsburgische Confession angenommen und demnach sich wesentlich an die lutherische Kirche angeschlossen. Daher behaupteten auf einer Synode (1846) die Vertreter der Gemeinde, die letztere sei „ein Theil der evangelischen Kirche, ungeachtet ihrer eigenthümlichen Verfassung." Jede der obengenannten, in der Gemeinde vorhandenen drei Confessionen wird in der Sprache der Gemeinde als ein Tropus bezeichnet.

Sehr frühe schon begann Zinzendorf auch auf Mission zu denken, zu Kopenhagen durch den Anblick eines Negers dazu veranlaßt. Nach Nord- und Südamerika zogen nun gelehrte und ungelehrte Missionare und wirkten da mit großem Segen. Ihre Stationen wurden zugleich Colonieen der Gemeinde, alle unter vorsichtiger Berücksichtigung der Verhältnisse nach dem Muster der Muttergemeinde eingerichtet. Für Kinder wurden Schulen errichtet, die Erwachsenen einer milden und doch kraftvollen Zucht unterworfen und alle Segnungen christlicher Bildung unter die Söhne der Wildniß verpflanzt. Die Stationen empfingen biblische oder doch sonst bedeutungsvolle christliche Namen. So gab es in Amerika ein Nain, Bethlehem, Friedenshütten, Gnadenhütten und eine Pilgerruhe. Man zählt gegenwärtig gegen hundert Missionsstationen mit mehr als dreihundert Missionaren. Den Letzteren ist durch die Gemeinde die große, aber doch dem Herzen schwere Erleichterung gewährt, daß ihre Kinder in den Erziehungshäusern der Brüder — so namentlich zu Kleinwelka in Sachsen — erzogen werden, während die Väter sich geistliche Kinder sammeln im Heidenlande. Der berühmteste unter diesen Missionaren, dessen Leben zugleich ein treues Bild bietet von den Kämpfen und Siegen der ganzen Brüdermission, ist David Zeisberger (1721—1808), das Kind einer armen mährischen Auswandererfamilie. Von Zinzendorf in eine Brüdercolonie nach Holland gebracht, entwich der kräftige kecke Knabe von dort, seine nach Amerika vorausgegangenen Eltern aufzusuchen. Daselbst zweifelnd gefragt, ob er denn sich nicht bekehren wolle, antwortete er zuversichtlich: „Dies wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr

werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“ Und so geschah es. Einst hörte er in einer Versammlung eines jener tiefgefühlten Lieder der Gemeinde singen, worin die Liebe des Heilandes gepriesen wird. Das Lied ergriff ihn mächtig; Thränen traten in seine Augen. Der Eindruck war ein bleibender. Mit ganzer Seele wandte sich der Jüngling dem Heiland zu. Er gelobte ihm als Missionar zu dienen, wozu ihn auch sein vorzügliches Sprachtalent in hohem Grade befähigte. Von nun an war sein Leben eine Kette unsäglicher Gefahren und Beschwerden, voll äußerer Unruhe, aber voll inneren Friedens. Der Haß der Heiden gegen die Weißen überhaupt und gegen die Bekehrten aus ihrem Volke insbesondere, die beständigen Fehden der einzelnen Indianerstämme, das unbegreifliche Mißtrauen der damaligen englischen Regierung und vieler Ansiedler gegen die Mission, endlich der Krieg der aufständischen Amerikaner gegen die Engländer, alles dies erschwerte das Wirken der Heidenboten. Mehr als einmal mußten sie mit allen Gläubigen fliehen, sahen ihre blühenden Ansiedlungen und neuen Kirchen in Flammen aufgehen, wurden selbst mit dem Tode bedroht. Aber wunderbar ward ihnen immer aufgeholfen. Einst lag Zeisberger mit etlichen Brüdern gebunden im Lager der Indianer, blutigen Tod erwartend. Aber siehe, unverletzt werden sie freigegeben. Ein anderes Mal brechen wilde Huronen in die Ansiedlung. Alles zittert vor ihnen. Es sind dieselben, von denen früher Zeisberger in Bande gelegt war. Aber der Anführer tritt auf diesen zu und sagt demüthig: „Ich finde keine Ruhe für meine Seele. Nun komme ich, des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet.“

Ueberhaupt konnten die Missionare wunderbare Erfahrungen machen, wie empfänglich die Heiden für das Evangelium waren. Gewöhnlich wandte sich Zeisberger zuerst an die Häuptlinge jedes Stammes, die Erlaubniß zur Predigt sich erbittend. Dies geschah in der eigenthümlichen kraftvollen und bilderreichen Ausdrucksweise der Indianer. Meist ward die Erlaubniß ertheilt. Ja einmal sandten die Indianer eines Stammes Boten, die Missionare zu sich zu laden, und begrüßten die Ankommenden mit den Worten: „Da kommen die Leute, auf die wir schon lange gewartet haben. Die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir selig werden können.“ Ein christlicher Indianer verantwortete sich gegen die Vorwürfe seiner heidnischen Landesgenossen fast mit Ruths Worten: „Ja ich bin zu den Christen gegangen, und wo sie bleiben, da werde ich auch bleiben, wo sie hingehen, da werde ich auch hingehen.“ Ein Anderer wußte, als er im Glauben und in den Künsten der Missionare unterwiesen war, seinen Dank und seine Freude nicht besser auszudrücken als durch folgenden Brief an den Heiland: „Mein lieber Heiland. Mein Name heißt Nathanael. Ich will dir mein Herz sagen; ich schreibe es hier in einem Briefe. Ich bin sehr arm. Ich habe dir noch nicht mein ganzes Herz gegeben, und du bist doch für mich gestorben. Jesu Christe, ich wünschte, es wäre so, daß du dich über mich freuen könntest. Lieber Heiland, ich will so leben, wie es dir gefällt.“

Nachdem nun Zeisberger ein hohes Alter erreicht hatte, rüstete er sich zum Gang in das lang ersehnte himmlische Canaan. In solcher Ahnung gründete er eine Niederlassung, die er Gosen nannte. Er starb auch da. Die Indianer umstanden sein Lager und sangen heilige Lieder. Da sprach der Sterbende: „Der Heiland ist nahe; bald wird er kommen, mich heimzuholen.“ Dann verschied er. Die Indianer pflanzten eine Silbertanne auf sein Grab.

Die Lehre der Brüdergemeinde ist die evangelische. Aber sie stellen die Person des Herrn Jesu in den Vordergrund. Und von ihm wiederum preisen sie minder die Gesammtheit seines göttlichen Lebens und Wirkens, denn vielmehr nur seinen Tod. So ruhet denn nun ihre Lehre auch nicht auf einem den ganzen Menschen erfassenden tiefen Schriftverständniß, sondern mehr nur auf einem innigen Gefühlsleben. Ihre ausgezeichnetste Lehrschrift ward von Zinzendorfs Freund und Nachfolger Spangenberg (1704—1792) herausgegeben, der ein Predigersohn aus Klettenberg am Harz war. Die Gottesdienste der Gemeinde zeichnen sich durch ihre Einfachheit und Innigkeit aus und erinnern an die der Apostelzeit, wie denn auch Liebesmähler, Fußwaschung und Bruderkuß unter ihnen im Gebrauche sind. Die größte Zierde aber derselben sind die geistlichen Lieder, die theils von der Gesammtheit, theils im Wechselchor gesungen werden. Die Gemeinde hat ein reiches Gesangbuch, in das auch viele lutherische Lieder — freilich nicht immer unverfälscht — aufgenommen sind. Die aus der Gemeinde selbst hervorgegangenen Gesänge leiden an einer gewissen schwärmerischen Ueberspannung, die gleichsam in und mit den „Wunden des Lammes“ spielt. Für jeden Tag des Jahres wird ein Bibelspruch als „Losung“, ein zweiter als „Lehrtext“ bestimmt. Bei den inneren Einrichtungen diente früher auch das Loos oft zur Entscheidung. Doch ist dieser Gebrauch seltener geworden, wie sich überhaupt die ursprüngliche Einseitigkeit der Brüder mehr und mehr verloren hat. Innerhalb der Gemeinde wird eine strenge Zucht geübt; die Ausschließung vom Abendmahl wie von der Gemeinde ist die höchste Strafe. Erleichtert wird diese Zucht durch die Eintheilung der Gemeinde in die verschiedenen Chöre nach Alter und Stand, geleitet von dem Gedanken, daß eben jedes Alter und jeder Stand Gott geheiligt sein soll. Es bestehen die Chöre der Kinder, der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern, der Eheleute, der Wittwer und Wittwen. Jeder Chor hat seine Helfer und Aufseher. Die Kleidung ist einfach und bei den Männern meist schwarz. Bei den Frauen erkennt man an der Farbe der Bänder am Häubchen die Chöre. Die Kinder tragen hochrothes, die Jungfrauen rosenfarbenes, die Frauen blaues und die Wittwen weißes Band. Die einzelnen Chöre wohnen — mit Ausnahme der Kinder und Eheleute — in besonderen Wohnhäusern zusammen, doch ohne Zwang.

Die Glieder der erneuerten Brüderkirche — etwa hunderttausend an der Zahl — leben theils in geordneten Gemeinden, theis einzeln in der „Diaspora.“ Jeder Gemeinde steht eine aus dem Prediger und mehreren anderen Gemeinde-

beamten zusammengesetzte Aeltestenconferenz vor. Die Oberleitung aller Gemeinden liegt in der Hand der Unitäts-Aeltestenconferenz zu Berthelsdorf, welche aus dem Helfer-, Vorsteher- und Missionsdepartement besteht. Das erstere leitet die geistlichen, das zweite die äußeren Angelegenheiten. Die kirchlichen Aemter sind die der Bischöfe, der Prediger, der Diaconen und Diaconissen, endlich der Akoluthen. Die ganze Verfassung ist nur für kleine Gemeinden berechnet.

Die Brüdergemeinde ist die heilbringende Friedensstätte für viele Seelen gewesen, die Trost für ihre Anfechtung oder ein herzliches Glaubensleben in glaubensloser Zeit suchten. Ja sie ist ein Salz der Erde gewesen, das auch in der trüben Zeit des Unglaubens nicht dumm ward. Darin liegt ihr Segen und vielleicht ihre Bestimmung. Aber indem sie in der eigenen Gemeinde des Friedens pflegte, hat sie des Kampfes nach außen vergessen und von allen kirchlichen Bewegungen und Fragen der Zeit sich zurückgezogen. Dazu hat sie zwar dem Jugendunterricht große Sorgfalt gewidmet und auch einzelne theologische Lehranstalten zur Bildung ihrer Prediger gegründet, aber doch die Wissenschaft selbst nicht gepflegt noch zum Dienste des Reiches Gottes verwendet. Die anfängliche schroffe Trennung von den Nichtgemeindegliedern hat dagegen einem brüderlichen Verkehr mit den Gläubigen aus den Landeskirchen Platz gemacht.

---

§. 69.

Außerkirchliche evangelische Gemeinschaften.

Schon früher ist erzählt worden, wie die Reformation auch Anlaß ward zu mannichfachen Abirrungen von der Wahrheit. Denn es gab nicht Wenige, welche sich und Andere mit eitlen Lehren betrogen. An dem klaren und festen Bekenntniß der lutherischen Kirche gingen solche Bestrebungen meist gefahrlos vorüber; mehr Boden gewannen sie unter den Reformirten, deren Lehre vom Abendmahl meist auch die ihrige war.

Schon in den Tagen Luthers hatten sich im deutschen Lande einzelne Gelehrte wider die christliche Grundlehre von der heiligen Dreieinigkeit erklärt. Ohne Anklang zu finden, waren sie meist in der Verbannung gestorben. Ungleich zahlreicher waren solche Erscheinungen in Italien, wo die von der Reformation gegebene Anregung im Volke unterdrückt war und nur von einzelnen Gelehrten insgeheim und darum ungeklärt gepflegt wurde. Aus Italien flüchtig, wandten sich diese Leugner der Dreieinigkeit — Unitarier oder Antitrinitarier — vorzüglich nach der Schweiz. Dort aber ward Einem unter ihnen der Tod auf dem Scheiterhaufen bereitet. Das war der Spanier Michael Servede. Eitlen und unruhigen Sinnes, hatte derselbe seine Heimath verlassen müssen und durchzog Frankreich und Italien, wider das Geheimniß der Dreieinigkeit mit heftigen Worten schreibend. So rief er den Reformatoren zu: „Euer Evangelium ist

ohne einen Gott und ohne wahren Glauben. Denn statt des wahrhaftigen Gottes habt ihr einen dreiköpfigen Cerberus, und statt des Glaubens eine unglückliche Träumerei.“ Solche Sprache reizte den Zorn der Katholiken und Reformirten. In Frankreich entrann er dem Flammentode nur durch die Flucht, und in der Schweiz hatte Calvin zuvor schon offen gesagt: „Gilt mein Ansehen, so werde ich ihn nicht lebendig von hinnen gehen lassen, kommt er zu uns.“ So ward Servede in Genf verhaftet und (1553) auf den Scheiterhaufen geführt, da er trotz Calvins Bemühungen hartnäckig jeden Widerruf verweigerte. Das Todesurtheil ward durch die öffentliche Meinung jener Zeit überall gebilligt. Selbst der milde Melanchthon schrieb an Calvin: „Deiner Meinung pflichte ich vollständig bei und bin gewiß, eure Obrigkeit habe recht gethan, daß sie einen Lästerer in ordentlicher Untersuchung zum Tode verurtheilt hat.“

Nicht überall erfuhren die Antitrinitarier gleiche Strenge. In Polen und Siebenbürgen wurden sie von etlichen Fürsten und Edlen des Landes geschützt und erwuchsen dort zur Secte der Socinianer.

Der italienische Rechtsgelehrte Lelio Sozzino († 1562 in Zürich) glaubte nämlich auch in der Trinitätslehre nur Irrthum zu sehen, aber nie trat er feindlich gegen die Gläubigen auf. Von ihm gelehrt, stellte sich sein Neffe Fausto Sozzino († 1604) mit entschiedenerem Auftreten an die Spitze der Unitarier, die nun nach seinem Namen genannt wurden. Der Hauptsitz dieser Secte war die Stadt Rackau in Podolien, wo auch durch den jüngeren Sozzino ein eigener Katechismus als Bekenntniß entworfen wurde. Die menschliche Vernunft ist nach socianischer Lehre untüchtig zur Gotteserkenntniß, welche letztere vielmehr nur aus der heiligen Schrift geschöpft werden kann. Aber eine Erbsünde giebt es nicht, und die vorhandene böse Neigung erklärt sich aus der Macht der Sünde im Leben und in der Erziehung. Jesus ist nicht Gottes Sohn von Natur, sondern nur ein mit göttlichen Kräften begabter Mensch. Aber zum Lohne seines heiligen Lebens und Leidens ist er zur Würde eines Sohnes Gottes erhoben worden. In ähnlicher Weise werden die tiefsten christlichen Wahrheiten verflacht und die Sacramente nur als bildliche und nicht nothwendige Handlungen bezeichnet.

Jetzt bestehen die Socianer nur noch in Siebenbürgen und in Nordamerika, der Heimath aller Secten. In Deutschland haben sie nie auf die Dauer Freunde gefunden.

Eigenthümlich war es, daß bei so Vielen die Kindertaufe als unrecht angesehen ward. So schon zu Zwickau und Wittenberg. Noch mehr zu Münster. Hier verkündigte der Prediger Rothmann (1529) das lautere Evangelium, daran die Bürger sich sehr erbauten. Der Bischof, welcher der Stadt Landesherr war, ließ es geschehen. Bald aber kamen von Holland etliche schwärmerische Menschen nach Münster, lehrend, wer selig werden wolle, müsse sich von Neuem taufen lassen. Warnend schrieb Luther: „Der Teufel ist ein Schalk und kann wohl feine, fromme und gelehrte Prediger verführen. Darum so hütet euch.“ Aber

Rothmann gerieth ganz in die Gewalt der Wiedertäufer. Zwei holländische Handwerker — Johann Matthiesen aus Harlem und Johann Bockhold aus Leyden — stellten sich an die Spitze der Volksmassen und richteten eine seltsame Herrschaft ein, die sie in thörichter Verblendung das rechte Gottesreich nannten. Nun wird der Bischof sammt dem Rathe vertrieben. Wer sich der wilden Rotte nicht anschließt, muß ebenfalls flüchtig werden. Alle Erwachsenen werden getauft; die Männer nehmen so viele Frauen, als sie begehren; alle Bücher bis auf die Bibel werden verbrannt. Man führt völlige Gütergemeinschaft ein. Johann wird zum König des ganzen Erdkreises ausgerufen und sendet acht und zwanzig Apostel aus, die Welt seinem Zepter zu unterwerfen. Da zieht der Bischof gegen die rebellische Stadt, von etlichen Fürsten unterstützt. Die Wiedertäufer werden durch Hungersnoth und innere Unzufriedenheit geschwächt und leicht überwunden. Jetzt führt der siegreiche Bischof die römische Lehre im vollen Umfang wieder ein und verhängt die schwersten Strafen über die Häupter der Empörung. Diese aber schienen jetzt von dem früheren Wahnsinn zurückgekommen zu sein. Wohl hatte Johann noch denen, die ihn fingen, stolz zugerufen: „Erkühnt euch nicht, Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen!" Aber als er mit glühenden Zangen und Dolchen getödtet wurde, rief er ohne Unterlaß: „Vater, erbarme dich mein!" Matthiesen aber war schon im Kampfe gefallen, wiewohl er sich vermaß, über alle Feinde zu siegen.

So fand das Treiben der Münsterschen Rotte ein furchtbares Ende, aber viele „Taufgesinnte" lebten still im deutschen Lande. Nun geschah es (1533), daß der katholische Priester Menno Simons in Holstein († 1561) einen zum Tode verurtheilten Wiedertäufer mit großer Freudigkeit sterben sah. Längst schon an den Satzungen der eigenen Kirche irre geworden, fühlte er sich mächtig zu der neuen Secte hingezogen. Er legte sein Amt nieder, nahm willig Schmach und Verfolgung auf sich und ward das Haupt und zugleich der fromme Lehrer der um ihn sich sammelnden Taufgesinnten, die sich nun nach seinem Namen Mennoniten nannten. Indem er gleich anderen Schwärmern die Taufe nur nach der apostolischen Sitte an Erwachsenen und zwar durch Untertauchen vollziehen lehrte, wollte er zugleich in den Seinen eine Gemeinde von lauter Heiligen darstellen. Darum führte er strenge Kirchenzucht ein und verbot den Eid und den Kriegsdienst, die Ehescheidung und alle Rechtshändel vor weltlichen Gerichten. Seine Anhänger verbreiteten sich vornehmlich in Holland und dem nördlichen Deutschland, wo sie kleine anspruchslose Gemeinden gründeten.

Auch in England entstanden zahlreiche Gemeinden von Baptisten oder Taufgesinnten, die sich an die Lehre und Verfassung der reformirten Kirche anschlossen und mit den vorhin erwähnten Taufgesinnten eben nur die Verwerfung der Kindertaufe gemein haben. Dieselben verbreiteten sich schnell über England und Nordamerika und entwickelten zugleich in der Weise aller reformirten Kirchen britischen Ursprungs einen thatkräftigen ausgedehnten Missionseifer, der freilich

nicht frei war von Selbstsucht und Unlauterkeit. Auch im deutschen Lande haben sie viele Gemüther gewonnen und eine noch immer wachsende Zahl von Gemeinden gegründet, unter denen die zu Hamburg die bedeutendste ist. Die Taufen werden in Flüssen oder auch innerhalb der Betsäle in besonderen Wasserbassins durch völliges Untertauchen vollzogen; die Täuflinge erscheinen dabei in langen weißen Gewändern und werden nach empfangener Taufe zum Umkleiden weggeführt. Die Gottesdienste sind evangelisch einfach und durch schönen Gesang ausgezeichnet. Das Abendmahl wird von der ganzen Gemeinde und zwar in der Weise gefeiert, daß Brod und Kelch den Einzelnen an ihren Platz gebracht und in die Hand gegeben wird.

Zu gleicher Zeit wie die Mennoniten entstand die stillfromme Secte der Quäker.

Als die britische Revolution Englands Staat und Kirche erschütterte, glaubte sich der Schuhmacher Georg Fox († 1691) durch innere Gesichte berufen, als Bußprediger unter seinem Volke aufzutreten. Er hatte erfahren, wie alles nur äußerliche Christenthum und Kirchenthum unnütz sei. Anstatt aber nun auf eine innere Aneignung des göttlichen Wortes zu dringen, verachtete er dieses Wort selbst und nahm nur das „innere Licht" in jedem Einzelnen als Quelle aller Gotteserkenntniß an. Gleich den anderen Sectenstiftern, verwarf er darum die großen Kirchen der Christenheit und sammelte kleine Kreise von Anhängern als die rechten Gläubigen und Heiligen. Diese seine Anhänger nannte er Freunde. Vom Volke aber wurden sie Quäker — Zitterer — genannt. Es wird nämlich erzählt, Fox sei einmal vor den Richter geführt worden, wie ja alle diese religiösen Bewegungen sich erst durch Anklage und Verfolgung zur rechtlichen Anerkennung durchkämpfen mußten. Da habe er nun dem Richter das ernste Wort zugerufen: „Zittert vor dem Wort des Herrn!" Spottend habe der Richter zum Volk sich gewendet mit dem Wort: „Sehet da den Zitterer!" Die Quäker wurden bald aller Verfolgung enthoben, da sie der öffentlichen Ordnung in Folge ihres stillen Wesens nicht gefährlich waren. Ja, ein vornehmer Engländer, William Penn († 1718), trat zu ihnen über und erwarb ihnen eine große Landstrecke in Nordamerika, die nun nach seinem Namen Pennsylvanien genannt ward. Dort erbauten sie eine Stadt, die sie Philadelphia — Bruderliebe — hießen. In Deutschland besteht eine Gemeinde zu Pyrmont. Gemäß ihrer Lehre vom inneren Lichte verwerfen sie alle äußeren kirchlichen Ordnungen. Sie haben nicht Kirchen noch Predigtamt, nicht Taufe noch Abendmahl. In ihren Versammlungen tritt Jeder ermahnend auf, den der Geist treibt. Ihre Kleidung ist einförmig und widerstrebt der Mode. Gleich den Mennoniten verweigern sie Eid und Kriegsdienst und sind stille fleißige Leute.

Ungleich überspannter waren die Bestrebungen des schwedischen Bergrathes Immanuel von Swedenborg (1688—1772), der durch das Studium der Schriften Jakob Böhmes und durch die Beschäftigung mit den Naturwissen-

schaften in einen seltsamen Zustand der Verzückung gerieth und nun Verkehr mit den unsichtbaren Geistern zu haben meinte. Solchen Umgang achtete er für das rechte Kennzeichen eines Christen. Er fand Anhänger, auch unter frommen deutschen Theologen. So glaubte er die Kirche „des neuen Jerusalems" stiften zu müssen, in welcher seine Offenbarungen gleichsam als ein drittes Testament gelten sollten. Aber eben diese schwärmerische Selbstüberhebung hinderte eine Kirchenstiftung, und nur auf Amerikas Boden sollen sich noch heute einzelne Swedenborgianer finden.

In England wollte der begabte und gern gehörte, aber von manchem Irrthum bethörte presbyterianische Prediger Edward Irving (1792—1834) die Geistesgaben der apostolischen Kirche wiederherstellen und achtete die bestehenden Kirchen wegen des Mangels jener Gaben für unecht. Von seiner Kirche deshalb ausgeschlossen, gründete er eine eigene Gemeinschaft, die sich nach seinem Namen nannte und auch in der Schweiz und in Deutschland kleine Gemeinden gründete. Die Irvingianer haben unter angeblicher Inspiration des heiligen Geistes Propheten und Apostel gehabt, nennen ihre Vorsteher nach apostolischem Vorbild Engel und Evangelisten und behaupten, die Gaben der Weissagung und des Zungenredens seien in ihrer Mitte wieder aufgetaucht. Zugleich glauben sie an eine nahe Wiederkunft des Herrn, auf welche dann das tausendjährige Reich folgen werde. Ihr Gottesdienst ist sehr schmuckreich nach dem Vorbild der römischen Kirche.

In Nordamerika hat sich unter Leitung des gewesenen Kaufmanns Joe Smith († 1844) als eines angeblichen Propheten die Secte der Mormonen gebildet, die sich allein für die Heiligen halten und die ganze Christenheit unter die Heiden zählen. Sie taufen durch Untertauchen und haben Gütergemeinschaft eingeführt; die Männer dürfen mehrere Frauen haben. Sie gründen ihre Lehre auf eine angeblich aufgefundene alte Schrift, die von einem Judenchristen Mormon zur Zeit Christi geschrieben sei und Aufklärung über die höchsten göttlichen Geheimnisse gebe. Ihr Ungehorsam gegen die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßte die letzteren zur Absendung eines Heeres, dem sich die Mormonen für den Augenblick unterwarfen. Sie bewohnen den äußersten Westen des großen Landes, in dieser Abgeschiedenheit festhaltend an ihren Gebräuchen und Vorstellungen.

---

§. 70.

Die katholische Kirche von 1517 bis 1750.

Die Reformation hatte die alte christliche Wahrheit aus der Hülle der Menschensatzungen hervorgezogen, durch welche dieselbe verdeckt worden war. Wären damals die geistlichen Hirten der katholischen Christenheit willig gewesen, die nothwendige Erneuerung der Kirche auf Grund des Evangeliums zu voll-

ziehen, so hätte man die große Spaltung der abendländischen Kirche und damit unendliches Unheil vermieden. Aber die obersten Bischöfe hielten fest an den hergebrachten Irrthümern und angemaßten Rechten und stellten sich dem großen Werk der Kirchenverbesserung als unversöhnliche Feinde entgegen. So weit ihr Arm reichte, unterdrückten sie es durch geistliche und weltliche Waffen. Unter den treugebliebenen Völkern erhielten sie durch die Inquisition geflissentlich Unwissenheit und stumme Unterwürfigkeit und verboten insonderheit alle Schriften, welche das Volk in seiner Abhängigkeit vom Rom wankend machen konnten. Auf den päpstlichen Stuhl wurden ohne Ausnahme Italiener berufen, meist altersgraue Männer, die schon durch ihr Alter und ihre kurze Regierung an Neuerungen in der Kirche verhindert worden wären, auch wenn sie je den Willen zu helfen gehabt hätten. So ist gerade seit der Reformation das Papstthum nur noch fester und beharrlicher in allen seinen Grundsätzen und Ansprüchen geworden, wie es denn auch drei Jahrhunderte lang kein Concil berufen hat, um nicht zu irgendwelchen Zugeständnissen gedrängt zu werden. Die Gunst der Fürsten hat es erstrebt, indem es sich selbst als eine Stütze der Throne und die Reformation als Quelle der Revolution bezeichnete, während doch thatsächlich gerade katholische Länder den rechten Herd der unheilvollsten Empörungen gebildet haben und selbst der Fürstenmord von eifrigen Anhängern des römischen Stuhles vertheidigt worden ist. Aber wiewohl sich das Papstthum bis heute behauptet hat und auch unter seinen Trägern nicht wenige gutgesinnte Männer aufweisen kann, hat es gleichwohl noch oft den Unwillen oder auch den Spott der eigenen Anhänger gereizt. So berichtete von dem Papst Alexander VII. († 1667) der florentinische Gesandte an seinen Hof, es gehe kein wahres Wort aus seinem Munde, gerade als die Freunde des Papstes seine Unfehlbarkeit mit großem Eifer behaupteten.

Indessen hatte die römische Kirche einem gewissen Einfluß der Reformation fast unwillkürlich unterlegen und die schreiendsten Ungerechtigkeiten abgestellt oder doch gemildert. So hat der Ablaßhandel aufgehört; auch der Bann wird seltener ausgesprochen. Oefter als sonst wird gepredigt, und die Kirche hat nicht wenige treffliche Prediger unter ihren Priestern gezählt. Auch hat sie dem Unterrichte der Jugend größere Aufmerksamkeit zugewendet, wenn auch nicht ohne ängstliche Ueberwachung und Beschränkung. Freilich hat sie das alles vorzugsweise nur in solchen Ländern gethan, wo ihr evangelische Bevölkerungen nahe waren, während in den reinkatholischen Staaten die gesammte christliche Bildung des Volkes wie der Jugend fast gänzlich vernachlässigt ward.

Den Grund zur gegenwärtigen Lehre und Gestalt der römischen Kirche legte das berühmte Concil zu Trient. Als nämlich Kaiser Carl V. immer dringender den römischen Stuhl aufforderte, dem Harren der Völker auf Abstellung der kirchlichen Schäden zu willfahren, da berief Papst Paul III. (1534—1549) eine allgemeine Kirchenversammlung nach Trident — Trient in Tyrol — und nahm

den Schein an, als sei es ihm nun ein Ernst mit einer Umwandlung der Kirche. Die Versammlung trat (13. Decbr. 1545) zusammen. Aber schon zwei Jahre darnach verlegte der Papst das Concil, angeblich wegen ausgebrochener Pest, nach Bologna in Italien, um dem mächtigen Einfluß des Kaisers und des gesammten deutschen Wesens auszuweichen. Endlich hob er es auf. Sein Nachfolger Julius III. (1550—1555) berief es wieder nach Trient. Als aber Kurfürst Moritz von Sachsen in Tyrol eindrang, stoben die erschrockenen Väter der Kirche aus einander. Endlich versammelten sie sich wieder auf kurze Zeit, bis sie am 4. December 1563 die letzte ihrer Sitzungen hielten. In der langen Zeit waren deren nur fünf und zwanzig gewesen. Jeder Sitzung aber gingen die Berathungen der einzelnen Ausschüsse voraus, die entscheidenden Beschlüsse des ganzen Concils vorbereitend. In der letzten Sitzung waren 255 kirchliche Würdenträger zugegen, davon zwei Dritttheile Italiener. So konnte das Concil freilich nicht als Vertretung der gesammten Kirche gelten. Und da nach Köpfen abgestimmt wurde, fanden auch die billigsten Wünsche der nichtitalienischen katholischen Völker keine Beachtung. Was nun die Thätigkeit der Versammlung anlangt, so gelang es dem Papst, im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung der Zeit, seine Macht und alle Verderbniß der Kirche nur um so fester zu gründen, anstatt zu reformiren. Daher wurden zunächst die Evangelischen verdammt und die gesammten katholischen Lehren des Mittelalters feierlich bestätigt. Neben die Schrift stellte man die Tradition, neben die kanonischen die apokryphischen Bücher als gleichberechtigte Erkenntnißquellen der Wahrheit. Nur in Bezug auf die innere Ordnung und Zucht der Kirche wurden einzelne heilsame Beschlüsse gefaßt. Aber indem alle Auslegung dieser — zum Theil unbestimmt gehaltenen — Concilsbestimmungen in des Papstes Hand gelegt war, nahm dieser eine gesicherte und gegen alle Reformbestrebungen unzugängliche Stellung ein. Aus diesen Beschlüssen gingen zwei neue und allgemeingültige Bekenntnißschriften der katholischen Kirche hervor. Zuerst (1564) das Tridentinische Glaubensbekenntniß, dann (1566) der zunächst zur Belehrung der Pfarrer bestimmte römische Katechismus. Die erstere Schrift ist noch heute von Allen zu unterschreiben, die ein katholisches Priester- oder Lehramt übernehmen. Die meisten katholischen Staaten erkannten die tridentinischen Beschlüsse an; die französische Kirche erklärte mit der ihr von Alters her eigenen Freisinnigkeit, sie nehme jene Beschlüsse nur insoweit an, als sie den Glauben, nicht aber, sofern sie die päpstliche Macht beträfen.

Wie sehr aber auch das Papstthum die strengste Lehreinheit innerhalb der katholischen Kirche zu erhalten strebte, so konnte doch mannichfacher innerer Kampf nicht vermieden werden. Derselbe deckte mehr oder weniger auf, wie innerhalb der Kirche viele Gemüther die Mängel derselben ahnten und zu strafen oder auszugleichen trachteten. Dies gilt sonderlich von den jansenistischen und quietistischen Streitigkeiten.

Der Bischof Cornelius Jansen zu Ypern in den Niederlanden († 1638) erkannte den Widerspruch, in welchem die römische Kirche bezüglich des hochgefeierten Kirchenvaters Augustin sich befinde. Denn sie ehre ihn als einen Heiligen und vergesse doch seine tiefernste Lehre von der Sünde und Gnade. Mit großem langjährigem Fleiß arbeitete er ein Werk darüber aus, das er „Augustinus" nannte. Doch widersprach er der Kirche nicht öffentlich, und jenes Buch ward erst nach seinem Tode durch Freundeshand herausgegeben. Vor Allem in Frankreich als dem Hauptsitz jeder freieren Bewegung in der Kirche erklärten sich angesehene Gottesgelehrte für das Buch. Um so heftiger ward es von den eifrigen Papisten angegriffen und nach ihrer Weise verdammt. Berühmt ward in diesem Streite das Cistercienserkloster Port Royal bei Paris, um welches sich eine Anzahl ausgezeichneter Männer sammelte und im Gegensatz gegen das anmaßende und unwissenschaftliche Auftreten der katholischen Mönche eine freie Verbrüderung gründeten. Indessen traf die Ungnade des von den Priestern gewonnenen Königs die Jansenisten; dieselben wurden verfolgt und mußten meist in die Niederlande flüchten. Port Royal aber ward (1709) zerstört und selbst der Staub der Entschlafenen durch schimpfliche Mißhandlung entweiht. Uebrigens waren die Jansenisten keine Freunde der Evangelischen geworden, so nahe sie auch denselben durch jene augustinische Lehre standen.

Zur selben Zeit lebte in Rom ein aufrichtig frommer Priester, Molinos aus Saragossa in Spanien. Der drang mit heiligem Ernste darauf, daß man nicht blos den äußeren Ordnungen der Kirche unterthan sei, sondern vor Allem den Herrn mit brünstigem Herzen lieb habe. In diesem Sinne schrieb er ein Buch, das er den „geistlichen Wegweiser" nannte. Sein Wort und Beispiel rief in vielen von dem todten Ceremoniendiest der Kirche nicht befriedigten Herzen eine große Bewegung hervor, die man den Quietismus — stille Frömmigkeit — hieß. Insonderheit waren es Frauen, welche sich zu einer solchen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit hingezogen fühlten. Diese Quietisten suchten natürlich auch in Anderen die gleiche Liebe zum Herrn, die gleiche Buße und stille Arbeit an der eigenen Heiligung zu entzünden. Aber weil diese neue Richtung das Ansehn der Priester und ihrer Gottesdienste zu gefährden schien, ward Molinos — zuvor Günstling der höchsten römischen Würdenträger — vor das Gericht der Inquisition gefordert. Nach dessen Urtheil mußte er im Bußhemd alle seine angeblichen Irrthümer abschwören und ward dann zur lebenslangen Klosterhaft abgeführt. Dabei ward ihm aufgegeben, täglich einmal das Glaubensbekenntniß und zweimal den Rosenkranz zu beten, wöchentlich dreimal zu fasten und viermal jährlich zu beichten. Im Kerker starb er (1696).

Durch einige vornehme Frauen ward die Richtung wie die Verfolgung des Molinos auch nach Frankreich verpflanzt. Da nahm sich ihrer der treffliche Fenelon an (1651—1715), früher Erzieher der Enkel des Königs, dann

Bischof zu Cambray, einer der ausgezeichnetsten Geistlichen jener Zeit. Er hing seiner Kirche mit großer Innigkeit an und wünschte sehnlichst, die Reformirten in Frankreich zur katholischen Kirche zurückzuführen. Doch wollte er das nur auf dem Wege der freien Ueberzeugung thun und äußerte, Gott führe ja auch die Herzen nie durch Gewalt zum Glauben. Er erfaßte die von Molinos vorgetragene Ansicht mit großem Eifer, vertheidigte ihn und bezeichnete gleich ihm die uneigennützige und selbstverleugnende Liebe zum Herrn als das Höchste im Christenleben. Aber der gelehrte Bischof Bossuet (1627—1705) zu Meaux, einer der gewaltigsten Prediger seiner Zeit, stritt wider Fenelon wegen etlicher unklarer Worte, die derselbe gebraucht hatte. Der König entzog dem früheren Lehrer seiner Enkel seine Gnade, und der Papst verdammte gewisse Sätze aus Fenelons Schriften. Dies Verdammungsurtheil kam in Fenelons Hand, als er eben zum Gotteshause ging. Demüthig las er es seiner Gemeinde vor und ermahnte sie zum Gehorsam, wie auch er dem päpstlichen Ausspruch sich unterwerfe.

In Wien erregte der Augustinermönch Abraham a Santa Clara († 1707) durch seine eigenthümlichen Predigten großes Aufsehen, die unter der Hülle eines auf der Kanzel ungewohnten Scherzes den Leichtsinn und die Sünde der Zeit straften. In Italien ward der Erzbischof Carl Borromeo († 1587) für das Muster eines treuen Seelsorgers gehalten, und heute noch schaut seine Bildsäule vom Mailänder Dom herab auf das Land, dessen Schutzpatron er nun heißt.

Die kirchliche Kunst sank, seitdem die alte Innigkeit des Mittelalters geschwunden war und der Streit um den Glauben die Kirche zerriß. Insonderheit war die Tonkunst so unkirchlich geworden, daß man zu Trident den Antrag stellte, von der Feier des Hochamtes die Musik ganz zu verbannen. Da empfing der noch jugendliche Palestrina († 1595) vom päpstlichen Hofe Auftrag, der Kirchenmusik eine neue Gestalt zu geben. Er componirte drei Messen, die nun den Anfang zu einem neuen Aufschwung der katholischen Kirchenmusik bildeten. Später componirte Allegri († 1652) jenes tiefergreifende Trauerlied, das unter dem Namen des Miserere am Mittwoch der Charwoche in der Sixtinischen Capelle zu Rom von zwei Chören aufgeführt wird.

---

§. 71.

Die katholische Kirche von 1750 bis zur Gegenwart.

Als auch im Schooße der römischen Kirche der kalte Verstand sich geltend machte, wie dies eben als eine Eigenthümlichkeit des vorigen Jahrhunderts geschildert worden ist, wich mit dem Glauben an das Göttliche überhaupt zugleich die herkömmliche Scheu vor dem angeblichen Statthalter Christi. Fürsten und

Völker achteten minder auf Roms sonst so mächtiges Wort und spotteten des Bannes, der einst so gefürchtet war. In dem bisher dem Papst ergebenen östreichischen Staate begann sich eine Bewegung vorzubereiten, die alle Macht des Papstthums zu vernichten schien. Kaiser Joseph II. (1780—1790) legte Hand an die Güter wie an das Ansehen der römischen Kirche, die er von dem Papst loszureißen und einer Reformation zu unterwerfen gedachte. Er ließ (1781) sein berühmtes Duldungsgesetz — Toleranzedict — ausgehen, welches seinen nicht katholischen Unterthanen die langentbehrte Glaubensfreiheit gewährte und somit der römischen Kirche ihre bisherige Alleinherrschaft entzog. Weiter bestimmte er die Einziehung vieler geistlicher Güter, zumal zahlreicher Klöster. Die übrigbleibenden sollten für gemeinnützige Zwecke verwendet, die Kirchen zu Stätten der Volksbildung gemacht, die Bischöfe der päpstlichen Hoheit entzogen und alle päpstlichen Verfügungen erst nach erfolgter kaiserlicher Bestätigung bekannt gemacht werden. Papst Pius VI. (1774—1799) erkannte die Gefahr, in der seine Macht schwebte. Vertrauend auf seine männliche Schönheit und Begabung, reiste er selbst nach Wien, den Kaiser zur Rücknahme seiner Reformen zu bewegen. Er ward mit Auszeichnung von Herrscher und Volk empfangen, aber seine Absicht scheiterte an dem Willen des Kaisers. Doch dieser Wille selbst scheiterte bald an der Unmöglichkeit, die Kirche von Außen zu reformiren. Die Völker des Kaiserstaates zürnten dem gewaltthätigen Herrscher, dessen gute Zwecke sie verkannten; die von ihm begünstigte Aufklärung ward vom Volke zurückgewiesen, das noch nicht verlernt hatte, seinen Priestern zu glauben und zu gehorchen. Eine unruhige Stimmung verbreitete sich über das Reich, und alle Verordnungen Josephs wurden theils von ihm, theils von seinem Nachfolger Leopold II. zurückgenommen.

Auch unter den obersten Bischöfen des deutschen Volkes regte sich ein freisinniger Geist, der die römische Hoheit abzuwerfen strebte. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg vereinigten sich (1786) zu Ems und entwarfen einen eigenen Vertrag — die Emser Punctation — zur Gründung einer deutschen katholischen Nationalkirche, deren Bischöfe wieder die bischöflichen Rechte der ersten Jahrhunderte haben und nur insoweit dem Papste unterthan sein sollten, als dies damals der Fall gewesen sei. Der Papst verwarf diese Beschlüsse, der Kaiser vergaß sie zu bestätigen, und die Bischöfe achteten sich unabhängiger, wenn sie dem fernen Papst, als wenn sie den nahen Erzbischöfen gehorchten. So zerschlug sich auch dieser Reformversuch. Doch zeigte er, was für ein Geist selbst in den obersten Dienern der Kirche lebe. Hatte doch kurz zuvor (1763) der Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim zu Trier ein Buch „vom Stand der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des römischen Bischofs" ausgehen lassen, worin er die Unabhängigkeit der bischöflichen Gewalt von Rom behauptete und die Concilien über den Papst stellte. Es gelang dem Papste zwar, den hochbetagten Verfasser zum Widerruf zu bewegen, aber das

kühne Wort war nicht umsonst gesprochen worden. Vom Standpunkt des lebendigen Glaubens aus, darum ihrer Kirche demüthig treu, aber doch im Gegensatz zur römischen Hierarchie wirkten die Bischöfe Sailer zu Regensburg († 1832) und Wessenberg († 1860) zu Constanz.

Eine ungleich andere Gestalt gewann der Widerspruch gegen Rom in Frankreich, weil dort der Unglaube zu einer furchtbaren Herrschaft gelangt war. Vorbereitet durch die Sünden der Könige wie des Volkes und seiner angeblichen Freunde, wendete sich die (1789) ausbrechende Revolution gleichmäßig gegen die Häupter der Kirche wie des Staates. Zwar tastete die Nationalversammlung (1789—1791) noch nicht den Glauben des Volkes an und erfüllte nur eine Forderung der Gerechtigkeit, als sie allgemeine Glaubensfreiheit aussprach, aber indem sie die reichen Güter der Kirche für Staatseigenthum erklärte und nach der Eintheilung des Staates in Departements auch die bestehenden Bisthümer eigenmächtig änderte, indem sie endlich alle Priester auf die neue Verfassung zu beeidigen gebot, führte sie einen vollständigen Bruch mit Rom herbei. Der Papst untersagte die Eidesleistung, der Staat entsetzte und bestrafte wiederum die Priester, welche den Eid verweigerten. Dieselben füllten die Gefängnisse, wanderten aus oder lebten in Armuth und Verfolgung.

Unterdessen schritt die Revolution rasch vor auf der Bahn der Gottlosigkeit. Der Convent (1793) sah in dem Christenthume nur eine Schranke der Freiheit und eine Stütze der Tyrannei. Darum erklärte er in frevelnder Thorheit dasselbe für abgeschafft und schloß die Kirchen, die höchstens nur noch für weltliche Zwecke geöffnet wurden. Die uralte christliche Zeitrechnung ward mit einer neuerfundenen vertauscht, die Ehe entkleidete man aller Weihe und nannte sie einen kündbaren Vertrag, statt der christlichen Frömmigkeit pries man die Tugend der freien Bürger. Um aber die Lästerung auf die Spitze zu treiben, errichtete man in Paris einen Tempel der Vernunft und hielt feierliche Götzendienste, wobei ein unzüchtig Weibsbild als Göttin zur Schau gestellt wurde. Aehnliches geschah in anderen Städten. Fortgerissen von dem allgemeinen Taumel, erklärte der Erzbischof Gobet von Paris vor dem Convent sammt seinen Priestern, ihr bisheriges Leben und Lehren sei eitel Täuschung und nur der neue Cultus der Freiheit Wahrheit. Aber nur kurze Zeit jauchzte das bethörte Volk dem eitlen Schauspiel des neuen Vernunftgötzendienstes zu, dann zerfiel derselbe in sich selber. Von seinem besseren Gefühl geleitet, aber freilich ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes, erklärte der wilde Revolutionshäuptling Robespierre: „Das französische Volk erkennt ein höchstes Wesen an.“ Zugleich ließ er diesem höchsten Wesen ein prunkhaftes Nationalfest feiern, das ebenso wie die Feste der Vernunft die Schaulust der Pariser ergötzte und unterhielt. Als wenige Jahre nachher die französischen Waffen siegreich in Italien waren, ward die Revolution auch über den Kirchenstaat verbreitet und derselbe

in eine römische Republick verwandelt. Der Papst aber setzte dem Revolutionssturme die unerschütterliche Ruhe eines festen Charakters entgegen, verweigerte die ihm angesonnene Verzichtleistung auf seine weltliche Macht und beantwortete die feindlichen Drohungen mit der würdevollen Erklärung, daß ein achtzigjähriger Greis nichts mehr fürchte. Wohl unterlag er endlich den Mißhandlungen der Gefangenschaft, in die er von der rohen Hand der Franzosen geschleppt worden war, aber die päpstliche Würde hatte er gewahrt, und sie überdauerte alle Stürme der Revolution und alle Throne, welche dieselbe gegründet hatte. Zunächst ward zu Venedig unter östreichischem Schutze in Pius VII. (1800—1823) ein neuer Papst gewählt, der seines Vorgängers Charakter und Schicksal theilte. Zwar ward er schon im ersten Jahre seiner Herrschaft durch den Friedensschluß von Luneville wieder in den Besitz Roms eingesetzt und schloß sogar mit dem damaligen Consul Bonaparte einen Vertrag ab, nach welchem die katholische Kirche Frankreichs wieder hergestellt wurde. Der Consul durfte die Bischöfe ernennen und die eingezogenen Güter behalten, mußte aber die Priester besolden und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennen. Die beeidigten wie die unbeeidigten Priester legten ihre Aemter nieder und wurden — ohne Eid — von Neuem angestellt. Rom und Frankreich schien versöhnt, und der Papst salbte sogar (1804) den seitherigen Consul zum Kaiser. Aber indem der Erstere das Recht der Kirche aufrecht erhielt, der Letztere kein Recht achtete, entstand neuer Streit, in dessen Folge Napoleon (1808) den Kirchenstaat durch seine Heere besetzen ließ. Ein Jahr später erklärte Napoleon „die Schenkung seines Vorgängers Carls des Großen" für zurückgenommen und vereinte den Kirchenstaat mit Frankreich. Der Papst ward gefangen weggeführt, blieb aber auch in der Gefangenschaft fest und verzichtete weder auf sein Recht noch auf seine Würde. Endlich empfing er (1814) durch die Siege der gegen Frankreich verbündeten Mächte Land und Freiheit zurück, aber undankbar genug legte er sofort, wenn auch erfolglos, Verwahrung ein gegen die durch jene Siege geschaffenen staatlichen Neugestaltungen. Denn er zürnte, daß der nunmehrige deutsche Bund die bürgerliche Gleichberechtigung aller christlichen Bekenntnisse aussprach und die seit dem Frieden von Luneville (1801) verloren gegangene weltliche Hoheit der ehemaligen geistlichen Reichsfürsten nicht wieder aufrichtete. Ebenso hatten frühere Päpste dem Westfälischen Frieden (1648) und der Erhebung des evangelischen Kurhauses Brandenburg zur Königswürde (1701) die Anerkennung versagt, weil diese Staatshandlungen die Macht des päpstlichen Stuhles zu gefährden schienen. In gleicher Verkennung dessen, was die Zeit erlaubte und erforderte, stellte Pius VII. die unter der französischen Herrschaft aufgehobene Inquisition in seinem Lande wieder her und verdammte (1816) die evangelischen Bibelgesellschaften, während den Katholiken das Lesen der heiligen Schrift nur unter ausdrücklicher Genehmigung ihres Beichtvaters und in einer von einem Bischof gutgeheißenen Uebersetzung gestattet wurde.

Aber schwer rächte sich nun des Papstthums alte und neue Sünde. Dasselbe hatte nur ein stolzes äußeres Kirchenwesen aufgebaut und weder in der ihm unterworfenen Christenheit noch im eigenen Lande christliche Zucht und Bildung gefördert. Nun war in der Bevölkerung des Kirchenstaates ein Geist der Unzufriedenheit emporgewuchert, der selbst für die Person des Papstes höchstens eine gewohnheitmäßige Verehrung hatte und um so mehr wuchs, als die päpstliche Verwaltung an großen Gebrechen litt. Empörung folgte auf Empörung, der Kirchenstaat war ein Schauplatz fortwährender innerer Zerrüttung, und nur östreichische und französische Waffen hielten die Herrschaft des Papstes aufrecht, So blieb es auch unter Pius VII. Nachfolgern Leo XII. (1823—1829), Pius VIII. (1829—1830) und Gregor XVI. (1831—1846).

Der Letztere gerieth mit dem preußischen Staat in einen langwierigen Streit wegen der gemischten Ehen. Er verbot nämlich die kirchliche Einsegnung derselben, sobald nicht die katholische Erziehung aller Kinder in Aussicht gestellt werde. Als die Erzbischöfe von Cöln und Posen diese dem preußischen Recht widerstreitenden Bestimmungen ausführen wollten, wurden sie von der Staatsgewalt (1837) gefangen gesetzt. Aber König Friedrich Wilhelm IV. wünschte bei seinem Regierungsantritt (1840) Versöhnung der erregten Gemüther, und der Streit wurde durch gegenseitige Nachgiebigkeit geschlichtet.

Nicht lange nachher kam in Deutschland eine eigenthümliche widerkirchliche Bewegung zum Ausbruch. Das war der — in seinem Namen schon einen inneren Widerspruch bergende — sogenannte Deutsch-Katholicismus. Als nämlich (1844) zu Trier nach alter Sitte unter den dortigen Reliquien auch das angebliche Gewand des Herrn zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde, erhob der junge Priester Johannes Ronge zu Laurahütte in Schlesien in einem offenen Briefe seine Stimme gegen jenen Götzendienst der römischen Kirche. Fast gleichzeitig gründete der Priester Johannes Czersky zu Schneidemühl im Großherzogthum Posen mit etlichen Gleichgesinnten eine „christkatholische" Gemeinde. Beider Männer Vorgehen gegen Rom fand in der katholischen wie in der evangelischen Kirche manche Freunde, und Unkundige begrüßten schon in der neuen Bewegung eine zweite Reformation. Evangelische Obrigkeiten stellten den neuen deutsch-katholischen Gemeinden die eignen Gotteshäuser zur Verfügung. Aber bald wurde klar, worauf jene Bewegung zielte. Denn während Luther ebenso demüthig als tiefgelehrt dem Papstthum das Wort Gottes entgegenhielt und nicht reformiren, sondern nur für den Herrn kämpfen und leiden wollte, wandte sich dieser Deutsch-Katholicismus — gleich den „freien Gemeinden" — ebenso gegen das Christliche wie gegen das Unchristliche in der römischen Kirche und erwies sich als gänzlich unwissend und unkräftig in geistlichen Dingen. Aus diesem Grunde hat er der römischen Kirche nichts geschadet, die evangelische Kirche in ihren eigenen Gotteshäusern, das Gastrecht mißbrauchend, geschmäht.

Seine Gemeinden sind zum Theil schon in sich selbst zerfallen, und der sittlich höherstehende Czersky hat sich von dem oberflächlicheren Ronge getrennt.

Indessen waren alle diese Kämpfe nur Vorspiel der tiefgreifenden Erschütterungen, die unter dem folgenden Papst Pius IX. die römische Kirche und die gesammte christliche Welt durchzittern sollten.

Pius IX. begann (1846) bei seiner Thronbesteigung mit unverkennbarem, aber wohl zu kurzsichtigem Wohlwollen das römische Staatswesen zu bessern und weckte dadurch die laute Begeisterung der lebhaften Italiener, aber er reizte auch die Leidenschaften des unruhigen Volkes und wurde (1848) von einem neuen Revolutionssturm zur Flucht nach Gaëtas Felsenfeste genöthigt. Ein französisches Heer eroberte zwar das rebellische Rom wieder, daher er (1850) dahin zurückkehrte, aber es blieb daselbst, ihn gegen neuen Aufruhr schirmend und zugleich in Abhängigkeit von dem französischen Kaiser erhaltend. Doch dieser zeigte sich der römischen Kirche geneigt, auf deren Einfluß er zum nicht geringen Theil seine Herrschaft stützte. Ueberhaupt schien es, als sollte gerade jetzt das Papstthum zu neuer Herrlichkeit erblühen. Denn die in vielen Ländern ausgebrochenen und nur schwer unterdrückten Empörungen hatten gezeigt, daß die Wohlfahrt der Völker sittlicher Grundpfeiler und somit der Wirksamkeit der Kirche bedürfe. So schloß denn Oestreich (1854) mit dem päpstlichen Stuhl ein Concordat, durch welches die katholische Kirche mit weitgehenden Vorrechten ausgestattet wurde. Selbst das zumeist evangelische Preußen gewährte dem Katholicismus eine Freiheit der Bewegung, wie er sie kaum in den ihm ganz ergebenen Ländern genoß. Unter den deutschen Katholiken erwachte ein reger Eifer für ihren Glauben, und katholische Kirchen und Gemeinden entstanden an Orten, wo seit den Tagen der Reformation keine solchen gefunden worden waren. Zahlreiche Klöster wurden gegründet, und die nach hochgehaltenen Namen genannten Bonifacius- und Pius-Vereine arbeiteten nach dem Vorbild der evangelischen Vereinsthätigkeit für kirchliche Zwecke. In Holland und England erstarkte die daselbst fast machtlos gewesene katholische Kirche, neue Bisthümer wurden errichtet, und mitten im Schooße der englischen Staatskirche zeigte sich eine noch heute fortdauernde bedenkliche Vorliebe für katholische Cultusformen, nach dem Oxforder Professor Pusey der Puseyismus genannt. Nicht wenige angesehene Männer dieser Richtung gingen geradezu in die römische Kirche über.

Doch rasch traten Ereignisse ein, welche das Papstthum fast an den Rand des Verderbens zu bringen schienen. Zuerst begann (1859) zugleich mit dem östreichisch-französischen Kriege eine neue Empörung in den östlichen Provinzen des Kirchenstaates, welche bald nachher (1860) von den Piemontesen unter nichtigem Vorwand besetzt und mit ihrem Reiche vereinigt wurden. Darnach mußte der Papst sehen, wie seine zwei mächtigen Beschützer Oestreich (1866) und Frankreich (1870) durch den gleichen — wesentlich der evangelischen Kirche zugethanen — Gegner in schweren Kriegen niedergeschmettert und ihres bisherigen Einflusses

auf Italien beraubt wurden. In dem letzteren Lande hatte nun König Victor Emanuel freie Hand und besetzte (1870) das von den Franzosen nicht mehr geschirmte und von den päpstlichen Truppen nur schwach vertheidigte Rom, das er zur Hauptstadt seines Reiches erhob. Die Proteste des Papstes verhallten, und sein — freilich nur in allgemeinen Ausdrücken gehaltener — Bannfluch ward von den Betroffenen nicht beachtet. Der italienische König ließ den Papst unangefochten in seinem Palast, bot ihm ein Jahrgeld an und erklärte, seine geistliche Würde nach wie vor ehren zu wollen. Der Papst aber lehnte es ab, durch Betreten der nun zur königlichen Residenz gewordenen Stadt und durch Annahme der dargebotenen Gelder den neuen Verhältnissen gleichsam sein Siegel aufzudrücken. Vielmehr zog er es vor, sich als freiwilliger Gefangener auf die Räume des Vatikans zu beschränken und mit dem Peterspfennig — den freiwilligen Liebesgaben der katholischen Völker — zu begnügen. Rings um ihn her in ganz Italien wurden nun Klöster- und Kirchengüter eingezogen, die bisherige Alleinherrschaft der katholischen Kirche im Volksleben und im öffentlichen Unterricht hörte auf, und nun gelangte auf der apenninischen Halbinsel auch das evangelische Bekenntniß zur Freiheit und Anerkennung. Einzelne evangelische Gemeinden entstanden, und in der „ewigen Stadt" selbst wurde (1874) das lautere Wort Gottes in elf gottesdienstlichen Räumen in italienischer Sprache verkündigt. Aehnliches geschah in dem sonst dem Papst so gehorsamen Spanien, wo (1868) eine Revolution den alten Königsthron stürzte und die neue Verfassung volle Freiheit des Glaubens aussprach. Indessen steht dort Volk und Regierung den Versuchen deutscher und englischer Prediger, evangelische Gemeinden zu bilden, trotz jener Verfassungsbestimmung immer noch feindlich gegenüber.

Aber nicht nur den gegen seine äußere Machtstellung gerichteten Zeitereignissen, auch dem gesammten Geistesleben wie den Rechtsordnungen der Gegenwart trat der Papst mit einer Rücksichtslosigkeit entgegen, die alle Welt in Erstaunen setzte und zugleich Zorn und Spott erweckte. Er steigerte (1854) die Verehrung der Maria durch Verkündigung eines neuen schriftwidrigen Glaubenssatzes, der die Mutter des Herrn diesem fast gleichstellte nach Abstammung und Sündenreinheit. Darnach erließ er (1864) zwei umfangreiche Kirchengesetze, davon das eine die Form und Bezeichnung eines an die Bischöfe gerichteten Rundschreibens — Encyclica — trug und das andere — Syllabus — eine in 80 Sätze gefaßte Erläuterung jenes ersten enthielt. In diesen Schriftstücken erneut der Papst alle Ansprüche, die jemals von den kühnsten unter seinen Vorgängern erhoben worden sind. Seiner Behauptung zufolge ist die römische Kirche die alleinberechtigte, also daß keine ihr widerstreitende Lehre oder Wissenschaft geduldet werden darf. Das Papstthum darf alle weltlichen Angelegenheiten vor seinen Richterstuhl ziehen, aber nie soll die weltliche Gewalt in die Angelegenheiten der römischen Kirche eingreifen. Wie weit entfernt sich doch solcher Hochmuth von dem Evangelium Christi, welches zwar das göttliche Wort

— und nur dieses — klar und bestimmt als maßgebend für das Leben hinstellt, aber keinen Zwang kennt und nur freien gläubigen Anschluß fordert, der Macht der Wahrheit vertrauend.

Nun fehlte noch Eins, um dem stolzen Bau der päpstlichen Entwürfe die Krone aufzusetzen. Schon in früherer Zeit war man geneigt gewesen, den Papst als den von Gott berufenen und erleuchteten Statthalter Christi und darum als über allen Irrthum erhaben anzusehen. Jetzt galt es, dies Uebermaß der Verehrung für den römischen Stuhl als einen allgemein verbindlichen Rechts- und Glaubenssatz auszusprechen. So sandte denn Pius IX. nach sorgfältiger Vorbereitung an alle katholischen Bischöfe des Erdkreises Einladungsschreiben, sie zu einem neuen „ökumenischen Concil" gen Rom entbietend. Am 8. December 1869 trat die Versammlung zusammen, zu der sich nahezu achthundert Prälaten eingefunden hatten. Viele und besonders die deutschen Bischöfe warnten vor der beabsichtigten Lehraufstellung, von der sie die bedenklichsten Störungen des Friedens zwischen Staat und Kirche befürchteten, aber eine beengende Geschäftsordnung wehrte dem freien Gedankenaustausch, und die vorherrschende Stimmung war dem Papste günstig. Da verließ ein Theil der Versammelten die Stadt Rom unter verschiednen Vorwänden, und von den Zurückgebliebenen ward am 18. Juli 1870 mit 543 gegen 2 Stimmen der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes zum Lehrsatz der Kirche erklärt. Wenige Tage später stob das Concil auseinander, geschreckt durch den jähen Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Unter den gewaltigen Ereignissen dieses Kampfes ward das Concil eine Zeit lang weniger beachtet, oder man begnügte sich mit spöttischen Bemerkungen darüber, wie doch die selbst fehlbaren Männer Jemanden hätten für unfehlbar erklären können. Bald aber wurde es klar, wie verhängnißvoll das Concil und sein Beschluß für den Frieden der Völker und Herzen gewesen war.

Die römische Kirche selbst schien sich dem zu Rom Beschlossenen gehorsam beugen zu wollen. Der Widerspruch verstummte, der selbst im Schooße der Kirchenversammlung laut geworden war. Alle Bischöfe fügten sich, oft freilich zögernd und schwerbedrückten Herzens. Nur eine kleine Zahl von Priestern und Gelehrten blieb fest in der Verwerfung des Concilsbeschlusses; an ihrer Spitze stand der hochgeachtete Universitätslehrer Döllinger zu München. Von dem römischen Stuhl mit dem Bann belegt, schieden sie sammt ihren Anhängern aus ihrer bisherigen Kirchengemeinschaft aus. Und indem sie die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit als etwas Neues und dem bisherigen katholischen Glauben Widersprechendes bezeichneten, nannten sie sich selbst die eigentlichen oder Alt-Katholiken und begründeten ein eignes Kirchenwesen mit Synoden und Gemeindeältesten, geschirmt und selbst unterstützt von den weltlichen Obrigkeiten. Die deutschen Altkatholiken wählten (1873) den Professor Reinkens in Breslau zu ihrem Bischof, der von einem jansenistischen Bischof in Holland die bischöfliche Weihe empfing. Indessen hat nur ein sehr geringer Theil der katholischen

Christenheit soviel Entschiedenheit des Glaubens gehabt, um sich zum Altkatholicismus zu bekennen.

Ungleich bedeutungsvoller waren die staatsrechtlichen Verwickelungen, welche durch die Anmaßung des Papstes hervorgerufen wurden. Ein Eingehen auf dieselbe hätte den römischen Bischof zum Herrn der Erde und alle christlichen Fürsten und Völker zu seinen Knechten gemacht. So war es natürlich, daß zwischen der Staatsgewalt und dem Papstthum ein tiefgreifender, die Gemüther mächtig erregender Kampf ausbrach. Fast alle Staaten wurden davon mehr oder minder berührt, jedoch keiner in solchem Maße wie das neu erstandene deutsche Reich. Einst war gerade dem deutschen Lande durch die Kämpfe seiner Kaiser mit den Päpsten unsägliches Weh bereitet worden; jetzt stand in ihm dem wieder im Geiste des Mittelalters auftretenden Papstthum ein evangelisches Kaiserthum voll mächtigen Siegesbewußtseins gegenüber.

Die preußische Regierung schien anfänglich geneigt, die Unfehlbarkeitslehre als eine innere Angelegenheit der römischen Kirche anzusehen, in die sie sich nicht einzumischen habe. Doch bald zeigte es sich, daß dies unmöglich sei. Denn es geschah, daß nicht wenige Lehrer höherer katholischer Lehranstalten sich gegen die neue Lehre erklärten. Die Bischöfe schritten nun nicht blos mit Kirchenstrafen gegen solche Lehrer ein, sondern forderten auch vom Staate die Absetzung derselben. Die Regierung aber weigerte sich deß, da jene Männer ihr keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatten und nur auf demselben Standpunkt beharrten, den sie bei ihrer — doch auch mit Genehmigung der Bischöfe erfolgten — Anstellung eingenommen. Dies war der erste Anfang des Streites, der bald immer größere Schärfe und ungeahnte Ausdehnung gewann. Denn der Staat konnte sich nicht dazu verstehen, in Kirche und Schule den Gewissen die neue Unfehlbarkeitslehre aufzuzwingen, umsomehr als dieselbe einen großen Theil seiner Bürger einer ihm selbst feindlich gegenüberstehenden ausländischen Macht unterwarf. Indem nun der Staat zu immer neuen und immer ernsteren Gesetzen griff, den hochgehenden Ansprüchen der römischen Kirche zu wehren, wurde der preußische Landtag und bald auch der deutsche Reichstag zum Schauplatz gewaltiger Geisteskämpfe. Eine dem Papst ergebene Partei trat hier mit Geist und Kühnheit der Staatsgewalt entgegen, aber der deutsche Reichskanzler Fürst von Bismarck rief ihr das von Millionen jubelnd begrüßte Wort zu: „Wir gehen nicht wieder nach Canossa."

Unter jenen nach harten Kämpfen beschlossenen Gesetzen sind die hervorragendsten die im Mai 1873 erlassenen und hiernach die Maigesetze genannten Bestimmungen. Das erste derselben unterstellt das gesammte Schulwesen der Aufsicht des Staates, während bis dahin gerade in Preußen die katholische Kirche in Bezug auf den Jugendunterricht sich der freiesten Bewegung erfreut hatte. Ein zweites Gesetz läßt zum Priesterthum nur Angehörige des deutschen Reiches zu und macht ihre Anstellung abhängig von der stattlichen Genehmigung,

welche ihrerseits wiederum gebunden ist an den Nachweis der erforderlichen wissenschaftlichen Befähigung. Durch ein drittes Gesetz wird der katholischen Kirche die Verhängung solcher Kirchenstrafen untersagt, die den Betroffenen in seiner Habe und bürgerlichen Ehre schädigen. Endlich wurde für Preußen ein königlicher Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten errichtet, der alle Uebergriffe der Priesterschaft zu verhüten bestimmt ist.

Wiewohl nun diese Gesetze kaum etwas Anderes forderten, als was anderwärts schon längst vom Papst der Staatsgewalt zugestanden worden war, so erfuhren sie doch den heftigsten Widerspruch der Bischöfe und wurden als frevelnde Eingriffe der Staatsgewalt in das Gebiet der Kirche bezeichnet. Die Regierung aber wachte mit strengem Ernste über die Ausführung des einmal gesetzlich Geordneten und strafte jede Uebertretung. In Folge deß wurden außer vielen Priestern fast alle Bischöfe des preußischen Staates mit Geld- und Freiheitsstrafen belegt und selbst ihres Amtes entsetzt. Die Einen unterwarfen sich diesem Loose, Andere gingen in freiwillige Verbannung, Alle aber blieben unerschütterlich fest den Forderungen des Staates gegenüber, und die Entflohenen fuhren auch in der Ferne fort, ihre bischöflichen Sprengel zu regieren. Die niedere Geistlichkeit aber und die katholische Bevölkerung stand zum weitaus größten Theile treu und fest zu ihren Oberhirten und suchte durch freiwillige Gaben die Opfer zu mindern, welche Jene zu bringen hatten. Und so ward ein unheilvoller Zustand geschaffen, dessen baldiges Ende der Staat wie die Kirche gleichmäßig wünschen muß. Aber noch scheint der Weg nicht gefunden, der zum Frieden führt.

Die eben geschilderten Begebenheiten haben einen merkwürdigen Briefwechsel zwischen dem Papst und dem deutschen Kaiser veranlaßt. Der Erstere richtete nämlich an den Letzteren folgendes Schreiben:

„Im Vatikan am 7. August 1873.

„Majestät. Sämmtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Ew. Majestät Regierung ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholicismus ab. Wenn ich mit mir selbst zu Rathe gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln veranlaßt haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden im Stande bin. Andererseits wird mir mitgetheilt, daß Ew. Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen. Wenn es aber wahr ist, daß Ew. Majestät es nicht billigen, — und die Schreiben, welche Allerhöchstdieselben früher an mich gerichtet haben, dürften zur Genüge darthun, daß Sie Dasjenige, was gegenwärtig vorgeht, nicht billigen können — wenn, sage ich, Ew. Majestät es nicht billigen, daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die rigorosen Maßregeln gegen die Religion Jesu Christi immer weiter auszudehnen, und letztere

hierdurch so schwer schädigt, werden dann Ew. Majestät nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben als diejenige, den eignen Thron Ew. Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimuth, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, Allen die Wahrheit zu sagen, auch Denen, die nicht Katholiken sind. Denn Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise, welche hier näher darzulegen nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papste an. Ich gebe mich der Ueberzeugung hin, daß Ew. Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Fall erforderlichen Maßregeln treffen werden. Indem ich Allerhöchstdenselben den Ausdruck meiner Ergebenheit und Verehrung darbringe, bitte ich Gott, daß er Ew. Majestät und mich mit den Banden der gleichen Barmherzigkeit umfangen möge.

Pius, Papst."

Die würdig gehaltene kaiserliche Antwort ist aus Berlin und vom 3. September 1873 datirt und beginnt:

„Ich bin erfreut, daß Ew. Heiligkeit Mir wie in früheren Zeiten die Ehre erweisen, Mir zu schreiben. Ich bin es um so mehr, als Mir dadurch die Gelegenheit zu Theil wird, Irrthümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Ew. Heiligkeit vom 7. August in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Ew. Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Ew. Heiligkeit der Vermuthung Raum geben könnten, daß Meine Regierung Bahnen einschlüge, welche Ich nicht billigte. Nach der Verfassung Meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen Meiner landesherrlichen Genehmigung bedürfen. Zu Meinem tiefen Schmerz hat ein Theil Meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht."

Nach weiterer Ausführung dieses Gedankens fährt der kaiserliche Brief also fort:

„Die Religion Jesu Christi hat, wie Ich Ew. Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Ew. Heiligkeit angerufenem Panier Ich Mich rückhaltlos bekenne. Noch eine Aeußerung in Ew. Heiligkeit Schreiben kann Ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Ew. Heiligkeit Glauben beruht, die Aeußerung nämlich, daß Jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papst angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein muß, gleich

Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen anderen Vermittler als unseren Herrn Jesum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit Denen, welche den unseren nicht theilen, in Frieden zu leben und Ew. Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen. Wilhelm."

Was in Preußen geschah, wiederholte sich — ob auch in geringerem Maaße — in anderen deutschen Ländern, und nur Sachsen und Würtemberg blieb fast unberührt von den sonst so hochgehenden Wogen des kirchlichen Streites. Oestreich hat zwar (1868) unter dem Einfluß der neuen Zeit sein früher mit dem Papst abgeschlossenes Concordat wieder aufgehoben, und die nun zum Gesetz erhobene Gleichberechtigung der Confessionen ist fast nur in Tyrol auf Widerspruch gestoßen, indessen ist dort die altgewohnte Eintracht zwischen dem Staat und der römischen Kirche nicht wesentlich gestört worden. In Frankreich stehen sich eine päpstlichgesinnte und eine kirchenfeindliche Partei gegenüber, von denen die erstere zugleich mit der Erstarkung der Kirche auch die Wiederherstellung der früheren nationalen Größe erhofft und erstrebt und darum in allen Schichten der Bevölkerung viele Anhänger zählt. Dagegen sind die kleinen Freistaaten der Schweiz mit großer Entschiedenheit gegen die Ansprüche des Papstes aufgetreten und haben kurzweg alle Bischöfe und Priester entsetzt und ausgewiesen, welche zu Rom hielten.

§. 72.

Das katholische Ordenswesen.

Der alten Mönche Unwissenheit und fleischlicher Sinn hatte das neuerwachte Evangelium minder bekämpft als vielmehr gefördert. Dazu ruhte auf ihnen aller Welt Verachtung und Spott. Aber gerade unter den Kämpfen der Reformation kam dem alten Mönchswesen eine Erneuerung, durch die es dem schwerbedrängten Papstthum eine mächtige Stütze und der evangelischen Kirche ein furchtbarer, wenngleich siegloser Gegner werden sollte. Dies geschah durch den Jesuitenorden.

Inigo de Loyola, ein spanischer Ritter von vornehmer Abkunft, beschränkten Geistes, aber voll kriegerischer Entschlossenheit, ward im Dienste Kaiser Carls V., die Stadt Pampelona in Spanien wider die Franzosen schirmend, schwer verwundet und mußte lange auf dem Schmerzenslager der Genesung harren. Da las er erst viel alte Rittergeschichten und dann die wunderbar ausgeschmückten Erzählungen von den Thaten der Heiligen. Dies entflammte seinen ohnedies durch Krankheit erregten Geist. Kriegerische Großthaten waren seinem gebrochenen Leibe künftig unmöglich; so wollte er ein Streiter der Kirche werden.

In wachsender Schwärmerei meinte er die heilige Jungfrau zu sehen und gelobte sich ihr zum ewigen Ritterdienste. Doch war er noch unklar, wie er solchen Dienst leisten möge. Als er genesen, verkaufte er seine Habe zum Besten der Armen, legte ein Bettelkleid an und wallfahrtete nach Jerusalem. In einem Lager von Kriegsleuten ward er ausgepeitscht, in Jerusalem von den Mönchen vertrieben, in seiner Heimath von der Inquisition mit Mißtrauen betrachtet. Da beschloß er, durch gelehrte Studien sich den Dienst und die Achtung der Kirche zu erzwingen. Obschon nicht jung mehr, gesellte er sich noch zu den Knaben der Schule zu Barcelona, mit ihnen das Latein zu lernen. Darnach vollendete er seine Studien zu Paris und stiftete hier (1534) mit sechs Gehülfen am Feste der Himmelfahrt Marias eine eigene Verbrüderung zum selbstverleugnenden Dienst der Kirche. Keuschheit und Armuth, sowie Krankenpflege unter den Pilgern im heiligen Lande war ihr nächstes Ziel. Wo das nicht zu erreichen wäre, wollten sie sich dem Papst zur beliebigen Verfügung stellen. Während Loyola nach Spanien heimkehrte, dort den entworfenen Plan weiter zu führen, dienten die Anderen in Italiens Krankenhäusern mit einer Dransetzung des eigenen Lebens, die bewunderungswürdig wäre, wenn sie nicht fast eine kecke Wegwerfung der eigenen menschlichen Würde genannt werden müßte. Selbst aus den Geschwüren der Kranken saugten sie den Eiterstoff. Auf ihr dringendes Bitten bestätigte endlich (1540) Papst Paul III. ihren Bund, der nun den Namen der „Gesellschaft Jesu" annahm. Derselbe zählte sechzig Glieder, aber rasch wuchs er an Zahl und Bedeutung. Loyola selbst war des Ordens erster Vorsteher; nach seinem Tode (1556) folgte ihm J a c o b L a i n e z († 1564), der einer der ersten Bundesstifter gewesen war und, gelehrter und gewandter als der ungleich schlichtere Loyola, die Ordensverfassung vollständig ausbildete.

So erhielt nun der Orden eine strenggegliederte und klugberechnete Einrichtung, die ihn zu einer großartigen Machtentfaltung befähigt. Sein Oberhaupt ist der Ordensgeneral, der nur dem Papst verantwortlich ist und in Rom wohnt. Er regiert den Orden in streng monarchischer Weise, während die höchsten Glieder des Ordens — professi — seinen Rath bilden. Unter diesen stehen die Vorsteher der einzelnen Ordenshäuser — coadjutores — und zwar geistliche wie weltliche. Diesen sind wiederum die Lehrer der Ordenshäuser als die unterste Stufe untergeben. Vor dem Eintritt in den Orden haben die Glieder ein längeres Noviziat zu bestehen, und selbst in dieses werden sie nur dann zugelassen, wenn sie leiblich gesund sind und gute Gaben zeigen. Die einzelnen Stufen sind durch besondere Prüfungen geschieden; sie überwachen sich gegenseitig mit ängstlicher Genauigkeit. So erzieht der Orden seine Glieder zu jenem Gehorsam, der sich von seinen Oberen zu jedem Geschäft brauchen und an jeden Ort der Erde senden läßt. Und da der Orden es trefflich verstanden hat, die eigenthümlichen Gaben seiner Genossen allezeit an den rechten Stellen zu verwenden, so hat er innerhalb seines Kreises eine Gewalt ausgeübt, wie kaum je

ein Fürst es gekonnt. Dazu erkannten die Päpste den hohen Werth des Ordens für ihre Macht und statteten denselben mit Vorrechten aus, wie sich ihrer noch nie ein Mönchsverein zu erfreuen hatte. Frei von den gewöhnlichen klösterlichen Banden, durften die Jesuiten sich frei in allen Verhältnissen des weltlichen Lebens bewegen und waren selbst der Aufsicht enthoben, die jedem Bischof über die Klöster seines Bezirkes zustand. Gleichwohl hatten sie das Recht, überall zu predigen und Beichte zu hören. Auch das Schulwesen und die Wissenschaft gedachten sie sich dienstbar zu machen, aber wiewohl sie vielfach die Lehrerstellen an höheren Unterrichtsanstalten erhielten, ist doch niemals ein bedeutendes wissenschaftliches Werk aus ihrer Mitte hervorgegangen. Denn eben durch die innere Unfreiheit des Ordens ward aller geistiger Aufschwung in ihm erstickt. Nur als Erzieher der Fürsten und des Adels haben die Jesuiten eine Zeit lang großen Ruhm gehabt, da sie gerade diesen Ständen gegenüber als Stützen aller göttlichen und menschlichen Ordnung sich hinstellten. Und so haben sie öffentlich und heimlich, unter Hohen und Niederen einen großartigen, aber der Wahrheit freilich verderblichen Einfluß entwickelt, indem sie ihrem Zwecke Alles und selbst Recht und Gewissen zum Opfer brachten. Dieser Zweck aber war Ausbreitung der päpstlichen Herrschaft und darum auch Bekämpfung der evangelischen Kirche, ein Zweck, der freilich auch mit dem eigenen Vortheil der Ordensglieder Hand in Hand ging.

Aber gerade dieser Einfluß und jene außerordentliche Gunst der Päpste zogen dem Orden Mißtrauen und Haß zu. Erst waren es die anderen Mönchsorden, die seine Bevorzugung beneideten; dann war es die gesammte öffentliche Meinung, die sich gegen die Jesuiten kehrte. Mit und ohne Grund beschuldigte man sie der Einmischung in die Regierung der Staaten, während unbefangene Gelehrte selbst der katholischen Kirche ihren blinden Eifer wie ihre gefährliche Sittenlehre und offenbare Unwissenschaftlichkeit angriffen. Ja, das stolze Gebäude des Ordens schien endlich gar zusammenbrechen zu wollen. In dem strengkatholischen Portugal klagte ihn (1759) der Minister Pombal, der seine Pläne auf Verbesserung des Staats durch ihn gehindert sah, der Theilnahme an einer Verschwörung an, zog seine Güter ein und sandte die Ordensglieder nach Italien. Nach wenig Jahren geschah das Gleiche in Frankreich, wo die ohnedies ungünstige Volksstimmung durch den Bankerott eines Jesuiten noch mehr gereizt worden war. Selbst die aufrichtig fromme Kaiserin Maria Theresia erkannte die Arglist des Ordens, als man ihr von Rom aus die dorthin geschickten Abschriften ihrer Beichtgeheimnisse sandte. Endlich sah sich (1773) der Papst Clemens XIV. genöthigt, den allenthalben verfolgten Orden aufzuheben. Was er geahnt, traf bald ein. Er starb, und seines Todes Ursach soll Gift gewesen sein, von einstigen Jesuiten ihm gemischt. Die sogenannte Aufklärung des Zeitalters jubelte. Aber die russische Kaiserin duldete die Jesuiten in ihren polnischen Provinzen, der große Friedrich von Preußen ließ die von ihnen geleiteten Schulen Schlesiens gern in ihren Händen, und so fanden seltsamer

Weise die eifrigsten Stützen des Papstthums in nichtkatholischen Staaten eine Zufluchtsstätte gegen die Verfolgung ihrer eigenen Kirche. Aber auch in katholischen Ländern erhielt sich der Jesuitenorden im Verborgenen, vornehmlich in Oestreich, wo seine Glieder sich zum großen Theil in den bis dahin unbedeutenden Orden der Ligorianer zurückzogen. Derselbe war von dem Italiener Ligorio namentlich zur Pflege der Jugenderziehung (1749) gegründet worden. Doch zugleich mit der zertrümmerten weltlichen Herrschaft des Papstes ward (1814) auch der Jesuitenorden wiederhergestellt, wobei man sich auf das angebliche allgemeine Verlangen aller Völker nach solcher That berief. Seitdem blühte der Orden wieder auf, wohl vielfach noch kämpfend mit der Abneigung der Welt, aber die alten Zwecke unverändert verfolgend, wenn auch vorsichtiger und mehr im Stillen. Seine Geschichte bestätigt den Ausspruch eines seiner ersten Generale (Borgia): „Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer, werden ausgetrieben wie Hunde, werden aber uns erneuen wie Adler.“ Bei seiner Auflösung zählte der Orden mehr als fünfundzwanzigtausend Ordensglieder.

Auch anderweitige Orden entstanden noch in der römischen Kirche, aufrichtiger Liebe oder ungestilltem Heilsverlangen entstammend. Insgemein hatten sie die innere Mission zum Zweck und wirkten hierin um so wohlthätiger, als die katholischen Regierungen gerade diesem Theil der Volkswohlfahrt wenig Aufmerksamkeit widmeten. So gründete die fromme Jungfrau Angela von Brescia († 1540) einen Nonnenorden, der nach der heiligen Ursula genannt ist und zumeist die Erziehung der weiblichen Jugend zu seiner Aufgabe macht. Ein armer Portugiese Johann di Dio stiftete (1550) den Orden der barmherzigen Brüder, zur Krankenpflege bestimmt. Berühmter noch ist die Stiftung des Franzosen Vincenz de Paula († 1660), der mit unserem August Hermann Francke verglichen werden kann. Derselbe hatte in seiner Jugend als Sclave zu Tunis Mitleid mit dem Unglück gelernt. Sein Herr war ein einstiger Christ, aber zu den Muhamedanern übergegangen. Vincenz bekehrte ihn wieder zum Christenthum. Dann ward er Pfarrer zu Chatillon. Unterstützt von den edlen Frauen v. Gondy und Legras, gründete er in dieser Stellung zuerst den Orden der Priester der Mission, welche für die Kranken und Armen innerhalb der katholischen Kirche sorgen sollten, und dann den Orden der barmherzigen Schwestern, die mit wahrem Samaritersinn ihr ganzes Leben der Pflege der Verwundeten und Kranken widmen. Diese schöne und allgemein geehrte Verbrüderung weckte gleichen Sinn unter Anderen, daher unter gleichem Namen, jedoch mit anderer Verfassung ähnliche Orden noch heute bestehen. In Frankreich hat dieser Orden seine rechte Heimath. Wegen ihrer Kleidung heißen die Nonnen auch graue Schwestern. Ihre muthige Krankenpflege haben sie noch jüngst selbst auf den Schlachtfeldern Italiens und der Krim bewährt. Sie gehören insgemein jenem Zweig an, der (1652) unter dem Namen der barmherzigen Schwestern des heiligen Borromeus von dem Abt Epiphan Louys zu

Nancy gestiftet ward. Die eintretenden Jungfrauen müssen mindestens achtzehn Jahre alt und an Leib und Seele gesund sein. Auch müssen sie ein Vermögen von wenigstens tausend Franken mitbringen.

Das Bedürfniß nach rechter Jugendbildung erzeugte den (1724) von Baptist de la Salle gestifteten Orden der christlichen Schulbrüder. Dieselben leiten in den ihnen überwiesenen Gemeindeschulen, in kleinen Genossenschaften zu je drei Brüdern mindestens, den Unterricht mit großer Liebe und weiser Geschicklichkeit, unterliegen aber jenem ängstlichen System gegenseitiger Ueberwachung, das auch den wohlthätigsten Instituten der römischen Kirche anhaftet. Sie beschränken sich auf die Volksschulen, und eigentliche Gelehrsamkeit liegt ihnen grundsätzlich fern, daher sie sich auch „unwissende Brüder" nennen.

Endlich ward noch ein neuer Orden gestiftet, dessen übertriebene Strenge an die Zeit des Mittelalters erinnert. Als der Abt des Cistercienserklosters zu La Trappe im nördlichen Frankreich, Bouthillier de Rance († 1700), trotz seines Priesteramtes sich in ein gewöhnliches Weltleben gestürzt und sogar ein ihm durch sein Gelübde doch verbotenes Liebesverhältniß angeknüpft hatte, ward er durch den plötzlichen Tod seiner Geliebten erschüttert und zu einer Buße getrieben, wie sie freilich eben nur katholischer Anschauung entspricht. Er zog sich in sein Kloster zurück und fügte der alten Cistercienserregel neuersonnene Ordnungen bei. Den Mönchen ward ewiges Schweigen geboten, alle leibliche Nahrung auf die äußerste Nothdurft beschränkt, selbst der Schlaf durch wiederkehrende Gebetsversammlungen unterbrochen. So entstand der neue Orden der Trappisten. Der Ordensstifter aber legte seine Abtsstelle nieder und gesellte sich zu den niederen Mönchen seines Klosters, allein der strengsten Buße zu leben. Aber sein Gemüth fand keine Befriedigung, und sterbend bekannte er, der unglücklichste aller Sünder zu sein. Doch ahnte er, daß die Gnade des Herrn ihn von aller Schuld entladen könne, auch wenn seine Bußwerke ihn nimmer gerecht machen könnten. Einer seiner Mönche bezeichnete seinen Tod als „eine Donnerstimme, welche erscholl, um den Menschen die Verachtung der Welt, die Nichtigkeit ihrer Größe und die Dauer der Güter eines künftigen Lebens zu verkündigen."

Die Gegenwart mit ihrem Freiheitsdrang und ihren Geisteskämpfen bekundet allerwärts eine entschiedene Abneigung gegen die beengenden Fesseln des katholischen Ordenswesens, und im deutschen Lande hat der große Kirchenstreit zur Schließung vieler Klöster sowie (1872) zur Ausweisung aller Jesuiten aus dem Reichsgebiet geführt.

---

§. 73.

Die katholische Mission.

Als das Papstthum sich eines großen Theiles seiner Herrschaft in Europa durch die Reformation beraubt sah, da wandte es sein Auge wieder dem lange

vergessenen Missionswerke zu, in der fernen Heidenwelt Ersatz für das Verlorene zu suchen. Und gerade die katholische Kirche war besonders gerüstet, solches Werk zu treiben. Eben war die neue Welt entdeckt, die fernsten Länder der alten aber waren durch die erweiterte Seefahrt dem Verkehr erschlossen. Die größten seefahrenden Nationen — Spanier und Portugiesen — waren Katholiken, die zahlreichen Mönche und vor Allem die Jesuiten waren treffliche Werkzeuge zur Missionirung, und selbst die innere Einheit der römischen Kirche erleichterte die energische Benutzung aller dieser Hülfsmittel. In der neueren Zeit hat Frankreich den Missionaren seinen mächtigen Schutz geliehen, wenn auch mit der Kirche zugleich die eigene Herrschaft erweiternd. Freilich haben die Heidenprediger der römischen Kirche vielfach die Bestrebungen evangelischer Heidenboten durchkreuzt und gehindert, haben auch nach dem Geiste ihrer Kirche minder die Herrschaft Christi denn vielmehr die seines Statthalters zu Rom ausgebreitet, aber doch sind Viele unter ihnen hochausgezeichnet durch glühende Begeisterung, die weder die Mühen der Mission überhaupt, noch selbst die Schrecken des Märtyrertodes gescheut hat.

Einer der ersten und trefflichsten dieser Missionare ist Loyolas Freund und erster Ordensgenoß Franz Xaver. Durchdrungen von jenem hingebenden gewaltigen Eifer des ersten Jesuitenthums, wandte er sich ausschließlich der Mission zu und begann dieselbe unter den Wilden der brasilianischen Wälder. Bald aber zog er nach Asien, wo Ostindien und Japan der Schauplatz seines Wirkens war. Von aller menschlichen Hülfe entblößt, ein einsamer Wanderer, durchmaß er in zehn Jahren einen Weg, der mehr als zweimal den Umfang der Erde übertrifft. Predigend und streitend, taufend und Kirchen bauend, gerade den Versunkensten und Niedrigsten unter den Heiden mit Liebe nahend, hat er Großes gethan und insonderheit in Japan blühende Gemeinden gestiftet. Eben wollte er nach China gehen, als er (1552) durch den Tod abgerufen ward. Sein letztes Wort war das echt evangelische Bekenntniß: „In dich, Herr, habe ich gehofft; ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich." Sein Lebensbeschreiber sagt von ihm: „Ein unbezweifeltes Wunder gibt es in der Geschichte Xavers, daß ein sterblicher Mensch fähig war, solche Beschwerden zu ertragen, wie er sie ertrug, und nicht allein mit ruhiger Standhaftigkeit, sondern als ob er einem unwiderstehlichen Bedürfniß seiner Natur gehorche."

Doch bald ward das Werk zertrümmert, das Xaver so schön begonnen. Er hatte zwar durch die Uneigennützigkeit wie durch die Weisheit seines Auftretens die Achtung und das Vertrauen der Japanesen gewonnen und so ihre Herzen willig gemacht zum Hören seiner Predigt, aber nach ihm kamen Europäer, die mehr die Schätze als das Seelenheil der Japanesen suchten, und unbesonnene Mönche reizten den Zorn des Volkes durch wissentliche Uebertretung der Landesgesetze. Erkennend, daß von christlichen Völkern ihnen Gefahr komme, begannen Japans Herrscher die bestehenden Christengemeinden mit blutiger Ge-

walt zu zerstören und schlossen ihr Land für jeden Europäer. Erst in der neuesten Zeit ist durch die kaum abzuweisende Forderung der europäischen Seemächte der Verkehr Japans mit den letzteren wiederhergestellt worden, aber das tiefeingewurzelte und nicht unbegründete Mißtrauen der Japanesen gegen die Lauterkeit der angetragenen europäischen Freundschaft stellt auch dem Christenthum ein mächtiges Hinderniß entgegen.

Aehnlich ging es in China. Auch hier hatten jesuitische Missionare sich den Zutritt zu dem bis dahin fast unbekannten Lande gebahnt. Der hervorragendste unter ihnen war Matthias Ricci († 1610), der sich einer portugiesischen Gesandtschaft angeschlossen und durch seine überlegene wissenschaftliche Bildung den Chinesen nützlich gemacht hatte. Erst nachdem er ganz den Chinesen gleich geworden war und ihr Vertrauen gewonnen hatte, trat er mit der Predigt der christlichen Lehre hervor und erzielte große Erfolge, die nach seinem Tode von gleichgesinnten Ordensgliedern weiter gepflegt und gefördert wurden. Da aber klagten die Dominikanermönche den Orden zu Rom an, daß er durch seinen Anschluß an die heidnischen Sitten Heidenthum und Christenthum vermische und sich gegen die reine Lehre der Kirche versündige. Die Päpste gaben zögernd dem Drängen der Mönche nach und verboten jenes Eingehen auf die Gebräuche der Heiden. Aber jetzt entbrannte der Zorn der Chinesen über die anmaßenden Fremdlinge, blutige Verfolgung traf die einheimischen Christen, und die Aufhebung des Jesuitenordens vernichtete die chinesische Mission fast ganz. Fortan wechselte das Geschick der Mission nach der Laune der chinesischen Herrscher. Als aber (1806) die Missionare so unbesonnen gewesen waren, eine Karte des Landes aufzunehmen und nach Europa zu senden, ward dies als Landesverrath gedeutet. Neue blutige Verfolgung traf die Missionare und zerstörte die christliche Kirche des Landes. Erst in neuester Zeit haben die freilich ungerechten Kriege der verbündeten Engländer und Franzosen die Chinesen gezwungen, ihr Land wie dem Handel so auch den Glaubensboten der Christen zu öffnen.

Auch in das Gebirgsland Tibet drangen einzelne Mönche und gründeten ein Kloster. Sie fanden ein Heidenthum, das ein geistliches Oberhaupt — den Dalai-Lama — und Priester und Klöster hatte, gleichwie die römische Kirche. Aber gerade diese Aehnlichkeit mochte Veranlassung sein, daß die Tibetaner den nationalen Papst nicht vertauschen wollten mit Einem, der etliche tausend Meilen von ihnen wohnte. Die tibetanische Mission zerfiel ohne irgend einen Erfolg.

In Ostindien errichteten schon frühe (1570) die Portugiesen Bisthümer, noch ehe es Gemeinden gab. Auch hier waren die Jesuiten die ersten klugen Missionare. Anfangs brachten sie das Evangelium den Parias, die gleich den Zöllnern und Sündern Israels die verachtetsten ihres Volkes waren und darum am empfänglichsten schienen für die Bestrebungen der Kirche. Als aber in Folge dessen die stolze Priesterkaste mit dem ganzen übrigen Volk von der neuen Predigt vornehm sich abwandte, schlugen die Missionare einen anderen Weg ein

und nahmen der Braminen Sitte und Weise an, dadurch diese zu gewinnen. Dies gelang. Aber da kam von Rom der Befehl, allen Anschluß an heidnisches Wesen zu unterlassen. Dies untergrub auch die ostindische Mission, die noch jetzt weit hinter der protestantischen zurücksteht.

In Hinterindien haben französische Missionare und neuerlich (1860) französische Waffen den Eingang erzwungen, aber die Eingebornen verwerfen der Fremdlinge Herrschaft und Glauben, und die Zeit scheint ferne, da auch dort das Licht Christi leuchten wird.

In ähnlicher Weise haben die Franzosen vornehmlich durch den Orden der Lazaristen oder barmherzigen Brüder Missionen auf den Südseeinseln und ein Bisthum zu Algier errichtet.

Auch in Amerikas weiten Ländern hatten die Spanier als Herren des Landes sogleich ein glänzendes Kirchenwesen eingerichtet, Kathedralen gebaut und Bischöfe angestellt. Die Indianer sollten sich ebenso unterwürfig dem Kreuz wie dem spanischen Zepter unterwerfen. Darum ward die Inquisition auch dort errichtet, und nun wurden Indianer von Christen gemartert, wo sie vorher zu Ehren ihrer Götzen sich hatten schlachten lassen. Die Angst vor der Inquisition erzeugte ein Scheinchristenthum, das heimlich noch den alten Götzen diente. Darum erklärten die Jesuiten, daß eine Mission ferne von allem Verkehr mit den Spaniern errichtet werden müsse, damit die Eingebornen nur die Segnungen der Kirche und nicht die Laster der Christen erfahren möchten. So gründeten und behaupteten die Jesuiten (1610—1750) in dem unzugänglichen Paraguay einen theokratischen Missionsstaat, in welchem die bekehrten Indianer als gehorsame und glückliche Kinder ihrer geistlichen Väter lebten. Von diesen in allen Künsten des Friedens unterwiesen, bauten sie ihre Pflanzungen mit großem Geschick, die reichen Ertrag lieferten und dem Orden auch großen äußeren Gewinn brachten. Selbst in den Waffen wurden die Zöglinge der frommen Väter geübt und vertheidigten das friedvolle Missionsland gegen die Angriffe der Heiden wie der Christen. Aber diese Blüthe des Landes, in das kein Europäer außer den Dienern der Mission kommen durfte, reizte den Neid der goldgierigen Spanier. Dazu kam der wachsende Haß gegen die Jesuiten, und endlich zertrümmerten spanische und portugiesische Waffen die Herrschaft des Ordens und das Glück der Indianer. Jetzt ist ganz Südamerika zerrüttet durch ewige Revolutionen und Parteikämpfe, aber das Volk hängt an seiner Kirche, die noch immer ihre glänzenden Dome und prachtvollen weltlich-kirchlichen Schauspiele hat.

Unter den Stämmen der nordamerikanischen Indianer sind ebenfalls katholische Missionare seit längerer Zeit thätig, wie denn in jenem Lande überhaupt die römische Kirche immer festeren Boden gewonnen hat. Von dort sandten (1831) die Irokesen eine Binde und Sandalen, ihrer Hände Arbeit, an den heiligen Vater, der seinen Söhnen in der Wüste den Mann im schwarzen Kleide geschickt, auf den sie gehört, durch den sie den unbekannten Gott und Frieden unter einander gefunden hätten.

In Rom hat man die Wichtigkeit der Mission für die Kirche wohl erkannt. Darum gründete Papst Gregor XV. (1622) die „Congregation zur Verbreitung des Glaubens," womit ein Seminar zur Erziehung von Jünglingen aus der Heidenwelt zu Heidenboten verbunden ward. Diese großartige Anstalt hält am Epiphaniasfeste jedes Jahres ein Missionsfest, wobei die Zöglinge in ihren jedesmaligen Landessprachen öffentliche Reden halten. Es ist schon vorgekommen, daß auf einen Tag in mehr als vierzig Sprachen Gottes Lob verkündigt ward. Die da zuhörten, wurden an das Reden der Apostel in fremden Zungen am ersten Pfingstfest gemahnt.

---

§. 74.

Die griechische Kirche.

Unter der schwerlastenden türkischen Herrschaft behielt die griechische Kirche zwar eine gewisse Selbstständigkeit und in dem Patriarchen zu Constantinopel ein gemeinsames Oberhaupt, dem die drei Kirchenfürsten zu Alexandria, Antiochia und Jerusalem untergeben waren, aber sie erstarrte mehr als je und blieb selbst von der gewaltigen Erregung der abendländischen Christenheit durch die Reformation gänzlich unberührt. In Rußland errichtete Zar Feodor Iwanowitsch (1589) ein fünftes Patriarchat zu Moskau, auf daß die Reichskirche ihre eigene Oberleitung habe und unabhängig sei von dem constantinopolitanischen Priester, der selbst ein Unterthan des Sultans war. Aber Peter der Große nahm die höchste Leitung auch der geistlichen Angelegenheiten in die eigne starke Hand und gründete (1721) statt des Patriarchats eine „heilige dirigirende Synode," die in des Kaisers Namen das Kirchenregiment führe. So vereinte der russische Kaiser die geistliche und weltliche Hoheit in einer Weise in sich, wie kein anderer Herrscher der Erde, aber das russische Volk hat keinen Anstoß dran genommen und schaut mit gläubiger Verehrung zu seinem Herrscher empor. Kaiser Alexander I. versuchte, die Kirche seines Reiches zu heben, indem er Bildungsstätten für die Geistlichen und (1813) selbst eine Bibelgesellschaft zur Verbreitung der Schrift in der Landessprache gründete. Aber sein Nachfolger Nicolaus I. beschränkte die letztere und hob sie endlich auf. Daneben suchte er durch Schärfung der schon bestehenden Gesetze die griechische Kirche innerhalb seines Reiches durch Hereinziehung anderer Christen zu mehren. Kein Glied der griechischen Kirche darf zu einer anderen Confession übertreten, aber die Angehörigen anderer Confessionen sind nicht selten in beklagenswerther Weise durch Betrug und List zum Uebertritt zur Reichskirche überredet und gezwungen worden. Die deutsche evangelische Kirche hat oft den Schmerz gehabt, daß ihre Fürstentöchter bei einer Vermählung mit einem Gliede des russischen Kaiserhauses den griechischen Glauben haben annehmen müssen, während im um-

gekehrten Falle russische Fürstinnen den väterlichen Glauben beibehalten und neben ihre deutschen Schlösser griechische Kapellen erbaut haben. Doch hat unlängst eine Mecklenburger Prinzessin den Muth gehabt, bei ihrem Eintritt in die kaiserliche Familie den Uebergang zur griechischen Kirche abzulehnen, und das Gerechtigkeitsgefühl des Kaisers hat ihr gestattet, auch in Rußland dem lutherischen Bekenntniß treu zu bleiben. Aber trotz aller einheitlichen Oberleitung hat die russische Kirche sich durchaus nicht einer wirklichen inneren Einheit zu erfreuen. Vielmehr haben sich in ihr viele Secten — Roskolniken oder Abtrünnige — gebildet, die um so mehr von der christlichen Wahrheit sich entfernt haben, als von der letzteren überhaupt dem griechischen Volke und selbst seinen Seelsorgern wenig Erkenntniß eigen ist.

Aehnliches gilt von den Griechen, die noch unter türkischer Herrschaft stehen. Unwissend zwar, aber doch treu am Christennamen hängend, brennen sie vor Verlangen, das verhaßte Joch des morschgewordenen Türkenreiches abzuschütteln, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, da dies geschieht.

Den Völkern Griechenlands war es nach langem Kampfe gelungen, unter dem baierschen Fürstensohn Otto ihr eigenes Königreich zu begründen. Wie das russische Reich, so ordnete nun auch (1833) das griechische Reich sein Kirchenwesen dahin, daß im Namen des Königs eine Synode von Bischöfen die höchste kirchliche Gewalt ausübt, nicht mehr gebunden an den Patriarchenstuhl zu Constantinopel. Die Bischöfe aber haben mit großem Eifer darüber gewacht, daß nicht von Deutschen oder Engländern der Geist des lauteren Evangeliums in Griechenland gepflegt und die todte Ruhe der starren griechischen Kirche unterbrochen werde.

So zeigt nun das kirchliche Leben der griechischen Kirche zwar eine schöne Anhänglichkeit des Volkes an den Glauben und die Sitten der Väter, aber auch wenig Klarheit christlicher Erkenntniß und fast gar keine theologische Gelehrsamkeit. Der Gottesdienst besteht in einer reichen Liturgie und wird in Rußland durch einen eigenthümlichen kraftvoll schönen Männergesang ohne Musikbegleitung unterstützt, aber er wird in der dem Volke unverständlichen altslavonischen Sprache gehalten und entbehrt daher einer wirklich anregenden Erbaulichkeit. Die Predigt fehlt fast ganz und war eine Zeit lang geradezu verboten, auf daß nicht neue Lehre sich einschleiche. Zu gleichem Zweck, den protestantischen wie katholischen Lehren zu wehren, verfaßte (1643) der Bischof Petrus Mogila zu Kiew ein Glaubensbekenntniß, das die Zustimmung aller griechischen Bischöfe erhielt. Es führt den Titel: „Rechtgläubiges Bekenntniß der katholischen und apostolischen Kirche.“ Denn mit letzterem Beinamen bezeichnet sich die griechische Kirche, indem sie die römische Lehre wie die evangelische nur für Abirrungen von der ursprünglichen apostolisch-katholischen Kirche erklärt. Uebrigens ist jenes Bekenntniß einfach gehalten und faßt alle christliche Lehre unter die drei Haupttugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zusammen.

Hierzu kam später noch durch den gelehrten Bischof Plato († 1812) ein in seiner Art trefflicher Katechismus der griechischen Kirchenlehre. Eine Missionsthätigkeit hat nur die russische Kirche entwickelt und allein auf die heidnischen Unterthanen des eigenen Reiches erstreckt. Doch hat sie auch in China eine Missionsstation zu Peking unterhalten. Aber über Thätigkeit und Erfolg dieser Mission haben wir nur dürftige Kunde.

Auch die griechische Kirche erkennt Christum als einziges Oberhaupt der Kirche an und verwirft das römische Papstthum. So entstand in der Reformationszeit die Hoffnung, beide Kirchen würden um jener gemeinsamen Lehre willen sich näher treten können. Als daher (1559) der Diaconus Demetrius Mysos aus Constantinopel gen Wittenberg gekommen war, übergab ihm Melanchthon eine griechische Uebersetzung der Augsburgischen Confession sammt einem Schreiben zur Weiterbeförderung an den Patriarchen. Allein der Letztere gab keine Antwort. In gleicher Weise versuchten (1574) die Professoren der tübinger Hochschule eine Anknüpfung mit dem Patriarchen Jeremia von Constantinopel, doch mit gleich ungünstigem Erfolge. Und als der Patriarch Cyrillus Lukaris zu Constantinopel auf großen Reisen die reformirte Kirche hatte kennen und lieben lernen und sogar ein calvinistisch gehaltenes Bekenntniß nach Genf gesendet, ward er auf Anstiften der Jesuiten wie der griechischen Bischöfe beim Sultan als Hochverräther angeklagt und auf dessen Befehl erdrosselt und in das Meer geworfen (1638).

Obschon geschieden in der Lehre, fühlte sich die griechische Kirche ungleich mehr zur römischen Kirche als zur evangelischen hingezogen, da ihre Gebräuche mehr mit der ersteren übereinstimmten. Darauf gestützt, erneuerte die römische Kirche ihre schon im Mittelalter nie unterlassenen Vereinigungsversuche und erlangte wirklich, daß (1596) ein großer Theil der westrussischen und polnischen Griechen der römischen Kirche sich anschloß und die päpstliche Hoheit anerkannte. Diesen nun unirten Griechen ward das Abendmahl in beiderlei Gestalten und die Beibehaltung ihrer eigenthümlichen älteren Gebräuche zugestanden, doch wurde ihr Kirchenwesen allmählich ganz nach römischer Ordnung eingerichtet. Auch in Ungarn vereinigten sich zahlreiche Angehörige der griechischen Kirche mit der römischen. Da aber veranlaßte Kaiser Nicolaus (1839) die westrussischen unirten Griechen, die Union mit Rom zu lösen und sich der Reichskirche wieder anzuschließen.

---

§. 75.

Die gegenwärtige Christenheit.

Die christlichen Völker der Gegenwart haben die Herrschaft über die Erde in ihrer Hand. Die Reiche der Heiden müssen gehorchen, wo Jene gebieten.

Selbst der wankende Thron der Kalifen wird nur noch durch die Hülfe christlicher Völker und durch Nachahmung christlicher Bildung mühsam gehalten. Und wie oft auch die Christen im Gebrauch dieser ihrer Macht gefehlt haben, wir bewundern doch die Herrlichkeit Deß, der den Bekennern seines Evangeliums auch weltliche Macht und Größe verliehen hat. Denn auch das ist ein Zeugniß für das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch Solches alles zufallen" (Matth. 6, 33). Wie die Sonne ihre Strahlen verbreitet, auch wenn Wetterwolken unter ihr hingehen, so verbreitet das Evangelium seine Segnungen, auch wenn die Thorheit der Menschen ihnen hemmend oder trübend in den Weg tritt.

Als sichtbare Kirche gefaßt, zählt die Christenheit etwa dreihundert Millionen Getaufte in ihrem Schooße. Davon kommt die reichliche Hälfte auf die römische Kirche, die im Süden und Westen Europas wie im Süden Amerikas ausschließlich herrscht, während sie auch in allen übrigen Ländern der Erde zahlreiche Bekenner hat. Die griechische Kirche — fast ein Viertheil jener Zahl — behauptet nur den Osten Europas, wie die alten Sitze des Christenthums in Asien. Die ungefähr gleich zahlreichen beiden evangelischen Kirchen sind vornehmlich über Europas und Amerikas Norden verbreitet.

So ist nun die römische Kirche die ausgedehnteste und bildet in Folge ihrer einheitvollen Verfassung eine geschlossene Macht, der unleugbar etwas Großartiges und Ehrfurchtgebietendes eigen ist. Dazu gesellt sich der lebendige Eifer wie die festeingewurzelte Achtung, womit ihre Ordnungen von einem nicht geringen Theil ihrer Völker angesehen und aufrecht erhalten werden. Diese ihre äußere Machtentfaltung scheint die eigenthümliche Gabe der römischen Kirche zu sein, aber dieselbe wird nur da nachhaltig und heilbringend sich erweisen, wo ihr die innere Macht der Wahrheit zur Seite geht. Und diese Wahrheit hat die römische Kirche zu wenig zur thatsächlichen Geltung gebracht, daher gerade in ihrem Schooße trotz alles äußeren Glanzes auch viel Auflehnung gegen göttliches und menschliches Recht sich gezeigt hat. Manches Gemüth aber war und ist in ihr von tiefer Heilssehnsucht ergriffen, ohne dafür Befriedigung zu finden. Dadurch ist mancher Katholik zur evangelischen Kirche hinübergeführt worden, während Andere um so inniger an den auch in ihrer Kirche enthaltenen Schatz der christlichen Wahrheit sich anschließen und um dieses Schatzes willen auch die Gebrechen ihrer Kirche tragen, ja vertheidigen.

Ungleich tiefer steht die griechische Kirche sammt den ihr verwandten kleineren Genossenschaften des Morgenlandes. Die letzteren waren einst durch die verschiedenen Kämpfe um die Reinheit des Glaubens mit der Gesammtkirche wie unter einander zerfallen und verdankten diesen Zerwürfnissen ihr gesondertes Bestehen. Seitdem haben sie bei dem Mangel aller Wissenschaft und alles tieferen Eingehens auf die heilige Schrift sich und ihre Lehre nicht weiter ausgebildet und jene Gegensätze der Lehre nicht überwunden noch ausgeglichen. Ja

diese geschichtliche Lehrentwicklung selbst ist dem Volksbewußtsein verloren gegangen, und nur die altgewohnten kirchlichen Gebräuche erhalten die Bekenner jener Gemeinschaft in einer gewissen Gemeinsamkeit des Bekenntnisses und der christlichen Zucht. Aber trotz dieser geringen Erkenntniß behauptet die griechische Kirche die „rechtgläubige“ zu sein und stellt sich selbst der milden und ihr sonst verwandten evangelischen Kirche stolz und feindselig gegenüber. Darum wie einst die Griechen gleichgültig die Kreuzfahrer vorüberziehen sahen zum Streit wider den Feind, der gerade den Griechen am Nächsten Verderben drohte, so hat auch seitdem die griechische Kirche an all den großen Entwicklungen und Thaten der abendländischen Christenheit keinen Theil genommen und selbst die Liebe mißtrauisch oder selbst feindlich angesehen, mit welcher evangelische Missionare die heilige Schrift und christliche Bildung unter dem vernachlässigten Griechenvolke zu verbreiten streben.

Ganz anders ist das Bild, das die evangelische Kirche der sinnenden Betrachtung darbietet. Gemäß dem Gang ihrer Geschichte wie ihrem eigenen Grundsatz gewährt sie der Ausprägung und Entwicklung des christlichen Lebens eine größere Freiheit und hat daher in den einzelnen Ländern eine verschiedene Gestaltung des äußeren Kirchenwesens. Aber unverrückt hat sie in ihren Bekenntnissen an dem göttlichen Wort festgehalten und findet in dieser ihrer Unterordnung unter die höchste Autorität ein Band der Einheit, das schöner und stärker ist als irgend ein anderes. Wohl ist sie ganz besonders eine streitende Kirche, kämpfend nach Außen, kämpfend auch gegen den im eigenen Schooße langgehegten Unglauben ihrer Glieder. Und gerade jetzt kämpft sie solchen Streit, sich selbst wieder aufbauend auf den alten Grundlagen des Bekenntnisses, die alten Lieder und schönen Gottesdienste wieder einführend. Auch ist sie durch den Drang der Zeitverhältnisse genöthigt, auf ihre bisherige Verbindung mit dem Staat zu verzichten, und ruft nun in den überall eingeführten oder vorbereiteten Kirchenverfassungen alle lebendigen Gemeindeglieder auf, das Reich Gottes zu bauen und zu pflegen. Und sind unter ihren eigenen Dienern und Bekennern auch verschiedene Anschauungen, die wohl einmal wider einander kämpfen um die Wahrheit, so ist dieser Streit selbst ein Zeugniß, daß der Geist des Herrn in ihr ist und die Wahrheit vom Irrthum sondern will. Kann sie sich nicht messen mit der imponirenden Macht der römischen Kirche, so ist sie doch gerade in ihrer anspruchlosen Gestalt die demüthige Maria, die zu des Herrn Füßen sitzt und seiner Rede zuhört, aller irdischen Herrlichkeit vergessend. Eben darum nennt sie auch alle Jene die Ihren, die den Herrn Jesum lieb haben in allen Kirchen. Dies treue Zusammenhalten aller Christusgläubigen ist um so nothwendiger, als in der gewaltig erregten Gegenwart aller Streit der wider einander ringenden geistigen Mächte in seinem tiefsten Grunde auf die große Frage hinauskommt: „Wie dünkt euch um Christo? Weß Sohn ist er?“ (Matth. 22, 42). Die Einen achten Christum für einen Menschen, dessen Wort

veraltet sei und einer neuen, angeblich freisinnigeren und mehr vergeistigten Auffassung der Religion weichen müsse. Dieser Anschauung verdanken die von dem leichtfertigen Franzosen Renan und von dem allerdings viel höher stehenden Heidelberger Professor Schenkel herausgegebenen Bearbeitungen der Geschichte Jesu ihren Ursprung, und jemehr Freisinnigkeit und Fortschritt die vielfach unverstandenen Losungsworte unserer Zeit sind, desto mehr sind solche Angriffe auf Den, der in großartiger Ausschließlichkeit sich und nur sich „den Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6) nennt, wohl geeignet, die Herzen zu blenden und zu fesseln. Aber auf der andern Seite sind die Gläubigen des Herrn durch jene Vorgänge nur gereizt worden, in gelehrten wie in volksthümlichen Schriften und selbst in reichgesegneten öffentlichen Vorträgen die Sache ihres Meisters zu führen und mit überzeugender Klarheit, ähnlich den Apologeten des Alterthums, des Evangeliums Wahrheit und Herrlichkeit zu erhärten. Aber die Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß die Kirche einer großen Sichtung und Scheidung entgegengeht, indem der Glaube der Einen und der Unglaube der Anderen gesonderte Wege einschlagen und vielleicht neue Gemeindebildungen hervorrufen wird. Ja eine immer drohender sich erhebende Partei macht kein Hehl daraus, daß sie jede Gottesverehrung verfolgen und stürzen will. Das alles wird insonderheit der evangelischen Kirche zur Klärung und Bewährung dienen; sie wird sich auf den freien und bewußten Glauben ihrer Glieder stützen und damit ihrem Vorbild — der apostolischen Gemeinde — immer ähnlicher werden. Und so mag man sich immerhin des Geisteskampfes freuen, der gegenwärtig gestritten wird, und gewiß sein, daß er zuletzt doch nur zur Klärung und Bewährung des Glaubens gereichen und damit dem Reiche Gottes dienen muß. Zu solchem Dienst wird die göttliche Weisheit auch diejenigen Bestrebungen gebrauchen, in denen sich Wahrheit mit Irrthum, Lauterkeit mit Unlauterkeit mischt. Und eine Frucht des immermehr erstarkenden Glaubenslebens wird gefunden, deren Herrlichkeit auch die Gegner dieses Glaubens zugestehen und bewundern. Das ist die Liebe, die nicht allein in Zeiten weitverbreiteter ansteckender Krankheiten, sondern auch auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen Schleswigs (1864), Deutschlands (1866) und Frankreichs (1870/71) ihre selbstverleugnende Innigkeit und Kraft auf eine Weise offenbart hat, wie es wohl seit den Zeiten der ersten Christen nicht geschehen ist. Und wie in dieser Liebe die einzelnen Confessionen wetteiferten, so mögen sie fürder mit den ihnen verliehenen besonderen Gaben für Den kämpfen, den sie gemeinsam bekennen. Die rechte Kirche ist die unsichtbare, aber unter den sichtbaren Kirchen dürfen wir allerdings die evangelische als das treueste Abbild des Reiches Gottes auf Erden bezeichnen. Denn sie hält sich allein an Den, der da heißt Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Zeittafel.

Erster Zeitraum.

Jahr

33. Stiftung der christlichen Kirche.
37. Stephani Steinigung. Pauli Bekehrung. Kaiser Tiberius †.
41–54. Kaiser Claudius.
44. Jakobus d. A. †
45–48. Pauli erste Missionsreise.
50. Apostelconvent zu Jerusalem.
51–54. Pauli zweite Missionsreise.

Jahr

54–58. Desselben dritte Missionsfahrt.
54–68. Kaiser Nero.
63. Jakobus d. J. †.
64. Christenverfolgung in Rom.
66–70. Jüdischer Krieg.
67. Paulus und Petrus †.
81–96. Domitian Kaiser.
96–98. Nervas Regierung.

Zweiter Zeitraum.

Jahr

98–117. Trajan Kaiser.
107. Simeon †.
116. Ignatius †.
117–138. Hadrian Kaiser.
134. Jerusalem eine heidnische Stadt.
138–161. Antonius Pius Kaiser.
160. Osterstreit zwischen Anicetus und Polykarpus.
161–180. Marcus Aurelius Kaiser.
163. Justinus der Märtyrer †.
167. Polykarpus †.
177. Christenverfolgung zu Lyon und Vienne.
180–193. Commodus Kaiser.
193–211. Septimius Severus Kaiser.

Jahr

200. Victors von Rom Osterstreit mit dem Morgenlande.
202. Christenverfolgung in Afrika. Irenäus †.
220. Tertullianus †.
222–235. Alexander Severus Kaiser.
249–251. Decius Kaiser. Christenverfolgung. Novatianische Spaltung in Rom.
253–260. Valerianus Kaiser.
254. Origenes †.
258. Cyprianus †.
260. Kaiser Gallienus gewährt der Kirche Glaubensfreiheit.

Jahr
270. Manis Auftritt.
284—305. Diocletianus Kaiser.
303. Beginn der großen Christenverfolgung.

Jahr
311. Der Mitregent Galerius †.
312—337. Constantin der Große.
321. Beginn der arianischen Streitigkeiten.
323. Constantin Alleinherrscher.

Dritter Zeitraum.

Jahr
325. Erstes ökumenisches Concil zu Nicäa.
330. Lactantius †.
336. Arius †.
337. Constantin †.
340. Eusebius und Paulus von Theben †.
343. Christenverfolgung in Persien.
348. Pachomius †.
356. Antonius †.
361—363. Julian der Abtrünnige.
373. Athanasius †.
379—395. Theodosius I.
379. Basilius †.
381. Zweites ökumenisches Concil zu Constantinopel. Unterdrückung des Heidenthums.
395. Theilung des Römerreiches. Honorius und Arkadius.
397. Ambrosius †.
400. Martin von Tours †.
407. Chrysostomus †.
410. Beginn des pelagianischen Streites.
418. Neue Christenverfolgung in Persien.
420. Hieronymus †.
430. Augustinus †.
431. Drittes ökumenisches Concil zu Ephesus. Entscheidung über den arianischen und nestorianischen Streit.
440—461. Leo der Große, Bischof von Rom.
449. Räubersynode zu Ephesus.

Jahr
451. Viertes ökumenisches Concil zu Chalcedon. Entscheidung über den eutychianischen Streit.
460. Patrik und Simeon der Säulensteher †.
476. Untergang des weströmischen Reiches.
496. Clodwig wird Christ.
499. Die persische Kirche erklärt sich für Nestorius.
527—565. Justinianus Kaiser.
529. Mönchsregel des Benedictus von Nursia.
553. Fünftes ökumenisches Concil zu Constantinopel.
589. Synode zu Toledo.
590—604. Papst Gregor I.
597. Columba †. Augustin in England.
622. Muhameds Flucht.
680. Sechstes ökumenisches Concil in Constantinopel.
711. Die Araber in Spanien.
726. Beginn des griechischen Bilderstreites.
732. Carl Martels Sieg über die Araber.
739. Willibrord †.
755. Bonifacius †. Beginn eines Kirchenstaates.
760. Crodegangs Regel.
768—814. Carl der Große.
787. Siebentes ökumenisches Concil. Entscheidung wider den Bilderdienst.
800. Carl der Große zum Kaiser gekrönt.

Vierter Zeitraum.

Jahr
814—840. Ludwig der Fromme.
842. Ende des Bilderstreites.
858—867. Nicolaus I., Papst.

Jahr
861. Methodius und Cyrillus in Bulgarien.
863. Dieselben unter den Mähren.
865. Anschar †.

Jahr

867. Bruch zwischen Rom und Constantinopel.
894. Methodius in Böhmen.
919—936. Heinrich I., Kaiser.
936—973. Otto I., Kaiser.
942. Odo von Clugny †.
949. Bisthum zu Brandenburg gestiftet.
966. Das Christenthum in Polen.
968. Gründung des Erzstiftes Magdeburg und des Bisthums Meißen.
980. Wladimir von Rußland Christ.
997. Adalbert von Prag †.
1003. Papst Sylvester II. (Gerbert) †.
1014—1035. Knud, erster christlicher König von Dänemark.
1048. Der Mönch Hildebrand in Rom.
1054. Vollständige Trennung der morgen- und abendländischen Kirche.
1056—1106. Kaiser Heinrich IV.
1059. Gesetz über die Papstwahl.
1073—1085. Gregor VII.
1077. Heinrichs IV. Buße in Canossa.
1084. Stiftung des Karteuserordens.
1095. Kirchenversammlung von Clermont.
1098. Robert von Citeaux stiftet den Cisterzienserorden.
1099. Jerusalems Eroberung.
1109. Anselm von Canterbury †.
1118. Entstehung des Templer- und des Johanniterordens.
1121. Norbert stiftet den Prämonstratenserorden.
1122. Concordat von Worms.
1124. 1129. Otto von Bamberg in Pommern.
1142. Abälard †.
1147. Zweiter Kreuzzug.
1153. Bernhard von Clairvaux †.
1155. Arnold von Brescia †.
1159—1181. Papst Alexander III.
1170. Thomas Becket ermordet. Petrus Waldus in Lyon.
1174. Heinrichs II. Buße in Canterbury.
1186. Meinhard von Bremen in Lievland.
1189. Dritter Kreuzzug.

Jahr

1190. Entstehung des deutschen Ritterordens. Kaiser Friedrich I. †.
1198—1216. Papst Innocenz III.
1204. Vierter Kreuzzug.
1209—1229. Albigenserkrieg.
1215. Stiftung des Dominikanerordens. Concil zu Rom.
1223. Orden der Franziskaner.
1228. Fünfter Kreuzzug.
1229. Beschlüsse der Synode zu Toulouse wider die Ketzer. Inquisitionsgerichte.
1230—1283. Kampf des deutschen Ritterordens in Preußen.
1249. Sechster Kreuzzug.
1270. Siebenter Kreuzzug.
1274. Thomas von Aquino †.
1291. Akkons Fall.
1294—1303. Papst Bonifacius VIII.
1308. Catharina von Siena †.
1309—1377. Babylonisches Exil der Päpste.
1321. Dante †.
1338. Fürstentag zu Rhense.
1348. Die Geißlerzüge.
1361. Johannes Tauler †.
1378—1409. Spaltung des Papstthums.
1384. Wiklef †.
1402. Huß, Prediger an der Bethlehemskirche.
1409. Concil zu Pisa.
1410—1437. Kaiser Siegmund.
1414—1418. Concil zu Constanz.
1415. Huß †.
1416. Hieronymus von Prag †.
1431—1443 Concil zu Basel.
1433. Vertrag des Concils mit den Calixtinern.
1434. Die Taboriten werden geschlagen.
1457. Entstehung der böhmischen Brüder.
1471. Thomas von Kempen †.
1483. Luther geboren.
1484. Zwingli geboren.
1497. Melanchthon geboren.
1498. Savonarola †.
1503—1513. Papst Julius II.
1513—1522. Papst Leo X.

Fünfter Zeitraum.

Jahr
1517. Luthers Thesen.
1518. Luther vor Cajetan. Melanchthon in Wittenberg.
1519. Miltitz und Eck handeln mit Luther. Zwinglis Auftreten in Zürich.
1519—1556. Kaiser Carl V.
1520. Luther verbrennt die Bannbulle.
1521. Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg.
1522. Kirchliche Unruhen in Sachsen. Luther wieder in Wittenberg.
1523. Disputation in Zürich.
1525. Bauernkrieg. Luthers Vermählung. Friedrich der Weise †.
1525—1532. Kurfürst Johann der Beständige.
1526. Erster Reichstag in Speier. Synode in Homburg.
1529. Kirchenvisitation in Sachsen. Luthers Katechismen. Zweiter Reichstag zu Speier. Gespräch zu Marburg.
1530. Reichstag zu Augsburg.
1531. Evangelischer Fürstenbund zu Schmalkalden.
1532—1553. Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige.
1532. Nürnberger Religionsfriede.
1534. Trennung Englands vom Papst. Luther vollendet die Uebersetzung der Bibel.
1535. Die Wiedertäufer in Münster.
1536. Calvin in Genf.
1537. Die Schmalkaldischen Artikel.
1539. Brandenburg und Herzogthum Sachsen lutherisch.
1540. Der Jesuitenorden wird beseitigt.
1544. Lutherische Kirchenordnung in Schweden.
1545—1563. Concil in Trient.
1546. Luther †. Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges.
1547. Schlacht von Mühlberg.
1548. Augsburger und Leipziger Interim.
1552. Passauer Vertrag. Franz Xaver †.
1553. Servede in Genf verbrannt.

Jahr
1555. Augsburger Religionsfriede.
1555—1598. Philipp II. von Spanien.
1556—1564. Kaiser Ferdinand I.
1558—1603. Elisabeth von England.
1559. Lutherische Mission in Lappland.
1560. Melanchthon †.
1561. Menno Simons †.
1562. Der Heidelberger Katechismus. Die neununddreißig Artikel.
1564. Calvin †.
1570. Religionsfriede in Polen.
1572. Pariser Bluthochzeit. Aufstand der Niederländer.
1577. Concordienformel.
1580. Concordienbuch.
1589. Patriarchat.
1596. Vereinigung eines Theiles der griechischen Kirche mit der römischen.
1598. Edict von Nantes.
1604. Fausto Sozzino †. Moritz von Hessen tritt zur reformirten Kirche über.
1609. Kaiser Rudolf II. erläßt den Majestätsbrief.
1613. Johann Siegmunds von Brandenburg Uebertritt zum reformirten Bekenntniß.
1618. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Synode zu Dordrecht.
1621. Johannes Arndt †.
1624. Jakob Böhme †.
1629. Kaiser Ferdinands II. Restitutionsedict.
1630. Gustav Adolf in Deutschland.
1632. Gustav Adolfs Tod.
1637. Johann Gerhard †.
1638. Cyrillus Lukaris †.
1648. Westphälischer Friede.
1685. Aufhebung des Edictes von Nantes.
1694. Gründung der Universität Halle.
1696. Molinos †.
1697. Uebertritt Friedrich Augusts von Sachsen zur römischen Kirche.
1701. Päpstlicher Protest gegen Preußens Königswürde.
1704. Ende des Camisardenkrieges in den Sevennen.

Jahr

1705. Spener †. Missionar Ziegenbalg in Ostindien.
1710. Der Schwärmer Gichtel †.
1715. Fenelon †.
1721. Errichtung der „dirigirenden Synode" in Petersburg.
1722. Gründung von Herrnhut.
1727. A. H. Francke und Thomas von Westen †.
1731. Auswanderung der evangelischen Salzburger.
1750. Bach †.
1759. Verbreitung der Jesuiten aus Portugal.
1760. Zinzendorf †.
1772. Swedenborg †.
1773. Aufhebung des Jesuitenordens.
1774. Bogatzky †.
1782. Kaiser Josephs II. Toleranzedict.
1786. Emser Punctation.
1789. Ausbruch der französischen Revolution.
1791. Semler †.
1792. Spangenberg und Bahrdt †.
1793. Die revolutionäre Regierung in Frankreich schafft das Christenthum ab.
1794. Stiftung der allgemeinen Missionsgesellschaft zu London.
1800. Jänikes Missionshaus in Berlin.
1801. Friede zu Luneville. Die geistlichen Reichsstände Deutschlands verlieren ihre Landeshoheit.
1803. Herder †.
1804. Kant †. Napoleon I. Kaiser.
1806. Untergang des deutschen Reiches.
1814. Wiederherstellung des Papstthums und des Jesuitenordens.
1815. Heiliger Bund.
1816. Der Papst verdammt die evangelischen Bibelgesellschaften.
1817. Claus Harms' Thesen. Aufruf Friedrich Wilhelms III. zur Union der beiden evangelischen Kirchen. Stiftung der Gemeinde Kornthal.
1823. Papst Pius VII. †.
1827. Prediger Jänike †.
1829. Papst Leo XII. †.

Jahr

1830. Papst Pius VIII. †.
1831. Hegel †.
1833. Die griechische Kirche in Griechenland trennt sich vom Patriarchen in Constantinopel.
1834. Schleiermacher †.
1836. Lutherische Missionsgesellschaft in Dresden.
1837. Auswanderung der Zillerthaler. Preußischer Kirchenstreit.
1838. Stephans Auswanderung aus Sachsen. Rhenius †.
1840. Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt.
1841. Protestantisches Bisthum in Jerusalem. Stiftung des Gustav-Adolf-Vereines.
1844. Ausstellung des „heiligen Rockes" in Trier.
1845. Die deutsch-katholischen und die freien Gemeinden.
1846. Stiftung der evangelischen Allianz. Stephan und Steffens †. Gregor XVI. †. Papst Pius IX.
1848. Jahr der Revolution. Flucht des Papstes. Beginn der Kirchentage.
1850. Neander †. Der Papst kehrt nach Rom zurück.
1851. Gützlaff †.
1854. Schelling †. Neues Mariendogma. Oestreichs Concordat mit dem Papst.
1857. Empörung in Ostindien. Auswanderung der Waldenser nach Südamerika.
1858. Prediger Goßner †.
1859. Italienischer Krieg. Empörung im Kirchenstaate.
1860. Der Papst verliert den größten Theil seines Landes. Kaiser Franz Joseph verleiht der evangelischen Kirche Oestreichs eine selbstständige Verfassung. Schubert, Spitta und E. M. Arndt †.
1861. Proclamirung der Glaubensfreiheit in Italien.
1864. Päpstliche encyclica sammt syllabus. Knapp †.
1865. Ludwig Harms †.

Jahr

1866. Deutscher Krieg. Deutschlands Neugestaltung.

1868. Lutherdenkmal in Worms. Wiederaufhebung des Concordats in Oestreich. Die spanische Revolution verkündet Glaubensfreiheit.

1869. Beginn des ökumenischen Concils. Taufe der Königin von Madagaskar.

1870. Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Auflösung des Concils. Besetzung Roms durch die Italiener.

1871. Wiederaufrichtung des deutschen Reiches unter dem evangelischen Hohenzoller Wilhelm I. Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reich.

1872. Beginn des deutschen Kirchenstreites. Ausweisung der Jesuiten aus dem deutschen Reich. Löhe und Uhlich †.

1873. Die preußischen Maigesetze. Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst. Constituirung altkatholischer Gemeinden unter Bischof Reinkens. Befreiung der gefangenen Missionare im Lande der Aschanti.

1874. Versammlung der evangelischen Allianz in New-York. David Strauß †.

Register.

Druck von C. Roeßler in Grimma.